

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebzehnter Jahrgang. — Erster Band.

(Januar bis März 1892.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

125.5

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVII

(Januar bis März 1892.)

	Seite
Zur Kriegsfrage. Ein Brief des Generals von Leszczynski an den Herausgeber der Deutschen Revue	1
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XXXII. XXXIII. XXXIV. (Schluß)	5. 175. 310
David Sibyllinus: An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Familienchronik. I. II. III.	18. 159. 288
Reinold von Hanstein: Nahrungsbedürfnis und Nahrungserwerb im Tierreich	40
Gneomar Ernst von Mazmer: Aus dem Berliner Hofleben in der Zeit von 1826—1862	52
Zanka Wöhl: Kardinal Haynald	60
Wilhelm Jensen: Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. IV. V. VI. (Schluß.)	79. 221. 368
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. III. IV. V.	95. 208. 342
Otfried Rippold: Sommerferien in Japan. II. (Schluß.)	102
Graf Eduard von Lamezan: Betrachtungen über den modernen Realismus.	108
Aus dem Leben König Karls von Rumänien. I. II.	145. 273
P. von Zech: Die Physik vor hundert Jahren und heute	188
Englands Weltherrschaft, Irland und Ägypten. Von einem vormaligen Botschafter	199
Justus von Gruner: Die Gründe der Verhaftung von Justus Gruner in Prag in der Nacht vom 21. bis 22. August 1812	247

	Seite
Graf W. von Noon, Generalleutnant: Gehört der Kriegsminister in das Hauptquartier der vom Monarchen befehligten Armeen?	321
Louis Robiunon: Kind und Affe	332
J. Frohschammer: Der Religionsfanatismus und der Krieg. I.	353

Berichte aus allen Wissenschaften.

Hygiene.

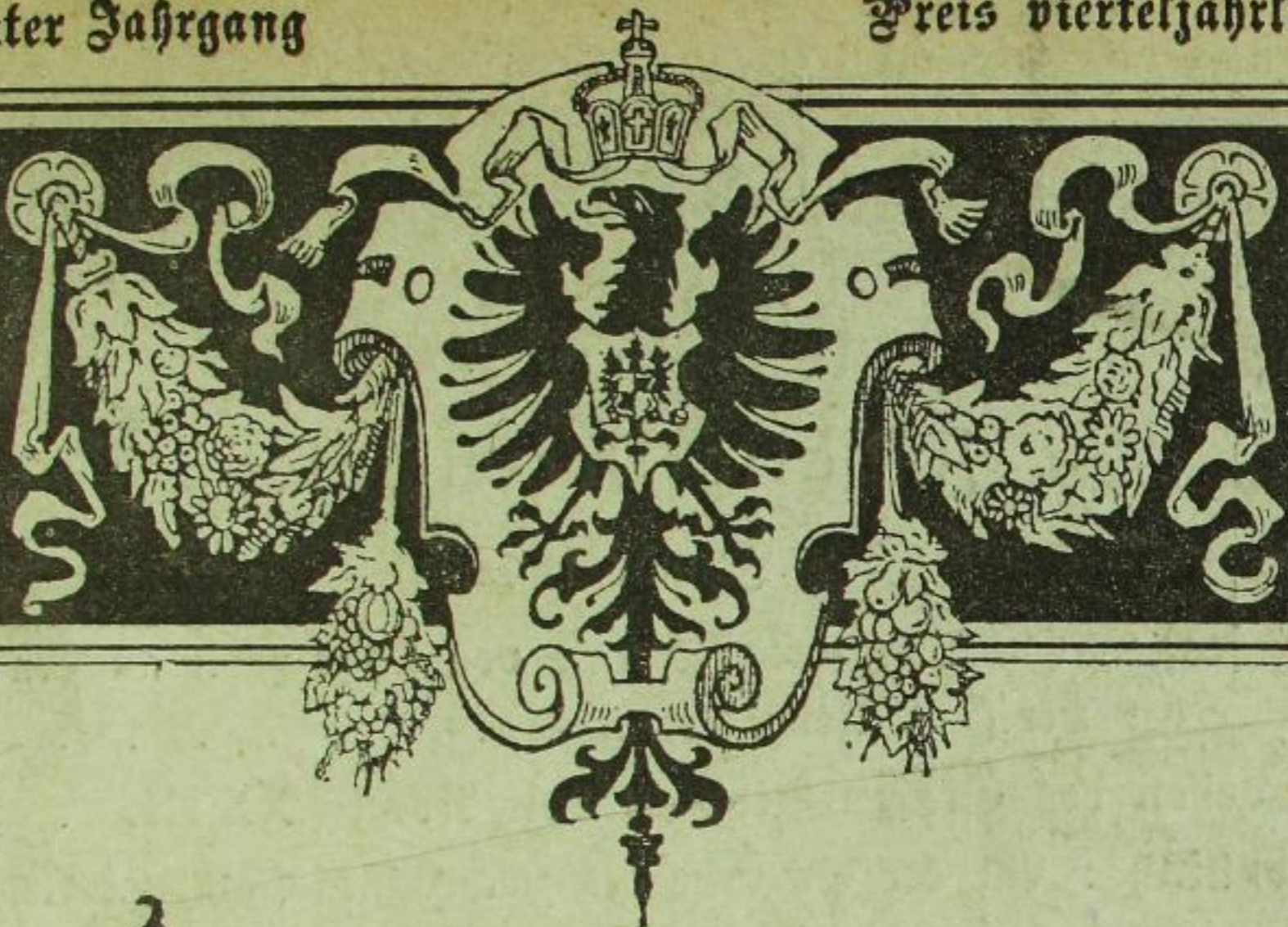
Julius Kollmann: Die Schulreform in Deutschland vor dem forum der Hygiene	120
---	-----

Zeitbeschwerden.

Klagen aus dem Strafrechtswesen	264
---	-----

Kleine Revuen:

Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue	137
Litterarische Berichte	142. 267. 393
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	396



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

1892. Januar

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte



Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Januar 1892.

	Seite
Zur Kriegsfrage. Ein Brief des Generals von Leszczyński an den Herausgeber der Deutschen Revue	1
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon XXXII.	5
David Sibyllinus: An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Familienchronik. I.	18
Reinold von Hanstein: Nahrungsbedürfnis und Nahrungserwerb im Tierreich	40
Gneomar Ernst von Naßmer: Aus dem Berliner Hofleben in der Zeit von 1826 bis 1862	52
Zanka Wöhl: Kardinal Haynald	63
Wilhelm Jensen: Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. IV.	79
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. III.	95
Otfried Rippold: Sommerferien in Japan. II. (Schluß.)	102
Graf Eduard von Lamezan: Betrachtungen über den modernen Realismus	108
Berichte aus allen Wissenschaften	120
Hygiene: Julius Kollmann, Die Schulreform in Deutschland vor dem Forum der Hygiene.	
Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue	137
Berliner Autoren. Von Ernst Wechsler. — Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen. Heft 1 und 2. — Todsünden. Von Hermann Heiberg. — Höchste Liebe schweigt! Von Hermann Heiberg. — Glück und Glas. Von Eduard Berz. — Glück. Von Boris von Bielsky. — Die Mexikanerin. Reata. Von E. D. Gerard. — Künstler-Leben. Von E. Haaf. — Schneeflocken. Von David Halpert. — Geschichten aus dem Leben. Von Joseph F. Stolz. — Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. R. Hofegger. — „Prosa“. Von Robert Hamerling.	
Litterarische Berichte	142
Abbruch und Aufbau von Dr. Paul Ripper. — Unter Menschenfressern von Dr. Karl Lumholz. — Sizilianische und andere Streifzüge von Siegfried Samosch. — Unsere nationale Erziehung von einem Oberdeutschen. — Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit von Huebber-Schleiden.	

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zur Kriegsfrage.

Ein Brief des Generals von Leszczyński an den Herausgeber der Deutschen Revue.

In der Tagespolitik und in der öffentlichen Meinung wird die Kriegsfrage häufig mehr nach den allgemein gehaltenen Äußerungen und Andeutungen einzelner Staatsmänner als nach der augenblicklichen militärischen Lage beurteilt. Letztere ist aber für eine Kriegsentscheidung hauptsächlich maßgebend. Es werden deshalb nachstehende objektive Ansichten eines unserer hervorragendsten Generale über die gegenwärtigen Stärke- und Schwächeverhältnisse vielleicht ins Gewicht fallen.

Möge der folgende Brief des Generals von Leszczyński an den Herausgeber der Deutschen Revue dazu beitragen, die allgemeine Stimmung zu beruhigen, indem derselbe Illusionen und Hoffnungen abenteuerlicher Politiker und Friedensstörer vernichtet.

Redaktion der Deutschen Revue.

* * *

Sie wollen in Ihrem Briefe vom 12. Oktober eine Schilderung unserer Stärke und der jetzigen Situation haben. Hier ist sie: Unsere Stärke ist sehr einfach geschildert, sie liegt einmal in der völlig gleichen Ausbildung und daher Tüchtigkeit der Friedens-Armee, dann im Offizier-Korps und endlich in dem gebildeten Bürgertum.

Die völlig gleichmäßige Ausbildung aller Armee-Korps des deutschen Reiches ist durch und durch real, denn das Grundprinzip derselben ist die Behandlung des Individuums. Die große Mühe bei der Erziehung des einzelnen Mannes verwertet sich nach der Entlassung aus dem stehenden Heere bis in die Zeit der Landwehr. Was der Soldat im Dienst gelernt, Disziplin und Fertigkeit des Waffendienstes, das sieht so zu sagen fest. Man ordnet in Frankreich und Rußland jetzt auch Manöver an, Übungen, die bei uns seit 50 Jahren mindestens in Gebrauch sind. Die Erziehung zur Selbständigkeit der Führer ist hier ein Hauptzweck von jeher gewesen. Hier liegt der Grund jener frischen Initiative, die alle Gefechte der letzten Kriege auszeichnet.

In Frankreich und Rußland beginnt man mit den Manövern, man schreibt sie aber bis in das Kleinste vorher vor und erzielt so natürlich ganz andre Resultate.

Unsre Stärke liegt sodann im Offizier-Korps, das ich allerdings mit voller Überzeugung als das erste Offizierkorps der Welt hinstelle. Erlassen Sie es mir, die Vorzüge desselben zu schildern, es ist auch nicht nötig, denn alle Mächte sind darin einig, daß wir hierin überlegen sind.

Nur das Eine will ich sagen: besser war das Offizier-Korps noch niemals!

Ein dritter sehr wichtiger Faktor ist das deutsche gebildete Bürgertum. Dies Bürgertum ist getragen von hohem nationalem Gefühl, von Berufstreue und Ehrgefühl, wie keine andre Nation es auch nur annähernd aufweisen kann.

Wer 1870 mit erlebt, der weiß, welchen Schwung dieser Geist in die Massen brachte, mit welchem Jubel, mit welcher Zuversicht die Reserven und Wehrleute zu den Regimentern gingen!

Dies gebildete Bürgertum giebt nun der Armee eine große Zahl tüchtiger Offiziere und Unteroffiziere, Elemente, die in Frankreich spärlich, in Rußland so gut wie gar nicht vertreten sind. Diese militärisch ausgebildeten Männer gestatten aber die Neubildung von Truppen, sie geben Ersatz für die Verluste an Offizieren, erhalten uns also die Armee schlagfähig. Die Wichtigkeit dieser Erörterung springt in die Augen, wenn man nur auf Rußland blickt und fragt: Wer wird die Truppe denn dort kommandieren, wenn sie einmal im Feuer war?

Schließlich will ich denn doch noch ein Wort vom Vertrauen sagen. Die Nation vertraut der Armee und die Armee der Nation. Sie sind beide unbedingt einig, und so ist mit mathematischer Sicherheit zu sagen, daß ein Pulsschlag durch ganz Deutschland schlägt, wenn wir angegriffen werden.

Blicken wir nun auf die andern Mächte. Also auf Rußland.

Augenblicklich sind wir den Russen in den Waffen überlegen, der jetzige Augenblick zum Kriege wäre überhaupt der denkbar ungünstigste für dieses Land. Ich kann daher nicht glauben, daß man an der Nawa jetzt Krieg will, die leitenden Männer sind tüchtige Offiziere und müssen die Dinge abwägen, wie sie liegen. Man führt nicht ungezwungen Krieg, wenn man in der Neubewaffnung ist, und dies ist man bis 1894 trotz aller französischen Unterstützung.

Eine Armee von einer bis zwei Millionen Menschen läßt sich nicht in Feindesland ernähren, selbst im reichen Frankreich wurden wir 1870/71 zum größten Teil aus der Heimat ernährt. Wie will Rußland dies bei der jetzigen Hungersnot machen? Schon die erste Versammlung der Truppen würde binnen 8—14 Tagen zu Zuständen führen, die erschütternd wirken müssen. Schlechter Laune ist man in Petersburg allerdings, daß man aber Krieg will, jetzt 1892, das ist kaum anzunehmen.

Es treiben viele und recht hoch gestellte Leute zum Kriege, weil, wie sie sagen, der glückliche oder unglückliche Krieg mehr Freiheit bringen müsse. Es mag dies wohl richtig sein, aber vorläufig und in absehbarer Zeit hat der Zar das Heft fest in der Hand, und die Versuche daran zu rütteln möchten doch wenig Erfolg haben.

Die öffentliche Meinung in Deutschland ist nun beunruhigt, weil Rußland fort und fort Truppen nach Westen vorschiebt. Gewiß ist dies unangenehm, doch ein Vorbote des Krieges ist es nicht. Rußland will seine Mobilmachung in ein ähnliches Tempo bringen, wie die deutsche es bereits seit längerer Zeit thatsächlich hat. Man ist der Meinung schneller fertig zu werden, wenn die Kadres schon im Westen stehen und nur die Ergänzungsmannschaften und Pferde beim Eintritt der Mobilmachung die Eisenbahnen belasten. Diese Ansicht hat gewiß ihre Berechtigung, sie ist sogar vortrefflich, wenn die Mobilmachung in aller Ruhe erfolgt und wenn die Ergänzungen in Ordnung abgeschickt werden. Treffen aber diese beiden — Wenns — nicht zu, so ist die ganze Maßregel höchst bedenklich.

Die russischen Heißsporne reden nun viel von den Kavalleriemassen, die sie bei Ausbruch eines Krieges über die Grenzen werfen wollen; man denkt hierbei an die bedeutenden Streifzüge im Nordamerikanischen Kriege, vergißt aber, daß man hier in ein Kulturland reiten will, wo Eisenbahnen und Telegraphen sind, wo der öffentliche Dienst auf das beste organisiert ist und wo Truppen in reichlicher Zahl in Versammlung sind. Ein paar Grenzdörfer können wohl ausfouragiert werden, in das Land hinein können die Reiterdivisionen aber nicht; versuchen sie es, so wäre der Untergang und die völlige Vernichtung unausbleiblich.

Es sind diese Drohungen nichts weiter als der Lärm der revolutionären Partei, die seit Skobelew 1880 ihren Brüdern in Frankreich, den Deroulede und Konforten nachahmt.

Sie müssen, geehrter Herr, Ihrem Leserkreis von dieser Gesellschaft überhaupt öfter und eingehender Schilderungen geben, das Publikum glaubt im allgemeinen, daß es Patrioten sind und zwar Patrioten mit glühender Vaterlandsliebe. Dies ist nun aber nicht der Fall. So wie Skobelew in Schmutz und viehischem Leben unterging, so werden viele seiner Genossen auch noch enden, und ich weiß mit aller Sicherheit, daß die gebildete und hochachtbare Petersburger Gesellschaft dasselbe Urteil fällt wie ich.

Frankreich steht mit uns in den Waffen gleich, die Organisation ist aber bei uns eine festere, die Berufstreue ist bei uns gleichmäßiger, und der persönliche Ehrgeiz geht in den höheren und höchsten Stellen bei uns nie über die Grenze, welche das allgemeine Wohl erfordert.

Wir dienen dem Kaiser, die Heerführer gehorchen selbstverständlich, niemand denkt daran, auf Kosten der Nachbarn Lorbeeren zu erringen. Es sind also Verhältnisse wie bei Solferino und Plewna nicht möglich. Höchst zweifelhaft ist es, ob die zentrale Leitung Frankreichs im stande ist Armeen einheitlich zu leiten. Die niedere Führung entbehrt des selbständigen Entschlusses, wie vorher bereits erwähnt, hier fehlt es an traditioneller Erziehung.

Dieser Fehler wird sich später, so wie es 1870 geschah, bestimmt strafen. Unsere ersten Offiziere sind im Generalstabsdienst, also dem operativem Dienst erzogen. Dies ist in Frankreich nicht der Fall.

Die Disziplin ist im Frieden in der französischen Armee äußerst streng, viel strenger als bei uns. Im Felde kommt man mit der Strenge nicht weit,

wenn Hunderttausende zusammenkommen. Da müssen andre Faktoren helfen, die Bildung, das gute Beispiel der Vorgesetzten und die Berufstreue, sie sind es, die besser wirken als Strafen.

Man ist in höheren französischen Offizierskreisen nicht ganz unbesorgt, daß die Massen etwas schwierig werden können, jedenfalls ist anzunehmen, daß der geringste Fehlschlag eine erhebliche Auflösung zur Folge hat. Es giebt in Frankreich vortreffliche Offiziere und Soldaten, aber diese Art des alten französischen Kriegers wird von Jahr zu Jahr seltener, jedenfalls ist sie in den Regimentern nur noch spärlich vertreten. Es ist ein neuer Geist, der in der Mehrzahl steckt, aber kein Geist, den wir zu bewundern Anlaß hätten.

Die taktischen Verhältnisse sind ungefähr gleich, man darf diesen Beziehungen nicht ein sehr großes Gewicht beilegen, denn im ganzen entscheidet Führung und Disziplin.

Nur dann, wenn eine Taktik befolgt wird, wie sie General Dragomirov bei der Südararmee in Kiew aufführt, nur dann sind die Katastrophen unausbleiblich.

Was nun unsre Bundesgenossen betrifft, so muß man freudig zugestehen, daß in Oesterreich viel gebessert, viel gelernt ist. Die Taktik ist eine recht gute, die Disziplin gut, ebenso die Berufstreue. Niemand zweifelt daran, daß das solide Gefüge und der gute Geist einem russischen Anprall widerstehen wird. Die Intelligenz ist in Oesterreichs Armee erheblich größer wie in Rußland, die Waffen sind gut, was also ist zu befürchten?

Rumänien ist fleißig und bringt den Vorteil, daß es immerhin zwei russische Korps auf sich zieht.

Italien zieht ebenfalls Kräfte auf sich und uns ab, und dies ist die Hauptsache. Ob es offensiv werden wird, ob die Armee in größeren Verbänden, also z. B. mit 4—5 Korps, operieren kann, dies hängt von zahlreichen andern Verhältnissen ab. Ein La Marmora ist augenblicklich wohl nicht in den höchsten Stellen zu finden, man hat an den Fehlern dieses Generals viel gelernt.

Sehr wichtig in der jetzigen Situation ist es, ob England neutral bleibt. Schließt es sich uns an, so ändern sich die Stärken erheblich. Rußland muß sodann in Finnland und Livland 2 Korps lassen, Riga muß stark besetzt werden. Wir bedürfen keiner Truppen zum Küstenschutz und in Schleswig und haben die See für Lebensmittel frei.

Im Süden ist es dasselbe. Hält England mit Italien und Oesterreich das Mittelmeer, so werden drei Korps in Italien zur Operation frei.

So hübsch dies alles klingt, so hat Deutschland in seinem Kalkül diesem Bündnis doch nicht Rechnung zu tragen und zwar um deswillen, weil England Rußland zwar haßt, aber Frankreich fürchtet. Man kann sagen, der Dreibund und der Zweibund balanciert und Englands Entscheidung giebt den Ausschlag. Die Rolle dieses Landes ist also die eminent günstigste und dennoch wird sie nicht ergriffen werden, besonders dann nicht, wenn das nahende liberale Ministerium das Steuer erhält. Wir müssen auch ohne England fertig werden und können

es auch; ich baue auf die Volkskraft der deutschen Nation zu sehr, um Zweifel zu haben.

Aber vorläufig sehe ich aus den oben angeführten Gründen keinen Krieg in Sicht. Wir werden weder Rußland noch Frankreich angreifen, dies glaubt wohl jeder verständige Mensch, wir wünschen nur eins, daß man uns in Ruhe läßt. Kriegsgeschrei hören wir in Frankreich seit 50 Jahren; es gehört dort zur Beschäftigung der Massen, zum Thema aller Revolutionäre, wie Boulanger und Konforten, vom Reden zum Degenziehen ist aber noch ein großer Schritt. Und diesen Schritt werden die Männer der Ordnung nicht thun, die Revolution wird ihn ohne weiteres aber thun müssen, und deshalb müssen wir auf unsrer Hut sein.

Ich betone ausdrücklich also: wir müssen trotz der jetzigen günstigen Lage wachsam sein und keinen Tag, ja keine Stunde verlieren, um den Anprall der Nachbarn abweisen zu können. Dazu gehört aber, daß die stehende Armee befähigt ist, die gesamte waffenfähige Nation in der Stunde der Gefahr mit Sicherheit aufnehmen zu können. Es handelt sich heute um Fortentwicklung, gleichviel ob dieselbe die 2- oder 3jährige Dienstzeit bedingt.

Diese unglückliche Streitfrage der Dienstzeit verdunkelt vielen braven Männern die ganze militärische Lage, und doch ist sie höchst nebensächlich. Es handelt sich um die Beantwortung der Frage: Was brauchen wir beim Beginn eines Krieges in erster Linie? Diese Antwort kann aber nicht auf den Markt getragen werden, hier kann nur der oberste Kriegsherr mit seinen Organen entscheiden und fordern. Eine Forderung aber, die den genannten Gesichtspunkt hat, sollte jeder Patriot bewilligen. Dies sind in wenigen Worten die Anschauungen, die ich über die Stärken und Schwächen der Situation habe. Es soll mich freuen, wenn wir gleicher Ansicht sind. In Ergebenheit

Repten, den 8. November 1891.

v. Leszczyński.



Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXXII.

Im Frühjahr 1875 mußte Frau von Roon eine längere Kur in Karlsbad brauchen. Dieselbe gab wiederum Veranlassung zu einem ausführlichen und gemütvollen Briefwechsel (im April u. Mai). Der Feldmarschall gab darin u. a. seiner Freude über den Besuch sehr geliebter Verwandten (A. von Blanckenburg und dessen Tochter) Ausdruck, beschrieb sein Zusammenleben mit ihnen und machte wiederholte Mitteilungen über die damals erfolgte Vollendung der von ihm geschaffenen neuen Anlagen im Krobnitzer Park sowie einiger Bauten zur Verbesserung des dortigen Herrenhauses. —

Ende Juni weilte er einige Tage — begleitet von den meisten Mitgliedern seiner Familie — in Sorau gelegentlich der Hochzeit seines jüngsten Sohnes Wilhelm, und siedelte dann wieder nach Neuhof über. Dort wurden gleichfalls gute Beziehungen zu den (wenigen) Nachbarn auf dem Lande — zu denen sich auch der Herzog von Coburg-Gotha und seine erlauchte Gemahlin rechneten — unterhalten. Ebenso empfing Roon wieder zahlreichen Hausbesuch, meistens von Verwandten. Besonders erfrischend war ihm die mehrwöchentliche Anwesenheit Blanckenburg's (Moritz) und seiner Frau. „Unsere Erinnerung an diesen Besuch strahlt im hellsten Sonnenglanze, heute und immerdar“, schrieb er Anfang September. Mitte Oktober ging er dann wieder „ins Winterquartier“ nach Krobnitz zurück.

In denselben Tagen empfing er eine angenehme Erinnerung an seine frühere Thätigkeit als Marineminister durch ein Schreiben des Chefs der Admiralität von Stosch. Dasselbe teilte mit, daß das Kommando Sr. Majestät Kriegsschiff „Gazelle“ gelegentlich einer wissenschaftlichen Reise (Beobachtung des Venus-Durchganges, verbunden mit Landes-Aufnahmen zc.) einem größeren Teile der Kerguelen-Inseln den Namen „Roon-Halbinsel“ beigelegt hätte. Der Feldmarschall erteilte gern die hierzu erbetene Genehmigung und sprach in seinem Dankschreiben (vom 24. Oktober) seine Freude aus, daß „sein Name im Kreise des Personals der vaterländischen Marine, deren Interessen und deren Entwicklung seinen schwachen Kräften eine Reihe von Jahren amtlich anvertraut war, noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen sei.“ —

Einige Tage später erhielt Roon einen längeren Bericht Blanckenburg's, nachdem dieser mehrere Tage in Barzin gewesen war. Blanckenburg glaubte nach den erhaltenen Eindrücken einen „Zusammensturz der liberalen Minister- und Parlamentsherrschaft,“ sowie der damals noch herrschenden Wirtschaftspolitik prophezeien zu können; freilich fügte er hinzu: „mit welchen Mitteln dies Ziel aber erreicht werden soll, ist mir, und ich fürchte auch B., noch ein völliges Rätsel.“ Im ganzen schreibt er, „könne er doch nicht rosiger in die Zukunft sehen.“ — Roon antwortete (30. 10. 75.) u. a.: „Daß Bismarck mit den Liberal-Büreaukräten . . . nicht auf die Länge wirtschaften könnte, war mir lange klar . . . Er hat ganz zweckmäßig disponirt, wenn er, in Barzin verbleibend, ihnen Zeit läßt, sich abzumühen und mit ihrer Partei zu brouilliren. Mögen also die Manchester-Leute verschwinden . . . Freilich — ohne eine andere wirksame Stütze ist aber überhaupt nicht zu regieren.“ Nach ausführlichen Betrachtungen über die etwaige Umgestaltung der konservativen Partei und deren Presse, die Roon hieran knüpfte, fügte er noch hinzu: „B.'s Unzufriedenheit mit den Maigesetzen halte ich für ungerecht. Denn F. führt nur mit Geschick und Muth Alles aus, was sein Meister — eben B. — will; und wenn die Maigesetze nichts taugen oder wenigstens nicht soviel als zu wünschen wäre, so ist B. mindestens ebenso verantwortlich dafür als F. Nach Canossa, denke ich übrigens, schießt kein ehrlicher Kerl; denn das wäre der Abgrund, nicht aber das Festhalten an rite gegebenen Gesetzen resp. die Handhabung derselben. . . B. rechnet

auch in dieser Beziehung auf sein altes Glück, resp. auf irgend einen günstigen, zufällig eintretenden Umstand. Und der wird auch wohl kommen. Daß er aber länger ausbleibt, als erwünscht: das macht unsern Freund ungeduldig."

In einem späteren Briefe (vom 27. November) kam Roon nochmals auf dies Thema und die politische Lage jener Tage zurück . . . „was Du über Bismarck's Umkehr sagst, ist vollkommen zutreffend. Bei seiner . . . Eigenart wird, fürchte ich, auch keine Versöhnung mit den Conservativen möglich sein . . . Dennoch kann und werde ich ihm meine Sympathien niemals entziehen. Ich wüßte nicht, an wen sonst sich meine patriotischen Wünsche und Gefühle anlehnen sollten; seiner mächtigen Persönlichkeit die gebührende Anerkennung zu versagen, könnte wohl nur einem Narren einfallen, der sich auf seinem Piedestal sehen möchte. Aber zu der blinden Menge, die ihn heute vergöttert und ihn morgen vielleicht kreuzigen würde, gehören wir beide wohl nicht — gerade weil wir ihm herzlich zugeneigt sind . . . Doch genug des Blauderns über dieses nicht leicht zu erschöpfende Thema."

„Kann gerade nicht behaupten" — so heißt es in Blanckenburg's Antwort vom 24. Dezember — „daß die Lage des Vaterlandes sehr weihnachtlich glänzt und leuchtet. Aber je tiefere Erdschatten, um so helleres Weihnachtslicht und Stern! — — Also — — lasset uns fröhlich sein, auf daß die alten vertrockneten Herzen jubeln mit den Weihnachtskindern . . ."

Politisch liegen die Dinge (ich war einige Tage in Berlin) sehr verwirrt. B. will ehrlich los von den Geistern, die er rief — indeß ich sehe immer noch nicht das Loch, aus dem die Geister entweichen werden. Ja, wenn es sich nur um das alte Preußen handelte — dann wäre es nicht allzu schwer, an eine gesunde Reaktion zu glauben . . . aber Deutschland — da stoßen sich die Partheien so gewaltig und so mannigfaltig, daß ich nicht weiß, wie B. von der jetzigen Majorität loskommen will . . ."

Roon antwortete (30. Dezember) zustimmend in betreff der Sorgen um die politische Zukunft, fügte dann aber hinzu: „Gott sitzt im Regimente!" — und nicht die Doctrinäre, die, wie Lasker und Genossen, dem Rufe ihrer Unfehlbarkeit zu nahe zu treten meinen, wenn sie begangene Irrthümer wieder abzustellen die Hand bieten . . ."

Auch in seinem Glückwunsche zum neuen Jahre, welchen Roon an des Königs Majestät richtete, gab er diesmal den sein Herz bewegenden Sorgen über die Zustände der inneren Politik Ausdruck: . . .

„Mein inniger Wunsch, daß es Gott gefallen möge, Ew. Majestät Lebens-Abend ferner mit dem Glanze großartiger Erfolge zu umstrahlen, scheint, soweit es sich um die äußere Lage des Vaterlandes handelt, der Erfüllung gewiß zu sein; und die Armee, diese mächtige von Ew. Majestät Weisheit gepflegte Institution, wohl geeignet, die Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen äußere Feinde zu schützen, wird — Gott gebe es — auch wohl eine sichere Bürgschaft gewähren gegen die von einer doctrinären Gesetzgebung großgezogene Hydra der, unsere ganze Civilisation bedrohenden, Partei der Verwilderung . . ."

Dieselbe gewinnt — Dank der Schwäche der Geseze — täglich an Macht und Einfluß und wird, wenn nicht noch rechtzeitig vorgebaut wird, eines Tages bis zur Unwiderstehlichkeit einer Lawine heranwachsen . . .“

In einem späteren Briefe an Blanckenburg (vom 5. Februar) erörterte Roon seine Gedanken und die Möglichkeiten der Abhilfe abermals ausführlich und fügte, gewissermaßen entschuldigend, hinzu: „Wenn man wie ich an der Ausgangspforte des Lebens steht, so können solche Fragen wohl gleichgültig erscheinen — aber doch nur dem Egoisten. Wer sich aber für diese Welt, in der er zu wirken berufen war, im richtigen Sinne interessiert, kann nicht gleichgültig dagegen sein.“ —

Bemerkenswert ist aus jener Zeit auch ein Schreiben an Bismarck (vom 15. Februar), in dem Roon zwar auf die politischen Sorgen nicht näher eingeht, welches aber gleichfalls die ihn innerlich beherrschende tiefste Seelenstimmung erkennen läßt, wenn er schreibt: . . . „Mögen Sie schließlich wissen, daß Ihr alter ausrangirter Gefährte wie ein absterbender Cactus in seinem windsicheren Glashaus-Winkel wohl noch eine Weile fortvegetiren dürfte . . . In dieser rein vegetirenden Gegenwart freue ich mich doch meiner Vergangenheit; und so viele beschmutzte, leere oder zerrissene Blätter es auch darin geben mag: so hoffe ich doch auf eine, Gottes gnädigen Verheißungen entsprechende Zukunft, in welcher Glück und Glanz dieser Erde nur noch wie Schlamm erscheinen werden, wie Überbleibsel, die von belebender Wärme oder auch von verzehrender Gluth Zeugniß ablegen. — Doch — verzeihen Sie diesen Nachmittags-Prediger-Ton, den Sie, der Sie noch mitten im Getriebe der Welt stehen, wie die treibende Feder in der Zeituhr, leicht abgeschmactt finden dürften. — —“

„Aber innigst hoffe und wünsche ich, daß Sie, neben und nach den Mühen und Leiden Ihrer großen Rolle, das Bewußtsein sich erhalten, resp. wieder beleben: daß die Triumphe und Erfolge menschlicher Größe, daß alle Freude, aller Glanz und Schimmer dieses unseres dunstigen, fröhnerischen Erden-Daseins — Nichts sind im Vergleich mit der uns in Jesu Christo verheißenen dereinstigen Herrlichkeit. Das wünsche ich Ihnen . . . mit dem treuen Interesse, mit welchem ich bin und bleibe Ihr treu ergebener alter Freund
Roon.

Zu erwähnen ist ferner ein Schreiben Roon's (Mitte März 1876), welches an die Schwedische Akademie der Kriegs-Wissenschaften gerichtet war, nachdem diese „hochachtbare Gesellschaft sachkundiger Fachgenossen“ ihn am 18. Januar genannten Jahres zum Ehren-Mitgliede erwählt und ihm diese Ernennung in feierlicher Adresse und durch Übersendung des Diploms angezeigt hatte.

„Sie haben“ — hieß es u. a. in diesem Dokumente — „das Schwert, welches Ihr Monarch im Streite führte, geschmiedet und geschliffen, und die Waffe bog sich nicht und brach nicht, selbst bei der härtesten Probe.“ — —

Noch im Monat März begab der Feldmarschall sich nach Berlin. „Ich wollte“ (schreibt er am 27. März an Blanckenburg) „meinen alten Herrn und Kriegsfürsten vor seinem, resp. meinem Ende gern noch einmal sehen und war

daher am 20. hergekommen, um ihn zu seinem 80. Geburtstage zu begrüßen, da mein Befinden eben leidlich war. Ich fand den Herrn, bei dreimaligem Ersehen, in der That in einer für sein Alter bewundernswerthen Verfassung, und zwar nicht bloß körperlich. Daß er seine alte huldreiche Liebenswürdigkeit gegen mich bewahrt hat, ist kaum erwähnenswerth, weil es seiner Natur zuwider sein würde, wenn es anders wäre . . .“

„B. begegnete ich am 22. an des Königs Thür. Er schickte dann und ließ mich auf den folgenden Tag zu einem kleinen Diner einladen, das ich annahm . . . Nach Tische setzte er sich zu mir und wir plauderten Verschiedenes. Indessen verhinderte die Mitwesenheit der andern Gäste bald die Fortsetzung unseres tête-à-tête, und ich zog mich früh zurück; ob ich ihn wohl noch einmal wiedersehen werde, den verwegenen Steuermann? —?

Dieselbe Frage lag mir im Herzen, wenn auch nicht auf den Lippen, als ich mich gestern vom Könige verabschiedete — Gott weiß die Antwort — —“

In demselben Briefe theilte Roon dem Freunde die eben erfolgte Vergrößerung seines Landbesitzes in der Lausitz mit:

„ich habe Döbschütz gekauft und übernehme es am 1. April . . . Der Hauptvorzug besteht in der großen Nähe von Krobnitz und der durch die Lage der in einander greifenden Grenzen gegebenen Möglichkeit der Zusammenbewirthschaftung beider Güter“ . . u. s. w. — —

Des Feldmarschalls Befinden erlaubte in diesem Jahre noch mehrere andere Reisen. Zunächst ging er (Anfang Juni) mit den Seinen wieder nach Neuhof. (Einige Wochen später siedelten seine Kinder Wißmann nach dem neuerworbenen Döbschütz über, dessen Verwaltung gleichfalls der Schwiegersohn übernahm). In Neuhof fanden sich die verschiedenen Kinder-Paare mit ihren Familien wieder der Reihe nach zum Besuch ein. Im September wurde ein längst gehegter Lieblingswunsch ausgeführt, indem Roon nach Pommern reiste und das alte geliebte Zimmerhausen mit seinen ihm so nahe stehenden Bewohnern wieder aufsuchte; und im Oktober erfolgte die Rückkehr nach Krobnitz, wo die nächsten Monate in der früher geschilderten Weise meist ganz still verlebte wurden. Im Dezember reiste Roon mit seiner Gemahlin wieder nach Berlin, um das Weihnachtsfest zu feiern und sich an den Enkeln zu erfreuen. Er erlebte dort das 70 jährige militärische Jubiläum seines großen Königs und konnte hierzu sowie zum Neujahrsfeste seine Glückwünsche persönlich darbringen. Der wieder verschlechterte Zustand seiner Gesundheit zwang ihn indessen bald, das „unruhige Berlin“ wieder zu verlassen und schon im Januar nach Krobnitz zurückkehren — so daß er die vorher gehegte Absicht, sich an den Arbeiten des Herrenhauses zu beteiligen, auch diesmal nicht auszuführen vermochte.

Immerhin gestattete ihm sein Befinden in den nächsten Monaten, wenigstens schriftlich mit den von ihm geliebten und wertgehaltenen Personen die Verbindung aufrecht zu erhalten. Zu diesen gehörte u. a. auch der Prinz Friedrich Karl, sein ehemaliger Zögling, der mit seinem Kriegs-Ruhm inzwischen die Welt erfüllt hatte. Roon hatte auch im letzten Dezennium noch zuweilen mit ihm korrespondiert

und ihn kürzlich in Berlin wiedergesehen. Der nunmehr bevorstehende Geburtstag des Prinzen (20. März) veranlaßte einen neuen Briefwechsel, dessen Inhalt für die Sinnesart beider Männer so bezeichnend ist, daß ihre Verehrer davon gern Kenntniss nehmen werden.

Roon's Brief lautet:

„Krobnitz, 12. März 1877.

Gnädigster Prinz und Herr! Ew. Königlichen Hoheit Geburtstag ist nahe, und ich gedenke längst vergangener Zeiten und der schon vor einem Menschenalter angeknüpften Verbindung mit einem jungen Herrn, der nun in Kurzem seinen 50ten Geburtstag erlebt. Weit hinter Ihnen und mir liegen alle Mißverständnisse und Mißgriffe jener Jahre, die dennoch nicht ohne Segen geblieben sind. Am Schlusse derselben die März-Gräuel und die März-Thränen von 48; Ihr damaliger 21ter Geburtstag war der schmerzreichste, den Sie, den alle Getreuen im Lande mit tiefer Wehmuth erlebten.

Aber — Gott sei gepriesen! — welch' ein reiches Leben hat sich nach allem Weh Ihrer Jugend für Sie entfaltet! Und wenn der Allmächtige auch in jüngster Zeit einen schwarzen Schatten auf Ihr Leben fallen ließ, so haben Ew. K. H. doch für all' den Sonnenglanz, der Ihre Wege beschien und Sie von Düppel über Sadowa bis Le Mans begleitete, Gottes Güte zu preisen und für den Segen zu danken, den er auf all' Ihr Thun und Wirken legte. — „Noblesse oblige!“ Nicht bloß die im Glanze Ihrer hohen Geburt liegende Gunst hat Ihr Leben verklärt, sondern auch die glückliche und gelungene Erfüllung der daron sich knüpfenden Pflichten. Das wird von Mit- und Nachwelt dankbar anerkannt werden. Denn wenn freilich einerseits Niemand mehr leisten kann, als er vermag, so wird doch derjenige, der Alles, wozu ihn Gott ausgestattet, wirklich vollbringt, immerhin von der Welt bewundert werden; es ist dann seine Sache Gott die Ehre zu geben, der ihm sein reichliches Pfund zugetheilt hat.

Nach diesem warmen Blick auf Ihre Vergangenheit einen herzlichen Wunsch für Ihre Zukunft, wie er sich für eine wohlgemeinte Geburtstags-Gratulation eignet. Neue kriegerische Lorbeeren kann ich Ihnen im Hinblick auf die damit verknüpften Opfer und Gefahren kaum wünschen; sie werden Ihnen im eintretenden Falle ohnehin mit Gottes Hülfe nicht fehlen. Aber was ich Ew. K. H., und zwar mit der ganzen Wärme der Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit wünsche, das ist der reiche Segen Gottes für Ihr innerliches Herzensleben, für die Gewinnung des inneren Friedens, ohne welchen aller Ruhm und aller Glanz des Daseins nur ein Schimmer ist, der uns weder zeitlich zu befriedigen noch ewiglich zu befeeligen vermag. Dieser ernste Wunsch, so sehr abweichend von dem herkömmlichen Inhalt einer Geburtstags-Gratulation, nicht hervorgegangen aus einer österlichen Stimmung oder pietistischen Anwandlung, ist der beste, ja der einzige, den ich für einen Herrn in glänzender Stellung, in kräftiger Gesundheit, im Besitze aller Wünschenswürdigkeiten dieser Welt überhaupt habe. Auch meine ich nicht, daß Ew. K. H. verletzt sein werden, wenn dieser Wunsch, wenn der ganze Inhalt dieses Schreibens ein klein wenig an den einstigen, oft unbequemen, hie

und da mißgreifenden Mentor erinnert, dessen Sie nicht bedürfen. Erwägen Sie gnädigst, daß ein alter Mann, der sich für einen jüngeren so innig interessirt, wie ich für Sie, seine Feder, in Folge seiner mangelhaften Hof-Routine entweder ganz ruhen läßt, oder aus ihr das Beste fließen läßt, was er hat — weil er gar nicht anders kann.

Gott weiß, ob diese Zeilen nicht vielleicht die letzten sind, die ich an Ew. K. H. zu richten vermag. Meine Gesundheit hat sich zwar seit dem Tage, an welchem Sie mich mit Ihrem Besuche beehrten und erfreuten, erheblich gebessert, aber doch nicht in dem Grade, daß ich binnen Kurzem die Reise nach Berlin wagen könnte; und wenn man nächstens das 74. Jahr vollendet, so muß man wohl an jedem Tage der Ordre zum letzten Abmarsch gewärtig sein. Bis dahin, mein gnädiger Herr, bleiben Sie meiner vollen, warmen Sympathie versichert, sowie der tiefen Verehrung, die ich Ihnen nicht bloß äußerlich bezeuge, indem ich in Devotion verharre

Ew. K. Hoheit unterthäniger Diener

v. Roon.

Umgehend antwortete der Prinz-Feldmarschall.

Berlin, 18. März 1877.

Mein lieber Feldmarschall von Roon!

Hoherfreut war ich heute früh, als ich Ihre mir so wohlbekannte, liebe Handschrift erkannte, und darüber, daß Sie Sich meines alten Geburtstages erinnerten. Wohl selten hat mir ein Gratulationsbrief eine größere Freude gemacht, als der Ihrige. Ich sage Ihnen auch recht herzlich Dank dafür. Die Rückblicke, welche Sie in wohlwollender, offener und treuer Weise auf einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren werfen, die wir in engerer oder weiterer Gemeinschaft durchlebten, sind zutreffend, wahr und mir aus der Seele gesprochen. Wenn Sie hieran Complimente anknüpfen, so würde ich sie bei Andern als leere Schmeicheleien von mir weisen. Aus Ihrem Munde dagegen haben sie Werth und erfüllen mich mit gewissem Stolz. Aber das ist es nicht, wonach ich strebe oder was länger als auf ganz vorübergehende Augenblicke zu befriedigen vermag. Tief bewegt bin ich von Ihrem ernstestem Wunsch, den Sie mit großer Wärme aussprechen, daß Gott mir Seinen reichen Segen geben wolle zu meinem innerlichen Seelenleben, für die Erlangung des inneren Friedens. Das ist es, in dessen Besitz ich noch nicht völlig bin, wonach ich aber strebe. Die äußeren Verhältnisse, unter denen ich zu existiren habe, denen ich mich, sehr gegen meinen Wunsch, nicht entziehen darf, erschweren diese Arbeit außerordentlich. Auch diese Dinge können sich ja in absehbarer Zeit für mich besser gestalten. Ich schließe, theure Excellenz, mit dem aufrichtigen Ausdrucke der Hoffnung, daß Ihr körperlicher Zustand sich derartig bessern möge, daß es mir noch vergönnt ist, Ihnen den Dank für Ihre stets so treue Gesinnung für mich noch recht oft mündlich auszusprechen. Mit der Bitte, mich Ihrer Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen, bin ich Ew. zc.

sehr ergebener Freund und Diener

(gez.) Friedrich Karl.

* * *

Ein Brief Roon's an Blankenburg (vom 17. April) behandelt wieder ausführlich die politischen Fragen der Gegenwart und die damit zusammenhängenden patriotischen Sorgen: Abermalige Kanzler-Krisis, die Wieder-Annäherung der Konservativen an Bismarck, dem er aufs neue „andere Helfer“ sowie die Kraft wünscht, „andere Bahnen zu suchen. Ob ich dies noch erleben werde, Gott weiß es, aber ruhiger sterben würde ich — auch er — wenn es geschähe.“ Auch die orientalische Krisis besprach Roon mit Bezug auf den eben entbrannten russisch-türkischen Krieg in demselben Schreiben, unterbrach sich aber bald mit dem Ausrufe: „Dorf-Politiker halten das Maul! Wisse also, ich pflanze meine Bäume und Bäumchen im Park und Walde, und hoffe neue politische Katastrophen nicht mehr zu erleben. Unsern Kindern kann das Schwere und Scheußliche, was die Zukunft bringt, leider nicht erspart werden. Sie müssen es aber mit durch und niederkämpfen helfen.“ — —

Dieselben Tage brachten dem Feldmarschall auch wieder einen eigenhändigen Brief seines Monarchen:

Berlin, 17. 4. 77.

„Wenngleich mir Ihr lieber Brief zum 22ten März schon am 20ten zugeing und ich deßhalb hoffte, ihn auch sogleich noch beantworten zu können, weil ich wohl wußte, daß wenn erst der 22te da war, an eine Antwort nicht so leicht zu denken sei — und — wie figura zeigt, ist es auch so gekommen. Denn der 20te und 21te waren in diesem Jahre durch die Masse der Fürstlichkeiten, die zu unzähligen Eisenbahn-Empfangsfahrten und Visiten nöthigte, so in Anspruch genommen, daß ich bis heute so en retard mit meinen brieflichen und Télégramm-Pflichten gekommen bin, daß mir noch die Hälfte unbeantwortet vorliegt!

Nun also zum herzlichsten Dank für Ihren so lieben Brief, der mir grade, weil er nicht bloß Rosenfarbenedes enthält, doppelt werth war!

Alle Ihre Betrachtungen sind auch die meinigen, und an meinem Bestreben, den Uebeln der Zeit nach allen Richtungen zu begegnen, soll es wahrhaftig nicht fehlen. Aber Helfer muß ich haben, und in solcher Zeit wollte mich der Haupt-helfer verlassen!! Sie werden mit mir gefühlt haben, was ich in jenen Tagen gelitten habe, der Sie schon zweimal von solchen Anwandlungen Zeuge waren und einmal sich opferten! Nun es bleibt bei'm Alten, wie ich es im ersten Augenblick an Bismarck sagte. —

Heute sah ich wieder eine Wirkung unserer vortrefflichen Armee-Organisation, von der ich mit Ihnen wünsche, daß sie immer bleiben möge! Ich besah nämlich 3 Garde-Landwehr-Bataillone zu 3 Compagnie'n am 8ten Tage ihrer Uebung, die eigentlich Schießübung ist, in einer ganz herrlichen Verfassung Parade-mäßig. Kein einziger Strassfall ist vorgekommen! Das ist unser gemeinschaftliches Werk, dem Sie leider Ihre Gesundheit opferten, was nur Gott lohnen kann!

Ihr dankbarer

Wilhelm.

Zu seinem eigenen Geburtstage (30. April) empfing Roon wieder zahlreiche Glückwünsche von nah und fern. Der des Fürsten Bismarck (Telegramm aus

Friedrichsruh) wurde gesandt „im Andenken an gemeinsame Freuden und Leiden, Kämpfe und Erinnerungen.“

Für Blanckenburg's Glückwünsche dankte Roon am 4. Mai. Seine Mitteilungen schlossen mit dem Seufzer:

„Mit diesem Reichstage ist nichts anzufangen. Die Freihändler binden der Regierung Hände und Füße. Manchester ist falscher Sammet! Bismarck wird eine Einladung zur baldigen Wiederkehr . . . in diesem verkehrten Gebahren nicht erblicken. Ich schäme mich desselben, obgleich ich in mein 75tes Jahr getreten bin und ruhiger oder stumpfer sein könnte. Gott bessere es!“ — —

Am 23. Mai schrieb er sodann, tief erschüttert von der Nachricht über den Tod eines gemeinsamen Freundes und Verwandten (Adolph v. Blanckenburg):

„Man wird nicht bloß jährlich, sondern täglich, stündlich älter . . . bis das letzte Lebensfünklein verzehrt ist. Wohl Dir und mir, Geliebter, wenn wir dann diese unsre irdischen Augen zum letztenmal mit der seligen Überzeugung schließen, daß Gottes Barmherzigkeit sie uns in himmlischer Verklärung wieder aufthun wird! — Der liebe Adolph, dessen letzte mühsam geschriebenen Zeilen an mich neben mir liegen, der edle liebe Kreuzträger . . . schaut nun auch schon aus verklärten Augen Gottes ganze Herrlichkeit . . . Dieser liebe alte lahme Mitpilger¹⁾ war mir alten müden Wanderer immer eine Freude und Stärkung, so oft ich ihm begegnete . . .“

Zahlreiche andre Briefe aus dem Sommer 1877, fast alle an seine während mehrerer Wochen bei der verheirateten Tochter in Kassel weilende Gemahlin gerichtet, betrafen meistens Familien-Angelegenheiten.

Von allgemeinerem Interesse sind mehrere ausführliche Zuschriften an des Königs Majestät, deren Inhalt sich aus der nachstehenden eigenhändigen Antwort des Monarchen ergibt.

Schloß Babelsberg, den 17. August 1877.

Auf drei Ihrer Schreiben habe ich Ihnen zu danken . . . Sie berühren in Ihrem 1ten Brief die mir auferlegte neue Thätigkeit in neuen Ländern, und bin ich mit Ihnen froh, daß ich noch im Stande war, diesen, allerdings über alle Erwartung geglückten Besuch in Elsaß-Lothringen, trotz Fatiguen glücklich zu überstehen. Das Interesse überhaupt diese Lande kennen zu lernen, dann die magnifique durchgeführten Festungsbauten und vor Allem das bekannte Schlachtfeld von der anderen Seite kennen zu lernen, sowie Weißenburg und Wörth zu sehen, — war ungemein groß und belehrend. Wenn ich auch nicht in die Tiefe der Herzen und Gemüther eindringen mochte, so war doch die äußere Erscheinung der Population von dem Gefühl durchdrungen, den neuen Herrscher würdig zu empfangen und alle politischen Nuancen momentan zu beseitigen. Und dies (ist) viel mehr gelungen als je zu erwarten stand, und schlug sogar in überraschende Freundlichkeit allmählig um. Die Truppen habe ich überall in geradezu brillanter Verfassung gefunden. — Meine Gesundheits-Reisen sind

¹⁾ A. v. Bl. hatte 38 Jahre lang an schwerer Rückenmarkkrankheit gelitten.

mir vollkommen angeschlagen. Die Entrevue mit dem Kaiser von Oestreich war sehr interessant in diesem Moment und wir sind in Allem einverstanden auch über die Möglichkeit, daß er militärisch genöthigt sein kann, acte de présence zu machen, aber nie gegen Rußland, und stets auf die Erhaltung der drei Kaiser-Entente hinweisend.

den 18.

Aus der Correctur des Datums dieses Briefes sehen Sie, daß ich Ihren letzten Brief erst erhielt, da ich diese Zeilen schon begonnen hatte.

Ich kehre zurück zur Beantwortung in chronologischer Ordnung. — Ja, in den kirchlichen Ereignissen die sich in Berlin zutrug, blieb mir nichts übrig als Farbe zu zeigen. Ich habe, wie von Ihnen, sehr viele erfreuliche Zurufe erhalten, namentlich von allen zusammen gewesenen Kreis-Synoden. Dennoch wird der Sieg nicht leicht zu erringen sein, da die Geister leider schon zu lange ungestört verdorben worden sind, und da war es sehr glücklich, daß nun sogar die Kanzel mißbraucht wurde, um allen Ernstes vorzugehen; nachdem Sydow sich noch scheute seinen verdrehten Glauben an heiliger Stätte auszusprechen, da er sehr wohl wußte, daß ihm das Landrecht entgegenstand, und daher mit Umgehung der dort verheißenen Strafen sich begnügte, seine Lehren in privat-Bersammlungen — Rathhaus — zu lehren!! so hat doch seine damalige Freisprechung durch den Ober-Kirchen-Rath im Widerspruch mit der Verurtheilung durch das Consistorium seine Früchte getragen, wie ich dies in der Conferenz, die ich dieserhalb abhielt, bestimmt vorausgesagt, und wie es nunmehr Hofsbach genau ausführte! und in der Berlin-Cöln-Stadt-Synode weiter gesponnen wurde! Die Verweisung des Apostolicums vor die Landes-Synode kann sehr gefährlich werden, da das Laien-Element in derselben viel zu zahlreich vertreten ist, trotz meiner Kämpfe dagegen, und in diesen Laien steckt leider der Unglaube! — —

Sie beurtheilen mich nur zu richtig, wenn Sie annehmen, daß ich tief ergriffen bin von dem Revers der russischen Armée und in der Seele des Kaisers traure! Aber die Opérations seit dem Donau-Uebergange sind mir ein Räthsel. So vorzüglich wie dieser vorbereitet und ausgeführt wurde, so unerklärlich ist es, daß nach demselben die Hauptregel der Strategie ganz aus den Augen gesetzt wurde: mit allen Kräften der Hauptarmée des Feindes entgegen zu gehen und zu schlagen, ehe man weitere Opérations unternimmt; wogegen man jetzt seine Kräfte theilt und überall schwächer als der Gegner erscheint! Die Episode über den Balcan ist unerklärlich und verdiente die Ausführung derselben einen vernünftigeren Zweck! Ich hoffe mit Ihnen, daß der Sieg endlich der russischen Armée verbleiben wird, aber die Türken müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie die Ankunft der enormen Verstärkungen des Gegners ruhig geschehen ließen. Mögten sie doch so blind sein! —

— Ich freue mich zu lesen, daß es Ihnen im Allgemeinen gut geht. Ich bin vor einigen Tagen bei meiner Durchfahrt, auf der Rückreise hierher von Großbeeren, einen Moment bei Bl. gewesen, und habe Ihre Schöpfung geradezu bewundert! und begreife daß Sie dieselbe nicht leichten Herzens aufgaben! Haus

und Garten in Gütergohz sind wirklich ganz reizend und noch immer vortrefflich gehalten, obgleich der Besitzer leider wenig davon siehet. —

Ihr 2ter Brief wegen der B.-Familie ist sofort in Curs gesetzt, aber wie Sie selbst sagen, wird wenig Aussicht für Stifts Stellen sein, da ich einen Strich für Verheißungen habe machen müssen; dagegen wird die allgemeine Vertröstung wohl eintreten.

Ihr 3. Brief verheißt mir die Sendung der Geschichte Ihres Regiments, die aber noch unter Wegs sein muß. Sehr gern werde ich Ihrer Empfehlung des Schriftstellers . . . eingedenk sein, wenn ich auch nicht verheißen will, daß ich das Werk ganz lesen werde!

Sie sehen, ich konnte die Tinte nicht halten; aber wo so interessante Themata zu beantworten waren, hat man keine Zeit — kurz zu sein!

Mit meinen herzlichsten Empfehlungen für die Ihrigen, verbleibe ich

Ihr

dankbarer Wilhelm.

Die Freude, welche der Feldmarschall über solche, von der beispiellosen geistigen Frische seines geliebten 81 jährigen Herrschers zeugende Briefe empfand, bedarf keiner besonderen Versicherung. Fast unaufhörlich beschäftigten sich seine Gedanken mit dessen Allerhöchster Person, und Äußerungen wie die: „ich freue mich des von Dir berichteten gnädigen Andenkens Seiner Majestät, den Gott erhalte und segne!“ — wiederholen sich mehrfach in den Briefen an die Söhne.

Gelegentlich des Glückwunsches zum neuen Jahre gab er seinem freudigen Danke auch wieder direkten Ausdruck (nachdem er zunächst sein persönliches Fernbleiben entschuldigt):

„Bermöge meiner Hinfälligkeit freute ich mich um so inniger an der in dem ablaufenden Jahre bewiesenen, scheinbar unverwüftlichen Gesundheit und Lebenskraft meines theuern Königs und Kaisers, welcher seine Regierungs-Geschäfte und Truppen-Besichtigungen, seine Reisen und Besuche, seine Jagdausflüge und Hof-feste, ungeachtet aller seinen hohen Jahren zu entnehmenden Bedenken, zur stau-nenden Bewunderung aller Welt, ganz wie gewöhnlich, ganz wie ich es schon vor mehr als 15 Jahren unmittelbar zu beobachten die günstige Gelegenheit hatte, mit dem gedeihlichsten Erfolge vollbrachte und vollbringt. Gott erhalte Euer Majestät diese Frische bis ans Ende Ihres segensreichen Lebens! Möchten Sie nie die Beschwerden und die demüthige Resignation persönlich kennen lernen, die mit einem siechen Alter unvermeidlich verbunden sind . . .

Die lebendigen Interessen der Gegenwart können einem alternden Zuschauer wohl schwere Gedanken machen. Zwar erscheint der Kriegserfolg Seiner Russi-schen Majestät jetzt wohl gesichert — zu meiner großen Freude, die mich nach dem Falle von Plewna fast zu einem Gratulations-Schreiben an des Kaisers Alexander Majestät getrieben, wenn es sich für mich nur geschickt hätte: allein mehr als die Orientalische Frage, auf deren angemessene Lösung ich nun hoffe, bewegt mich der Zustand unserer eigenen Deutschen resp. Preussischen inneren

Verhältnisse, namentlich die soziale Frage, die Kirchenverfassungsfrage und der Ausgang des ganz berechtigten Kampfes gegen den Vatikan. Alle diese Angelegenheiten können m. E. nur zu einer glücklichen Lösung gelangen durch die Befriedigung aller Wohlgesinnten im Lande, mittelst der baldigen und gründlichen Correctur der inneren Gesetzgebung, mit welcher uns der Liberalismus überstürzt und erstickt hat. — Aber ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, wenn meine Feder sich in so schwierige Gebiete verirrt, in denen man vollständig orientirt sein muß, um sich auf practicablen Wegen hindurch zu finden, und solche Orientirung ist in meiner Dfenecke nicht wohl möglich. — Es geziemt mir daher mehr, unter Wiederholung meiner getreuen Glückwünsche und meines tiefgefühlten Dankes¹⁾ um die Fortdauer Ew. Majestät Huld und Gnade zu bitten, indem ich bis an's Ende verharre als Ew. Majestät allerunterthänigster Diener

Roon.

Antwort Sr. Majestät des Königs.

(Berlin, 12. 3. 78).

Nach längerer als meiner gewöhnlichen Schuld stehe ich dieses Mal vor Ihnen mit dieser verspäteten Dankfagung für Ihren Brief bei'm Jahreswechsel. Er enthält so liebe Worte und Gedanken für mich, wie ich sie von einem Manne kenne, der mir Jahre lang mit treuem Rath und kräftiger That zur Seite stand und somit eine große Zeit mit schaffen half! Glauben Sie nicht, daß Ihre Zeit erblaßt vor der Gegenwart mit ihrer aufreibenden Natur, wie Sie mir schrieben. Die jetzige Armee die Sie mit bildeten, stehet noch unwandelbar fest als Ihr Werk; denn nur Beharrlichkeit und Conséquenz ließ uns alle schmähliche Anfechtungen bekriegen und zuletzt mit den Waffen in der Hand besiegen.

Als Sie mir schrieben, war eben erst Plewna gefallen; die Russen gingen von Sieg zu Sieg, stehen am Thor von Constantinopel und schließen einen Frieden der ihnen selbst wenig einbringt für die unerhörten Kosten von Menschenleben, Blut und Kosten aller Art, und wer weiß, was ihnen im Congreß noch abgezwackt werden wird in Armenien und an der Donau. Daß dieser Congreß in Berlin tagen soll, um Bismarck's Gegenwart zu ermöglichen, ist sehr ehrenvoll für Deutschland und speziell Preußen; aber mir persönlich wird dadurch manche unangenehme Stunde bereitet werden! Denn meine Rolle ist die eines Schiedsrichters, und der macht es Niemandem recht! —

Sie berühren unsere innere Politik. Der Fürst und Gulemburg bereuen ihren Anflug von Liberalität und sehen wie schwer es ist, den kleinen Finger wieder zurückzuziehen! — ich selbst habe es ja seiner Zeit empfunden! — Die Vertretungsfrage des Fürsten ist denn glücklich gestern entschieden; sie war so einfach an sich, indem, auf Verlangen, das immer Bestandene, gesetzlich gemacht wurde. Die sogenannte Cultur-Frage könnte durch den neuen Papst vielleicht mit der Zeit eine Besserung erfahren, wenn Cardinal Franchi den Einfluß erhält, den wir ihm wünschen, da er die Lage richtig erkennt und sehr wohl weiß,

¹⁾ für die Weihnachtsgabe — eine Reiterstatuette des Kaisers.

wo die Abhülfe liegt, d. h. daß die Bischöfe und durch sie die Geistlichen sich dem Gesetze unterwerfen. —

Die Lage unserer Kirche wird immer brennender! Die laue Behandlung des Sydnow-Falles hat genau die bösen Folgen getragen, die ich vorher sagte. Er erhielt eine Warnung und blieb im Amte; sein Schüler Hoßbach verkündet von der Kanzel, was Jener nur in Privat-Versammlungen vor Tausenden lehrte, und erhielt eine Warnung; nun tritt ein 3ter bei Züllichau auf und leugnet noch frecher die Grundpfeiler unseres Glaubens; er wird zur Révocirung aufgefordert und mit Disciplinar-Untersuchung bedrohet; dies schwebt erst seit einigen Tagen. Sie wissen wie entschieden ich für unsern Glauben eingetreten bin, und daß ich deshalb Alles anwende, um die Gleichgläubigen in ihrem Glauben zu erhalten, sie vor Irrlehren zu warnen und durch Strenge gegen Irrlehren aufzutreten, damit nicht noch mehr verführt werden. Seit 5 Monaten correspondire ich mit dem Oberkirchenrath, aber komme nicht von der Stelle, weil ich nirgend den Muth erzeugen kann, diese Strenge eintreten zu lassen und so gehet Alles Berg — ab!!

Wenn man die Auftritte kennt, die der gewisse Most herbeiführte contra Stöcker, so schaudert man, wenn man sehen muß, daß unsere Gesetzgebung dergleichen nicht strafen kann. Diese Gottesleugnung geht Hand in Hand mit der Social-Democratie, und so sind wir mitten im Frieden dahin gekommen, wohin die französische Revolution in der Schreckenszeit gerieth, d. h. Gott abzuschaffen und dann wieder einzusetzen, obgleich Letzteres unsere Gottesleugner noch nicht thun!

Das sind gewiß Alles recht schwer zu verfolgende und womöglich zu ordnende Dinge, aus denen man oft keinen Ausweg siehet, und doch immer wieder ansehen muß! Auf den Himmel muß man trauen, nur er fügt das Ende!

Mich den Ihrigen herzlich empfehlend Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Prinz Friedrich Karl an Roon (19. März 1878).

Mein lieber Herr Generalfeldmarschall!

Von allen Briefen, die ich zu meinem morgenden Geburtstage empfang, hat keiner mir solchen tiefen Eindruck gemacht, als der Ihrige. Er erweckt Gedanken mannigfacher Art, fördert die Selbstprüfung und die Selbsterkenntniß. Die hohen Dinge, welche ich mit eifrigem Fleiße und durch Arbeit erreicht habe, ich habe sie nie anders, vor- oder nachher, hingestellt, als „irdische Ziele.“ Damit ist ausgesprochen, daß ich stets höhere Ziele vor Augen hatte, als diese, deren Erreichung ja an sich nur ganz vorübergehende Befriedigung für tiefer angelegte, auf christlichem Boden stehende Naturen gewähren kann. Mehr Werth mögen sie für solche haben, welche sie nicht erreicht haben. Vor Gott sind sie oft nur eitel Schein. Für den Menschen ist entscheidend, ob er durch diese Dinge an Dankbarkeit und Bewußtsein seiner eigenen Schwäche zugenommen, oder ob er in Selbstüberhebung und Selbstberäucherung schwelgt. Aber auch zwischen diesen

Extremen bewegen sich manche. Zu welchen ich mich zähle, weiß ich, zu welchen man mich rechnet, weiß ich nicht, ist mir aber, wenn auch nicht gleichgültig, so doch nicht entscheidend.

Es ist ein herrlich Ding, wenn man *procul negotiis*, wie Ew. Excellenz, in einem hohen Alter, bei regem Geiste, in objektiverer Weise, als es sonst gelingt, auf Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges blicken kann. Ich sehne mich danach, als dem schönsten Vorrecht des Alters. Man stirbt, freiwillig halb, halb gezwungen der Welt ab und lebt Gott. Wohl Ihnen!

Tief ergreift es mich, wenn Sie mir schreiben, daß Sie, als mit einem Fuße im Grabe stehend, jene Zeilen und jene lieben und aufrichtigen Wünsche an mich richten. Es könnte also das letztemal gewesen sein.¹⁾ Was Sie mir sagen, prägt sich tief in mich ein und ich danke Ihnen. Sollte dies mein letzter Dank sein? Gott allein weiß es, und was Sie wünschen, das lassen Sie auch meinen Wunsch für Sie sein.

Ihr treu ergebener, dankbarer Freund

Friedrich Karl.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts.

Eine Familienchronik

von

David Sibyllinus.

*Dies irae dies illa
Solvat saecula in favilla
Teste David et Sibylla.*

Erstes Kapitel.

Zwei Weltmächte.

Östwärts von Oxford Street befinden sich eine Anzahl altmodiger Straßen, welche, früher von der Aristokratie bewohnt, noch immer zum Westend Londons gerechnet werden, aber ganz still seitab vom Getriebe der Welt ruhige, zurückgezogene Bürger und Kaufleute beherbergen. Einförmige Backsteinhäuser, hier und da an bessere Zeiten mahnend, geben diesem Stadtteile den nicht eben kurzweiligen Anstrich einer Provinzialstadt. An einem jener Häuser stand ein Mann in den besten Jahren, hager, bartlos, den man auf den ersten Blick für einen Priester oder Schauspieler halten mußte. Er hatte den Klopfer leise fallen lassen und wartete ungeduldig, daß ihm aufgethan werde. Endlich erschien ein alter Diener, der die Klappe von der Thür öffnete und den Besucher musterte.

¹⁾ Es war thatsächlich das letzte Mal.

Dieser aber befahl die Thür zu öffnen und in einem so gebieterischen Tone, daß das Begehren sofort erfüllt wurde.

„Hier meine Karte. Monsignore erwartet mich. Ich habe Eile.“

Der Diener verschwand mit der Karte und erschien in wenigen Augenblicken, um den Fremden in das Parlour zu führen.

„Monsignore bittet einige Augenblicke zu gedulden, er ist beschäftigt, wird aber die Ehre haben, den Herrn demnächst zu empfangen.“

Der Fremde ging ungeduldig in dem Gemach auf und ab, welches als Speisezimmer diente. Endlich rief ihn der Diener und führte ihn in den ersten Stock in das Arbeitszimmer des Prälaten. Dieser saß an einem mit Büchern bedeckten Schreibtische, stand auf, um den Eintretenden zu begrüßen und ihm einen Sessel anzubieten.

„Verzeihung! Ich hatte eine dringende Arbeit für den Kardinal unter der Feder und konnte Sie nicht empfangen, bevor die Sache expediert war. Sie kommen aus Rom und bringen uns hoffentlich gute Nachrichten vom Heiligen Vater.“

„Die besten. Ich habe Seine Heiligkeit vor drei Tagen gesehen und, wie Sie wissen, geheime Aufträge für den Kardinal. Bevor ich aber Seine Eminenz aufsuche, habe ich mich bei Ihnen orientieren wollen. Wie steht es hier? Aus den Zeitungen, die sich immer widersprechen, ist die Wahrheit schwer zu erkennen. Seine Heiligkeit ist ein Staatsmann, der die Wirklichkeit immer vor Augen hat und dem die Parteileidenschaft nicht zusagt. Uns liegt vor allem daran zu wissen, was wir von den irischen Wirren zu halten haben. Denn wir möchten weder mit der englischen Regierung in einen offenen Bruch geraten noch die Patrioten entmutigen. Der Vatikan laviert daher für den Augenblick, und wir geben hier wie dort gute Worte, die wenig zu bedeuten haben. Denn wir sehen noch nicht klar, wo das alles hinaus will.“

„Ich glaube nicht, daß Seine Eminenz irgendwie in der Lage ist, sich eine bestimmte Ansicht über die Zukunft zu bilden. Gladstone ist ein alter Narr, aber er verfügt noch immer über eine unglaubliche Popularität. Er kann viel Unheil stiften.“

„Unheil, welches uns zum Heile gereichen wird, wenn es gelingt, die noch immer so übermütige Aristokratie Englands in Schrecken zu jagen. Es komme, was da wolle, die heilige Kirche kann aus diesen Wirren nur Vorteil ziehen. Gelingt es den Irländern sich frei zu machen und sich unter den Schutz der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu stellen, so haben wir England lahm gelegt, und die größte kaiserliche Macht wird sich schwer von diesem Schlage erholen. Siegt aber die britische Aristokratie, so wird sie mit uns zu rechnen haben, denn der Heilige Vater allein kann den hergestellten Frieden garantieren. Das sind die Gesichtspunkte, die ich Seiner Eminenz zu entwickeln haben werde. Ihnen deute ich dieselben nur an, denn wir haben noch wichtigeres zu besprechen, und das Schicksal Irlands ist nur ein Nebenpunkt in den großen Plänen Leo's XIII.“

„Ich bin ganz Ohr und gern bereit, Ihnen aufrichtig unsre hiesigen Beobachtungen mitzuteilen.“

„Sie wissen oder wissen nicht, mein alter Freund, daß mich die Propaganda mit einer geheimen Sendung betraut hat, deren Ergebnisse ich dem Heiligen Vater in Gegenwart unsres Generals darzulegen die Ehre gehabt habe.“

„Wir haben hier nur oberflächlich von Ihrer interessanten Rundreise einige Andeutungen empfangen. Der Kardinal nimmt den lebhaftesten Anteil daran, da er längst gewünscht hatte, einige bestimmte Anhaltspunkte über die Zustände in unsern Kolonien zu erhalten.“

„Vor allem muß ich vorausschicken, daß die Auffassung, welche heute im Vatikan vorherrscht, uns Engländern nur im höchsten Grade zur Genugthuung gereichen muß. Leo XIII. gehört nicht zu denen, die sich die geringste Illusion über die Zukunft des europäischen Kontinents machen. Die Staaten, welche auf der europäischen Halbinsel scheinbar den Ton angeben, sind zum Tode erkrankt. Der Boden ist überall erschöpft. Die Völker, durch den Militärdienst ermüdet, vermögen die ihnen auferlegten Steuern kaum noch zu ertragen. Das soziale Gespenst zeigt sich überall. Daß das einzige Heilmittel gegen diese Krankheit in unsrer heiligen Religion liegt, ist nur ein schwacher Trost. Für den Papst ist es vollkommen gleichgültig, — und darin stimmt er mit unsern britischen Staatsmännern überein — ob der politische Schwerpunkt in Paris oder in Berlin gesucht wird. In Wahrheit liegt derselbe weder hier noch dort, denn weder Frankreich noch das gewaltsam geeinigte Deutschland haben eine Zukunft. Eingekreist, von rechts und links bedroht, kann Deutschland keine Eroberungen machen, die der Rede wert sind. Frankreich ist zwar noch immer unsre beste Melkkuh, denn so lange die Frauen noch an der Kirche festhalten und nach Lourdes pilgern, ist es am Ende gleichgültig, ob die Regierung unsre Priester und unsre frommen Schwestern verfolgt und die Schulen unserm Einflusse entzieht. Aber politisch ist Frankreich tot, abgestorben wie Spanien und Portugal und das arme, dem Größenwahn zum Opfer gefallene Italien. Lassen wir die Toten ruhen. Die Zukunft der Menschheit liegt in der Hand der angelsächsischen Rasse. Das Duell, das über kurz oder lang zwischen Rußland und England bevorsteht, ist in seinem letzten Ausgange nicht zweifelhaft. Das durch und durch kommunistische Zarenreich wird seiner eigenen Last erliegen. Die griechische Kirche entbehrt der Lebenskraft und des Mittelpunktes, die weiße und die schwarze Geistlichkeit neutralisiert sich gegenseitig. Das Volk ist roh, aber gläubig und wird uns in kurzer Zeit als Retter begrüßen. Für Indien ist die Nachbarschaft Rußlands zwar eine fortwährende Gefahr, aber diese Gefahr ist heilsam, da sie England zwingt, wachsam zu sein und sich nicht in Sorglosigkeit zu verlieren. Ich habe Indien durchreist und zwar wenig Tröstliches von unsern Missionären zu vernehmen gehabt, da die Massen an dem Buddhismus festhalten. Aber eins ist mir klar geworden, daß die englische Herrschaft jene 220 Millionen im ganzen und großen so glücklich macht, als sie es nur sein können. Jedenfalls giebt uns die Intelligenz und die Unbestechlichkeit unsrer Beamten eine Überlegenheit, welche kein andres Volk dort erreichen kann. Wir geben diesen ungeheuren Landstrichen den Segen der pax romana. Wird England aus Indien verdrängt, so ist nur der

Krieg aller gegen alle, die Anarchie, denkbar. Der Heilige Vater ist davon durchdrungen und gerade deshalb nimmt er sehr entschieden Partei für unser feherisches England. Sollte aber das stolze Gebäude des britischen Reiches zusammenfallen, so bliebe immer die angelsächsische Rasse, die auf diesem Planeten die erste Rolle zu spielen bestimmt ist und die man daher in Rom als diejenige ansieht, welche der Weltmacht des Stuhles Petri überall als Avantgarde dient, wenn sie auch davon nicht die geringste Ahnung hat. Es giebt heute 400 Millionen britischer Unterthanen, und dazu kommen sechzig, in wenigen Jahren hundert Millionen Amerikaner. Gerade wie in den Vereinigten Staaten das weiße Element alle farbigen Rassen verdrängt oder beherrscht, so wird die angelsächsische Rasse den Planeten demaleinst beherrschen. Ich habe darüber interessante statistische Notizen gesammelt, die ich dem Kardinal im Auftrage Seiner Heiligkeit mitteilen werde. In Kanada wie in den Vereinigten Staaten macht unsre heilige Kirche täglich Fortschritte, und wenn in Kanada das alte französische Element eine hervorragende Rolle spielt, so ist doch auch in dieser Kolonie, die beiläufig einen Flächenraum einnimmt, der dem des europäischen Kontinents gleichkommt, wie in den Vereinigten Staaten das irische Volk der wahre Sauerteig, der alle Schichten der Bevölkerung durchdringt und der Propaganda als Werkzeug dient. Ich gebe Ihnen vollkommen zu, daß Paddy unter allen Himmelsstrichen derselbe ist, unzuverlässig, ohne Energie, aber gläubig, zu allem zu brauchen. Er ist ein Kind, aber unser Heiland sagt, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . . Auch in Australien, wo die sozialen Experimente an der Tagesordnung sind, habe ich den heilsamen Einfluß der eingewanderten Irländer beobachten können."

"Das wäre alles gut und schön, wenn nicht unsre Priester aus Kanada wie aus Australien meldeten, daß die Tendenz, sich vom Mutterlande loszureißen, täglich mehr und mehr hervortritt."

"Und wenn dem so wäre, unsre heilige Kirche hat nichts zu fürchten, wie die Zustände in den Vereinigten Staaten beweisen, deren Unabhängigkeit die Folge einer fehlerhaften Politik unsrer Altvorderen ist, der Kirche aber nur Vorteile gebracht hat. Denn vor fünfzig Jahren gab es in den Vereinigten Staaten kaum eine Million Katholiken, während mir Kardinal Gibbons in Baltimore nachgewiesen hat, daß wir heute zehn Millionen zählen und die zahlreichste aller Konfessionen bilden. Die Kirche kümmert sich nicht um Staatsformen und gedeiht dort am besten, wo ihr die Staatsregierung die größte Freiheit gestattet und sich prinzipiell nicht um sie kümmert. Bei Betrachtung der Vereinigten Staaten, Kanadas und Australiens können wir uns nicht verhehlen, daß dort ein Zukunftsproblem gelöst scheint. Überall sehen wir verhältnismäßig kleine Staaten, gerade groß genug, um ihre Sozialinteressen zu pflegen und zu schirmen, aber nicht groß genug, um sich gegen den äußeren Feind oder die Handelskonkurrenz zu schützen. Für diesen Schutz dient aber überall, in Kanada, in Australien wie in Nordamerika, das System der Konföderation. Und wenn der im Johannes-Evangelium vorausgesagte Tag kommt, wo es auf diesem Planeten nur einen Hirten und eine Herde geben wird, so dürften gerade diese Konföderationen als

Muster für die einheitliche Gestaltung der menschlichen Gesellschaft dienen. Ja selbst in England klingen schon ähnliche Ideen durch den Lärm des Tages. Die Home Ruler wollen nicht nur Irland, sondern auch Schottland und Wales selbstständig konstituieren. In diesem Falle wird, wenn das britische Reich nicht auseinanderfallen soll, nichts übrig bleiben als das Prinzip der Konföderation. Wie eine solche Indien beherrschen und die Kolonien zusammenhalten soll, ist freilich nicht abzusehen. Immerhin aber bitte ich Sie daran festzuhalten, daß wir nicht die Zukunft des britischen Reiches, sondern die Zukunft der Kirche und der angelsächsischen Rasse vor Augen haben."

"Die Zukunft der letzteren ist ganz unabhängig von den Umwälzungen, die auf dieser Insel bevorstehen. Ich möchte jedoch dringend raten, nicht allzu rasch den Umgestaltungsprozeß vor sich gehen zu lassen, dem England in diesem Augenblicke unterliegt, wo die demokratische Häutung sich überall zu vollziehen scheint. Wir können, wenn wir uns an Virgil's *facilis descensus Averno* erinnern, nicht ernst genug an das *chi va piano va sano* mahnen, denn hier zu Lande ist noch gar vieles zu zerstören. Bricht die demokratische Sturmflut unvorbereitet und plötzlich über dieses Land herein, so steht zu besorgen, daß geradezu alles hinweggeschwemmt wird, woran wir anknüpfen könnten, um England wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Die Reform des Oberhauses ist ominös. Wird der Pairie die Erblichkeit entzogen und das Gesetz der Erstgeburt, auf welcher jene beruht, so könnte leicht die Staatskirche Schiffbruch leiden und diese ist doch noch am Ende dem leidigen Sektenwesen vorzuziehen. Denn die Staatskirche, so unfruchtbar dieselbe auch ist und so wenig sie auch aus ihren neununddreißig Glaubenssätzen die Wahrheit zu finden vermag, ist eine rein politische Institution und viel näher mit unsrer heiligen Kirche verwandt, als die meisten glauben. Erkennt man doch in Rom die Filiation der Bischofsweihe an und hat dadurch weise einen Anknüpfungspunkt für die Zukunft gewahrt."

"Das ist ein Punkt, der seine Heiligkeit sehr interessiert, und dankbar würde ich Ihnen sein, mein alter Freund, wenn Sie mir einige Einzelheiten über die Fortschritte, welche die Propaganda hier neuerdings gemacht hat, mitteilen wollten."

"Leider ist darüber nicht viel Tröstliches zu melden. Die wenigen katholischen Peers haben keinen Einfluß. Die Lords, die sich bekehrt haben, lassen sich an den Fingern abzählen. Indessen macht unter der Geistlichkeit die Partei der High Church Fortschritte. Auch unter den Frauen der höchsten Aristokratie haben wir erfreuliche Werkzeuge gefunden, da ist z. B. die schöne Lady Castletown, die zu den Königinnen der Mode gerechnet wird, sehr thätig. Sie rühmt sich nach jeder Season, nicht wie andre Frauen der höchsten Gesellschaft, der Zahl ihrer Liebhaber, aber der Zahl ihrer Konvertiten. Indessen bleibt bei alledem immer das Motiv wirksam, welches zu Zeiten Heinrich's VIII. und seiner Tochter Elisabeth angerufen wurde: der Papst ist ein fremder Souverän, und ihm gegenüber gilt es, die Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Gegen dieses politische

Motiv läßt sich schwer ankämpfen, um so weniger, als das religiöse Bedürfnis des Engländers ein sehr mäßiges ist, und der fleißige Kirchenbesuch auf konventionelle Heuchelei hinausläuft. Es gilt für anständig, für respektabel, die Kirche zu besuchen, aber denen, die wirklich ein religiöses Bedürfnis fühlen, hat die anglikanische Kirche nichts zu bieten."

"Und darin liegt ja gerade die Hoffnung einer demaleinstigen Bekehrung unsrer im Irrwahn befangenen Brüder. Ist doch der Papst heute schon kein weltlicher Souverän mehr. Als geistlicher Herrscher ist er unangreifbar. Die Sorge, er könne die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Englands bedrohen, entbehrt jeder thatsächlichen Begründung. Mit politischen Doktrinen haben wir nichts mehr zu schaffen, während wir die einzigen sind, welche dank unserer demokratischen Tradition und Verfassung die national-ökonomischen Probleme der Gegenwart zu lösen vermögen. Staatsumwälzungen können uns nur zugute kommen, denn wir rechnen mit den Völkern, nicht mit den Regierungen, und wenn es darunter und darüber geht, dann fühlen die Menschen das Bedürfnis, sich anzuklammern an den einzigen Felsen, der feststeht, an den Felsen Petri."

"Amen! Aber ich fürchte, die Zeit ist ferner, als Sie glauben, denn die Gleichgültigkeit gegen alle Ideale nimmt in erschreckender Weise zu in unsrer realistischen Zeit."

"Dem sei, wie ihm wolle, die Kurie hat Geduld und versteht die Kunst des Wartens. Leo XIII. hat in allen seinen Encykliken bewiesen, daß er kein Prinzip je aufgibt, wenn er auch zu Konzessionen geneigt ist und zu einem modus vivendi gern die Hand bietet. Der Erfolg seiner Diplomatie ist nicht ausgeblieben. Der eiserne Kanzler in Berlin ist, was er auch sagen möge, nach Kanossa gepilgert und hat den Papst als obersten Schiedsrichter in weltlichen Dingen angerufen."

Es ist Zeit, die Freunde etwas näher zu betrachten, deren Gespräch wir belauscht haben.

Monsignore Croker war ein Konvertit, hatte in Rom seine Studien vollendet und war dann als Hauskaplan des Herzogs von Norfolk nach England zurückgekehrt. Im Hause dieses ersten katholischen Peers hatte er sich die Umgangsformen der vornehmen Welt angeeignet, und als er später nach Rom zurückkehrte, war ihm dies sehr zu statten gekommen. Ein guter Priester, war er zugleich ein feiner Weltmann geworden. Leo XIII. hatte ihn zu seinem geheimen Kämmerer ernannt und nach London zurückgeschickt, um dem Kardinal Erzbischof von Westminster zur Seite zu stehen. Da der Papst am englischen Hofe keinen Nuntius unterhält, so entfallen die Geschäfte des letzteren mehr oder weniger dem Kardinal. Als geborener Engländer, genau vertraut mit den Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten des Landes, war Monsignore Croker ganz an seinem Platze. Er genoß das volle Vertrauen des Kardinals, der in kirchlichen wie in politischen Fragen nichts that ohne Croker's Rat.

Wohl um zehn Jahre jünger als sein Freund war der Ire Strangeway, der, in einem Jesuiten-Kollegium erzogen, zuerst Medizin studiert hatte, dann in

den geistlichen Stand und später in den Orden eingetreten war. Das feltische Temperament war durch die Disziplin gedämpft, die beschränkte insulare Auffassung zu einer weltbürgerlichen Anschauung erweitert worden, und Strangeway befand sich jetzt in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre in dem Vollbesitz seiner seltenen Geistesgaben. Sein unbändiger Ehrgeiz stand im Dienste seiner Oberen. Mit dogmatischen Spitzfindigkeiten wollte er nichts zu schaffen haben. Das waren für ihn abgethane Dinge. Sein Blick umfaßte den Erdball, und die politische Bedeutung der Weltmacht des Papstes ging ihm über alles.

Croker brach das Gespräch hier ab, lud aber den Freund zu Tisch und versprach, ihn in der Zwischenzeit beim Kardinal zu melden.

Croker war kein Kostverächter, und seine Köchin hatte den Freunden ein treffliches Mahl bereitet. Als der alte Diener sie mit ihrem Claret allein gelassen, nahmen sie das Gespräch wieder auf, nachdem Croker bemerkt hatte, der Kardinal werde am andern Morgen den Jesuiten empfangen.

„Es handelt sich vor allem,“ begann dieser, „um die Frage, was geschehen soll, wenn der Papst genötigt wird, Rom zu verlassen.“

„Das verhüte Gott! Ein solcher Entschluß würde verhängnisvoll für die Kirche werden. Denn nicht nur würde mit achtzehnhundertjährigen Traditionen gebrochen, Verbindungen zerschnitten, welche schwer wieder anzuknüpfen wären, sondern es würden auch die Feinde triumphieren, weil der Kirche der historische Mittelpunkt verloren gehen müßte.“

„Bah!“ erwiderte Strangeway, „Sie sind ein Schwarzseher, aber beruhigen Sie sich, der Papst wird nur notgedrungen den Sitz des Stuhles Petri verlegen. Ich dünke, er hätte hinreichende Beweise seiner Langmut gegeben, aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Wenn Italien in einen fremden Krieg verwickelt wird, wenn die Schüler Mazzini's und Garibaldi's, die jetzt am Ruder sind, der von ihnen selbst großgezogenen Revolution nicht mehr Meister werden können, dann wird für den Gefangenen des Vatikans zur Pflicht werden, was Sie einen verhängnisvollen Entschluß nennen. Die Frage wohin? ist schon unter Pius IX. mehrfach erwogen worden. Hat uns doch Thiers die Gastfreundschaft der französischen Republik angeboten. Davon kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Auch eine der Balearen kam in Frage, endlich neuerdings Wälsch-Tirol. Die Erinnerung an das Tridentiner Konzil hat etwas Verführerisches, aber die italienischen Irredentisten würden der Kurie kaum Zeit lassen, sich dort festzusetzen. Oesterreich ist heute nicht mehr mächtig genug, den Papst zu schützen. Wenn wir Rom verlassen, bedürfen wir einer Schutzmacht, die auf jedem Punkte dieser Erde sich bethätigen kann. Nur unter dem glorreichen Banner der Königin von Großbritannien und Irland könnten wir die Ereignisse abwarten. Malta ist uns schon mehrmals angeboten worden. Alte Erinnerungen an den geistlichen Ritterorden, die Nähe Roms, das milde Klima, endlich die Sicherheit und die Freiheit, welche die britische Flagge gewährt, das alles sind Momente, die schwer in das Gewicht fallen. Es handelt sich jetzt darum, in tiefstem Geheimnis den eventuellen modus vivendi festzustellen, damit im gegebenen

Augenblicke die Übersiedelung rasch und geräuschlos erfolgen könne. Das heutige Stalien ist zur See der französischen Übermacht gegenüber einzig und allein durch die britische Flotte zu schützen. Blicke daher der Papst in Rom, so würde er doch immer unter dem Schutze Englands stehen. Die Erhebung des Bischofs von Malta zum Erzbischof steht nahe bevor, und alle unsre Missionen in Afrika sollen unter die Oberaufsicht des dortigen erzbischöflichen Stuhles, d. h. mit andern Worten völkerrechtlich unter den Schutz Englands gestellt werden. Das kann der hiesigen Regierung nur erwünscht sein, wenn sie erwägt, welche hohe politische Wichtigkeit Frankreich dem traditionellen Schutzrecht über die Kirche und deren Missionen in China und im Orient beilegt. Sie haben also, verehrter Freund, Unterhandlungsmittel, wie Sie solche nur wünschen können. Das tiefste Geheimnis, welches wir empfehlen, kann dem britischen Kabinet nur erwünscht sein."

"Ich sehe endlose Schwierigkeiten voraus," erwiderte Croker, "aber wir werden sehen, was sich thun läßt."

"Jetzt zu einer persönlichen Angelegenheit, die ich Ihrer Discretion anvertraue," bemerkte Strangeway. "Ich bin in Australien mit dem Marquis von Brandford bekannt geworden, dem ältesten Sohne des Herzogs von Arundel. Wir sind von Melbourne bis Brindisi zusammen gereist, und ich habe Gelegenheit gehabt, diesem jungen Sprößlinge unsrer Aristokratie etwas auf den Puls zu fühlen. Ich bitte mir zu sagen, ob er jetzt in London und was Sie über ihn wissen."

"Blutwenig," antwortete Croker. "Ein Mutter söh'nchen, der in Oxford den Ruf eines eingebildeten Pedanten, was sie dort a prig nennen, besaß. Als man ihn einmal fragte, was er mit den ungeheuern Reichtümern, die ihm dermal einft nach dem Tode seines Vaters zufallen würden, anfangen wollte, erwiderte er nach langem Besinnen: vielleicht werde ich eine Zeitung gründen. Übrigens gilt er, wie viele der Edelleute der jüngern Generation, für ultraradikal und affektiert eine große Vorliebe für die arbeitenden Klassen."

"Das ist mein Mann. Er studierte die soziale Frage in den australischen Kolonien und behauptete, dort sei man viel weiter als in England. Dabei verriet er jedoch einen bodenlosen Egoismus und einen Eigendünkel, der mit seinen geringen Fähigkeiten nicht in Einklang zu bringen war. Mich interessierte er, weil er für die high church schwärmt und nicht übel Lust zu haben scheint, sich zu befehren. Nur möchte er den Tod seines Vaters abwarten, da er gewaltigen Respekt vor diesem hat und voraussieht, daß der alte Herr alles aufbieten würde, um den Übertritt seines Erben zu verhindern. Ich habe ihn vorsichtig in seiner löblichen Absicht bestärkt und einen Aufenthalt in Rom mit ihm verabredet. Die Konversion würde großen Lärm machen, da die Herzoge von Arundel immer sehr entschiedene Protestanten waren. Sind denn die Vermögensverhältnisse wirklich so bedeutend, wie man sagt? Lohnt es mit andern Worten der Mühe, den Skandal zu provozieren?"

"Der Skandal, wie Sie sagen, würde allerdings groß sein, aber das Vermögen des Hauses Arundel gehört zu den bedeutendsten der Aristokratie. Der

Herzog hat nahezu in allen Grafschaften Güter, Kohlenwerke, Fabrikstädte und in Westindien sehr bedeutende Plantagen, die freilich heute weniger eintragen mögen als vor hundert Jahren. Man schätzt das Einkommen des Herzogs auf 500 000 Pfd. St. Dabei ist er anerkannt einer der menschenfreundlichsten und gerechtesten Großgrundbesitzer. Er hält auf Ordnung, ist aber höchst liberal und freigebig, wenn es darauf ankommt."

"Geld ist Macht. Wenn wir diese 500 000 Pfd. St. jährlich zur Verfügung haben könnten, so würde das der Sache des heiligen Stuhles nichts schaden. Mein junger Lord ist unendlich eifersüchtig auf jeden, der den geringsten Einfluß auf ihn haben könnte. Aber wie alle schwachen Charaktere ist er zu allem zu bringen, wenn man ihm einredet, er folge seiner Initiative. Der Fisch zappelt am Angelhaken, es gilt ihn langsam zu landen. Ich glaube Einfluß genug zu besitzen, um in Rom dafür zu sorgen, daß ihm gehörig geschmeichelt werde, aber mit Vorsicht und ohne direkte Überredung."

"Ich wünsche Ihnen alles Glück, ich gestehe Ihnen jedoch, daß alle derartigen Bemühungen nicht meine Sache sind. Alle diese großen Herren stehen auf dem Aussterbe-Stat. Was in Irland vorgeht, ist nur Vorspiel. Wir sind am Vorabende einer Agrar-Revolution, von deren Bedeutung keiner der Besitzenden eine Ahnung hat. Wir leben von ausländischem Weizen, produzieren lange nicht mehr genug, um unsern Bedarf zu befriedigen, die Arbeitslöhne steigern sich täglich. Die Pächter können die jetzige Pacht kaum mehr erschwingen, in keinem Lande ist noch so vieles zu zerstören. Die Umwälzung könnte daher Proportionen annehmen, die alles Dagewesene übertreffen."

— „Desto besser,“ fiel Strangeway ein, „wenn diese Mammut, diese ante-diluvianischen Megatherien von der Erdoberfläche verschwinden, ich werde ihnen keine Thräne nachweinen. Je bunter es hergeht, desto mehr blüht unser Weizen. Denn wenn es den Leuten an Hals und Krage geht, dann fühlen sie das Bedürfnis Trost und Hoffnung zu suchen, und diese finden sie weder in der englischen Staatskirche noch in den tausend und abertausend Sekten, sondern allein in der römischen Kirche. Unser Orden ist entstanden in dem Augenblicke, als Norddeutschland, der Irrlehre Luther's preisgegeben, sich von Rom lösfagte. Wir sind seitdem die Miliz des heiligen Stuhles geblieben und haben die sogenannte Gegenreformation zu stande gebracht. Unser Orden ist seinen ursprünglichen Statuten entwachsen. Die Monarchie Karl's V., auf welche diese berechnet waren, ist ein Kinderspiel im Vergleiche mit der britischen Weltmacht. Ebenso ist die römische Kirche dem Kleinstaate entwachsen, an dessen Erinnerungen die Italiener noch immer zehren. Leo XIII. und mein General sind jedoch Kosmopoliten. Der Planet ist gerade groß genug für unsre Kirche. Wenn wir die britische Aristokratie noch schonen und schützen, so geschieht dies nur als Mittel zum Zweck, aber einzelne Konversionen können nichts schaden, wenn sie auch nur als Beispiele nützen. Ihnen, mein alter Freund, will ich in das Ohr sagen, was ich noch niemand anvertraut: die Konversion Englands ist eine Frage der Zeit. Es kommt darauf an, in der bevorstehenden Umwälzung die Grundlagen der Staats-

Kirche zu retten, damit deren Übertritt in unser Lager sich so zu sagen über Nacht vollziehen kann. In Rom fürchtet man die Überlegenheit der anglikanischen Konvertiten, sind doch die Kirchenlichter der Jetztzeit auf englischen Hochschulen und für die anglikanische Kirche gebildet worden. Im Kardinals-Kollegium unter den Italienern, die dort die Majorität bilden, würde man vergebens nach einem einzigen suchen, der den Kardinalen Newman und Manning die Wage halten könnte. An theologischem Wissen, an philosophischer Schulung sind unsre Konvertiten den Italienern und Franzosen überlegen. Newman hat die neununddreißig Artikel wissenschaftlich widerlegt und wird von der „Times“ selbst als ein Heiliger verehrt. Manning hat das soziale Problem mit fester Hand angepackt und den Weg gezeigt, welcher einzig und allein zur Lösung führen kann. Fahren wir so fort im Geiste dieser Herren zu wirken, und der Tag ist nicht fern, an welchem das Kardinals-Kollegium in der Mehrheit aus Anglikanern bestehen wird. Wir Angelsachsen haben die Franzosen und Spanier längst aus der Stellung verdrängt, welche sie demaleinst innerhalb der Kirche einnahmen. Gerade so verdrängt die englische Sprache als Weltsprache die romanischen. Kommt der Augenblick, in welchem die Staatskirche verschwindet, so ist es hochwichtig, den Stuhl Petri geographisch auch in die Lage zu bringen, seinen Weltberuf zu erfüllen. Das römische Reich, welches dem Pontifex Maximus seinen Nimbus verlieh, ist verschwunden. Die Römer unsrer Tage sind die Angelsachsen. Betreiben wir die Übersiedelung des heiligen Vaters nach Malta, so ist das nur ein Übergang, um die Italiener daran zu gewöhnen, das britische Gesetz und die britische Freiheit als Machtmittel zu verwerten. Aber die im Mittelmeer verlorene kleine Insel kann den Papst auf die Dauer nicht beherbergen. Er muß seine Residenz in das Zentrum der Welt verlegen, und das Zentrum ist Irland, mitten zwischen England und Amerika gelegen. Vollzieht sich der Übertritt der britischen Nation, so läßt sich eine Lösung der irischen Frage denken, auf welche heute noch niemand gekommen ist. Der Papst in Dublin würde die Irländer versöhnen und alle Bestrebungen der Amerikaner durchkreuzen.“

„Das sind allerdings Pläne, deren Verwirklichung keiner von uns erleben wird, sie gehören zu den Problemen des zwanzigsten Jahrhunderts. Wir stehen jedoch an der Schwelle desselben, und es ziemt sich, diese Zielpunkte unsrer Arbeit nicht aus dem Auge zu verlieren. Ich danke Ihnen, mein alter Freund, für diesen Blick in die Zukunft.“

Zweites Kapitel.

A r u n d e l C a s t l e.

Torquay war in diesem Jahre, wie gewöhnlich, die Zufluchtsstätte derer, die den nordischen Winternebeln entfliehen wollten und die gemischte Gesellschaft von Cannes und Nizza scheuten. An einem sonnenhellen Wintermorgen trafen sich dort zwei Freunde, die sich seit mehreren Jahren nicht begegnet hatten. Mit jener kühlen Gleichgültigkeit, die die Engländer zur Schau zu tragen lieben, schüttelten sie sich die Hände, als hätten sie sich erst Tags vorher gesehen.

„Du hier?“ rief Francis Caroll. „Meine Gedanken suchten dich in Downing Street, wo der Minister euch Schreiberseelen bei gegenwärtigen Zeitläufen hinreichende Beschäftigung geben dürfte.“

„Downing Street,“ erwiderte der Angeredete, „habe ich Valet gesagt. Der Minister, ein alter Freund meines Vaters, hat mich dem Herzog von Arundel als Privatsekretär empfohlen, und dieser mir unter so glänzenden Bedingungen die Leitung seiner Bibliotheken und Archive übertragen, daß ich dem Staatsdienste vorläufig entsagt habe.“

„Der Minister,“ erwiderte Francis, „wird dies nicht gern gethan haben, da ich weiß, wie großen Wert er auf deine Arbeiten legte. Doch des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und wenn du mit deiner Stellung zufrieden bist, so bin ich es auch. Was mich anlangt, so ist mein Urlaub nahezu abgelaufen, und der Botschafter erwartet mich Ende nächster Woche in Wien. Ich habe nur meine Mutter und Schwester hierher begleitet, da letztere leidend ist und hier in diesem wärmeren Klima den Winter hoffentlich besser überstehen wird als in Schottland. Unser alter Freund, Doktor Bramy, hat uns eine ganz hübsche Villa gemietet, und beide Damen würden sich sehr freuen, wenn du mit uns frühstücken wolltest.“

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und beide jungen Leute machten sich gemeinschaftlich auf den Weg.

Francis stand damals in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre. Hochgewachsen und schlank, von einnehmendem Äußeren, frappierte der Ernst seines Ausdruckes und die vornehme Grazie seiner Haltung. Er war der einzige Sohn eines tapferen Obersten, dessen er sich kaum erinnerte. Der Oberst hatte in früheren Jahren als Militär-Attaché in Berlin eine Preußin geheiratet, die ihm einen Sohn und eine Tochter geschenkt. Die Witwe, eine ebenso schöne als geistreiche Frau, zog sich nach dem Tode ihres Mannes ganz von der Welt zurück und widmete sich ausschließlich der Erziehung ihrer Kinder. Die Vermögensverhältnisse waren zwar nicht glänzend, gestatteten aber der Familie ein anständiges Auskommen. Francis ging zuerst nach Eton, studierte dann in Cambridge und widmete sich im Einverständnisse mit seiner Mutter der diplomatischen Laufbahn.

Sein Freund und Studiengenosse Thomas Darnley war einige Jahre älter als er, der Sohn eines kinderreichen Vikars, der nicht eben mit Glücksgütern gesegnet war.

Lady Caroll empfing die beiden Freunde auf das herzlichste, und während des Frühstückes wurde Darnley zu seiner neuen Stellung von den Damen beglückwünscht. „Es ist ein alter Wunsch von mir,“ sagte Lady Caroll, „Arundel Castle einmal zu sehen. Ich habe soviel davon gehört, aber nie Gelegenheit gehabt, das Schloß zu sehen, obgleich mein verstorbener Mann zu den nächsten Verwandten des Herzogs gehörte.“

„Nichts leichter als diesen Wunsch zu erfüllen,“ erwiderte Darnley. „Bestimmen Sie den Tag, und ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen als Begleiter zu dienen. Der Herzog wird erst in etwa vierzehn Tagen erwartet und

hat mich nur vorausgeschickt, um alles für seine Ankunft vorzubereiten. Das Schloß wird zwar Fremden nicht gezeigt, da Sie aber zur Familie gehören, wird die gestrenge Mrs. Bennett, die seit Jahren das Amt der Schließerin verwaltet, gern bereit sein, Ihnen alle diese Herrlichkeiten zu zeigen. Übrigens ist der alte Herr sehr gastfrei und wird sich gewiß sehr freuen zu hören, daß Sie den Winter in Torquay zuzubringen gedenken."

Über die Gesundheit seines Chefs befragt, antwortete Darnley: „Der Herzog, obgleich ein Sechziger, ist noch rüstig und, wenn die leidige Gicht ihn nicht plagt, der besten Laune und früh bis Abend thätig. Ein trefflicher Verwalter seines kolossalen Vermögens, hat er es noch immer nicht vergessen können, daß er, als ihm der Herzogtitel so unerwartet zufiel, die dreißig besten Jahre seines Lebens der hohen Politik gewidmet hatte. Da er, wie Sie wissen, als Botschafter an mehreren europäischen Höfen beglaubigt war, hat er überall Verbindungen und in allen Hauptstädten der Welt Korrespondenten und Berichterstatter, die er nach Befinden auf das großmütigste honorirt. So sammelt sich in Arundel Castle jahraus jahrein eine Masse von Nachrichten und Notizen, die der Herzog, obgleich er Minister-Portefeuilles mehrfach abgelehnt hat, im Interesse des Landes zu verwerten versteht. Häufig ist es schon vorgekommen, daß das Auswärtige Amt eine wichtige Nachricht früher aus Arundel Castle empfangen hat, als sie ihm von der betreffenden Botschaft oder Gesandtschaft zuing. Bei Fragen, die ihn interessieren, ergreift der alte Herr, wie Ihnen bekannt ist, im Hause der Lords das Wort, und seine genaue Kenntniss von den Geheimnissen der fremden Höfe giebt seiner Rede eine Autorität, wie sich deren kein anderer rühmen kann. Aber nicht bloß für Politik interessiert er sich, nichts entgeht ihm. Sein chemisches Laboratorium und seine Sternwarte auf dem alten Turme sind ebenso gepflegt wie sein Archiv und seine unschätzbare Bibliothek. Kurz, Arundel Castle ist ein Mittelpunkt geistigen Lebens, wie solches kaum irgendwo in der Welt zu finden sein wird. Es ist geradezu unglaublich, was ein einzelner, der dem Sport nicht huldigt, in kurzer Zeit zu schaffen vermag, wenn er die reichen Mittel, über die er verfügt, mit praktischer Weisheit zu verwerten versteht."

„Das ist ja ein wahres Paradies," fiel Lady Caroll ein, „und ich hoffe nur, daß die Söhne die würdigen Erben eines solchen Vaters sind."

„Hoffen wir das beste, Lady Caroll," war Darnley's verlegene Antwort. „Ich bin noch zu fremd im Hause, um mir ein Urtheil zu erlauben."

Es wurde verabredet, daß die Besichtigung des Schlosses am darauf folgenden Tage erfolgen solle.

Arundel Castle liegt auf einer Halbinsel, welche weit in das Meer hineinspringt und nur auf der Ostseite durch eine schmale Landzunge mit der Küste von Devonshire zusammenhängt. Nach Westen, nach Norden und Süden ganz von der See umspült, wird der Park, in welchen die große Fläche dieser Halbinsel verwandelt ist, von häuserhohen Klippen beschützt, die jede Landung unmöglich machen. Dagegen ist auf der Ostseite des Parkes eine tiefe Bucht in

einen kleinen Hafen verwandelt, welcher die Dampfschacht des Herzogs und eine Anzahl kleinerer Segel- und Ruderboote beherbergt. Das Schloß selbst ist ein Konglomerat vieler Gebäude, die, seit Jahrhunderten entstanden, den Geschmack mehrerer Generationen versinnlichen. Das sogenannte alte Schloß liegt dicht am Meere und erinnert an Windsor Castle. Hundertjährige Eichen, samtgrüne Triften, auf welchen Rudel von Damwild weiden, hat dieser Park mit andern gemein. Eigentümlich ist, daß die Vegetation überall üppig bis an die See hinanreicht.

Als Francis mit seiner Mutter und Schwester in den geräumigen Schloßhof einfuhr, waren Darnley und die Schließerin zur Stelle, um ihnen alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Die kolossale Halle, mit Ahnenbildern geschmückt, fesselte vor allem ihre Aufmerksamkeit.

„Dieser Teil des Schlosses,“ bemerkte Mrs. Bennett, „ist vom ersten Herzog unter der Königin Anna erbaut worden.“

„Das ist,“ ergänzte Darnley, „der bekannte Waffengefährte Marlborough's und Freund des Prinzen Eugen. Er hatte dank der Protektion der Herzogin von Marlborough die reichste Erbtöchter Englands geheiratet, die die großen Güter in Yorkshire und Surrey sowie den Teil Londons, dessen Eigentümer der Herzog ist, der Familie zubrachte. Sie fand die alte Normannenburg zu klein und zu unbequem, auch war ihr die große Nähe der See nicht angenehm. Man wählte daher den höchsten Punkt der Halbinsel, ließ einen berühmten Architekten aus Italien kommen und gründete das neue Schloß, welches seitdem wesentlich erweitert und mit allerhand Dependenzien, Stallgebäuden und Gewächshäusern versehen worden ist.“

Mrs. Bennett führte nun die Angekommenen in die Empfangsräume des ersten Stockes, zeigte ihnen das Schlafzimmer, in welchem Königin Anna einmal übernachtet und welches in perpetuam rei memoriam in dem Zustande erhalten wurde, in dem es sich damals befand.

Lady Caroll mäßigte dann den Eifer der Schließerin, die ihr angeboten hatte, ihr die zweihundert Gastzimmer zu zeigen, welche sich in dem Schlosse befanden. Man begnügte sich mit der Gemäldegalerie, welche die seltensten Schätze der italienischen und niederländischen Malerschulen, antike und moderne Statuen und Büsten in solcher Fülle enthielt, daß es unmöglich war, alles genau in Augenschein zu nehmen.

Helene, Francis' Schwester, hatte ihr Skizzenbuch mitgenommen und erbat sich die Erlaubnis, einen Cavalier aus der Zeit Karls I. zu kopieren, in welchem sie das leibhaftige Ebenbild ihres Bruders erkannt zu haben behauptete. Man überließ die junge Künstlerin ihren Studien und erwartete sie in der Bibliothek, wo Mrs. Bennett einige Erfrischungen bereit hielt.

Während Lady Caroll ihren Thee schlürfte, fragte Francis die Schließerin: „Und wie befindet sich die schwarze Frau von Arundel?“

Mrs. Bennett erschrak sichtlich über diese Frage.

„Spotten Sie nur, junger Herr! Ich lebe nun mehr als vierzig Jahre in diesem Hause und wüßte viel zu erzählen, wenn Seine Gnaden nicht verboten hätten, von dieser Erscheinung zu sprechen.“

„Eine Sage!“ rief Lady Caroll. „Nun, da fehlt ja nichts, um den Zauber dieser alten Mauern zu erhöhen. Fürchten Sie nichts, Mrs. Bennett, wir gehören zur Familie und werden Sie nicht verraten. Erzählen Sie uns also die Geschichte der schwarzen Frau, von der ich nie gehört habe. Ist das eine Erscheinung wie die weiße Frau im Berliner Schlosse? Haben Sie sie je gesehen?“

Mrs. Bennett zitterte und sagte leise: „Gesehen habe ich sie nie, aber öfters gehört und manche gekannt, die sie gesehen haben wollen. O, es ist eine traurige Geschichte, Mylady, eine alte Geschichte und das Geheimnis dieses Hauses. Man sagt, der Ahnherr der Familie sei mit den Normannen herübergekommen und habe dicht am Meere das alte Schloß erbaut, dessen Turm Sie hier aus dem Fenster sehen. Es heißt, der Sohn oder Enkel des Erbauers sei mit Richard Löwenherz in das gelobte Land gefahren. Er hatte ein junges, schönes Weib, und es ward ihm schwer sich von ihr loszureißen. Sie schwor ihm ewige Treue. Als aber Monate und Jahre vergingen, ohne daß ihr eine Kunde von dem Gatten zugeing, vergaß sie ihren Schwur. Der Kreuzfahrer war, wie sein Herr, in Gefangenschaft geraten, und als der Totgeglaubte heimkehrte, fand er sein Weib in den Armen eines Pagen. Es war an einem Aschermittwoch, die Dame war schwarz gekleidet und hatte nach der Sitte der Zeit ihr blondes Haar mit Asche bestreut. Der Ritter packte den Jüngling und warf ihn vom Söller hinab in das Meer. Die ungetreue Frau aber ließ er in den Turm einmauern und befahl dem Turmwächter, ihr Speise und Trank durch eine Fallthür zu reichen. So soll die Unglückliche zehn Jahre ihre Untreue gebüßt haben, bis daß sie schließlich wahnsinnig wurde und starb. Als man die Leiche entfernte, entdeckte man an der Wand einige Worte, die sie mit Kohle eingekritzelt. Der Spruch soll gelautet haben: Verflucht sei dieses Haus, kein Sohn soll es von seinem Vater erben, nur Asche kann den Fluch zum Segen wenden. Seit jener Zeit erscheint die schwarze Frau mit Asche bestreut nicht bloß im alten Turme, sondern in mehreren Räumen des neuen Schlosses jedes Mal, wenn ein Todesfall in der Familie bevorsteht.“

Lady Caroll hatte der Erzählung mit Spannung zugehört und fragte Darnley, ob er je etwas von dieser Sage gehört.

„Der Sage“, erwiderte dieser, „liegt allerdings eine historische Thatsache zu Grunde. Wir haben im Archiv eine Familien-Chronik entdeckt, welche in lateinischer Sprache von einem Schloß-Kaplan verfaßt zu sein scheint. Dort wird allerdings ein Ralph Caroll erwähnt, der mit Richard Löwenherz das Kreuz genommen und, nach langen Jahren heimgekehrt, sein ungetreues Weib überrascht und eingekerkert habe. Von den Worten an der Wand habe ich nie gehört, und dieselben mögen eine Erfindung späterer Zeit sein. Merkwürdig ist jedenfalls, daß ein seltsames Unglück über dieser Familie waltet, denn seit den Kreuzzügen ist das Schloß niemals in direkter Linie vererbt worden, immer sind die Söhne vor den Vätern gestorben, meist gewaltsamen Todes, und das Erbe ist Brüdern oder Seitenverwandten zugefallen.“

Kurz nach diesem Ausfluge, der Lady Caroll sehr interessiert hatte, erfolgte die Abreise ihres Sohnes. Sie nahm zärtlich Abschied von ihm und besprach noch mit ihm eine häusliche Angelegenheit, die ihr einige Sorge machte.

„Helene,“ sagte sie, „erholt sich sichtlich in diesem wärmeren Klima, aber das arme Kind ist sehr zart und bedarf großer Schonung. Sie tritt nächstens in ihr sechzehntes Jahr. Miß Worthly, die mir so angelegentlich empfohlene neue Gouvernante, wird es kaum in unserm stillen Hause lange aushalten. Sie ist entsetzlich verwöhnt und macht Ansprüche an das Leben, die weder mit ihrem Alter noch mit ihrer Stellung zu vereinigen sind. Dazu kommt, daß sie, eine eifrige Katholikin, die Kleine mit religiösen Fragen und Skrupeln beunruhigt, die nichts für sie taugen. Du weißt, wie ich über diese Dinge denke. Konfessionelle Diskussionen sind mir unerträglich. Solltest du daher in Wien eine Erzieherin finden, die Helenen im Alter näher steht, ihr gründlichen Unterricht in Musik und neuen Sprachen erteilen kann, so denke an uns. Mir wäre eine Ausländerin, die geläufig englisch und französisch spricht, lieber als eine Engländerin, die, wie Miß Worthly, zu viele Bekanntschaften hat.“

Francis versprach die Sache nicht aus dem Auge zu verlieren und kehrte über London nach Wien zurück.

Wenige Tage darauf wurde Lady Caroll durch eine Sendung seltener Blumen und Früchte aus den Gewächshäusern von Arundel überrascht. Darnley begleitete diese Sendung mit einigen Zeilen, in denen er meldete, der Herzog sei etwas früher, als er beabsichtigt, eingetroffen, sende diese Orchideen und Trauben seiner Cousine und werde nächstens einmal selbst zum Nachmittagsthee bei ihr vorsprechen.

Der Herzog kam und war sichtlich überrascht über die Erscheinung der schönen Frau, die er seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte. Lady Caroll stand damals in ihrem vierzigsten Lebensjahre, sah aber mindestens zehn Jahre jünger aus. Ihr schönes blondes Haar war noch ungebleicht, das jugendliche Feuer ihrer dunkelblauen Augen noch nicht erloschen, die hohe, edle Gestalt, graziös in allen Bewegungen, imponierte und bezauberte zugleich.

Wie ein Virtuoso, dem man eine Geige reicht oder an einen Flügel setzt, mit wenigen Griffen den Klang und den Wert des Instruments zu prüfen vermag, so erkannte der erfahrene, vornehme Weltmann nach den ersten gewechselten Worten die geistige Größe der anspruchslosen, bescheidenen Frau. Überall, wo er anklopfte, war sie zu Hause, überall zeigte sich eine eigenartige tiefe Auffassung, ein natürlich gesundes Urtheil ohne die geringste Affektation oder Koketterie. Diese natürliche Einfachheit machte den alten Herrn so vertraut, daß er seiner Cousine mit einer Rückhaltlosigkeit entgegenkam, die seinen Gewohnheiten durchaus nicht entsprach.

„Ich bedauere,“ sagte er, „Ihren Sohn nicht gesehen und hier verfehlt zu haben. Er ist, wie ich höre, auf seinen Posten zurückgekehrt und in einem sehr interessanten Augenblicke. Es bereiten sich auf dem Kontinente Umwälzungen vor, wie wir sie seit 1870 nicht erlebt haben. Möge er Augen und Ohren offen

halten, jetzt giebt es zu lernen für einen jungen Mann, der den Ernst des Lebens erkannt hat. Ich kann die Wahl seiner Laufbahn nur billigen. Im Auslande giebt es jetzt vielleicht mehr zu thun als hier, denn wir sind vorläufig zur Zuschauerrolle verdammt."

"Ich habe Francis' Wunsch", bemerkte Lady Carroll, "in die Diplomatie einzutreten, begünstigt, weil es mir scheint, es sei dies die einzige Möglichkeit, zu einer objektiven Weltanschauung zu gelangen. Die Technik der Karriere ist Nebensache, aber für einen jungen Mann, der in dieser kritischen Zeit in das Leben tritt, ist es vor allen Dingen wichtig, sich vorurteilsfrei zu machen und sich daran zu gewöhnen, die Menschen und die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie unter der Brille der Standesvorurteile oder der Parteileidenschaften erscheinen. Gelingt es dann, sich ein gesundes Urtheil zu bilden, so werden die Ereignisse, welche sie auch sein mögen, nicht mehr überraschen. Propheten giebt es nicht. Die Geschichte der Zukunft vermag niemand zu schreiben, wohl aber ist es möglich, da dieselben Ursachen immer dieselben Wirkungen hervorbringen, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anzustellen und etwas weiter zu sehen als die blinde Menge."

"In diesen Worten," fiel der Herzog ein, "haben Sie die Motive bezeichnet, die auch mich vor nunmehr vierzig Jahren veranlaßten, mich dem Dienste des Auswärtigen Amtes zu widmen. Ich habe es nie bereut, da ich die Sklavenketten der Partei immer gescheut und immer gesucht habe, mich von der Einseitigkeit unsrer insularen Vorurteile frei zu machen."

"Wie schade, daß Sie es verschmähen, die Erfahrungen, die Sie an den europäischen Höfen gesammelt, jetzt dem Lande nutzbar zu machen."

"Sehr gütig, schöne Kousine, aber um einen Ministerposten mit Erfolg zu übernehmen, muß man von Jugend auf parlamentarisch geschult sein. Man muß jung in diesen Klub eintreten, den man das Unterhaus nennt, und sich gefangen geben in diesen oft kleinlichen und peinlichen Partei-Interessen und Intrigen. Die Disziplin ist unabweislich, aber für den Einzelnen, der es liebt, den Puls der Weltgeschichte zu fühlen, ist es oft lästig, Führern folgen zu müssen, deren Selbstsucht die Vaterlandsliebe überwiegt. Ich mache mir keine Illusionen über das System, welches Englands Macht und Größe seit zwei Jahrhunderten gesichert hat. Wie alles Große und Schöne auf Erden wird es dem Lose der Vergänglichkeit nicht entgehen. Wir stehen auch im Innern am Vorabend entscheidender Krisen. Alt-England, das England Marlborough's, Chatham's und Pitt's besteht nicht mehr. Ich bin kein Schwarzseher und verzweifle nicht an der Zukunft, aber ich bin ein alter Mann und muß es andern überlassen, das Steuer in dem Sturme zu ergreifen, der uns bevorsteht."

Hier ward das Gespräch durch Darnley unterbrochen, der einige Aufträge des Herzogs in der Stadt vollzogen hatte und ihn nunmehr zur Heimfahrt abholte.

Der Herzog gehörte zu denen, die wissen, qu'on ne cause bien qu'à deux, wie die Franzosen sagen. Er verabschiedete sich daher und bemerkte:

„Ich war gekommen, mir eine Gnade zu erbitten. Ich erwarte in einigen Tagen Gäste. Meine Schwester Orbridge ist krank und kann nicht kommen, Sie würden mir daher eine große Freude machen, wenn Sie mir einige Tage in Arundel Castle schenken und die Hausfrau vertreten wollten.“

„Die Gesundheit meiner Tochter,“ erwiderte Lady Caroll, „hat mich hierher nach Süden geführt, und ich möchte sie nicht verlassen. Sie ist noch zu jung, um in die Welt zu gehen.“

„Wenn Sie keinen andern Grund haben, meine Einladung zu verschmähen, so ist dem schleunig abgeholfen. Bringen Sie Ihr Töchterchen mit, ich verspreche Ihnen die ruhigste und sonnigste Wohnung des Schlosses, und die Kleine wird, wenn es zu kalt ist, in den Gewächshäusern alle Gelegenheit haben, sich Bewegung zu machen. Also keine Widerrede. Ich erwarte Sie nächsten Montag.“

Während der Heimfahrt gab der alte Herr seiner Bewunderung lebhaften Ausdruck. „Lady Caroll,“ rief er, „ist eine Königin unter den Frauen, männlichen Geistes und doch mit allen Reizen echter Weiblichkeit geschmückt. Die Jahre sind spurlos an ihr vorübergegangen, sie ist noch immer wunderschön, aber wie wunderschön war sie, als mein Vetter sie heimführte. Ich erinnere mich an ihr erstes Auftreten in der Londoner Welt.“

„Mein Freund Francis Caroll“ versetzte Darnley, „schwärmt für seine Mutter. War sie nicht die Tochter jenes Aschberg, der bei dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in so hoher Gunst stand?“

„Ganz recht. Ich habe ihren verstorbenen Vater sehr gut gekannt. Er war hochgebildet, ein Freund Alexander von Humboldt's, Tieck's, Rauch's und aller hervorragenden Künstler und Gelehrten der preussischen Hauptstadt. Lady Caroll ist daher von Kindheit an in einer geistigen Atmosphäre aufgewachsen, die ihre Anlagen auf das günstigste entwickeln mußte.“

Lady Caroll war in der That von gutem Hause. Die Aschberg, Reichsritter wie die Stein, sind seit 1815 preussische Vasallen. Sie erfreuen sich eines mehr als tausendjährigen Grundbesitzes im Rheingau. Alte Chronisten berichten von dem Stammvater des Geschlechtes Hans, er sei jung an den Hof Karl's des Großen gekommen und habe sich auf den Kriegs- und Siegeszügen des gewaltigen Kaisers durch Tapferkeit und treue Pflichterfüllung die Sporen verdient. Auch in Rom war er und Zeuge der Krönung. Nach der Heimkehr belieh ihn Kaiser Karl mit Gütern, die Hans von seinem Oheim, dem Erzbischof von Köln, ererbt hatte. Er nahm ein Weib und gründete auf einem am Rhein gelegenen Berge die Stammburg, die seine Nachkommen im Wechsel der Zeiten behauptet haben bis auf den heutigen Tag. Im Volksmunde hieß dieser Berg „der Aschenberg“, weil die Köhler dort seit uralten Zeiten ihr Wesen trieben. Als Luther auf dem Reichstage zu Worms seine neue Lehre so tapfer verteidigte, bekannte sich der damalige Besitzer, ein Freund von Franz von Sickingen, zur protestantischen Kirche. Seine Nachkommen, die sich „Ritter von dem Aschberg“ schrieben, blieben der evangelischen Lehre treu und bekundeten einen warmen Glaubenseifer. Nur einer, ein jüngerer Sohn, trat in kaiserliche Kriegsdienste und wurde katholisch.

Er zeichnete sich unter dem Friedländer aus, erwarb sich Ansehen und Reichthum und gründete die österreichische katholische Linie des Geschlechtes. Dessen Enkel Ferdinand nahm ruhmreichen Anteil an allen Feldzügen des Prinzen Eugen, wurde kaiserlicher Feldmarschall, zuerst in den Reichsgrafenstand, dann in den Fürstenstand erhoben. Er erwarb durch eine reiche Heirat die bedeutenden Herrschaften, welche die jüngere Linie des Hauses Aschberg in Oesterreich, Böhmen, Mähren und Ungarn besitz. Mitleidig blickten die Mitglieder dieses jüngeren Zweiges auf die armen Vettern im Reiche herab. Und doch waren sie stolz auf die alte Stammburg. Man blieb gegenseitig in freundlichem Verkehr und theilte sich gewissenhaft die Familienereignisse mit. Lady Caroll's Vater befestigte und vermehrte seinen Grundbesitz, indem er ein Majorat stiftete und dafür in den preussischen Grafenstand erhoben wurde. Er gelangte zu großem Ansehen am Berliner Hofe und auch zu einigem Wohlstand, obgleich sein Vermögen im Vergleiche mit der Opulenz der Fürsten von Aschberg sehr mäßig erschien.

Drittes Kapitel.

Kraft und Stoff.

Lady Caroll ließ kurz nach der Unterredung mit dem Herzog den Doktor Bramy rufen, um ihn zu fragen, ob die Gesundheit Helenens ihr einen mehrtägigen Aufenthalt in Arundel Castle gestatten würde.

Doktor Bramy war ein alter Freund der Familie, der Lady Caroll gleich nach ihrer Ankunft in London behandelt hatte. Der Doktor war wohl vierzig Jahre lang zu den Sternen erster Größe unter den Ärzten Londons gezählt worden. Er hatte sich vor kurzem nach Torquay zurückgezogen, hauptsächlich um sich seinen wissenschaftlichen Arbeiten in größerer Ruhe widmen zu können. Da er nie von sich und seinen persönlichen Verhältnissen sprach, waren allerhand Gerüchte über diese hervorragende Persönlichkeit verbreitet. Die einen hielten ihn für einen Juden, die andren für einen Zigeuner, mehrere seiner Kollegen nannten ihn zuweilen ein Original, weil er die herkömmliche Routine verschmähte und jeden konkreten Krankheitsfall individuell studierte. Die Eifersucht der Söhne Askulap's hinderte jedoch nicht, daß sie ihn in verzweifelten Fällen zu Rate zogen und oft erfolgreich seine Hilfe anriefen. Er war jung nach London gekommen, hatte aber in Wien und andern deutschen Universitäten seine Studien gemacht. Ursprünglich Chirurg, hatte er eine wunderbare Abneigung vor allen gewaltsamen Eingriffen und durch seine Kunst häufig gefährlichen Operationen vorgebeugt, die andren unvermeidlich erschienen. Seine Heilmittel bestanden hauptsächlich in Diät und Gymnastik. Er war sehr sparsam mit Rezepten und meinte, man müsse die Kranken nicht vergiften, um sie zu heilen. Seine Diagnose galt für beinahe unfehlbar. Seine Uneigenmüßigkeit wie seine Verschwiegenheit waren sprichwörtlich geworden. Er war von mittlerer Größe, von kräftigem, starfknochigem Körperbau, die hohe, harmonische Stirn überwölbte weit die klaren, durchdringenden Augen, die, von schwarzen Augenbrauen umschattet, dem Gesichte

einen eigentümlichen Ausdruck gaben. Den Mund umspielte ein wohlwollendes Lächeln, während Kinn und Nase seltene Energie verrieten. Eine Legende, welche viel Wahrscheinliches für sich hat, läßt den Doktor aus Indien stammen, und vielleicht haben seine Voreltern in der heiligen Stadt Benares zu jenen Gelehrten gehört, die vor den Arabern und Europäern die Geheimnisse der Natur und die uralten Fragen der Menschheit in den vermoderten Blättern der Sanskrit-Litteratur studierten. Wie dem auch sei, Doktor Bramy war britischer Unterthan und einer der fähigsten und menschenfreundlichsten Ärzte Englands.

„Sie wissen,“ sagte Lady Caroll, nachdem sie den alten Freund herzlich begrüßt hatte, „daß meine arme Helene zur Welt kam, als ich das Unglück hatte, meinen Mann zu verlieren. Sie hat ihren Vater nie gekannt, und die Sorge und Aufregung, in welcher ich lebte, während ich sie nährte, mögen der Kleinen Gesundheit nicht eben zuträglich gewesen sein. Kurz, sie war von jeher ein Angstkind, und ohne Ihren Rat und Beistand hätte ich sie wahrscheinlich verloren.“

„Helene schläft, sagen Sie,“ erwiderte der Doktor. „Lassen wir sie schlafen. Ich werde sie morgen gründlich untersuchen und Ihnen aufrichtig Bescheid sagen. Und nun, wie geht es Ihnen?“

„Wie es einer armen Witwe gehen kann, die das Alter und den Tod nicht fürchtet.“

„Das ist recht,“ bemerkte Bramy, indem er mechanisch den Puls der schönen Frau fühlte. „Ah, diese Hände!“ rief er. „Ich habe sie lange nicht gesehen.“ Und dann betrachtete er mit der Lupe einige Minuten lang mit gespannter Aufmerksamkeit die Fingerspitzen. „Ja, diese Nerven, die würden uns viel zu schaffen machen, würden sie von diesem hellen Geiste nicht in Zucht und Ordnung gehalten. Beschäftigen Sie sich immer noch mit den Rätseln des Lebens? Ich habe die Gespräche nicht vergessen, die wir vor Jahren über die Geheimnisse der Natur geführt haben.“

„Je weiter ich im Leben vorschreite,“ erwiderte die Dame, „desto mehr wächst meine Wißbegierde und zugleich meine Skepsis. Die Unfruchtbarkeit der spekulativen Philosophie wird mir immer klarer. Jeder von den Herren hat seine besondere Sprache, keiner versteht den andren. Ich dürste nach positiven Resultaten und die finde ich weder in Spinoza noch in Leibniz, weder in Kant noch in Schelling, weder in Hegel noch in Schopenhauer.“

„Wie könnten Sie auch? Alle diese Spekulationen sind subjektiver Natur, individuelle Anschauungen, nichts weiter. Den Urgrund der Dinge zu erkennen, vermögen wir nicht. Alles, was die Wissenschaft anstreben kann, ist die Grenze zu finden, welche wir nicht zu überschreiten vermögen. Spinoza's Pantheismus, Leibniz' prästabilierte Harmonie, Kant's kategorischer Imperativ, Schopenhauer's Wille — alles das sind Worte, Worte, die die Zeit verweht. Wir haben nur eine Lehrmeisterin: die Erfahrung. Dies erkannt zu haben, ist Bacon von Verulam's Verdienst, und darum steht dieser bahnbrechende Genius hoch erhaben über diejenigen, die, auf seinen Schultern stehend, ihn vergessen und verkleinern möchten.“

„Aber was ist Wahrheit?“ fragte Lady Caroll.

„Ja, wenn ich das wüßte, da wäre ich weiser als Pontius Pilatus, der schon vor neunzehnhundert Jahren diese Frage stellte.“

„Nun, wenn Sie das nicht wissen, so sagen Sie mir doch wenigstens, was Kraft und Stoff ist. Diese Begriffe peinigen mich. Wenn ich ein neues deutsches Buch aufschlage, begegne ich ihnen überall, und doch kann ich mir dabei nichts denken.“

„Kraft und Stoff,“ erwiderte der Doktor, „sind allerdings die Pole, um die sich das Leben dreht, aber eine wissenschaftliche Definition hat bis jetzt noch niemand gefunden. Materie, sagt einer der Modernen, ist die Mutter der Dinge, mater rerum. Ist das richtig, so müßte, was wir Kraft nennen, der Vater, der Schöpfer der Dinge sein. Die Materie ist in steter Wandlung begriffen. Nichts geht verloren. Der Stoffwechsel ist das Lebensprinzip. Ich habe daher nichts dagegen, wenn die modernen Naturforscher an die Unzerstörbarkeit der Materie glauben, ebensowenig habe ich gegen die Theorie, die einer meiner deutschen Kollegen, Mayer, zuerst aufstellte, einzuwenden und ich glaube mit ihm an das, was er Erhaltung der Energie, was ich Unzerstörbarkeit der Kraft nennen möchte. Es ist schlechthin keine Kraft ohne Materie, keine Materie ohne Kraft denkbar. Beide treten überall eng verbunden, wo immer wir sie beobachten, dem inneren Blicke entgegen.“

„Bravo, Doktor!“ rief Lady Caroll. „Das ist etwas, was ich verstehe und woran ich mich halten kann. Das löst mir das Rätsel der Psyche wie das des Kosmos.“

„Vielleicht,“ bemerkte der Doktor, „wird Ihnen die Lösung oder richtiger die Ahnung einer Lösung dieser ewigen Rätsel anschaulicher, wenn Sie sich vergegenwärtigen, wie die Kraft in einem gegebenen Bruchstück der Materie sich äußert. Nehmen wir eine eiserne Schiene, wie sie als Tragbalken verwendet wird und ungeheure Lasten trägt, ohne zu zerbrechen. Betrachten wir dieses Stück Eisen aufmerksam durch das Mikroskop, so finden wir, daß dasselbe zusammengesetzt ist aus Millionen und Milliarden kleiner Teile, die die Gelehrten Moleküle zu nennen belieben. Diese Moleküle stehen unter sich in keinem faßlichen Zusammenhange, sind vielmehr von einander geschieden und schweben, wie die Sonnen und Planeten im Weltraume, so zu sagen in der Luft. Unterzieht man nun einzelne dieser Moleküle einer weiteren Beobachtung, d. h. unterwirft man sie noch schärferen Mikroskopen, so erkennt man, daß sie ein Konglomerat von Atomen sind, die wiederum nicht miteinander zusammenhängen. Jedes dieser Atome ist ein Staubkörnchen, welches weder dem menschlichen Auge erkennbar noch dem geringsten Windhauche Widerstand zu leisten im stande ist. Was nun hält diese Moleküle und diese Atome zusammen? Was verleiht ihnen die Fähigkeit, die Lasten jahrelang zu tragen, die ihnen aufgebürdet werden? Nichts Anderes als jenes geheimnisvolle Etwas, welches wir Kraft nennen. Wo aber sitzt diese Kraft? Überall und nirgends.“

„Nun verstehe ich,“ rief die Freundin, „was Sie mir einmal von dem Menschenleibe sagten. Ich habe das nicht vergessen. Sie sagten, der Leib sei

nichts als geballter Äther, zusammengesetzt aus Molekülen und Atomen, aus festen, flüssigen und gasartigen, die immer in stets wechselnden, neuen chemischen Verbindungen verschwänden und sich erneuerten, so lange das Leben dauere. Sie lehrten mich, daß diese Erneuerung und fortwährende Wiedererzeugung sich in wenigen Monaten, nicht, wie man früher glaubte, in sieben Jahren vollende. Der Menschenleib sei daher einem Strome zu vergleichen, der, wenn man ihn vom Ufer aus betrachtet, immer derselbe zu sein scheint und doch fortwährend, aus Millionen noch nie dagewesener Wassertropfen bestehend, sich immer verjüngt und erneuert. Habe ich das richtig verstanden?"

„Ganz richtig. Und was folgern Sie daraus?"

„Daß der einzige feste Punkt in diesem steten Stoffwechsel, in diesem unablässigen Werden und Vergehen nichts Andres sein kann als jene geheimnisvolle Kraft, die wir die Seele nennen und daß, nach Analogie der Eisenschiene, der Sitz dieser Kraft überall und nirgends sein muß, also eins mit jenem geballten Äther, den wir unsern Leib nennen.“

„Nun, liebe Lady, ich sehe mit Freuden, daß die Hemisphären Ihres Gehirns normal arbeiten und daß die Moleküle der weißen wie der grauen Substanz ihre Schuldigkeit thun. Und nun gehen Sie einmal einen Schritt weiter und versinnlichen Sie sich das Universum als einen unendlichen Raum, der seit unendlichen Zeiten von Sonnen und Planeten, von Sonnensystemen, die immer vergehen und neu entstehen, erfüllt ist, und Sie werden eine Ahnung von der Urkraft erhalten, welche dieses All durchdringt und zusammenhält.“

„Da wären wir denn wiederum zum Pantheismus Spinoza's zurückgekehrt," bemerkte Lady Caroll kopfschüttelnd.

„Nicht so ganz. Wir haben nur eine Antwort gefunden auf die Zweifel derjenigen, welche den Atheismus predigen und die Welt für das Werk eines willkürlich rohen Zufalls ausgeben möchten. Das ist sie nicht. So wenig ich der überwundenen teleologischen Weltanschauung huldige, so bekenne ich Ihnen doch offen, daß, je aufmerksamer ich die Wunder der Schöpfung im unendlich Kleinen wie im unendlich Großen beobachte, Mikroskop und Teleskop mir täglich klarer die unendliche Weisheit des Schöpfers offenbaren.“

„In alledem," bemerkte die Dame, „liegt ein großer Trost, aber keine Gewißheit für den Einzelnen. Ich kann mir die Unzerstörbarkeit der Kraft, wie die Unzerstörbarkeit der Materie wohl denken. Da ich aber die Zerstörbarkeit meines eignen Leibes täglich erlebe und die Auflösung desselben in Staub und Asche voraussehe, so liegt der Gedanke nahe, daß es der Kraft, die wir Seele nennen, nicht anders ergehen werde. Unzerstörbar an sich, wie jedes Atom meines Leibes, würde die Kraft, die heute das, was ich mein Ich nenne, zusammenhält, andre Verbindungen suchen und die nur an diese individuellen Lebensbedingungen geknüpste Existenz unwiederbringlich verlieren.“

„Das ist ein Thema," erwiderte Bramy, „das uns heute zu weit führen würde. Ich habe noch mehrere Krankenbesuche zu machen, und für Sie ist es Zeit, Ihren Nerven die Wohlthat des Schlafes zu gönnen. — Auf Wiedersehen morgen!"

Doctor Bramy gestattete Helenen, ihre Mutter zu begleiten und versprach, die Damen während ihres Aufenthaltes in Arundel Castle zu besuchen. Auch der Herzog gehörte zu den alten Freunden und Patienten des berühmten Arztes. So machte sich denn Lady Caroll in Begleitung ihrer Tochter und deren Erzieherin auf, um der Einladung ihres Verwandten zu folgen. Sie wurde von Darnley empfangen in Abwesenheit des Herzogs, der ausgeritten war. Die Schließerin führte die Gäste in eine sonnenhelle Wohnung.

„Diese Zimmer,“ sagte sie, „sind nie bewohnt worden. Der Herzog hatte sie für seine Gemahlin hergerichtet, welche den Lärm in den Prunkgemächern des ersten Stockes nicht leiden mochte. Die arme Herzogin starb jedoch, bevor sie diese stille, heimliche Wohnung beziehen konnte. Die breite Galerie führt zu den Zimmern des Herzogs, wie auch zur Halle und zur Bibliothek.“

Die Wohnung bestand aus einem großen dreifenstrigen Salon, dessen Fensterthüren in den Garten führten, in den Privatgarten der Herzogin, und der schönsten Mittagssonne sich erfreuten. Die Aussicht auf den Park und das alte Schloß war bezaubernd. Links vom Salon lag ein nicht allzu großes Speisezimmer, rechts das Schlafgemach nebst allen Dependenzien. Daneben hatte Mrs. Bennett ein Zimmer für Helene hergerichtet, welches einen Ausgang in den Garten und zu den Gewächshäusern hatte. Miß Worthly war in der Nähe untergebracht, und so fehlte nichts, um den Damen den Aufenthalt so bequem und so angenehm als möglich zu machen.

Der Herzog traf seine Kousine vollkommen eingerichtet beim Nachmittagssthee.

„Wir sind ganz allein, da ich meine übrigen Gäste erst in einigen Tagen erwarte. Ich hoffe, Sie werden sich bis dahin ganz hier zu Hause fühlen und sich nicht darüber beschweren, die Einsamkeit eines alten Witwers zu teilen.“

„O!“ erwiderte Lady Caroll, „die Einsamkeit ist meine Freundin. Seit fünfzehn Jahren lebe ich auf dem schottischen Landgute, welches Francis von seiner Großmutter geerbt, ganz abgeschieden von der großen Welt. Ich habe mich nie darüber beschwert, vielmehr immer gewünscht, der Tag möge mehr als vierundzwanzig Stunden haben.“

„Das ist recht. Ich habe auch keine Sympathie für die Langeweile, welche die Feindin des heutigen Geschlechts ist. Nun, liebe Kousine, da Sie einmal die Rolle der Hausfrau gütigst übernehmen, so lassen Sie uns die Liste der Einladungen durchsehen, die ich entworfen habe. Die meisten Namen werden Ihnen bekannt sein, da Sie ja mehrere Jahre in London verlebt haben. Der deutsche Botschafter ist ein Freund Ihres Hauses, und der russische muß Ihren Vater auch in Berlin gekannt haben, wo er früher beglaubigt war.“

Lady Caroll durchmusterte die Liste und fand in der That nur wenige Namen, deren Träger ihr unbekannt waren.

„Ich füge mich der Sitte,“ sagte der Herzog, „indem ich hier alljährlich meine Bekannten um mich versammle. Es ist dies ein Tribut, den ich in meiner

Stellung der Gesellschaft schulde. Ich hoffe, Sie werden sich dadurch in Ihren Gewohnheiten nicht stören lassen und die Mühen der Hausfrau nicht schwerer empfinden als ich die meinigen. Ich stelle meinen Gästen die Kunst meiner französischen Köche, meinen Keller, meinen Stall, Park und Gewächshäuser zur Verfügung, lasse mich jedoch durch dieses Treiben nicht allzusehr beunruhigen. Die Welt ist heute nicht schlimmer und nicht besser als in meiner Jugend, man muß sie eben nehmen, wie sie ist."

(Fortsetzung folgt.)



Nahrungsbedürfnis und Nahrungserwerb im Tierreich.

Von

Reinold von Hanstein.

In dem großen Reich der Gliederfüßler giebt es einige merkwürdige Tiere, welche während ihrer ganzen, sehr kurz bemessenen Lebensdauer niemals Nahrung zu sich nehmen. Es gehören hierher z. B. gewisse, im Entwicklungsfreife der Rebläuse auftretende Formen, ferner die Männchen einiger Zeeckenarten, welche weder einen Mund noch einen Verdauungsapparat besitzen und die kurze Spanne Zeit ihres Erdenlebens, die ausschließlich der Sorge um die Fortpflanzung ihres Geschlechts gewidmet ist, von den während ihrer Entwicklung im Ei aufgenommenen Nährstoffen zehren. Scheinbar bilden diese Tiere somit eine Ausnahme von dem durch tägliche Erfahrung an uns und unsern Mitgeschöpfen uns vorgeführten Gesetze, daß die Erhaltung des Lebens überall abhängig ist von der Aufnahme einer gewissen Menge von Nährstoffen.

Jede Lebensthätigkeit, welcher Art sie auch sein mag, wird bedingt oder ist begleitet von chemischen Vorgängen, welche einen Zerfall oder Verbrauch der lebendigen Substanz bewirken, aus denen unser Körper sich aufbaut. Für diesen beständigen Verbrauch, der, wie leicht zu verstehen, um so stärker ist, je lebhafter und energischer die Organe ihre Arbeit verrichten, muß nun, falls das Leben längere Zeit erhalten werden soll, Ersatz geschaffen werden durch Aufnahme neuer Nahrung. Vergleichen wir verschiedene Tiere mit einander in bezug auf die zur Erhaltung ihres Wohlbefindens nötige Nahrungsmenge, so finden wir diese außerordentlich verschieden. Während eine Schnecke oder eine Schildkröte Monate, selbst Jahre lang ohne Nahrung leben kann, ohne daß wir ihr eine wesentliche Störung ihres Wohlbefindens anmerken, haben andere Tiere, wie z. B. manche Singvögel und kleine Raubtiere, oder die Larven der meisten Insekten, fast beständig Hunger und werden schon durch eine kurze gezwungene Fastenzeit in hohem Maße angegriffen und entkräftet. Die Langsamkeit, mit der sich bei den erstgenannten Tieren alle Lebensfunktionen vollziehen, und die ihnen den unver-

schuldeten Vorwurf der Trägheit zugezogen hat, ermöglicht ihnen, da der oben erwähnte Verbrauch der lebenden Substanz eben so langsam vor sich geht, mit einem bestimmten Kapital aufgenommenen Nährstoffes sehr viel länger hauszuhalten, als dies einem in beständiger lebhafter und anstrengender Bewegung begriffenen warmblütigen Tier mit raschem Blutumlauf, energischer Atmung und dadurch beschleunigtem Stoffwechsel möglich ist.

Wie jeder chemische Zerlegungsprozeß Wärme erzeugt, so ist auch der Atmungsprozeß, der sich vom chemischen Standpunkt aus betrachtet als ein Verbrennungsvorgang darstellt, eine Wärmequelle. Bei den höchst organisierten Tieren, den Säugetieren und Vögeln, vollzieht sich derselbe mit solcher Energie, daß die Temperatur des Körpers sich beständig bedeutend über die der umgebenden Luft erhebt, während dieselbe bei den meisten übrigen, gemeinhin kurzweg „kaltblütig“ genannten Tieren etwa derjenigen der umgebenden Luft bezw. des Wassers entspricht. Deutet somit das „kalte“ Blut im allgemeinen schon auf eine geringere Energie der Lebensthätigkeit hin, so kann es uns nicht wundern, daß sehr viele der hierher gehörigen Tiere den Winter in einem Erstarrungszustand ganz ohne Nahrungsaufnahme zu verbringen im stande sind. Eidechsen und Schlangen, letztere oft in größerer Zahl zu dichten Knäueln vereinigt, ziehen sich in geschützte Schlupfwinkel unter Moos und Baumwurzeln zurück, Frösche und Schnecken, welche letztere ihr Haus mit einem Deckel verschließen, wühlen sich in den Schlamm ein, hohle Baumstümpfe, sowie Risse und Spalten der Baumrinde bieten zahlreichen Insekten, Spinnen und Milben geeignete Ruheplätze. Und wie bei uns zur Winterszeit, so verfallen andre in den heißen Ländern zur Zeit der Sommerdürre einem ähnlichen Erstarrungszustand. In dem Sand und Moos der Dachrinnen finden sich oft zahlreiche mikroskopisch kleine Tiere, welche in trocknen Zeiten in einen ähnlichen, anscheinend leblosen Zustand verfallen, um nach befeuchtendem Regen zu neuem Leben zu erwachen. Merkwürdig ist nun, daß auch unter den warmblütigen Säugetieren sich einzelne finden, die einen Winterschlaf halten. Es gehören hierher z. B. die Fledermäuse, Dachse, Bären, Igel, Murmeltiere u. a. m. Aber während dieser Periode ist die Lebensenergie dieser Tiere auf ein so geringes Maß herabgesetzt, daß nur ein ganz geringer Verbrauch von Körpersubstanz stattfindet. Blutumlauf und Atmung vollziehen sich außerordentlich langsam, infolgedessen sinkt die Körperwärme sehr stark herab, so daß die Tiere während dieser Zeit als Kaltblüter betrachtet werden können.

Endlich sei hier noch an den Puppenzustand vieler Insekten erinnert, der zuweilen Wochen, zuweilen aber auch — bei den überwinternden Puppen — Monate lang dauert, und während dessen, obgleich im Körper tiefgreifende Umwandlungen und umfassende Neubildungen sich vollziehen, keine Nahrung aufgenommen wird. Hier ist jedoch nicht zu vergessen, daß das Insekt vorher als Larve oder Raupe längere Zeit hindurch sehr reichliche Mengen von Nahrung verzehrt hat, so daß ein beträchtlicher Vorrat von Reservestoffen vorhanden ist, der das Leben während der Puppenzeit fristet. Und von hier aus wird uns dann auch die Eingangs erwähnte Thatsache verständlich, daß einige merkwürdige, sehr kurzlebige Insekten

und Milben während ihres ganzen Lebens nur von dem allerersten, aus dem Ei stammenden Nahrungskapital leben und mit dem Verzicht auf eine längere Lebensdauer auch der Notwendigkeit weiterer Sorgen für ihre Ernährung überhoben sind. So wird das, was zunächst als Ausnahme erschien, uns vielmehr als letzte Konsequenz eines allgemein gültigen, die ganze Lebewelt beherrschenden Gesetzes verständlich. Alles Leben ist verbunden mit Verbrauch von lebendiger Substanz, in um so stärkerem Maße, je größer die Aktivität des Lebens ist; bei ganz kurzer Lebensdauer kann zuweilen das aus dem Ei mitgebrachte Kapital zur Unterhaltung des Lebens ausreichen, in allen andern Fällen müssen die verbrauchten Stoffe ersetzt werden. Gesteigerte Lebensenergie bedingt stärkeres Nahrungsbedürfnis, starke Herabsetzung oder gänzliche Entziehung der gewohnten Nahrungsmenge kann nur zeitweise, nach vorheriger guter Ernährung und unter gleichzeitiger starker Herabsetzung der Lebensthätigkeit, teilweise fast bis zum völligen Stillstande derselben, ertragen werden.

Ist nun die Aufnahme von Nahrung für alle Tiere, mit Ausnahme der genannten vereinzelt Fälle, eine Notwendigkeit, so gewinnt die Frage nach der Art und Weise, wie die Tiere sich in Besitz derselben zu setzen im Stande sind, eine hohe Bedeutung. Es ist klar, daß die Hilfsmittel, deren die Tiere zu ihrer Ernährung bedürfen, verschieden sein müssen, je nach der Natur der zu erbeutenden Nahrung, und da die Ansprüche der Tiere in bezug auf die Beschaffenheit ihrer Nahrung ebenso verschieden sind wie in bezug auf ihre Menge, da in der Natur nichts existiert, was nicht gelegentlich von einem Tiere gefressen würde, so kann es uns nicht wundern, daß die Werkzeuge, deren die Tiere sich beim Nahrungserwerb bedienen, eine ganz außerordentliche Mannigfaltigkeit zeigen.

Auch unter den Tieren fehlt es nicht an solchen, welche, statt selbst in ehrlicher Arbeit sich die zum Leben notwendige Nahrung zu verschaffen, andre für sich arbeiten lassen und deren Erzeugnisse für sich verwenden. Man bezeichnet solche Tiere im allgemeinen als Schmarotzer. Namentlich in der Gruppe der Würmer finden sich zahlreiche solcher Schmarotzer, welche in den verschiedensten Teilen andrer Tiere, — oder auch Pflanzen — leben und sich auf Kosten ihrer Wirte ernähren. Greifen wir aus der großen Zahl derselben ein Beispiel heraus und betrachten wir die Ernährungsweise eines Bandwurms. Ist eine junge Bandwurmlarve, eine sogenannte Finne, wie sie sich besonders häufig im Muskelfleisch der Schweine finden, mit diesem Fleisch von einem andern Tiere bezw. einem Menschen verzehrt worden, so heftet sich dieselbe mittelst mehrerer Saugnäpfe oder — bei einigen Arten — mittelst eines Kranzes kleiner Klammerhaken an einer beliebigen Stelle im Verdauungskanal ihres Wirtes an und nimmt nun von dem von diesem bereits verdauten Nahrungssaft so viel, als zu ihrer Ernährung nötig, direkt durch die Haut in ihren Körper auf. Mund und Verdauungswerkzeuge besitzt das Tier nicht, es ist also darauf angewiesen, daß ein andres Tier ihm die Verdauungsarbeit abnimmt, und wäre gar nicht im Stande, selbst für seine Ernährung zu sorgen. Beständig von hinreichenden Mengen nährstoffhaltiger Flüssigkeit umgeben, braucht es seine Nahrung auch nicht zu suchen

und bedarf keiner Werkzeuge zur Aufnahme derselben. — In ähnlich günstigen Ernährungsbedingungen befinden sich z. B. die im Verdauungskanal der Frösche und mancher Würmer lebenden, zur Gruppe der Infusorien gehörigen Opalinen, mikroskopisch kleine Tierchen, deren kugelig oder abgeplatteter Körper ebenfalls jeder Öffnung zur Nahrungsaufnahme entbehrt. —

Durchmustert man unter einem Mikroskop bei nicht zu schwacher Vergrößerung Schlammproben aus irgend einem stehenden Gewässer, so bemerkt man nicht selten kleine Tierchen, deren Länge weniger als 1 Millimeter beträgt, und deren Körper ein ganz gleichmäßig gebautes, nirgends eine besondere Struktureigentümlichkeit zeigendes, lebendes Protoplasmaflümpchen ist. Wir sehen, wie die Körperform desselben sich beständig ändert, wie an beliebigen Stellen Fortsätze ausgestreckt werden, die sich vergrößern, indem die in halbflüssigem Zustand befindliche Körpersubstanz in dieselben hineinfließt, und wie das Tier, indem bald an der einen, bald an der andern Stelle solche Fortsätze sich ausstrecken bezw. wieder eingezogen werden, im stande ist, sich nach verschiedenen Richtungen zu bewegen. Da, wie gesagt, der Körper dieser Tiere allenthalben aus ganz gleichartiger Substanz besteht, auch einer festen Leibeswand entbehrt, so sind die Tiere im stande, an jeder Stelle feste Nahrungsbestandteile — mikroskopische Organismen verschiedener Art, — in ihren Körper hineinzudrücken. Bei der gleichartigen Zusammensetzung desselben kann auch die Verdauung an jeder beliebigen Stelle stattfinden. Namentlich unter den im Meere lebenden hierhergehörigen Arten giebt es zahlreiche, welche ein zierliches, von vielen feinen Öffnungen durchbohrtes Kalkgehäuse ausscheiden. Durch jede dieser Öffnungen können feine Fortsätze ausgestreckt werden, die sich oft noch verästeln und dann, indem Äste verschiedener solcher Fortsätze sich gegenseitig berühren, ein feines Netz bilden, vergleichbar den Wurzelfasern eines Baumes, weshalb man diese Tiere auch Wurzelfüßer nennt. Hier dienen die Fortsätze des Körpers nicht nur der Bewegung, sondern auch gleichzeitig der Nahrungsaufnahme, ja, die aufgenommenen Nährstoffe werden gleich innerhalb der ausgestreckten Fortsätze verdaut, da sie ohne weiteres die feinen Öffnungen des Panzers nicht passieren können. Da, wie wir sehen, diese Fortsätze oder „Scheinfüße“ an jeder beliebigen Körperstelle sich bilden können und sowohl der Fortbewegung als der Ernährung dienen, übrigens auch in ihrem Bau in keiner Weise von dem übrigen Körper sich unterscheiden, so können wir hier kaum schon von Werkzeugen der Nahrungsaufnahme reden, immerhin sehen wir, wie der Abschluß des Körpers durch einen Panzer das Bedürfnis erzeugt, die bei den nackten Formen an jeder beliebigen Stelle des Körpers sich vollziehende Aufnahme und Verdauung der Nahrung nunmehr wenigstens in eine bestimmte Sphäre desselben, nämlich die außerhalb des Panzers zu verlegen. Zu beachten ist dabei, daß das Protoplasma des Körpers selbst in beständiger Strömung aus dem Körper in die Fortsätze und aus denselben in den Körper zurück begriffen ist, daß so zu sagen, der ganze Körper sich zeitweise außerhalb des Panzers befindet. Schon bei vielen Wurzelfüßern übrigens läßt uns stärkere Vergrößerung erkennen, daß — wenn auch die Leibessubstanz überall weich und nachgiebig bleibt — doch

bei den höheren Formen eine etwas widerstandsfähigere Außenschicht die mehr flüssige innere Leibessubstanz umgiebt, und daß auch bei manchen Formen das Ausstrecken der Scheinfüßchen auf ganz bestimmte Körperregionen beschränkt bleibt. In der ebenfalls aus mikroskopisch kleinen Tieren bestehenden Gruppe der Aufgüßtierchen oder Infusorien¹⁾ ist eine Leibeswand stets vorhanden und das Ausstrecken solcher Fortsätze ganz unmöglich. Ist nun der Körper durch eine Wandung gegen die Außenseite abgeschlossen, so muß das Tier sich entweder — wie die oben erwähnten Formen — auf flüssige Nahrung beschränken, oder es muß die Wandung irgendwo durch eine Öffnung durchbrochen sein, welche auch festen Körpern den Zutritt gewährt. Wie die Mehrzahl der Infusorien, so besitzen — mit alleiniger Ausnahme der soeben besprochenen Wurzelfüßer — alle Tiere, die sich von fester Nahrung ernähren, eine Mundöffnung, welche somit das erste uns im Tierreich begegnende Werkzeug der Nahrungsaufnahme darstellt. —

Eine sehr große Anzahl von Tieren — außer den Infusorien gehören hierher: die Schwämme, die Korallen, die Quallen und Polypen, die Muscheln, zahlreiche Würmer und Insekten, die Seewalzen und Seesterne, viele Fische, die meisten Amphibien, Reptilien und Vögel und auch eine Anzahl von Säugetieren — nähren sich von Tieren oder Pflanzen, die ohne weiteres den Mund passieren und an die zu ihrer Verdauung und weiteren Verarbeitung bestimmte Stelle befördert werden können. Ist dies jedoch, vermöge der Größe des Nahrungsobjectes, nicht möglich, so werden wieder besondere Werkzeuge notwendig, welche dasselbe vor dem Eintritt in den Körper in geeigneter Weise zerkleinern. Wie jede, so wird auch diese Aufgabe von der Natur in verschiedener Weise gelöst, je nach der Beschaffenheit der Nahrung und nach der Natur des zur Ausbildung der Werkzeuge zur Verfügung stehenden Materials. Im Reich der Wirbeltiere sind es vor allem die Zähne, denen diese Aufgabe zufällt. Ihrer Entstehung nach sind dieselben Hautgebilde, wie sie bei manchen Fischen, z. B. den Hai-fischen, als sogen. Hautzähne oder Plakoidschuppen gleichmäßig am ganzen Körper sich entwickeln, während ihre Bildung bei den meisten Wirbeltieren auf die Mundhöhle sich beschränkt. Bei vielen Fischen entwickeln sie sich an allen die Mund- und Rachenhöhle begrenzenden Knochen, so daß z. B. der Rachen eines Hechtes überall von Zähnen starrt; bei den Säugetieren finden wir sie nur in zwei, zuweilen noch unterbrochenen, sich gegenüberstehenden, Reihen in den sogen. Kieferknochen. Bei Fischen, Amphibien und den jetzt lebenden Reptilien sind die Zähne eines Tieres meist gleichmäßig gestaltet; wir finden im allgemeinen bei Raubtieren spitze, kegelförmige, gekrümmte, bei Pflanzenfressern platte, breite Mahlzähne. Unter den Säugetieren tritt zu diesem allgemeinen Unterschiede noch eine verschiedene, durch Anpassung an ihre Einrichtungen bedingte Ausbildung der

¹⁾ Von den älteren Schriftstellern wurde diese Bezeichnung für alle mikroskopisch kleinen Tiere gebraucht. Auch Ehrenberg, dessen bahnbrechenden Forschungen wir die erste feste Grundlage unsrer Kenntniss dieser Tiere verdanken, faßt diesen Namen noch in weiterem Sinne als die heutige zoologische Systematik und begreift unter demselben auch die Wurzelfüßer und einige andre Formen.

Zähne eines und desselben Tieres. Sehen wir, wie ein Hund mit seinen spitzen, etwas gekrümmten, alle andern an Länge übertreffenden Eckzähnen das ihm vorgeworfene Fleisch zerreißt, wie die Ziege mit den scharfen, zu einer einzigen schneidenden Kante zusammengestellten Vorderzähnen des Unterkiefers das Gras abschneidet, wie der Hase mit seinen meißelförmigen, in zwei Paaren sich gegenübergestellten, durch den Gebrauch sich mehr und mehr schärfenden Vorderzähnen die saftige Rinde der jungen Bäume abschält, während alle drei die weitere Zerkleinerung den wiederum ihrem Bau nach der jeweiligen Nahrung angepaßten Backzähnen überlassen, so haben wir drei besonders charakteristische Gebißformen in ihrer Thätigkeit kennen gelernt. Nur flüchtig — weil außerhalb unsres Themas liegend — sei erwähnt, daß nicht alle Gebißformen sich aus den Bedürfnissen der Ernährung allein erklären lassen. Die mächtigen Stoßzähne des von Gras lebenden Elefanten sowie das mit gewaltigen Eckzähnen und spitzen, kräftigen Vorderzähnen versehene Gebiß des Ebers und des gleichfalls pflanzenfressenden Flußpferdes haben beim Nahrungserwerb nichts zu thun, sie dienen nur als Verteidigungswaffe gegen größere Raubtiere. Bei manchen Fischen, z. B. beim Hecht, biegen sich die Zähne bei einem von vorn her auf sie wirkenden Drucke nach hinten um, so daß jeder Körper bequem in den Mund hineingleiten kann, bei einem von innen her nach vorn ausgeübten Druck dagegen richten sie sich auf und versperren auf diese Weise einem Tiere, das etwa durch Flucht zu entkommen strebt, den Weg. Wie manche Säugetiere, so z. B. die Wale und Schnabeltiere, der Zähne ganz entbehren, so ist dies durchweg bei den Schildkröten und den jetzt lebenden Vögeln der Fall. Zur Zeit der Kreideformation lebten allerdings auch Vögel mit echten, in Höhlungen des Kiefers eingefeilten Zähnen, aber bereits seit langer Zeit sind dieselben ausgestorben, und wenn bei unsern heutigen Raubvögeln von Zähnen die Rede ist, so sind dies nur scharfe Vorsprünge am Rande der hornigen Schnäbel. Bei Vögeln sowohl wie bei den Schildkröten vertreten die scharfen Schnabelränder, wo dies notwendig ist, die Stelle von Zähnen. Auch bei den meisten Reptilien — mit Ausnahme der Krokodile und einiger größerer Eidechsen, sowie der längst ausgestorbenen mächtigen Saurier der Jurazeit — sind die Zähne nicht mehr zum Zerkleinern, sondern nur noch zum Festhalten der Nahrung geeignet, da sie zu schwach sind. Die kleinen Schlangen und Eidechsen nähren sich infolgedessen von kleinen Tieren, Insekten, Würmern u. dergl., während die großen Schlangen vermöge der außerordentlichen Beweglichkeit und Dehnbarkeit der Knochen und Bänder ihres Kieferapparates ihren Mund so stark zu erweitern vermögen, daß sie selbst größere Vögel und Säugetiere von der Größe eines Hasen oder eines kleinen Rehens, nachdem sie dieselben durch Umwinden mit ihrem Körper stark zusammengequetscht haben, ganz herunterzuwürgen vermögen, allerdings zuweilen nur mit großer Anstrengung.

Haben bei den Wirbeltieren besondere Hautgebilde die Funktion der Nahrungszerkleinerung übernommen, so sind bei den Gliederfüßlern, zu denen außer den Insekten noch die Spinnen, Krebse und Tausendfüßler gehören, besondere Glied-

maßen dieser Arbeit angepaßt. Betrachtet man einen Flußkrebß von der unteren Seite, so sieht man vor den großen Scheerenfüßen noch eine größere Anzahl — im ganzen 6 Paar — von Beinpaaren, welche nach vorn gewandt sind und von beiden Seiten her die nach unten gerichtete Mundöffnung umfassen. Die unmittelbar vor den Scheeren stehenden zeigen in Bau und Gliederung noch große Ähnlichkeit mit den eigentlichen Beinen, während diese Ähnlichkeit, je weiter wir nach vorn gehen, mehr und mehr abnimmt und das vorderste Gliedmaßenpaar zu zwei einfachen, breiten, mit zahnartigen Vorsprüngen besetzten Kauplatten umgebildet erscheint. In ähnlicher Weise sind auch bei den Spinnen, Insekten und Tausendfüßlern die vordersten Beinpaare zu Kauwerkzeugen umgebildet. Wenn auch die Kauwerkzeuge der Gliederfüßler in den Lehrbüchern als „Kiefer“ bezeichnet werden, so besteht doch zwischen diesen und den Kiefern der Wirbeltiere ein großer Unterschied; es sind nicht Skeletteile, sondern selbständige Gliedmaßen. Die Kiefer der Gliederfüßler stehen, gerade wie die übrigen Beine, paarweis an den Seiten des Körpers, je zwei einem Paar angehörige sind einander zugewandt und werden beim Kauen seitlich gegeneinander bewegt, während die zahntragenden Kiefer der Wirbeltiere senkrecht übereinander stehen. Daß hier im Reich der Gliederfüßler eine Anzahl von Beinen zu Kauapparaten ausgebildet sind, kann uns nicht wundern, wenn wir erwägen, zu wie vielfachen Berrichtungen die Gliedmaßen in den einzelnen Gruppen der Tiere befähigt sind. Und wenn der Körper eines einzigen Flußkrebßes uns, von hinten nach vorn auf einander folgend, Schwimmsfüße, Ruderfüße, Gangfüße und Greiffüße zeigt — kann es uns sonderlich wundern, daß zu diesen auch noch Kaufüße hinzukommen?

Wir müssen uns versagen, auf die mannigfachen Ausbildungsformen dieser Gebilde, wie sie sich namentlich bei Insekten finden, hier näher einzugehen, und können nur kurz darauf hinweisen, daß sie bei den verschiedenen Insekten bald zum Festhalten oder Zerreißen, bald zum Zermahlen der Nahrung, bald wieder zum Stechen, Saugen oder Lecken eingerichtet sind.

In einer noch andern Weise wird dieselbe Arbeit bei den Schnecken geleistet. Beobachten wir eine unsrer gewöhnlichen Wasser- oder Gartenschnecken beim Fressen, so sehen wir, wie aus ihrer an der Unterseite des Kopfes gelegenen Mundöffnung beständig ein löffelförmiges Gebilde herausgestreckt und wieder eingezogen wird. Es ist dies die sogenannte Zunge, die übrigens nicht Geschmacksorgan ist, überhaupt mit unsrer Zunge nicht ohne weiteres verglichen werden kann. Dieselbe ist überzogen von einer Haut, der sogenannten Reibplatte, auf welcher in regelmäßigen Querreihen kleine, mit der Spitze nach hinten gerichtete Zähne stehen. Bei den großen Raubschnecken erlangen diese Zähne oft eine beträchtliche Größe, so daß sie mit bloßem Auge deutlich zu sehen sind, bei andern, wie bei unsern Gartenschnecken, sind sie mikroskopisch klein und stehen in außerordentlich großer Menge, oft zu mehreren Tausenden, in Reihen geordnet nebeneinander. Auch hier finden wir bei den verschiedenen Gruppen in Zahl, Form und Anordnung der Zähne große Mannigfaltigkeit.

Bevor aber all' diese verschiedenen Apparate zum Zerkleinern der Nahrung ihre Thätigkeit ausüben können, muß das Tier im sicheren Besiz seiner Beute sein. Besizt dasselbe die Fähigkeit freier Bewegung und nährt es sich von Pflanzenteilen oder anderen, fest an einen bestimmten Standort gebundenen Objekten, wie z. B. die pflanzenfressenden Huftiere, so sind besondere Werkzeuge zum Festhalten und Ergreifen der Nahrung nicht notwendig. Ist aber das Tier irgendwie in seiner freien Ortsbewegung beschränkt, oder ist der zur Nahrung ausgewählte Körper nicht festgewachsen, besizt derselbe vielleicht sogar die Fähigkeit, sich durch Flucht seinem Angreifer zu entziehen, so werden wieder besondere Werkzeuge nötig, welche das Opfer heranziehen, festhalten, bezw. an der Flucht hindern. So sehen wir den Löwen die im Sprunge mit wuchtigem Schlage seiner gewaltigen Tazze niedergestreckte Beute am Boden festdrücken, wir sehen, wie der Affe die abgebrochene Frucht, die Maus das entwendete Stück Zucker in der Vorderpfote festhält, wie der Hund den Knochen, der Maulwurf den Regenwurm gleichfalls mit der Pfote festhält und zurechtlegt. Der hufbekleidete Fuß der oben erwähnten Pflanzenfresser wäre hierzu nicht geeignet; sie bedürfen auch solchen Hilfsmittels ebensowenig, wie die Fledermäuse, die die Insekten geschickt in der Luft aufschnappen, oder die Wale, welche, allenthalben von reich belebtem Wasser umgeben, ihren Mund nur zu öffnen brauchen, um mit dem Wasser zugleich Tausende kleiner Seetiere in ihrem Rachen aufzunehmen, welche dann zwischen den Hornfasern der Barten wie in einer Fischreuse festgehalten werden.

Finden wir so im allgemeinen bei Säugetieren die Vorderfüße als Greifwerkzeuge ausgestaltet, so kann dies natürlich bei den Vögeln nicht der Fall sein. Hier sind ja die Vorderfüße zu Flügeln geworden, und da die Hintergliedmaßen zur Stütze des Körpers unentbehrlich sind, so hat sich hier ein andres treffliches Greifwerkzeug entwickelt. Nur bei den Raubvögeln, die im Fluge ihre Beute erspähen, aus der Luft auf dieselbe herabstürzen und sie im Fluge forttragen, können die Füße in ähnlicher Weise wie bei den Säugetieren verwandt werden. Wohl werden auch noch sonst hier und da, z. B. bei den Hühnern, die Füße beim Auffuchen der Nahrung als Hilfsorgane benutzt; das eigentliche Werkzeug der Nahrungsaufnahme ist jedoch bei der großen Mehrzahl der Vögel der Schnabel. Der Bau des Vogelhalses gestattet dem Kopfe und also auch dem Schnabel eine außerordentliche Beweglichkeit. Wie bei allen Wirbeltieren, so wird auch bei den Vögeln der Hals durch eine Anzahl beweglich mit einander verbundener Wirbel gestützt. Während aber bei allen Säugetieren die Zahl der Halswirbel sieben beträgt, schwankt dieselbe bei den verschiedenen Arten der Vögel zwischen elf und vierundzwanzig. Da nun eine Bewegung immer nur da stattfinden kann, wo zwei Wirbel zusammenstoßen, so erhellt ohne weiteres, daß mit der Zahl der Halswirbel auch die Beweglichkeit des Halses zunehmen muß. Daß dieselbe bei den Vögeln größer ist als bei den Säugetieren, davon überzeugt sich jeder, der einmal einen Vogel bei der Reinigung und Glättung seiner Federn beobachtet und sieht, mit welcher Gewandtheit derselbe mit seinem Schnabel die verschiedensten Stellen seines Körpers zu erreichen weiß. Noch mehr aber, als diese un-

gemeine Beweglichkeit des Halses, ohne welche das ganze Leben der Vögel so, wie es ist, gar nicht zu denken wäre, fordert die Vielgestaltigkeit der Schnäbel selbst unsre Bewunderung heraus. Der hakenförmig gebogene Schnabel, mit dem die Raubvögel ihre Beute zerfleischen, der lange, gekrümmte Schnabel, mit dem der Ibis und seine Verwandten den Schlamm der Gewässer sondieren, der breite Löffel des Löffelreihers, der Meißel des Spechts und der mit zahnartigen Vorsprüngen besetzte Fangapparat des Sägetauchers zeigen uns in ähnlicher Weise wie die Kammwerkzeuge der Säugetiere und Insekten, wie vielen verschiedenen Verrichtungen sich ein und dasselbe Organ bei verschiedenen Tieren anzupassen vermag.

Vielfach wird die Zunge zur Aufnahme flüssiger und fester Nahrung verwandt, und zwar in doppelter Weise, zum Saugen und zum Lecken. Während sie im ersteren Falle ähnlich wirkt wie der zurückgezogene Stempel einer Saugpumpe, ist sie in letzterem Falle direktes Greiforgan. Wenn wir beim Anblick einer ein Milchschälchen sauber ausleckenden Katze oder eines ein Wassergefäß begierig auslöffelnden Hundes uns an unsre eigne Art des Trinkens erinnern, so tritt uns dieser doppelte Gebrauch der Zunge deutlich vor Augen. Aber noch in anderer Weise wird die Zunge hier und da verwandt. Die grasfressenden Säugetiere benutzen sie beim Abrupfen des Grases, die Giraffe pflückt mit Hilfe derselben die Blätter der Akazien und anderer hoher Bäume ab. Der Specht holt mittelst seiner stark verlängerten Zunge die Insekten aus ihren Schlupfwinkeln unter der Baumrinde, die er mit seinem Schnabel in großen Stücken ablöst, aus Tageslicht, und die Ameisenbären verwenden die ihrige in ähnlicher Weise zum Fangen der Ameisen, deren Bau sie mit scharfen Krallen erbrechen, um dann ihre lange, wurmförmige Zunge hineinzustrecken und, mit zahlreichen Ameisen beladen, wieder zurückziehen. Wir sehen hieraus, daß nicht überall die Zunge ein so empfindliches Organ sein kann wie bei uns, die wir dieselbe wohl kaum den Bissen einiger hundert erregter Ameisen aussetzen würden. Die Frösche, deren Zunge nicht hinten, sondern vorn im Munde befestigt ist, so daß sie nicht hervorgestreckt, sondern herausgeklappt wird, treffen mit derselben geschickt die umherchwirrenden Fliegen und ziehen sie mit der Zunge in den Mund zurück. Am wunderlichsten aber ist der Gebrauch der Zunge bei dem in die Verwandtschaft der Eidechsen gehörigen, in den Mittelmeerländern heimischen Chamaeleon. An diesem seltsamen Geschöpf ist eigentlich alles merkwürdig. Mit den Zehen der zangenartig gestalteten Füße umklammert es den Baumzweig, auf dem es zuweilen stundenlang regungslos sitzt; ein Wickelschwanz giebt dem Körper noch festeren Halt. Aus dem verhältnismäßig großen, unförmlichen Kopf ragen seitlich die beiden großen Augen hervor. Die Lider derselben sind zu je einem uhrglasförmigen, das ganze Auge bedeckenden Lide verwachsen, das nur in der Mitte von einer kleinen Öffnung durchbohrt ist. Da nun diese Lider beweglich sind, und also die Öffnung verschiedene Stellen einnehmen kann, so ist das Tier im Stande, mit beiden Augen nach völlig verschiedenen Richtungen zu sehen. Die große Langsamkeit seiner Bewegungen im Verein mit der Fähigkeit, seine Körper-

farbe der Färbung seiner Umgebung anzupassen, bewirken, daß das Tier oft schwer von dem Ast, auf dem es sitzt, zu unterscheiden ist. Kommt nun ein Insekt, welches den gut versteckten Feind nicht bemerkt, ihm etwa auf Körperlänge nahe, so schnellt aus dem Munde des Chamaeleons plötzlich die lange, flebrige, am Ende keulenartig verdickte Zunge hervor, an welcher das Insekt wie an einer Leimrute gefangen wird.

Bei vielen niederen Tieren ist die Mundöffnung von einem oder mehreren Kreisen von Fangarmen umgeben, mittelst deren vorüberschwimmende kleine Tierchen ergriffen und dem Munde zugeführt werden. Die durch ihre bunte Färbung und blumenähnliche Form den Besuchern der Aquarien in die Augen fallenden sogenannten Seerosen oder Aktinien, die Korallentiere, manche Würmer und andere Tiere sind mit derartigen Fangapparaten versehen. Meist finden sich dieselben bei solchen Tieren, welche entweder dauernd an einem bestimmten Ort sich festsetzen, den sie dann nicht mehr verlassen, oder doch wenigstens gewohnheitsmäßig längere Zeit an einem Ort verbleiben. Daß jedoch auch freischwimmende Tiere derartiger Organe nicht entbehren, zeigen uns die Arme der Tintenfische. Diese sind auf der nach innen gewandten Seite mit napfartigen Vertiefungen, sogenannten Saugnäpfen, versehen, mittelst deren sie sich auf einer Unterlage, mag dieselbe aus lebloser Materie oder aus einem lebenden Tiere bestehen, festsaugen. Indem sie einen solchen Saugnapf fest an den betreffenden Gegenstand andrücken und dann den Boden desselben zurückziehen, so daß nur der Rand haften bleibt, entsteht im Innern des Napfes ein luftverdünnter Raum, und das umgebende Wasser preßt ihn mit so großer Gewalt gegen seine Unterlage, daß ein gewaltames Abreißen nicht möglich ist. Bei den echten Tintenfischen kommt zu den gewöhnlichen acht im Kreise gestellten Fangarmen noch ein Paar besonders langer und sehr dehnbarer Greifarme, welche am Ende verbreitert und nur hier mit Saugnäpfchen versehen sind. Mit ihrer Hilfe ergreifen die Tintenfische vorüberschwimmende Fische, Krebse und andre Tiere und ziehen sie zu sich heran. Dehnbare Fangapparate finden sich u. a. auch bei gewissen in Röhren lebenden Würmern, welche mit langen, im Kreis gestellten Fangfäden im Schlamm nach Beute umhertasten. „Man sieht oft den Meeresboden im Umkreise von einigen Fuß von feinen, beweglichen, sich bald ausdehnenden, bald verkürzenden Fäden bedeckt, während man Mühe hat, das Tier, zu dem sie gehören, zu entdecken, weil es irgendwo verborgen liegt.“ (A. Lang.)

In seiner Wirkungsart mit der Zunge des Chamäleons zu vergleichen ist der eigentümliche Greifapparat, den die Larven der Libellen besitzen. Es ist dies ein zangenartiges, aus mehreren gelenkig verbundenen Gliedern zusammengesetztes Instrument, welches für gewöhnlich an der Unterseite des Kopfes verborgen bleibt, in ausgestrecktem Zustand aber der Körperlänge des Tieres gleichkommt und beim Einfangen allerhand im Wasser umherschwimmenden kleinen Getieres treffliche Dienste leistet.

Es sei hier auch noch kurz daran erinnert, daß viele Tiere, namentlich manche Seesterne, Würmer und Schnecken, im stande sind, den vorderen Teil

ihres Nahrungskanals rüsselartig aus dem Munde hervorstülpen, und namentlich bei den letztgenannten Tieren sind diese zuweilen weit vorstreckbaren „Rüssel“ recht wirksame Werkzeuge, um kleine Tiere aus engen Schlupfwinkeln, in welche ihnen die Schnecken nicht folgen können, herauszuholen.

Alle diese einer Streckung, Dehnung oder Ausstülpung fähigen Organe, so verschieden sie auch sonst sein mögen, setzen in gleicher Weise ihre Besitzer in den Stand, Beute auch aus größerer Entfernung oder aus sonst unzugänglichen Schlupfwinkeln zu erlangen. Wo aber solche Fangorgane nicht vorhanden sind, da weiß sich die Natur oft wiederum in anderer Weise zu helfen. Wenn wir die Spinne aus dem in ihrem Körper erzeugten Spinntrüßensekret kunstvolle und feste Fangnetze herstellen sehen, so ist dies gleichsam eine künstliche Vergrößerung ihres eigenen Körpers, welche sie nunmehr in den Stand setzt, gewandt die Luft durchfliegende Insekten zu fangen. Die im Sande ausgegrabenen Fangtrichter der Ameisenbären, die den Ameisen und anderen kleinen Insekten vermöge ihrer abschüssigen Wände verhängnisvoll werden, lassen sich in ähnlicher Weise betrachten. Ein kleiner, zierlicher Fisch, der in den Gewässern Ostindiens heimische Spritzfisch, oder Schützenfisch (*Toxotes*), hat die Gewohnheit, durch geschickt aus dem Munde hervorgesproitzte kleine Wassertropfen Fliegen und andere Insekten aus der Luft herabzuschießen.

Es ist klar, daß das Bedürfnis, Beute auch aus größeren Entfernungen herbeizuholen, als sie der gewöhnlichen Berührung zugänglich sind, am meisten bei den Tieren vorhanden sein muß, welche zeitlebens oder doch während langer Zeiträume festgeheftet, also an dem Aufsuchen und Verfolgen der Nahrung verhindert sind. Haben wir schon bei Besprechung der Fangarme vorwiegend der feststehenden oder doch gewohnheitsmäßig sesshaften Tiere gedacht, so finden wir bei letzteren oft ein noch wirksameres Mittel zur Zufuhr von Nahrung verwandt. Die Dehnbarkeit und Ausstreckbarkeit einzelner Körperteile hat schließlich auch ihre Grenzen; da wird denn von vielen Wassertieren die ganze umgebende Wasserzone in den Dienst der Nahrungsaufnahme gezogen, indem in derselben Strudelbewegungen erregt werden, welche dem Munde die gewünschte Beute zuführen. Die Muscheln, soweit sie nicht wie z. B. die Auster oder gewisse Bohrmuscheln ihre Beweglichkeit ganz aufgeben, pflegen ihr Leben meist in Schlamm eingewöhlt oder mittelst eigentümlicher Gespinste angeheftet zu verbringen, nur wenige bewegen sich gewohnheitsmäßig frei umher. Sie würden demnach bald an Nahrungsmangel zu Grunde gehen, wenn nicht zahlreiche mikroskopisch kleine Wimperhärchen, welche die Kiemenblätter und die Innenfläche der den ganzen Körper umschließenden, den Schalen eng anliegenden Mantelfalten bedecken, durch beständige gleichmäßig, schwingende Bewegung das die Tiere umgebende Wasser und die in demselben enthaltenen mikroskopischen Lebewesen in beständigem Strom dem Munde zuführen. In gleicher Weise verschaffen sich die Schwämme, viele Würmer, Korallen und zahlreiche andre Seetiere ihre Nahrung. Es ist hier infolge der Bewegung der Wimperhärchen so zu sagen das umgebende Wasser zu einem Teil ihres Körpers geworden und gezwungen, die sonst dem Hungertode preisgegebenen Tiere mit Nahrung zu versorgen.

Aber auch die Wirkungssphäre solcher meist mikroskopisch kleiner Strudelorgane, welche nur durch ihre außerordentlich große Zahl derartige Erfolge erzielen können, hat ihre Grenzen. Was jenseit derselben sich bewegt, kann nicht mehr als rein passive Beute gefangen und verzehrt werden. Wohl aber finden wir hier und da, namentlich unter den Fischen, solche, welche durch eigentümliche, bewegliche Anhänge des Körpers wie durch einen ausgeworfenen Köder andre Fische heranzulocken, welche dann, einmal unvorsichtiger Weise in die Nähe des wohlverborgenen Feindes gelangt, demselben zum Opfer fallen. Es seien hier die seltsamen, wurmförmigen Mundanhänge oder „Barteln“ vieler ruhig im Schlamm eingewühlt lebender Fische erwähnt, welche unter unsern einheimischen Fischen namentlich beim Wels sehr stark entwickelt sind und, wenn der Fisch sie langsam bewegt, mit im Wasser sich umherschlingelnden Würmern verwechselt werden können. Noch merkwürdigere Kopfanhänge, welche in gleicher Weise verwandt werden, finden sich bei manchen Seefischen vor. Ob die namentlich bei den in der Tiefsee lebenden Tieren so häufig vorkommenden Leuchtorgane ebenfalls als Lockmittel wirken, ist eine noch offene Frage, da es noch an hinlänglichen Beobachtungen hierüber fehlt. Erwägen wir jedoch, wie viele Tiere verschiedenster Art vom Licht angelockt werden, wie wir an warmen Sommerabenden mittelst einer Lampe zahlreiche Insekten anlocken können, wie zahlreiche Vögel durch gewaltiges Anfliegen an die starken Glasscheiben der Leuchttürme ihren Tod finden, wie die Hummern an den Küsten durch Licht angelockt und gefangen werden, wie fast alles lebende Getier dem Licht zukriecht oder fliegt, so ist die Vermutung nicht abzulehnen, daß — wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Fällen — den Leuchtorganen eine derartige Bedeutung zukommen kann, und daß auch in den Tiefen des Meeres der von vielen seiner Bewohner ausgestrahlte Lichtschein für andre zum verderblichen Irrlicht wird.

Kurz sei zum Schlusse noch darauf hingewiesen, daß im Kampfe um die Nahrung auch vergiftete Waffen eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Wie gefährlich dieselben zum Teil sind, davon geben die zahlreichen Menschenleben, die allein in Indien alljährlich dem Biß giftiger Schlangen zum Opfer fallen, beklagenswertes Zeugnis. Mehrfach finden wir Giftdrüsen bei den Gliederfüßlern, wo sie entweder, ähnlich wie bei den Schlangen, mit den Werkzeugen der Nahrungsaufnahme in Verbindung stehen — so z. B. bei den Spinnen, Mücken und Fliegen — oder ihr Gift durch einen am Hinterleibe befindlichen Stachel entleeren, wie bei den Bienen, Wespen und Skorpionen. Auch unter den Schnecken befinden sich solche mit Giftzähnen.

Eine besondere Art giftiger Geschosse finden wir in der Gruppe der sogenannten Nesseltiere, zu denen die Korallen, Seerosen, Polypen und Quallen gehören. Sie verdanken ihren Namen dem Besitz sogenannter Nesseltapseln, welche zuweilen an bestimmten Stellen in großen Mengen zu sogenannten Nesseltapsenbatterien zusammengedrängt sind. Es sind dies mikroskopische kleine Kapseln, welche einen langen, spiral aufgewundenen Faden einschließen. Da dieser letztere stark gespannt ist und sich beständig gleich einer Spiralfeder auszustrecken strebt, so wird

er bei einem von außen kommenden Reiz, etwa bei der Berührung eines vorbeikommenden kleinen Thieres, samt der Kapsel gewaltsam herausgeschleudert und dringt mit einer ätzenden Flüssigkeit in den Körper des berührten Thieres ein. Kleine Thiere, wie der Polyp oder die Qualle sie zur Nahrung brauchen, werden hierdurch getödtet oder betäubt, auf unserer Haut ruft die Berührung einer größeren Qualle ein brennendes Gefühl hervor, ähnlich dem, welches wir beim Anfassen einer Brennnessel empfinden. Hierdurch erklärt sich die Benennung dieser Organe als Nesselkapseln.

Auch die Elektrizität wird von einigen Fischen als Waffe verwandt. Außer dem durch Humboldt's berühmte Untersuchungen bekannten südamerikanischen Zitteraal sind es noch zwei andre Fische, der im Nil heimische Zitterwels und ein Meerfisch, der Zitterrochen, welche mit elektrischen Organen versehen sind. Neuere Untersuchungen von Fritsch haben die Zahl der bekannten elektrischen Fische noch vermehrt und lassen vermuten, daß derartige Organe vielleicht weiter verbreitet sind, als man früher annahm.

In einem flüchtigen Überblick haben wir eine Anzahl von Thieren der verschiedensten Gruppen bei ihrem Nahrungserwerb beobachtet. Weit entfernt, den Gegenstand auch nur annähernd zu erschöpfen, haben wir uns begnügen müssen, hier und da ein einzelnes Beispiel aus der unendlichen Mannigfaltigkeit herauszugreifen und in großen Zügen einige Gesichtspunkte herauszuheben, unter welchen die verschiedenen Formen des Nahrungserwerbs sich gruppieren lassen. Allenthalben sehen wir, wie die Natur, entsprechend den in jedem einzelnen Fall gegebenen Bedingungen, dem gleichen Bedürfnis auf den verschiedensten Wegen zu genügen sucht, und wie die Variabilität, mit welcher ein und dasselbe Organ in den verschiedensten Tiergruppen die verschiedensten Verrichtungen zu übernehmen vermag, nur erreicht wird von der Anpassungsfähigkeit, mit welcher die verschiedensten Organe des Körpers sich gegebenen Falles zu Leistungen ein und derselben Art geschickt erweisen.



Aus dem Berliner Hofleben in der Zeit von 1826 bis 1862.

Mitgeteilt

von

Gneomar Ernst von Razmer.

Zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten am Berliner Hofe gehörten längere Zeit die Neales, deren erster daselbst ein holländischer Industrieller war, den Friedrich der Große nach Berlin zog, seinem Lande den Unternehmungsgeist desselben nutzbar zu machen.

Bedeutende Ansiedlungen in Surinam, von welchen noch Abbildungen vorhanden sind, lassen darauf schließen, daß der Begünstigte des Königs sich daselbst

ein großes Vermögen machte. Jedenfalls vergrößerte die dortige Unternehmung den Besitz der Familie, welche, irren wir nicht, erst in Preußen wenn nicht ge-
adelt, so doch gegraßt wurde.

In der französischen Zeit namentlich in England für die Erhebung gegen Napoleon thätig, befanden sich die Neales auf der französischen Proskriptionsliste.

Es steht dahin, ob der durch seine Vermählung mit einer Tochter eines General von Keller in Stettin mit den Puttkamers und Berdys verschwägerte Graf unserm Hofe nach Memel folgte. Wir wissen nur, daß seine am 17. März 1779 geborene Tochter Pauline diesen Aufenthalt mit der Prinzessin Luise von Preußen, welche 1796 den Fürsten Radziwill heiratete, als deren Hofdame teilte.

Zu den Intimen des fürstlichen Hauses gehörte, wie wir an einer andern Stelle ¹⁾ ausführten, der damalige Chef der Leib-Kompagnie des 1. Garde-Regiments zu Fuß, spätere General Oldwig von Naßmer. Er hat den Neales sein Interesse bis an sein Ende bewahrt und dasselbe auf die Erforene seines Herzens, Luise von Richthofen, als er sich 1824 mit ihr vermählte, übertragen.

Mit der Gräfin Pauline, welche der Fürstin Radziwill nach Posen und Berlin folgte, wird er sich, während er in Breslau, Erfurt, Köln und Königsberg in Garnison stand, auf seinen Reisen gesehen haben. Einem seiner Briefe an Frau von Naßmer entnehmen wir in dieser Beziehung:

„Berlin, 18. September 1826.

Der Vater Neale wird einen Ball geben, wozu er alle Höfe und sonst alles bitten will. Er verändert ganz seine Natur.“

Die Gräfin Pauline ist unvermählt geblieben. Ob sie in ihrer Stellung bei der Prinzess bis zu deren Heimgang, welcher am 7. Dezember 1836 erfolgte, geblieben ist, wissen wir nicht, dürfen es aber annehmen.

Einige Jahre später finden wir sie, vom Hofe zurückgezogen, in „dem einst vornehmsten Privatgebäude des alten Berlins, dem Bossischen Palais mit der herrlichen Rampe,“ in der Wilhelmsstraße. Sie bewohnte in dem Hause einen Teil der oberen Etage, während sich der spätere Oberstkämmerer, Graf Anton Stolberg, und der General Oldwig von Naßmer, die miteinander innig befreundet waren, in die Parterreräume teilten. Daß unter solchen Umständen der Verkehr der Neales mit den beiden Naßmers wieder rege wurde, ersehen wir aus einem Schreiben, welches gleich nach den Märztagen Frau von Naßmer an ihre Mutter, geborene Prinzess von Holstein-Glücksburg, richtete.

„Berlin, 27. März 48.

Vorgestern Abend kam Graf Sedlnitzky (der ehemalige Fürstbischof von Breslau), Pauline Neale u. Gräfin Münster (Mutter unsres Militärbevollmächtigten in Petersburg) zum Thee. Gestern Abend hatten wir Küsters (die Familie des Intendanten der königlichen Schauspiele): also auch in den täglichen Verkehr kommt wieder mehr Sicherheit.“

¹⁾ „Unter den Hohenzollern.“

Eine zwei Jahr jüngere Schwester der Gräfin Pauline, Sophie, war mit dem Freiherrn Christian von Bergh, Major a. D. und Hof-Cavalier der Prinzessin Heinrich von Preußen, vermählt. Ihre Tochter Georgine heiratete einen Gesandten, Herrn von Wittens, deren Tochter den späteren sächsischen Minister Graf Nostitz.

Eine Reihe von Briefen, welche die Schwestern Neale mit Frau von Maßmer in der Zeit wechselten, wo Frau von Maßmer mit ihrem Gemahl auf ihrem Gute Maßdorf bei Hirschberg in der Zurückgezogenheit lebte, giebt über die erwähnten Beziehungen und die gleichzeitigen Berliner Vorkommnisse am Hofe Aufschlüsse, die ein erwünschter Beitrag zu unsrer Kultur- und Sittengeschichte sein werden.

Sophie von Bergh an Frau von Maßmer:

Berlin, 31. Dezember 53.

Wie oft habe ich in Gedanken an Sie geschrieben, wie viel von Ihnen, vom General, von dem schönen Maßdorf erzählt, wo Alexander und mir solche über alle Maßen freundliche Aufnahme geworden. Wir schwärmen beide noch in Rückerinnerung der herrlichen Tage, die wir dort zubrachten. Auf dankbaren Boden ist Ihre beiderseitige Güte wenigstens gefallen, das kann ich in Wahrheit versichern.

Über den Tod von Radowiz¹⁾ berichteten die Zeitungen. Es war solche bedeutende Besserung in seinem Zustand eingetreten, daß auch die Ärzte keine nahe Gefahr ahndeten.

In der Nacht des 23. verschlimmerte sich plötzlich der Zustand des Kranken dermaßen, daß die Ärzte dem (Schwager) Graf Rewentlow erklärten, das Ende der nahmenlosen Leiden nahe sich mit eiligen Schritten. Die folgende Nacht war so unruhig, die Geistesstärke des Kranken aber bewunderungswerth. Mit klarem Bewußtsein, mit frommer Ergebung sah er den Augenblick nahen, wo seine Seele den hinfällig gewordenen Körper verlassen werde. Sein Arzt schickte 25. 1/2 11 Uhr seinen Wagen an Rewentlow, damit sie nicht zu kommen säume und traf sie zur Zeit ein, während die Botschaft an den Probst 10 Minuten zu spät gelangte, obwohl dieser vom Altar tretend, in Fürst Bogislav's Wagen stieg. Radowiz hatte früher schon, auf seinen Wunsch, die letzte Ölung empfangen und alle Fragen mit hellem Geiste und fester Stimme beantwortet. Auch den Gebeten, die Marie ihm in seiner Todesstunde vorlas, hat er zu seiner Erquickung gefolgt, denn beim Schluß sagte er deutlich: „sehr schön“. Das waren seine letzten Worte. Von seinen 4 Söhnen²⁾ waren nur die jüngsten gegenwärtig.

¹⁾ Der bekannte General starb zu Berlin am 25. Dezember 53 als Direktor des Militärstudienwesens. Der König (Friedrich Wilhelm IV.) ließ ihm als „seinem Freunde“ in Erfurt ein Grabdenkmal setzen. Streng katholisch, war Radowiz seit dem 23. Mai 28 mit der Gräfin Marie von Boß vermählt, die in dem gräflichen Taschenbuch vom Jahre 1886 zum ersten Male als katholisch bezeichnet ist.

²⁾ Darunter der 1839 geborene, nunmehrige Botschafter des deutschen Reichs in Konstantinopel.

3. Januar. Morgen wird die Leiche mit allen militärischen Ehren zur Bahn (nach Erfurt) geleitet, neben dem Grabe der jüngsten Tochter zu ruhen, welche die Eltern zu früh verloren und heiß beweint.

Ich habe einen lieben Besuch meines Neffen Parseval, Bruder des früher in bayerischen Diensten stehenden Generals. In Berlin geboren, wo seine Eltern am Hofe des Prinzen Heinrich in Rheinsberg lebten und meine Schwägerin¹⁾ als Witwe Pension und Wohnung im Palais Heinrich in Berlin behielt, war ihr Sohn Spielgefährte des jetzigen Königs und seines Veters des Prinzen Friedrich. Sie wissen, wie warm die Jugenderinnerungen beim König sind, sie hat er dem Camille von Parseval bewahrt und ihn im vorigen Sommer (wo dieser in Bayern war) eingeladen, zu ihm zu kommen. Damals war mein Neffe bereits nach Lyon, wo er lebt, zurück und jetzt, wo seit langen Jahren seine 3 im französischen Dienste stehenden Söhne zugleich auf Urlaub bei ihm sind, hat er dem Wunsch nicht widerstehen können, sie dem Könige vorzustellen. So günstig trifft es sich vielleicht nie mit seinen Söhnen, da der älteste — der König ist sein Pathe — seit 7 Jahren in Afrika ist, der 2. in Versailles steht und der 3., Marine-Offizier, seit 3 Jahren herumsegelt.

Berlin, 10. 2. 54.

Gewiß hat Sie der Tod des guten Valentin Massow überrascht. Seine Brüder²⁾ glaubten nicht, daß er krank und erfuhren es nur durch einige flüchtige Zeilen, die der General an seinen Neffen Valentin gerichtet, der seine Geldgeschäfte besorgte. Der junge Mann fuhr nach Steinhövel (ohne die geringste Besorgniß.) Den 16. Januar ließ Louis Massow auf einer Soiree bei Graf Mostiß durch seinen 2. Sohn Einladungen zu einem Ball machen, den er am 20. zu geben versprochen. Sein Schreck war daher groß, wie ein Brief seines Sohnes Valentin die Aufforderung des Arztes, der den General behandelte, aussprach, Stosch oder Grimm³⁾ nach Steinhövel zu schicken. Louis Massow erbat sich Grimm vom Könige und fuhr mit ihm am 17. nach Steinhövel. 18. Vormittags kehrte Grimm nach Berlin zurück und berichtete, daß er den Kranken vorläufig außer Gefahr verlassen. Louis und sein Sohn hatten nach dem Essen dem Kranken folgen müssen, nach dem Schaafstall zu gehen einige kürzlich eingekaufte Exemplare zu beschauen, die ihnen gefallen würden. Wieder-

¹⁾ Parseval geborene Bergh?

²⁾ Darunter der spätere Hausminister Ludwig von Massow, geb. 1794, in erster Ehe mit der Gräfin Hermine von der Schulenburg, seit 49 zum anderen Male mit der Freiin Auguste von Caniz und Dalwitz vermählt, die sich demnächst mit dem wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Ferdinand Stiehl wieder vermählte. Ludwig von Massow † 1859. — Erbe des Generals Valentin von Massow auf Steinhövel, geboren 1793, war der Oberstleutnant und Kommandeur des Garde-Manen-Regiments Valentin von Massow, der 1825 geboren, 12. März 68 gestorben ist.

³⁾ Leibarzt des Königs, dann des Kaisers Wilhelm I., von 1851 bis 79 Chef des Militär-Medizinalwesens, in welcher Stellung er sich die größten Verdienste um das gesamte Sanitätswesen des Heeres erworben hat.

kommend trafen sie den General im Brustkrampf, die Züge entstellt. Dennoch antwortete er dem fragenden Arzt, ob er leide, verneinend, aber es war sein letztes Wort. Ein Lungenschlag ließ ihn ohne Kampf sein Leben verhauchen.

Seine Schwägerin Auguste erzählte mir, wie der heißbeweinte Verstorbene (der nicht minder gütiger Herr als vortrefflicher Verwandter gewesen), sich längst nicht nur mit seinem Tode beschäftigt hätte, sondern auch gewünscht hätte, nicht alt und von seinen Leuten abhängig zu werden.

Sein Neffe Valentin ist sein Universal-Erbe, doch hat dessen Vater den Mißbrauch der Zinsen.

Der Tod des Herrn v. Jagow, Witwer von Gräfin Adeleide Haacke und der Gräfin Lehndorf, versetzt mehrere Hofdamen in Trauer. Nicht destoweniger war gestern großer Ball mit Souper auf dem Schloß in den neueingerichteten Gemächern Friedrich Wilhelm II.

Unter allen diesjährigen neuen Erscheinungen zeichnet sich Mathilde, älteste Tochter des F. W. Radziwill¹⁾, am meisten aus. Sie ist geschmückt mit all dem Liebreiz der Jugend und Jungfräulichkeit. Ebenso entfernt von Sicherheit als von Blödigkeit, trägt ihr ganzes Wesen das Gepräge der Ruhe und Bescheidenheit. Sie hat noch nicht die ganze Anmuth ihrer verstorbenen Tante Elise²⁾, aber sie gleicht ihr und ist eigentlich schöner wie jene. Seit langen Jahren trat kein junges Mädchen auf, die einen so allgemeinen Beifall erndtete.

Graf Anton Stolberg³⁾ liegt seit 3 Tagen an der Rose am Bein. Da er anfangs heftig fieberte, gabs Angst und Sorge. Die letzte Nacht war noch unruhig und sein homöopathischer Arzt Bucking blieb bei ihm.

Gräfin Brandenburg, der ich den sie betreffenden Satz Ihres Briefes vorlas, ist Ihnen, gute, liebe Generalin recht dankbar. Die Königin ist wohl. Prinzess von Preußen bleibt noch 10—12 Tage hier, der Prinz länger.

Berlin, 12. Februar 54.

Wie werden Sie traurig sein, meine theure Generalin, welchen Schmerz Ihr trefflicher Gemahl empfinden über den Tod seines liebsten Freundes. Wir sind alle noch davon wie betäubt, denn die Gefahr entwickelte sich so schnell, daß man es nicht fassen konnte.

Als ich vorgestern meinen Brief geschlossen, erfuhr ich, die Ärzte hätten den Patienten aufgegeben. Wissend wie man Frau v. Loën das Leben abgesprochen und nun ist sie (genesen), hielt ich auch diese Nachricht für übertrieben.

¹⁾ Sohn des Fürsten Anton und der Prinzessin Luise, zuletzt Chef der Ingenieur-Corps. Die Prinzessin Mathilde ist 1836 geboren. Sie heiratete den Fürsten Windischgrätz auf Schloß Haasberg in Krain.

²⁾ Die Jugend- und Herzensfreundin des Kaisers Wilhelm I.

³⁾ Der Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode, geboren 23. Oktober 1785 war zuletzt Oberstkämmerer, Minister des königlichen Hauses und Generalleutnant. Er starb am 11. Feb. 1854.

Den 13. Der edle Graf hatte sich bei der letzten Jagd am Schienbein leicht gestoßen und verletzt. Es mochten 6—8 Tage vergangen sein, bis er am 6. erkrankte. Am Sonnabend hatte er noch im Schloß gegessen und auch im Laufe des Sonntags war er beim Könige. Anfänglich scheint das Unwohlsein keine Bedenklichkeiten erregt zu haben, am Dienstag muß sich der Zustand auch nicht verschlimmert haben, da Eberhard¹⁾ auf dem Ball des Ministers Manteuffel bis $\frac{1}{2}$ 2 Uhr blieb, um wie er Graf Br. sagte, sich munter zu erhalten, weil er um 2 Uhr seinen Bruder Theodor beim Vater ablösen wollte.

Die Nacht war unruhig und das gastrische Fieber durch die Rose vermehrt, die am kranken Schienbein entstand. Am Mittwoch lauteten die Berichte nicht besser doch auch nicht schlimmer, auf diese Weise verging auch der Donnerstag. Ob an diesem Tage oder erst am Freitag schwarze Flecke am Körper des Kranken sichtbar wurden, weiß ich nicht, wohl aber, daß man ihn am Freitag in das andere Zimmer bettete.

Schon vor dem waren der König und die Königin bei ihm gewesen. Der König sah ihn das erstemal nicht, weil die Ärzte fürchteten, es würde ihn aufregen. Das 2. mal sah er ihn schlafend. Die Königin war auch an seinem Bett.

Am Freitag hatte der König hinterlassen, man solle ihn benachrichtigen, wenn die Besinnung zurückkehre. Dieser Augenblick trat im Laufe des Abends ein, denn wie der Graf beim Umbetten sich aufrichten wollte und zurücksaß, sagte er: „Es ist aus mit mir“, und nahm Abschied von Frau und Kindern. Dann zog er das Käppchen ab, welches seinen Kopf bedeckte, und es auf sein Bett legend, sagte er: „er wolle jetzt König und Königin danken für die ihm stets bewiesene Gnade.“

Rasch schickte Eberhard den anwesenden Fürsten Reuß zum Könige, damit er eile, wollte er den Freund sehen. In welchem Zustand die Majestäten bei dieser Botschaft waren, können Sie sich denken. Gräfin Münster²⁾ und deren Schwester Kochow waren zum Thee da. Leider, daß die Zeit, den Wagen zu holen, jene überschritt, wo der Kranke hellen Geistes war. Wie die Majestäten gegen 10 Uhr ankamen, war die Besinnung wieder verloren. Jede Hoffnung einer Rettung war dahin, denn der Brand hatte alle Schmerzen geendet aber auch den Tod unvermeidlich gemacht. Alle Mitglieder der so innig verbundenen, liebenden und ihrem Haupte so grenzenlos ergebenen Familie wurden durch den Telegraphen herbeigerufen.

Die Majestäten fuhren erst gegen 2 Uhr aus dem Trauerhause, wo alle still den letzten Hauch des Sterbenden erwarteten. Amalie Dönhof³⁾ soll gegen-

¹⁾ Graf Eberhard, geboren 1810, starb 1872 als Oberpräsident von Schlesien. Graf Theodor ist 1827 geboren und lebt als Major a. D. auf Tuez in Westpreußen.

²⁾ Julie, Tochter des Hofmarschalls von der Marwitz auf Friedersdorf, geboren 1789, † 1871. Sie war die Mutter des Grafen Hugo zu Münster-Meinhövel, geboren 1812, 1854 Oberst, Flügeladjutant und Geschäftsträger in Militärsachen in Petersburg.

³⁾ Die Hofdame.

wärtig gewesen sein, als um 3 Uhr der Athem stockte. Sobald es dem Könige gemeldet wurde, fuhr er mit der Königin zur Leiche. Ach, was wurden da wieder heiße Thränen vergossen.

Heute Abend 7 Uhr findet die Einsegnung der Leiche statt. Morgen früh soll in möglichster Stille mit einem Extrazug die Hülle des Entschlafenen, von allen Mitgliedern seiner Familie begleitet, nach Wernigerode gebracht werden.

In Wernigerode liegt der regierende Graf im Sterben.

Berlin, 28. 2. 54.

Da ich nie eine Zeitung lese, weiß ich nicht, was sie über einen Unfall berichtet, der noch ziemlich gelinde ablief. (Es ist) nur zu wünschen, daß unser lieber König künftig behutsamer sein mögte¹⁾ und will er durchaus sich Abends noch Bewegung machen, sich dazu mit der breiten Terrasse vor dem Charlottenburger Schloß und der Allee begnüge. Statt dessen richtete er vergangenen Mittwoch, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, seine Schritte auf Nebenwege und da es plötzlich finster geworden und er sich dem Wasser nahe glaubte, schlug er einen entgegengesetzten Weg vermuthlich etwas hastig ein, was ihn gegen einen Baum rennen ließ, von dem ein herabhängender Zweig ihn unter dem Auge verletzte. Die Königin, welche Graf Münster²⁾ und General Willisen³⁾ zum Thee hatte, erwartete den König, bevor er sich auf den Ball des Prinzen Carl begeben und war nicht wenig erschreckt, als der dienstthuende Adjutant, Graf Bismarck, melden kam, der König werde nicht auf den Ball gehen, indem er sich beim Spazierengehen leicht gestoßen habe. Nachdem die Königin zum König gegangen, wurde General Willisen gerufen, von dem beide Majestäten wußten, er verstände solche Verletzungen zu behandeln. Als der herbeigerufene Grimm kam, fand er nöthig, die Wunde mit der Sonde zu untersuchen und ein kleines Pflaster darauf zu legen, unter welchem das geronnene Blut noch zu sehen war, als Graf Brandenburg am Donnerstag zum König kommen durfte, der trotz untergelaufenem Auge und geschwollener Backe fieberlos und munter war. Am Abend fühlte er ein starkes Frösteln und bekam Erbrechen, was er sich durch das späte Spazierengehen beim Brunnentrinken zugezogen. Die kleine Wunde erzeugte (nun) Fieber, das den König ans Bett bannte. Am Sonntag stand er um 11 Uhr eine Stunde auf und auch gestern, wo ich selbst nach Charlottenburg wanderte, mir Nachricht über die Rose zu holen, die sich am Sonnabend gezeigt und nach dem, was bei Graf Stolberg geschehen, Schreck und Sorge verbreitete. Gestern war das Fieber geschwunden und die Rose, die sich mehr und mehr entfärbt, senkte sich. Heute lautet das Bulletin noch besser.

¹⁾ Der König liebte es, des Abends im Dunkeln ohne Begleitung spazieren zu gehen. Bei seiner Kurzsichtigkeit kam er dadurch in allerlei Ungelegenheiten mit den militärischen Schloßpatrouillen.

²⁾ Der Militärbevollmächtigte in Petersburg.

³⁾ Bisher Flügeladjutant.

Berlin, 9. März 55.

Gestern Abend brachten die 3 Söhne und Graf Bückler¹⁾ den Sarg, worin die Theure [Gräfin Brandenburg²⁾] ruhet, nach der Kapelle in der Doretheenstadt, wo sie so lange bleiben wird, bis die Gruft, welche die Kinder in Domanze zu bauen beabsichtigen, fertig, beide Eltern aufzunehmen. Die schöne Leichenfeier fand im Beisein der Majestäten und einiger Freunde 8 Uhr Abends von Büchsel gehalten statt. Jeder fühlte, was jeder verloren; bei wem dieser Verlust am tiefsten und längsten nachhalten wird, ist die Königin. In der Gräfin Herz hatte sie ihre Liebe und ihr Vertrauen gesetzt, bei ihr fand sie den wärmsten Anflang, bei ihr die Lösung der verwirrendsten Verhältnisse, da die Gräfin mit dem König gleichsam aufgewachsen, seine ganze Vergangenheit kannte und von jedem Gliede seiner Familie geliebt, ihm auch befreundet geblieben. Mit der Gräfin konnte die Königin alles besprechen. Ihr Herz (ist) verwaist sobald sie nicht (ihren) Kummer und Schmerz in des Königs Herz schütten kann.

Sonnabend 10. Ich wende mich zur Mittheilung dessen, was ich über das namenlose Unglück erfahren, das auch uns Preußen durch den Tod des Kaisers Nicolas widerfahren.³⁾ Es war am 1. März durch den König selbst, der persönlich Nachricht von Graf Brandenburg holen kam, daß ich von der Krankheit des Kaisers hörte. Eben hatte der König eine 2. telegraphische Depesche, die erstere von Münster, die 2. von Mandt⁴⁾ erhalten, die höchst beunruhigend war, und dem Könige große Sorge machte, so daß er auch mit Stosch darüber sprach, wie die Lungenentzündung den einen Flügel bereits beschädigt habe.

Der Kaiser hätte vor längerer Zeit geäußert, daß der Kaiser von Oesterreich den Nagel in seinen Sarg geschlagen, denn er habe ihm das Herz gebrochen, da müsse der Körper bald nach.

Der Kaiser erkrankte, vielleicht auch in Folge der anstrengenden Pflege, die er der Kaiserin⁶⁾ gegeben, an einer Grippe, die er überwinden wollte, so daß er sich wenig schonte. Am 16. Februar, wo Hugo Münster tête à tête mit dem Kaiser dinirte, hustete dieser schon sehr und hatte einen starken Auswurf, war aber gesprächig und mittheilend wie immer. Am 22. sah ihn Hugo wieder, wo er Musterung von Truppen in einer kalten Caserne hielt, trotzdem

¹⁾ Graf Friedrich Alexander a. d. Hause Karlsburg in Pommern, seit 1853 Flügeladjutant des Königs, demnächst des Kaisers Wilhelm I., Kommandant von Berlin, als Generaladjutant zur Disposition gestellt.

²⁾ Gemahlin des am 6. November 50 gestorbenen Minister-Präsidenten, Mathilde, geborene von Massenbach, geboren 1798, † zu Berlin 5. März 55. Ihre Söhne waren die beiden General-Adjutanten und der Gesandte.

³⁾ Der Zar starb bekanntlich während des Krimkrieges, als dieser eine für Rußland verhängnisvolle Wendung nahm, 2. März 55 zu Petersburg.

⁴⁾ Der Leibarzt des Kaisers.

⁵⁾ Durch seine Politik im orientalischen Kriege Rußland gegenüber.

⁶⁾ Unsere Prinzessin Charlotte Alexandra Feodorowna.

der Arzt (erklärte), er würde keinen Soldaten in dem Zustande auszugehen erlauben, worauf der Kaiser antwortete: *vous avez à faire votre devoir et moi je fais le mien.* Er ging und erkältete sich, im offenen Schlitten fahrend, vollends. Der König erwähnte nicht, ob vor dem 28. ihm besorgliche Nachrichten zugekommen. Am 1. März Abends lautete die Depesche schlimmer, was ich jedoch im Krankenzimmer nicht erfuhr und somit, wie vom Schlage getroffen, mich fühlte, wie die Königin am 2. bei ihrem Morgenbesuche die zerschmetternde Kunde brachte. Die Zeitung verkündete noch an demselben Abend nicht nur den Tod des Kaisers, sondern auch wie der hohe Kranke 2 Tage vorher Wahrheit über seinen Zustand beehrte, worauf Mandt einen Lungenschlag als wahrscheinlich (angab). „Wie viel Stunden geben Sie mir noch?“ Der Thronfolger¹⁾, der allein mit der Kaiserin im Krankenzimmer war, wollte den Kaiser bestürmen, das Abendmahl zu nehmen. „Jetzt noch nicht“, war die Antwort, „ich bin noch nicht genug vorbereitet.“ Hierauf sammelte er sich, mit dem Thronfolger zu sprechen und nahm Abschied von der Kaiserin, allen seinen Kindern und Enkeln, sie segnend, auch von den Generalen, die er am meisten geliebt. Seiner Dienerschaft (alle beim Namen nennend) dankte er, auch der Kammerfrau v. Rohrbeck für die Pflege, die sie der Kaiserin geleistet. Dann blieb er lange lautlos liegen. Die letzten Worte, die man von ihm gehört hat, waren: „Dites à Fritz de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les paroles de papa.“

Hugo, der sich nie der Gewogenheit des Thronfolgers zu erfreuen hatte, wurde (von ihm als Kaiser) auf das befriedigendste angeredet. Er wisse, wie sehr sein Vater ihn geliebt und geschätzt. Er habe den König gebeten, ihn in demselben Verhältniß zu ihm bleiben zu lassen.

Hier trauert man mit dem Herzen um den großen, edlen Kaiser, der groß und edel im Sterben wie im Leben war.

Daß die Kaiserin auch bei dieser Gelegenheit bewiesen, was ein Frauen-Sinn und ein Herz voll Liebe über einen schwachen Körper vermag, rühmen alle Nachrichten.

Alles hat der Kaiser wegen seines Begräbnisses bestellt, wie lange er im Winter-Palais ausgestellt sein will, wie lange in der Festung. Jeden seiner Enkel hat er einzeln gesegnet. Dem jetzigen Thronfolger²⁾ empfahl er seinen Papagei, er solle hübsch für ihn sorgen.

Daß der junge Kaiser seine Mutter anbetet, weiß man. Daß aber auch seine Gemahlin³⁾, durch ihre Seelenstärke hingerissen, zu ihr mit heiligem Gefühl hinblickt, spricht sich in ihren Worten aus: Vom Kaiser hätte man gelernt wie man sterben, von der Kaiserin wie man leiden soll.

¹⁾ Alexander, als Kaiser der II.

²⁾ Nicolaus, † als Großfürst 1865, Thronfolger wurde sein Bruder, der jetzige Kaiser, Alexander III.

³⁾ Maria Alexandrowna, Tochter des Großherzogs Ludwig von Hessen. Seit 1841 vermählt, † 1880.

Gräfin Pauline Neale schrieb an Frau von Naßmer:

Berlin, 20. März 61.

Sie können nicht denken, wie treu ich Ihrer gedenke, wie ich jede Prüfung mitempfinde,¹⁾ die Gottes Gnade Ihnen nicht erlassen kann und den Segen theile, der Ihnen durch so treue, liebevolle Pflege wird, welche alles mildert für den heißgeliebten Gatten, dessen größtes Glück in seinem vielfältig bewegten Leben Sie sind. Seiner gedenke ich ganz besonders im Rückblick der prüfungsreichen Vergangenheit. Er, der Einzige noch, der Alles in Memel erlebte, und ich, nur noch vom Tode vergessen unter den Vielen, welche am Hofe dort waren.

Damals war ich ganz muthlos und fern, hoffen zu können, daß dem geprüften Vaterlande noch glorreiche Tage in Aussicht ständen, die ich mit Millionen gefeiert, zu denen der Gemahl mitwirkte. Das rufe ich mir zurück und gebe denen, die mir nahe stehen, für die jetzige Zeit²⁾ den einzigen Trost, der bleibt.

So suche ich in schwer zu erringender Bewegung die Tage hinzubringen, deren Ziel für mich selbst so nahe ist, so daß, wenn ich nur an mich dächte, ich Alles kaum ertragen könnte. So wird es mir recht schwer und mein hohes Alter und vereinsamtes Leben hilft mir nur mühsam dazu.

Wie gütig sind Sie, meines zu oft wiederholten Geburtstages gedacht zu haben. Von Kindheit an war er mir unlieb, und ungern trage ich seine Wiederkehr trotz aller Erkenntlichkeit. Ganz anders läßt sich der Tag feiern, den Sie doppelt zu feiern haben, und da suche ich jedesmal denen hier zu nahen, die ihn, wie ich, mit innigen Wünschen feiern, denen Sie Beide so fehlen, von denen wir so oft zusammen sprechen.

So lebe ich so viel als thunlich mit Ihnen fort und freue mich, Ihren reizenden Aufenthalt so gut zu kennen, wo ich, Dank Ihrer Güte, mehrmals so frohe Tage zugebracht. Erinnerung ist ja meines Lebens größter, wenn nicht einziger Schatz.

Wie Glanzpunkte tauchen viele von denen auf, die auch der geliebte General miterlebte, es nie vergessend, wie er die Gunst ertrug, die ihm von Allen so reichlich zu Theil wurde, schon in frühesten Jugend von jeder Anmaßung fern, die bei Andern ich stets, im Hintergrunde bleibend, so tadelte. Er, wie der geliebte F. M. Gneisenau, die einzigen Ausnahmen. Das thut mir wohl und hat mich gegen nicht zu überwindende Geringschätzung der Vielen andern einigermaßen getröstet.

Aber was gilt es Ihnen, liebe, gnädigste Exzellenz, was mein altes Herz noch so lebendig empfindet.

Nur wird es mir schwer, die jüngst erlebte Zeit zu berühren. Ich sage es mir täglich, daß Gott aus so schwerer Prüfung unseren heißgeliebten König

¹⁾ Der General von Naßmer war seit seiner Verabschiedung leidend; seine Gemahlin pflegte ihn in ausgezeichnete Weise, wie er in früheren Jahren sie gepflegt hatte.

²⁾ Die Gräfin schreibt unter dem Eindrucke des Todes des vielgeliebten Königs Friedrich Wilhelm IV., 2. Januar 61.

erlöst, daß wir also darüber nicht trauern dürfen, daß er jetzt den Lohn so langer Leiden in reichster Fülle genießt. Wer aber konnte die vorangegangenen Leiden ermessen. Hat er nicht alles gefühlt und tausendfach bei dem Unvermögen, sich auszudrücken.

Sie wissen ja das Alles und wie die über jedes Lob erhabene Königin es getragen. Hätte sie es wohl können, wenn eine Trennung als nothwendig ihr auferlegt wäre.

Ihn stets zu umgeben, der einzige Trost, und so trägt sie noch ergeben ihr schweres Joch. Seit sie uns angehörte, hatte sie ja nur das einzige Glück: die reiche Fülle ihres Gemahls Liebe.

Eine Prüfung folgte der andern, bevor sie Königin ward. So blieb ihr Werth noch unerkant im Volk, trotz all' der Wohlthaten, welche sie über alle ergoß. Eine kinderlose Königin scheint dem neuen Vaterlande stets nur eine Fremde.

Sie wissen aus besserer Quelle, wie sie die Zartheit der innigsten Liebe des Königs¹⁾ würdigt, dessen Gemüth dem des verklärten Bruders nichts nachgiebt. Aber welche Prüfung, die seine, in dieser bewegten Zeit und im vorgerückten Alter, welches sein edles, ritterliches, wahrhaft königliches Äußere nicht andeutet. Möge Gott sich seiner und des Landes erbarmen.

Ich kann mir lebhaft denken, mit welchem Interesse Sie alle die Papiere gemeinsam durchlesen, die sich im reichen Leben des Generals gesammelt haben. So würde auch ich seinen Namen wie oft! in meinem alten Tagebuch finden, könnte ich den noch nicht vernichteten Theil desselben mit jemand durchblättern. Dies kann in meinem einsamen Leben mir nicht mehr werden. Ach, wie schwer ist die Prüfung, und so lange zu tragen. Ich fürchte, all' mein Mühen, es zu meinem Heile zu thun, ist vergebens.

— Meine innigsten Wünsche für Sie beide. —

Mein Lebewohl ist wohl das letzte, welches ich Ihnen ausdrücken werde, nehmen Sie es nachsichtig, liebevoll aus dem noch, wie in Jugend, warmen Herzen Ihrer Sie innig verehrenden . . .

Berlin, 29. Januar 62.

Mit wehmüthig dankbarem Herzen erhielt ich Ihren so lieben Brief vom 15., dem so werthvolles Geschenk folgte. Für beides zu danken, wäre mir Bedürfniß gewesen, und doch erlaubte ich es mir nicht. Jetzt aber, wo neuer Kummer sich Ihnen genahet,²⁾ kann ich meine innigste Theilnahme nicht unausgedrückt lassen, und doch fühle ich mit Ihnen die große Gnade, der geliebten Mutter nahe gewesen zu sein und der Verklärten Segen zu empfangen, der durchs Leben Sie geleitet.

Alle Ihre Freunde trauern mit Ihnen, und ich fühle tief wie Erinnerung des lang genossenen Glückes dem noch so wunden Herzen Balsam ist. So

¹⁾ Des nunmehrigen Königs, Wilhelm I.

²⁾ Am 1. November 1861 war der General von Nagmer gestorben.

thut es mir auch wohl, daß Ihnen das schöne Maßdorf bleibt und lieb ist. Mehr wage ich nicht hinzuzufügen, wie groß auch mein Vertrauen, daß Sie es mir verzeihen, daß ich Ihnen jetzt nahe. Ich dachte Ihrer so oft in glücklichen Tagen und kann nicht aufhören, es in den schmerzlichen zu thun. So sehen Sie keine Zudringlichkeit in der Wiederholung des Ausdruckes der tiefgefühlten Theilnahme, mit welcher ich Ihnen liebend ergeben bin.

* * *

Gräfin Pauline Neale ist am 30. Oktober 1869 in Berlin, Frau von Bergh am 16. September 1870 zu Potsdam gestorben. Frau von Wittens schrieb an Frau von Maßner in Dresden 26. Oktober 1870: „Unter den Sachen, die ich von Berlin hernahm, befand sich Tante Paulinens Arbeitstisch, zu dessen genauer Durchsicht sich erst hier die Möglichkeit bot. Da fand meine Jungfer in dem beiliegenden Necessaire, ganz so wie ich es Ihnen schicke, die kurze Notiz von der lieben eigenen Hand, welche Sie, liebe gnädige Frau, sicher freuen wird.“

Von den Schicksalen der Familie Neale zu reden, wiederholte „meine liebste Mutter (Frau von Bergh) es mehrfach in den rührenden Worten, die sie an mich richtete: Ich möchte mich auflösen in Dank gegen Gott, daß er es gefügt hat, wie es gekommen.“ Aus tiefster Seele sprach ich mein Amen dazu.“



Kardinal Haynald.

Von

Janka Wöhl.

Jene Allmacht, die in die tiefen Schachte der Erde Edelgestein säet, das alle prismatische Pracht der Sonnenstrahlen in sich birgt, säet auch in die dichten Menschenmassen leuchtende Geister, die aus der Menge hervortreten, um neues Licht und unvergänglichen Glanz zu verbreiten. So entsproßen oft dem bescheidensten Erdreich die herrlichsten Blüten, die vielleicht eben diesem gesund-primitiven Boden ihre edelsten Eigenschaften und die ungeschwächte Kraft, diese zur Geltung zu bringen, verdanken. Kardinal-Erzbischof Dr. Ludwig Haynald war eine jener Gestalten, die sich aus niederer Sphäre durch innern, eigensten Gehalt zu den höchsten Höhen des Lebens emporarbeiten. Denn nicht der Kardinalshut machte ihn zum Portentum; er war es, der der hohen geistlichen Würde den höhern geistigen Wert verlieh. Obzwar von Natur nicht „streitbar“ angelegt, zwangen die Verhältnisse ihm doch die Rolle eines „streitbaren Kirchenfürsten“ auf, und seine hinreißende Beredsamkeit so wie die Kraft und der Ernst seiner Überzeugung stempelten ihn selbst dann zum Sieger, wenn er momentan das Feld räumen mußte. Seine Niederlage ward ihm stets zum Glorienschein, und niemals sah er sich mehr gefeiert, als da er im Exil war. Es ist wohl

kaum ein Priesterleben verzeichnet in den Annalen der Geschichte, das reicher wäre an grellen Wendungen, an jähen Peripetien, und immer ist es der Geist des Fortschrittes, der Aufklärung und der politischen Unbestechlichkeit, der den außergewöhnlichen Mann in außergewöhnliche Lagen bringt. „Das Recht“, so wie sein hoher Sinn es erkannte, ist seine alleinige Richtschnur, und selbst seinem Könige gegenüber, Aug' in Auge blickend, behauptet er unwandelbar diesen Standpunkt, ohne Sophismen, ohne Schwanken, dem einzigen Ideal huldigend: dem Rechte!

Wie sehr er im Banne dieses Ideals lag, beweist sein ganzer Lebenslauf. Patriot im edelsten Sinne des Wortes, dabei aber ein treuer Anhänger der Dynastie, muß er 1849 sein Amt verlassen, weil er in Kossuth's Regime nicht mehr paßt, und 14 Jahre später büßt er mit dem Verluste seiner Bischofswürde in der Verbannung seine Anhänglichkeit an die heiligen Traditionen seiner Nation. Durch und durch Ungar, den Boden, dem er entsprossen, kennend, weiß er, daß das Infallibilitätsdogma sowie ultramontane Politik in Ungarn kein Terrain haben, und alle irdischen Güter aufs Spiel setzend, tritt er mutig in die Schranken, um die Proklamierung desselben zu bekämpfen. Voll Maß, des Sazes seines hohen Lehrers eingedenk: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist,“ sehen wir ihn immer bestrebt, bei König und Staat, Kirche und Gesetzgebung Konflikte zu begleichen und seinen großen Einfluß in der uneigennützigsten Weise zur Förderung, zum Siege des „Rechtes“ zu verwenden. Wie unabhängig und liberal er nach jeder Richtung hin dachte, tritt auch aus dem Umstand hervor, daß er, ein (zeitweiliger) Liebling Leo des XIII., bei Anlaß der Versöhnung unsrer Monarchie mit Italien nicht Anstand nahm, das italienische Königspaar zu begrüßen. Er kannte überhaupt keine Inkompaktibilität. Als guter Katholik ist er von bewundernswerter Toleranz und ehrt den „Glauben“, unter welcher Fahne immer er gedeiht. Mit Protestanten eng befreundet, erläßt er bei den ersten Anzeichen des Antisemitismus einen schwungvollen Hirtenbrief, in dem er die Mitglieder seiner Diözesen auffordert, ihr Möglichstes zu thun zur Bekämpfung dieser anachronistischen Strömung. Sein vielgeliebtes Brevier hindert ihn nicht, den Fortschritt der exakten Wissenschaften mit leidenschaftlicher Wißbegier zu verfolgen, und die glänzenden Blumen des Himmelsgewölbes, sowie die duftende Flora unsrer Erde erschließen dem Forscher all' ihre Geheimnisse. Bei jeder großen Bewegung der geistigen Strömungen stellt er seinen Mann und giebt bei Gelehrten-Kongressen in schwungvoller Rede Beweise jener Vielseitigkeit, die trotz aller echten Religiosität sich keinem Fortschritte feindselig entgegenstemmt. Ein großes Herz und ein großer Geist, eng verwoben mit der Leidensgeschichte seines Landes, in dessen Dienst Gut und Blut zu opfern er stets bereit war, bleibt er die hervorragendste geistliche Persönlichkeit Ungarns, die so unverwelklichen Ruhm, so edle Spuren hinterlassen, daß kommende Generationen, die seinen Wohlthaten ihr Gedeihen verdanken werden, mit derselben Dankbarkeit ihn preisen müssen als wir, die wir ihn gekannt, verehrt, geliebt.

Es ist nicht unsre Aufgabe noch unsre Absicht, eine Lebensgeschichte Haynald's zu bieten oder im Detail die tiefgreifende Rolle zu schildern, in die Kardinal

Haynald auf politischem Gebiete, teils durch die Ereignisse, teils durch sein innerstes Wesen verwickelt wurde. Wohl aber benötigen wir einiger dieser hochwichtigen politischen Momente, um seinen Charakter ins rechte Licht zu stellen, seine unerschütterliche Gesinnungstreue, die eigentümliche Mischung von Demut und niemals wankendem hohen Selbstbewußtsein dem Leser lebendig zu veranschaulichen.

In Szécsény 1816 geboren, empfing er schon 1839 die höhern priesterlichen Weihen, nachdem er mit riesigem Fleiß in Pesth und Wien Theologie und Jurisprudenz absolviert und sich die meisten der europäischen Sprachen vollkommen zu eigen gemacht. Latein sprach und schrieb keiner seiner Zeitgenossen so klassisch und so schwungvoll wie der junge Gelehrte, dessen vornehme, apollonisch schöne äußere Erscheinung auf den ersten Blick einnahm, indes seine durch den Schmelz der Bildung veredelte Gelehrsamkeit sowie die leidenschaftliche Hingabe an alles Schöne und Edle, vereint mit spontan sich äußernder Herzensgüte, zu aufrichtiger Bewunderung hinriß. Sein ganzes Wesen trug den Stempel eines „Auserkorenen“. Zu einer Zeit ins Leben tretend, da Ungarn in den ernstesten Stadien seiner freiheitlichen und kulturellen Entwicklung stand, konnte es nicht fehlen, daß dies „edle Werkzeug einer gütigen Vorsehung“ sofort erkannt, gewürdigt und möglichst benützt wurde. In schneller Reihenfolge füllte der jugendliche Priester die aufwärts steigende Skala bedeutender Ämter aus, als Lehrer, Sekretär des Fürst-Primas und Ordinariatskanzler. In letzterer, höchst exponierter Stellung traf Haynald die Revolution und die Unabhängigkeits-Erklärung des Debrecziner Reichstages vom 14. April 1849. Da aber diese Erklärungen gegen die pragmatische Sanktion verstießen, ließ er dieselben in seiner Diözese nicht publizieren, obgleich das Ministerium Szemere ihn mit drohenden Erlässen bombardierte und die aufgestachelten Volksmassen seine Wohnung und die erzbischöfliche Kanzlei förmlich belagerten. Als die insurrektionelle Regierung sah, daß sie ihre Zwecke nicht erreichen werde, wurde Haynald gewaltsam seiner Stellung entkleidet.

Nun entlud sich das ganze politische Gewitter, dessen Vorahnung Stephan Szechenyi's Geist umnachtete und mehrere Mitglieder des ersten ungarischen Ministeriums im Auslande Sicherheit suchen ließ. Der entthronte Diözesenkanzler aber, der unerschrocken auf seinem Posten ausgeharrt, bis ihn die revolutionäre Macht kassierte, zog sich, krank an Leib und Seele, aber im Bewußtsein erfüllter Pflicht, in die Stille des Elternhauses, in Szécsény, zurück. Dort suchte und fand ihn im September desselben Jahres eine Vorladung des Pesther Militärgerichtes, um ihn wegen seines Verhaltens zur Rechenschaft zu ziehen. Diesmal waren es nicht die Vertreter der bereits gebrochenen Insurrektion, die ihn verfolgten, wohl aber die ans Ruder gelangten österreichischen Machthaber.

* * *

Gegen seinen Willen, sich nur dem ausdrücklichen Befehle Sr. Majestät fügend, nahm er nun den Siebenbürger Bischofsitz ein, und die absolutistische Regierung, die in dem selbstaufopfernden Verteidiger der Dynastie einen ge-

schmeidig=gefügigen Politiker zu kennen wähnte, mußte bald die Erfahrung machen, daß der an seinen Prinzipien mit zäher Unbestechlichkeit festhaltende Mann, über alle Fürsten- und Volksgunst erhaben, weit entfernt Opportunist zu sein, nur „das Recht“ anerkannte, selbst wenn es scheinbar im Widerstreite stand mit dem, was er früher verfochten.

Er begann seine bischöfliche Laufbahn mit einer scharf definierten Eingabe an das Kultusministerium, worin er sich gegen die sinnlosen Titeländerungen verwahrte, in denen seinen episkopalen Privilegien von seiten der verschiedenen Behörden nahe getreten wurde, und wußte durch seine diplomatischen Argumente die Sache ins Reine zu bringen.

Beim Abschlusse des Konfordsats trat er 1855 mit absoluter Bestimmtheit zur Verteidigung der Freiheiten der Kirche Ungarns auf. Auch hier kannte er kein Temporisieren, und als man ihm wegen dieser „Verwegenheit“ von Wien aus den Wink gab, daß er auf diese Weise „seine Karriere verscherze,“ erwiderte er gen Himmel weisend: „Ich kenne nur eine Laufbahn und suche nur eine Erhöhung.“

Die konstitutionellen Rechte des Bischofs von Siebenbürgen, — der nebenbei auch der Wohlthäter seiner Diözesen sein wollte und den ganzen Betrag seiner Einkünfte auf kulturelle Zwecke verwendete, indes seine schöne, verwitwete Schwester, die ihm haushielt, selbst Hand anlegen mußte, um mit dem karg bemessenen Haushaltsgelde auszureichen, — kamen natürlich gar oft in Kollision mit der Willkür der Regierung. Auf die unberechtigte Einmischung der Statthalterei erklärte Haynald rundweg: Er sei als Bischof nicht nur der Stifter der gespendeten Beträge, sondern auch der gesetzliche Vertreter der gegründeten Institutionen, dem die Aufsicht über die Erfüllung der mit denselben verbundenen Verpflichtungen zustehe; daher könne er weder die Ausstellung der Stiftungsbriefe für notwendig noch die Belastung der dotierten Foundationen mit Gebühren und Stempelauslagen für gerechtfertigt erachten. 1860 machte er die Sache der gewaltsamen Verletzung der Rechte des Bischofs von Siebenbürgen vor dem Throne anhängig und erklärte vor Sr. Majestät: da seinen bischöflichen Verfügungen, welcher Natur sie nun immer seien, seitens der Regierung stets Hindernisse in den Weg gelegt werden, sei er bereit auf sein Bistum zu verzichten, sofern sein Verfahren von Sr. Majestät nicht gebilligt werde.

Se. Majestät nahm jedoch die Resignation damals nicht an. Diese Unterredung mit seinem Könige erzählte der Kardinal gar gerne, und ich selbst habe sie des öftern von ihm haarklein wiederholen gehört. Besonders war es ein Passus, der ihm noch Jahrzehnte später ganz ungewöhnlich wohl gefiel. Er lautet:

„Vor allem habe ich Ihnen zu danken dafür“, sagte der König, „was Sie in Rom gethan haben. Mir sind Berichte zugegangen, daß es Ihrem Wirken zuzuschreiben ist, daß die Adresse an den heiligen Vater in einem so guten Geiste ausgefallen ist. Ich danke Ihnen dafür.“

„Ew. Majestät! Ich habe in Rom bei der Adresse-Verhandlung der Bischöfe und der Verfassung derselben auf dem nämlichen Boden gestanden, auf welchem

ich in Ungarn und Siebenbürgen stehe; es ist der Boden der Legitimität, des historischen Rechtes, der teuersten Traditionen der *pacta conventa*, auf welchem die Rechte der Völker und der Throne einzig sicher ruhen.

Auf die Gefahr hin, bei G. M. auf einige Zeit in Ungnade zu fallen, will ich alles das thun, was die Sicherung des Thrones G. M. erheischt. Auf einige Zeit sage ich; denn ich bin nicht für den ganzen Inhalt der 48er Gesetze. Es sind solche, die ich für sehr heilsam halte und keiner Modifikation unterziehen will. G. M. haben ja auch mehrere derselben anerkannt und zu Recht bestehen lassen. Es sind aber auch solche, welche ich bei jeder Gelegenheit, die sich mir dazu bieten wird, bekämpfen werde, als schädlich für Krone und Land. Ich bin demnach kein unbedingt 1848er. Für den formellen Rechtsboden von 48 wohl, dies fördert die Rechts-Continuität, deren praktische Bedeutung im allgemeinen, ganz besonders aber in einem Lande wie Ungarn vis-à-vis eines an seinen alten Institutionen in so zäher Standhaftigkeit hängenden Volkes wie die Ungarn, nie hoch genug angeschlagen werden kann."

„Von Ihrem Standpunkte zum Hochverrate ist nur ein Schritt mehr."

„— Ja! G. M., nur ein Schritt, wie von dem Standpunkte der treuesten Ergebenheit, der uneigennützigsten, opferbereiten Loyalität zum Hochverrate nur ein Schritt ist; aber diesen Schritt, so Gott mir hilft, werde ich nie thun! —"

. . . . Wie gesagt, damals hatte der König die Resignation Haynald's huldvoll zurückgewiesen — es war ja das Ganze nur ein Vorspiel der künftigen Konflikte.

In jener Zeit der Willkür und Unterdrückung war eben Haynald zu dem „Senforn" auserkoren, das die freiheitlichen Ideen vor der Stagnation bewahren sollte, und da selbst das feindliche Lager nicht umhin konnte, sich für den unwiderstehlich lebenswürdigen Mann zu interessieren, ward ihm gelegentlich der Adjutant Erzherzog Albrechts zugesandt, mit der Weisung: er möge versuchen sich ruhig zu verhalten, sonst dürfte es ihm übel ergehen. Haynald antwortete der Deputation: „Wenn Se. Majestät mir befiehlt das Haus anzuzünden, in dem ich wohne, gehorche ich ohne Zaudern; wenn er mir aber gebietet das Haus anzuzünden, in welchem er wohnt, gehorche ich dem Befehle nicht."

Eine Programm-Rede von drakonischer Bestimmtheit und Kürze!

Mittlerweile war das 1860er Oktober-Diplom erschienen, welches die Ausübung der durch den Absolutismus gebundenen konstitutionellen Rechte freigab und somit auch dem Bischof von Siebenbürgen die Arena des politischen Lebens öffnete. Sofort trat er in Aktion und entfaltete das Banner einer in der Form konzilianten, im Prinzip aber unbeugsam an den alten Rechten festhaltenden Politik. Die leidensgeprüfte, imposante Garde der Veteranen Siebenbürgens nahm ihn zu ihrem Führer an, und an der Spitze der konstitutionellen Opposition, die sich ausnahmslos ohne Rückhalt seiner geistigen Suprematie unterordnete, trat er am 10. Februar 1864 in jener historisch denkwürdigen Konferenz zu

Karlsburg auf, welche der Kanzler Graf Franz Kemény im Auftrage Sr. Majestät aus den Reihen der hervorragenden Männer Siebenbürgens einberufen hatte, damit sie ein Gutachten über die Organisation und Einberufung des siebenbürgischen Landtags abgebe.

Ludwig Haynald's Rede war von zündender Wirkung. Seine Argumentation war eine so geistvolle, unwiderlegliche, daß die ganze Versammlung ihm huldigend zujuchzte. Den Schluß bildete der denkwürdige Antrag, in dem er wieder sich auf den Boden des alten, unverjährbaren Rechtes stellte und die Zumutungen, die dieses Recht ignorieren wollten, zurückwies. „Wir bitten in unterthänigster, homagialer Huldigung unseren apostolischen König, Er wolle allergnädigst geruhen, im Sinne unserer bestehenden Gesetze die Vertreter unserer Heimat auf den einzig und allein kompetenten ungarischen Reichstag einzuberufen; daher auch für uns die Notwendigkeit entfällt, die Modalitäten der Einberufung oder Abhaltung irgend eines anderen Landtags in Erwägung zu ziehen, zu diskutieren, diesbezüglich einen Entwurf zu formulieren, oder einen Rat zu geben.“

Die Wiener Regierung aber nahm von dem beredten Winke keine Notiz, und die Vertreter Siebenbürgens wurden nicht zu dem Reichstage zu Pesth einberufen.

Haynald aber, als Mitglied des ungarischen Episkopats, hatte sein königliches Einberufungsschreiben erhalten und setzte seine Philippika gegen die rechtswidrige Konstituierung des Reichstages in den Vorkonferenzen des Oberhauses fort, unbeugsam darauf bestehend, daß das Oberhaus vor jeder andern Verhandlung die gesetzliche Ergänzung des Reichsrates durch die Einberufung der Vertreter Siebenbürgens fordere. Am 17. Juni hielt der junge Bischof von Siebenbürgen eine Rede, die mit goldenen Lettern in dem Buche der gottbegnadeten Beredsamkeit für ewige Zeiten verzeichnet ist. Schwungvoll, von der zündenden Flamme echter Begeisterung durchglüht, durch das selten schöne Organ sich in die Herzen aller schleichend, mit den Waffen schlagender Logik und tiefen Einblickes alle schwachen Punkte seiner Widersacher vernichtend, eroberte diese Rede mit einem Schlage die öffentliche Meinung und riß das Auditorium zu begeisterter Bewunderung hin.

In Wien hingegen nahm man die „unerhörte Vermessenheit“ des Bischofs von Siebenbürgen sehr übel auf. Man kannte den Mann, man wußte, welcher ein gefährlich-mächtiger Faktor die immer steigende Popularität eines solchen Widersachers war, und man begriff das Gewicht der moralischen Unterstützung, welche die siebenbürgische Opposition in ihm finden mußte. Offen gegen ihn aufzutreten wagte man nicht, denn dies wäre eine Verletzung der legislatorischen Immunität und der Redefreiheit gewesen. Man wartete demnach, bis der Pesther Reichstag auseinander gesprengt und der Siebenbürger Landtag auf den 14. November nach Karlsburg einberufen war.

Aber als der Chef des siebenbürgischen Guberniums, Graf Emerich Mikó, in der Sitzung desselben vom 3. Oktober, in welcher Haynald als Bischof von Siebenbürgen seinen Ratsitz einnahm, die königliche Verordnung vorlegte, mit

welcher der Karlsburger Landtag einberufen wurde, erhob der Bischof neuerdings das Wort gegen diese Verfassungsverletzung der Wiener Regierung. Er stigmatisierte dies Verfahren als einen provozierenden Akt des Absolutismus und beantragte: „Das Gubernium wolle die Publikation des königlichen Reskriptes sistieren und in seiner, diesbezüglich an Se. Majestät zu erstattenden Vorlage um Suspendierung der in Angelegenheit des einzuberufenden Landtages in Aussicht genommenen Verfügungen bitten.“ Sein Antrag ging durch, und die Wiener Regierung ließ ihn alsbald die Wucht ihres Zornes fühlen.

Graf Franz Nadasdy, der mit der Leitung der Angelegenheiten der siebenbürgischen Hofkanzlei betraute Minister, richtete sofort folgendes Schreiben an ihn:

„Euere Excellenz werden, wie ich hoffe, von jener Freundschaft und Verehrung, welche ich für Euere Excellenz so aufrichtig hege überzeugt seyn.

Diese Gefühle eben sind es, welche mir die Verpflichtung auferlegen, Euere Excellenz um eine Aufklärung zu ersuchen. —

Es sind mir nämlich so viele und so verschiedene Aeußerungen über jene Meinung, welche Euere Excellenz in der Sitzung des k. Guberniums vom 3. October l. J. in der Landtagsfrage abgegeben haben sollen, zu Ohren gekommen, daß ich selbe mit Euerer Excellenz allbekannter Treue und Loyalität, und dem, auch von den früheren Bischöfen Siebenbürgens stets bewährten regen Bestreben, die nur auf das Wohl des Landes und seiner Bewohner gerichteten väterlichen Absichten Sr. Majestät unseres allergnädigsten Herrn kräftigst zu fördern, nicht wohl in Einklang zu bringen vermag.

Höchst erwünscht wäre es mir daher, wenn ich ähnlichen Aeußerungen mit Nachdruck entgegen treten zu können, in der Lage wäre.

Dies aber können nur Euere Excellenz durch Hochdero gefällige Aufklärung ermöglichen, wodurch ich hoffentlich in den Stand versetzt würde, ähnliche mir so mißliebige Aeußerungen entschieden zurückzuweisen.

Uebrigens würde ich mir als ein, Euerer Excellenz mit so wahrer Verehrung ergebener Freund erlauben, Euerer Excellenz vorzuschlagen, Sich baldmöglichst herauf zu begeben, wodurch auch einer leicht möglichen Heraufberufung, welche Euere Excellenz minder angenehm seyn dürfte, vorgebeugt würde. Mit aufrichtiger Verehrung verharrend Euerer Excellenz gehorsamer Diener

Wien, am 14. November 1861

Nadasdy.

Der Bischof ließ sich natürlich nicht „zitieren“, aber begab sich nach Wien, wo er Nadasdy eine Denkschrift übergab, in welcher er sein Verhalten sowie seine Anschauungen über die aktuellen konstitutionellen Fragen mit rückhaltsloser Offenheit entwickelte.

Wir wollen hier einiges aus dieser Denkschrift mittheilen, die die haarscharfe Logik und die furchtlose, patriotisch kühne Denkweise Haynald's ins rechte Licht stellte.

„Euere Excellenz! Der verehrten Aufforderung Euerer Excellenz d. d. 14. l. M. entsprechend, beeile ich mich, über meine in der Sitzung des König-

lichen Guberniums von Siebenbürgen vom 3. October l. J. in der Landtagsfrage abgegebenen Meinung mich hochachtungsvoll zu erklären, Euerer Excellenz ergebenst anheimstellend, jeden beliebigen ämtlichen Gebrauch von dieser meiner Erklärung zu machen.

Da ich auch bei der in Rede stehenden Gelegenheit nur meine Ueberzeugung ausgesprochen habe und meinen schon früher öffentlich zu wiederholten Malen geäußerten Ansichten treu geblieben bin: so konnte es nicht anders kommen, als daß mein Botum sowohl im Ganzen als auch in seinen Details im Sinne meiner, in der Karlsburger Konferenz vom 11. Februar l. J. gemachten Erklärung, wie auch der im Oberhause des Besther Landtages am 17. Juni l. J. gehaltenen Rede ausfallen, demnach gegen meine stets bewährte Treue und Loyalität eben so wenig verstoßen haben könne, als es die eben berufenen, in den betreffenden Conferenz- und Landtags-Protokollen enthaltenen Aeußerungen thaten."

Auf erlassene und wieder zurückgenommene Bestimmungen Sr. Majestät hinweisend, sagt er:

„Woraus weiteres gefolgert werden müsse, daß Seine Majestät für die einmal getroffenen Allerhöchsten Bestimmungen keineswegs jenen Charakter dogmatischer Unveränderlichkeit in Anspruch zu nehmen geruhe, der es den in ihren Gewissen geängstigten Rätthen verböte, gegen dieselben ehrlich gemeinte Vorstellungen zu erheben, ja daß Seine Majestät die offene ehrerbietungsvolle Sprache redlicher Rätthe dem von augenblicklichen, für persönlichen oder National-Interessen zu gewärtigenden Vortheilen etwa motivirten servilismus vorziehe, und wo solche Vorstellungen wohlbegründet erscheinen, ihnen Gehör zu geben gewohnt sei, daß demnach auch das Gubernium gerade zu Folge seiner Loyalität und seines geschworenen Eides berechtigt und verpflichtet sei, seine der Publicirung des Allerhöchsten Landtagsberufungsschreibens entgegenstehenden Ansichten Sr. Majestät zu unterbreiten und bis zur hierauf erfolgenden Allerhöchsten Entscheidung mit der nachtheilige Folgen befürchten lassenden Veröffentlichung derselben einzuhalten.

Das Gesagte wollte ich aber nicht bloß dem Simon Schreiber'schen Botum, sondern auch den Conrad Schmid'schen Aeußerungen gegenüber gelten lassen. Auf welche Letzteren eingehend ich nicht unberührt ließ, daß der Herr Gubernialrath mit seinen Behauptungen jener Sache einen schlechten Dienst geleistet habe, die er zu vertheidigen sich vorgenommen hatte, indem er sagte:

1. daß der Standpunkt, der in der besprochenen Angelegenheit auf Grund des Octoberdiplomes und der Februarbestimmungen eingenommen werden müsse, „ein ganz neuer“ sei, — wogegen nach meiner Ansicht das streite, daß in einem an den Landes-Gesetzen, an den constitutionellen Grundsätzen und dem historischen Rechte so innig hangenden Lande, wie die ungarischen Länder es sind, deren historischen Rechtsgeföhle entsprechende Institutionen am 20ten October a. gn. versprochen wurden, kaum etwas Gefährlicheres gewünscht, gefordert, angerathen oder gethan werden könne, als das Abgehen von dem historischen

Boden, und somit das Aufgeben jener Garantien, die die Rechts-Continuität dem Throne des Regenten eben so, wie den Rechtsansprüchen der Nation gewährt, besonders in so verhängnisvollen Zeiten, wie die gegenwärtigen es sind, in welchen der, die auf historischem Rechtsgrunde fußenden Throne hart anfeindende Geist des Umsturzes und der ihm günstigen neuen Staatstheorien die zwischen Völkern und Regenten bestehenden Spannungen für seine verderblichen Zwecke auszunützen strebt, welchem Streben durch die Aufstellung von neuen, das historische Recht ignorirenden staatsrechtlichen Standpunkten nur Vorschub geleistet werden könnte.

2. Auch glaubte ich nicht verschweigen zu dürfen, daß der Vorredner jenem Systeme, von welchem er behauptete, daß es „zur Wahrheit werden müsse“, hierdurch nicht das beste Zeugniß ausgestellt habe; indem in so wichtigen Fragen, wo es sich um den Bestand von Regenten- und Völker-Rechten handelt, falls der Bau wohlbegründet und Dauer versprechend sein soll, auf das gebaut werden muß, was schon Wahrheit, historisch hergebrachte, beiderseitig anerkannte Wahrheit ist; nicht aber auf den nach keiner Seite hin Sicherheit des Rechtsbestandes bietenden Grund dessen, was noch nicht Wahrheit ist, sondern sie erst zu werden braucht.

3. Als der Vorredner meinte, „es müsse die Nation aus der Negation endlich einmal heraustreten“, da bemerkte ich, es wünsche jeder aufrichtige Patriot, es möge der Nation die Möglichkeit hierzu auch dadurch geboten werden, daß die, die altherbestehenden Grundlagen des konstitutionellen Lebens negirenden Bestimmungen des Februarpatentes wieder aufgehoben werden, und so die Regierung aus der in selben sich geltend machenden Negation der konstitutionellen Lebensbedingung selbst früher heraustrete.

4. Aber Gefährlicheres für die geheiligten Rechte des Apostolischen Monarchen habe der Vorredner gar nicht vorbringen können, als daß „die ungarische Constitution durch die Besiegung der Revolution des Jahres 1849 vernichtet worden sei, das historische Recht aufgehört habe und“ (es wird unglaublich erscheinen, aber buchstäblich wahr ist es, daß er weiter behauptete) „es sei an die Stelle des historischen Rechtes das Recht des Stärkeren getreten.“

Wogegen ich folgendes anführte: Wahr ist es, daß die Revolution bei Világos besiegt worden sei. Aber so wenig die dem Allerdurchlauchtigsten Hause Habsburg-Lothringen unveräußerlich-eigenen Besitz- und Regenten-Rechte durch eine etwaige gänzliche Niederlage der österreichischen Armee allda verwirkt worden wäre, eben so wenig konnte durch die Niederlage der Revolutionsarmee die Konstitution Ungarns, konnten die Rechte der Nation verwirkt werden. Oder würde es ein treuer, loyaler Unterthan des Allerhöchsten Herrscherhauses zugeben können, daß jene vollkommen berechtigten und ganz wahren Grundsätze, welche Oesterreichs äußere Politik in der italienischen Frage leiten, und die Rechte der von gekrönten Räubern um einen Theil ihrer Länder oder um all' ihren Länderbesitz gebrachten Regenten in Schutz nehmen, nur auf Oesterreich

keine Anwendung finden? daß die Rechtstheorie der vollbrachten Thatfachen, welche eine jedes Rechtsgefühl tief verletzende, aber von Österreichs edlem Regenten folgerichtig bekämpfte Anwendung dem heiligen Vater, dem König beider Sicilien, dem Großherzoge von Toscana, den Herzogen von Modena und Parma gegenüber gefunden hat, auch bei uns in einer beiderseitig verhängnisvoll zu werden drohenden Weise zur Anwendung komme? Nein, die von Österreich nach Außen hin in so edelmüthiger Weise vertretene und vertheidigte Legitimität darf für eben dieses Österreich in seiner inneren Politik nicht durch Rechtstheorien untergraben werden, wie es die oben angeführte ist. Das Recht des Eroberers reicht nur so weit, als die Spitze seines Schwertes, wo ich hingegen dem Rechte meines Apostolischen Landesfürsten die von keinem Eroberer, von keiner irdischen Macht erzwingbare religiöse Huldigung und Treue, den von Gott gebotenen Gehorsam in dem Gewissen der Untertanen gewahrt wissen will und zwar eben durch das Festhalten an dem Grundsätze der in pactis conventis wurzelnden Loyalität, — durch das Festhalten an dem von Gottes Gnaden verliehenen, auf historisch-legalen Boden fußenden Herrscher-Rechte, welchem Rechte die Regierung des historischen Rechtes die Grube gräbt. Gegen die vergilbten Pergamente, gegen die verbrieften Rechte, gegen die bestehenden Verträge kämpfen die egoistischen Herren der Umsturzpartei an der Seine und an der Dora; Österreichs Ruhm und Stärke war es stets für selbe einzustehen, und dieses zu thun, ist auch die Pflicht dieses Guberniums.

5. Endlich glaubte ich mit Rücksicht auf eine mißliebige Bemerkung des Vorredners bezüglich des mit der obschwebenden Landtagsfrage in innigem Verbande stehenden Unionsgesetzes die neuerschienene Schriften-Sammlung des 1848er Landtages auf jener Seite aufschlagen zu sollen, laut deren derselbe Vorredner auf dem 1848er Klausenburger Landtage erklärt hatte, daß er dem Unionsgesetze „freudig“ und „aus einiger Überzeugung“ seine Zustimmung gebe, welche Erklärung die oft behauptete Einschüchterung der nicht ungarischen Landtagsmitglieder kaum bestätigen dürfte.

Mit dieser schlichten und treuen Erzählung meines an der in Rede stehenden Debatte genommenen Antheiles glaube ich der geehrten Aufforderung Euerer Excellenz entsprochen zu haben.

Meine Aeußerungen waren durch die Erklärungen der erwähnten zwei Vorredner veranlaßt. Auch habe ich selbe nachher nicht zu Papiere gebracht. Erst nachdem ich zufolge des geehrten Schreibens Euerer Excellenz von Karlsburg unverzüglich aufgebrochen, und vorgestern Abends hier angekommen war — notirte ich selbe gestern flüchtig aus meinem, in ähnlichen wichtigen Angelegenheiten ziemlich treuen Gedächtnisse. Damit ich jedoch auch über die vollkommene Richtigkeit der Erzählung beruhigt sein könne, habe ich heute diese Zeilen dem noch hier weilenden Grafen Emerich Mikó, der das Präsidium in der in der Rede stehenden Guberniumssitzung geführt hatte, vorgelesen, und von ihm die Versicherung erhalten, daß die Darstellung historisch voll-

kommen wahr sei. Da demnach kein lapsus memoriae in ihr obwaltet: kann derselben voller Glaube geschenkt werden."

Graf Nádasdy versuchte damals auch persönlich Haynald durch goldene Versprechungen für die Wiener Politik zu gewinnen, oder aber durch drohende Anspielungen einzuschüchtern. Der Bischof aber erklärte als Antwort: Daß, falls er das Vertrauen Sr. Majestät verloren haben sollte, er jederzeit bereit sei, auf sein Bistum zu verzichten und sich ins Privatleben zurückzuziehen.

Beinahe ein halbes Jahr verstrich, ehe die Antwort des Ministers (14. April 1862) eintraf, die das Dokument des ohnmächtigen Jornes und der schreienden Ungerechtigkeit genannt werden muß.

An Seine des Herrn wirklichen Geheimrathes, Siebenbürg. röm. katholischen Bischofs und Gubernial-Rathes Dr. Ludwig v. Haynald, Excellenz! Nachdem ich Euerer Excellenz, mir unterm 24. November v. J. überreichte Aeußerung Seiner Majestät a. u. vorgelegt hatte, erhielt ich heute, mittelst der hierüber erflossenen a. S. Entschließung den Befehl, Euerer Excellenz zu wissen zu machen: daß Seine k. apostolische Majestät die Versicherung Ihrer loyalen Gesinnungen zur Kenntniß nehmen, daß jedoch Hochdero bei der Karlsburger Conferenz am 11. Februar und im ungarischen Landtage am 17. Juni v. J. abgehaltenen Reden, so wie auch Ihre am 3. Oktober als Gubernial-Rath abgegebenes Botum mit Ihrer neuesten Versicherung im Widerspruche seien, indem in diesen drei Reden jener umsichtige, den Zeitumständen angemessene Ausdruck nicht zu finden sei, welcher die öffentliche Meinung über Hochdero Loyalität hinlänglich aufklären und die Wahrhaftigkeit Ihrer treu ergebenen Gesinnungen außer Zweifel stellen würde. Euerer Excellenz haben daher für die Zukunft sich um so mehr ein entsprechendes Befördern der von Seiner Majestät gebilligten Regierungsmaßregeln angelegen sein zu lassen, als es die Pflicht jedes braven Staatsbürgers, vor Allem aber eines geistlichen Oberhirten, der die Würde und den hohen Beruf seines Amtes im wahren Sinne zu verstehen weiß, so wie eines jeden pflichtgetreuen Gubernial-Rathes sei, stets, insbesondere aber in bewegten Zeiten, die wohlgemeinten Absichten der Regierung zu unterstützen, durch ein taktvolles fluges Benehmen auf Versöhnung und Beschwichtigung der Gemüther einzuwirken, und sich dadurch, wohl nicht den vorübergehenden Beifall der aufgeregten Menge, sondern jene allgemeine Achtung und Anerkennung zu erwerben, welche ihm einen bleibenden wohlthätigen Einfluß auf die Angelegenheiten seines Vaterlandes sichern.

Wien am 14. April 1862.

Nádasdy.

Diese ungeschminzte Rüge verfehlte nicht, den Bischof noch mehr in seinen Ansichten zu bestärken. Er unterbreitete das Schriftstück seinem Domkapitel, das in Form und Wesen das Gebahren seines Bischofs billigte und ihn zur Fortführung des begonnenen Kampfes aneiferte. Die Beurteilung seines Verfahrens stellte der Bischof der römischen Kurie anheim. Von dieser aber erhielt er keine offizielle Antwort, da dieselbe Bedenken trug, sich in diese rein politische Frage

einzumengen, wiewohl sie das energische Vorgehen des Bischofs billigte. Hingegen erhielt Haynald den 31. Januar 1863 neuerdings ein Schreiben des Ministers Rádasdy, in welchem in Angelegenheit der Einberufung des siebenbürgischen Landtages, ganz unbefangen die Frage an ihn gerichtet wird: Ob die Regierung auf seine Unterstützung in ihrem Bestreben zählen könne, die staatsrechtlichen Verhältnisse Siebenbürgens auf der Basis der Oktober- und Februar-Diplome zu regeln, sodaß Siebenbürgen, sei es auf Grund direkter oder aber durch den siebenbürgischen Landtag vollzogener Wahlen, im Reichstag vertreten sei? Man verlangte, er möge im Vorhinein seinen „Standpunkt“ zu wissen geben.

Haynald beriet nochmals mit seinem Kapitel und antwortete in einem Schreiben, das zuvörderst mit Entrüstung die Zumutung zurückwies, als könne er im voraus seine Karten zeigen, was eines Ehrenmannes unwürdig wäre. Auch erklärte er rückhaltlos, er halte „ein Diktory von Institutionen, welche mit dem historischen Rechtsinne der Völker im Widerspruch stehen, weder für zweckmäßig noch für durchführbar, solche an die Stelle jener verfassungsmäßigen Institutionen zu setzen, welche durch Jahrhunderte lange Erinnerungen geheiligt und den Völkern wertvoll geworden sind.“

Aber er predigte tauben Ohren, und die Wahlen für den auf den 1. Juli nach Hermannstadt einberufenen Landtag wurden ausgeschrieben. An der leidenschaftlichen Bewegung, die ganz Siebenbürgen erfaßte, beteiligten sich auch mehrere Geistliche und Lehrer der Diözese Haynald's, und mit Begeisterung wurden die Ideen der Union und der 1848er Geseze ausgerufen. F. M. L. Graf Grenneville, der in Hermannstadt residierende Gubernial-Präsident, richtete in seinem Unwillen über die patriotische Bewegung eine Zuschrift an Haynald, in der er forderte, Haynald möge viele Geistliche und mehrere Lehrer, sofort vom Amte entfernen, und zwar wegen „politischer Agitation.“ Der Bischof verlangte die amtlichen Akten zu sehen, um sich von der Schuld der Angeklagten überzeugen zu können. Statt der Akten erhielt er ein Drohschreiben des Gubernial-Präsidenten, auf welches er unumwunden antwortete: „Er werde auf eine bloße Anklage niemanden verurteilen, noch weniger bestrafen; nicht einmal unter dem Belagerungszustande sei solches geschehen. Der Präsident möge doch in Siebenbürgen nicht das Verfahren der venezianischen Schreckensherrschaft einführen wollen.“

Auf diese Weise wahrte Haynald mit ungeschwächter Energie seinen Standpunkt zu wiederholten Malen, worauf ihm anfangs Dezember 1863 von Wien die Aufforderung zukam: Da er sich wiederholt bereit erklärt habe, seinem Bischofsstze zu entsagen, möge er seine Demission einreichen — sie werde angenommen.

Nach langwierigen Verhandlungen entband Pius IX. endlich im Konsistorium vom 24. September 1861 Haynald seiner bischöflichen Pflichten, indem er ihm gleichzeitig „zum Beweise seines Wohlwollens und seiner Wertschätzung“ den Titel eines Erzbischofs von Karthago und der Kirche des heiligen Cyprian verlieh, jenes großen Heiligen, der die Tugenden staatsmännischer Weisheit und heldenmütiger Tapferkeit so glänzend zu vereinigen gewußt.

Von den Sympathien des ganzen Landes geleitet, gehoben durch das Gefühl, seinen Pflichten als Patriot gerecht geworden zu sein, zog er sich wieder, wie vor vierzehn Jahren, in das bescheidene elterliche Haus in Szécsény zurück. Diese beiden, für ihn so folgenschweren Momente seines politischen Lebens, die ihn in dies stille Asyl führten, beleuchten einander, da trotz des vermeintlichen Widerspruches nur das Eine mit ewiger Klarheit aus denselben hervorgeht: daß für Haynald nur das Recht maßgebend war, sei es nun auf seiten der Dynastie oder seines Landes gewesen.

Aber Pius IX. ließ seinen „geliebten Sohn“ nicht lange der Ruhe genießen; er berief ihn nach Rom und ernannte ihn zum Mitgliede der zur Verhandlung „außergewöhnlicher kirchlicher Fragen einberufenen päpstlichen Kongregation“.

Auch die kaiserliche Regierung gab hierzu ihre Einwilligung und setzte ihm einen Jahrgehalt von zehntausend Gulden aus, ihn ausnahmsweise ermächtigend, dieselben im Auslande verzehren zu können.

Anfangs 1865 zog Haynald nach Rom, wo ihn der Papst mit Zeichen seiner Huld und Liebe überhäufte. Seine außerordentliche, faszinierende Persönlichkeit eroberte ihm bald aller Herzen. Er ward der Mittelpunkt der vornehmen römischen Gesellschaft und lebte nebenbei mit begeisterter Hingabe seinem liebsten Studium: der Botanik.

Nach zweijährigem Aufenthalt in der ewigen Stadt erhob ihn der mit seinem Volke ausgesöhnte König zum Erzbischof von Kalocsa, wo er die hohen Gaben seines Geistes und seines Herzens in segensvollem, glänzendem Wirken durch mehr denn 20 Jahre bethätigte.

* * *

So viel bruchstückweise aus den Leidensjahren dieses bedeutendsten und lebenswürdigsten aller Kardinäle, dessen unermüdlige, vielseitige Thätigkeit, mit dem Eintritt relativer politischer Ruhe, sich immer mehr ausbreitete und steigerte. Mit gleichem Interesse für Kunst, Wissen, Erziehungswesen, Botanik und Legislative eingenommen, sehen wir ihn in den letzten zwanzig Jahren an allen vornehmen intellektuellen Fragen teilnehmen, die das schnell vorwärts schreitende Ungarn bewegen. In Angelegenheit der katholischen Autonomie entfaltet er seine ganze Rednergabe und erringt mit seinem Elaborate auf dem Autonomie-Kongresse den vollsten, glänzendsten Sieg. Er ist überall, sein Einfluß macht sich allortens geltend: in der Akademie der Wissenschaften, wo er Stiftungen macht und Denkfreden hält; in der Musikakademie, an der er mit Leib und Seele hängt; in den Waisenhäusern und Schulen, die er gestiftet oder reichlich unterstützt; an verschiedenen Kongressen des In- und Auslandes, die er durch denkwürdige Reden zu momentanen Ereignissen erhebt; in den Salons, deren gefeierten, vielumworbenen Mittelpunkt er bildet, und endlich im Oberhause, wo er jedes Mal neue Triumphe feiert, sobald es heißt, im Dienste der Toleranz, der Aufklärung, das Banner der Religion der Menschenliebe schwingen. Excelsior! ist sein Wahlspruch. Immer das Höchste, das Edelste und Wahrste wollen und erreichen.

Diese Tendenz seines innersten Wesens trat auch im intimen Verkehr deutlich hervor. Und wie interessant war der intime Verkehr mit ihm! Wie unausfüllbar leer bleibt der Platz, den er in unserm Freundeskreise einnahm! Von unvergleichlicher Urbanität war er einzig in seiner Art, die Menschen zu behandeln. Mit bewunderungswürdigem Takt trachtete er immer denjenigen, mit dem er sprach, mit sich gleich zu stellen, indem er ihm ganz besondere Achtung zollte; er ließ sich nicht zu dem Geringern herab, er erhob ihn zu sich.

Leidenschaftlicher Musikliebhaber, ließ er, sobald er in der Hauptstadt weilte, kein Konzert, keinen Quartett-Abend, ja sogar kein Schüler-Konzert vorübergehen, an dem er nicht mit dankbarer Genußfähigkeit teil genommen hätte. Wie fehlen uns heute die beiden herrlichen Gestalten mit weißen Locken und ewig jungem Geiste, die, abgesehen von der Kunst-Vorstellung, uns jeden musikalischen Abend genuß- und inhaltreich machten! Es war kein geringer Anblick, die beiden Prälaten Liszt und Haynald zu sehen, wenn sie bei der Begrüßung sich in Bücklingen überboten.

Die beiden waren sehr befreundet. Obgleich Zeitgenossen, hatten sie doch zu ganz verschiedenen Epochen die Glanz- und Ruhmesperioden ihres Lebens durchgemacht. Haynald kämpfte die schwersten Kämpfe zu derselben Zeit, da Liszt auf dem Höhepunkte seiner Kometenlaufbahn glänzte, und als der Stern des Meisters zu bleichen begann, stand der Kardinal endlich unangefochten und versöhnt auf jener höchsten Stufe, die zu erreichen für ihn überhaupt im Bereiche der Möglichkeit gelegen. Haynald schätzte und ehrte Liszt über alle Maßen. Das letzte Mal in diesem Leben hatten Liszt's Finger die Tasten berührt, da er in Kolpach, bei Michael Munkácsy, wo sie gleichzeitig zu Gäste waren, dem früh morgens abreisenden Haynald Schubert's großen Marsch als Lebewohl, als letzten Gruß nachsandte. Haynald erwähnte dieser zarten Aufmerksamkeit immer mit sichtlicher Rührung. Ja, er verehrte den Meister, und doch war das Verhältnis Liszt's zum Kardinal Haynald ein ganz eigentümliches, das besonders prägnant zu Tage trat, wenn sich die beiden Herren in kleinem Komitee trafen; denn in großer Gesellschaft trug der Kardinal eine überschwengliche Verehrung für den Künstler zur Schau, die in vieler Hinsicht auch ganz aufrichtig war. Wir hatten die beiden so grundverschiedenen Männer durch viele Jahre hindurch gar oft des Abends zu Gäste, und es will mich heute bedünken, als ob wir dem geliebten Meister mit diesen Einladungen nicht immer ein unvermishtes Vergnügen bereitet hätten. In dem Benehmen Liszt's war jederzeit die notgedrungene Demut des einfachen Abbé dem Kirchenfürsten gegenüber fühlbar, und der im gegebenen Falle auch gutmütig-boshafte, obzwar immer hofmännische Kardinal gefiel sich zuweilen in dieser Suprematie und machte sich des öfteren ein Vergnügen daraus, diese entwaffnete Demut auf harte Proben zu stellen. Während Liszt, immer ausweichend, stiller als sonst und deferenzvoll sich benahm, war der Kardinal gewöhnlich launig-aggressiv, „gouaillieur“ wie der Franzose sagt, über die Maßen heiter, voller Anekdoten und Schnurren. Immer waren es nur ganz feine Nuancen, aber dem Beobachter konnte es nicht entgehen, daß

Haynald sich in Liszt's Gegenwart ganz besonders wohl fühlte in seinem Purpur und trotz aller Bonhomie es auch nicht ganz verhehlte.

Besonders war es die Fürstin Wittgenstein, mit der Haynald den Meister so zu sagen in Schach hielt. Liszt wußte, daß die Fürstin nicht nur endlose Briefe an den Kardinal, als an Liszt's Freund schrieb, aber ihn zu wiederholten Malen mit diplomatischen Missionen an ihn betraut hatte, die der weise Kardinal jedesmal — ad acta legte. Er fühlte sich nicht berufen zu löschen, was ihn nicht brannte. Die Fürstin Wittgenstein, die bis an ihren letzten Atemzug ihrem Idol treu geblieben und durch ihren Tod bewiesen, wie eigentlich Liszt's Leben auch ihre Lebensgeister genährt, konnte es durchaus nicht verwinden, daß er, der Große, Herrliche, in seiner geistlichen Laufbahn so gänzlich ignoriert wurde. Sie bestürmte den Kardinal ihm empor zu helfen und es höheren Ortes zu verstehen zu geben: daß die Kirche undankbar sei gegen Liszt, daß der römische Klerus derzeit keinen größeren Mann, keinen tönenderen Namen in seinen Reihen habe, worauf der Kardinal privatim bemerkte: daß man nicht alle Kronen erringen könne. Er ließ auch die Klagen der Fürstin unberücksichtigt, indem er dem Meister kein Sterbenswörtchen davon verriet, daß sie seine Erhöhung schon deshalb so sehnlichst wünsche, weil er durch' dieselbe an Rom gefesselt würde, wo sie ihr ständiges Domizil erkoren. Während Jahren kamen die Briefe hageldicht und alle drehten sich um ein und dieselbe Frage, bis sie sich schließlich auf ihre „alten Rechte“ berief.

„Das heißt nichts, auf diesem Gebiete alte Rechte geltend machen zu wollen,“ meinte der Kardinal, „denn alte Rechte sind eben zu — alt.“

Der Korrespondenz müde, gab er es der Fürstin deutlich zu verstehen, daß er den Versuch nicht für ratsam halte, Liszt dauernd an Rom zu fetten, wozu dieser sich wohl auch gar nicht herbeilassen dürfte. Es hieße den bösen Leumund herausfordern, verjährte, unliebsame Gerüchte aufwärmen, die weder ihm noch ihr frommen würden. Fürstin Wittgenstein antwortete ihm mit einem diplomatischen Meisterstück, volle zwanzig Seiten, die, wie der Kardinal faustisch behauptete, berufen waren, in beredtester Weise den Satz zu bemänteln und dennoch prägnant hervorzuheben: „Mein Kardinal, Sie sind ein Dummkopf!“ (Er gebrauchte einen drastischeren Ausdruck, den ich derart mildere.)

Bekanntlich arbeitete die Fürstin an einem religiös-philosophischen Werke, das sie für ihre Freunde auch drucken ließ. Ihre stupende Belesenheit trat da gar greifbar zu Tage und jährlich vermehrten sich die Oktav-Bände, bis sie in die Zahl zwanzig gerieten. Gelegentlich erwähnte Haynald eines Abends, daß er wohl hier und da in die dicken Bände hineinblicke, aber das Werk sei zu enorm — er habe nun schon den zweiundzwanzigsten Band erhalten.

„Gewiß ist,“ sagte Liszt in seiner diskreten Weise, „daß die Fürstin überraschendes Wissen bekundet durch diese Publikation.“

„Sedenfalls beweist sie unwiderleglich, daß sie mehr schreiben kann, als wir lesen können,“ versetzte der Kardinal lachend.

Ein Jahr darauf trafen sich die beiden Herren zufällig bei uns das erste Mal, da die gegenseitigen Visiten blind gewesen. Sofort attackierte Haynald den Meister schonungslos.

„Sie haben geplaudert, Sie haben es der Fürstin verraten, daß ich ihre Folianten nicht lese, obgleich ich sie getreulich meiner Bibliothek einverleibe.“

„Nun ja, es war mir ein ganz besonderes Vergnügen,“ antwortete der Meister.

„Sie hat mir unlängst den 23. Band geschickt,“ sagte Haynald, „und wissen Sie, welche Widmung sie mir aufs Titelblatt schrieb?: „Für Ihren Nachfolger!““

Die Fürstin Wittgenstein ahnte wohl nicht, wie schnell ihre Widmung an den richtigen Mann kommen sollte Es war ihr letztes Buch, und heute, da ich an die unvergeßlichen Stunden zurückdenke, sind alle drei Mitspielenden des kleinen Dramas, dessen Fond ein weit ernsterer war, als die launige Oberfläche vermuten ließ, bereits im klaren darüber: ob jene weltbewegende Frage, die sie in 23 Bänden nicht müde wurde zu erörtern, bejahend oder verneinend beantwortet werden muß.

Noch einen Zug hatte Haynald mit Liszt gemein, der sich wie ein roter Faden durch beider Seelenleben zieht: die immer latente Sehnsucht nach weltvergessener Klostereinsamkeit. Liszt hatte zu Zeiten dem mystischen Zauber nachgegeben und war plötzlich verschollen, um im Dämmerlichte der Altäre das bedrohte oder verlorene moralische Gleichgewicht wieder zu finden. Bei Haynald war diese Sehnsucht immer nur ein frommer Wunsch geblieben, aber ein Wunsch, der im intimen Gespräche gar oft und mit mächtigem Nachdruck auf seine Lippen trat. Besonders war dies der Fall, wenn er viel mit den verschiedenen Höfen verkehrt hatte. Seine wiederholten großen Reisen, die eminente Stellung, die er auch sozial in Rom einnahm, hatte ihn mit den bedeutendsten Persönlichkeiten Europas und namentlich mit dem deutschen und belgischen Hofe in nahe Beziehungen gebracht. Er war niemals in Berlin, ohne von Kaiserin Augusta zu Tische gebeten zu werden. Aber der Nachklang dieser ermüdenden Exponiertheit war stets ein „In sich kehren“, das an das Salomonische Wort gemahnt.

Eine andere intime Eigentümlichkeit seines Charakters war die außerordentliche Sparsamkeit, die oft an Komik grenzte, im Verein mit einer wahrhaft fürstlichen Munifizienz, wo es das allgemeine Wohl, die Versorgung von Waisen oder Förderung der Wissenschaften galt. Seine Stiftungen weisen eine Totalsumme von über 5 000 000 Gulden auf, der unzählbaren wohlthätigen Spenden nicht zu gedenken, die er eigenhändig im Laufe der Jahre verteilte. Aber trotz allen Reichtums konnte er die Angewöhnungen der jungen Jahre nicht abstreifen und erzählte es gern, wie frugal er täglich in der Hauptstadt in seinem einfachen Gasthofzimmer mit „einem Pfiff Wein“ soupierte, wie er aus vierzehn alten Reverenden sich eine neue habe machen lassen, und wie er in Rom während seines Exils gedarrt, um der glänzenden Erziehung seiner vier verwaisten Neffen nichts entziehen zu müssen. Hielt er doch selbst mir eine Strafpredigt, weil ich die Lampe in meinem Zimmer nicht ausgelöscht, als ich mich in den Salon ver-

fügte um ihn zu empfangen. Es ist nicht Kleinlichkeit, die mich solche Einzelheiten erwähnen läßt, aber meines Erachtens beleuchten dieselben den innern Menschen weit mehr als große Züge, die mit Vorbedacht ausgeführt wurden.

Mit Vorliebe blätterte er in Jugenderinnerungen und hing mit dankbarer Verehrung an dem Andenken seines gelehrten, wenn auch armen Vaters und seiner greisen Mutter, sich so zu sagen damit brüstend, daß seine hohe Stellung ihr nie imponiert und sie ihn, als er schon Erzbischof war, „wie einen Schuljungen herunterzuputzen“ pflegte. Wie Liszt, wie Bamberg gehörte er zu jenen, die, auf der Höhe angelangt, mit Genugthuung auf den Ausgangspunkt zurückblicken und nicht müde werden sich des erreichten Ziels zu freuen. Mit Recht betrachten sie die Niedrigkeit aus der sie hervorgegangen, als jenes Piedestal, das sie am besten erhöht; denn je tiefer der Schatten, desto greller erscheint das Licht.

Wenn wir die reichhaltige Laufbahn des großen Gelehrten, Patrioten und Prälaten überblicken, müssen wir anerkennen, daß es wenigen gegeben war ihren Platz so herrlich auszufüllen, bis ins hohe Alter alle Gaben der Natur und der Genien zu bewahren und so unvergängliche Spuren ihres edelsten Wirkens zu hinterlassen. Er ist uns noch lebhaft in Erinnerung als „Zubelgreis“, da er vor einigen Jahren das Jubiläum seiner goldenen Messe beging.

Mit Ehrenbezeugungen, allerhöchsten Handschreiben verschiedener Potentaten, Huldigungen, Ovationen und Liebesbeweisen überhäuft, schaute das von Herzengüte strahlende Auge nur melancholisch „zurück“ in jene Vergangenheit, deren Verheißungen er nun verwirklicht sah. — Aber der Strom des Lebens war in der Ebbe begriffen — er mochte es fühlen, denn ach, das „Gold“ solcher Jubiläen ist nur die glänzende Tünche des Verfalls.

Aber für uns alle, die wir ihn geehrt, wird er ewig jung und ewig derselbe bleiben: ein würdevoller Träger des Purpurs, ein fühner Vorkämpfer der Freiheit im edelsten Sinne des Wortes, der Bannerträger des Ideals, eine Stütze, Zierde seiner Kirche und der Ruhm seines Landes.



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Der junge Master schien auch auf den Weiterverlauf der so viele lehrreiche Anknüpfungen mit sich bringenden Begebenheit gespannt zu sein, denn er hatte sich am folgenden Abend pünktlich als Zuhörer wieder eingestellt und verwandte, an den Stamm gelehnt, seine schweigsame Aufmerksamkeit auf die Berichterstattung

des ferneren Vorganges und die sich daraus ergebenden Erläuterungen. Die Luft war beinahe noch köstlicher als sonst, es lag etwas so Weiches, Träumerisches in ihr, und der Thymian füllte sie noch mit dem Duft an, den die Sonnenstrahlen den langen Tag über in ihm zur Entwicklung gebracht hatten. Das entwickelte auch in Gertrud mehr und mehr eine besondere, weich-elegische Stimmung, so daß sie sich einmal vollständig von der breiten Straße ihrer Erzählung auf Nebenwege abverirrte und äußerte: „So duftet es in der großen Stadt, darin ich wohne, nicht, Christoph, es ist himmlisch hier zu sitzen und diese Luft einzuatmen. Das heißt, es könnte himmlisch sein — aber ich hätte doch wohl nicht von dort weggehen sollen, ich glaube, es war unrecht und auch nicht klug von mir, Christoph. Der Mensch soll sich nicht vom Zorn oder Verdruß zu etwas fortreißen lassen, was er nachher bereut, sondern er soll zu seinem eigenen Besten Nachsicht mit den Meinungsverschiedenheiten oder vielleicht Verirrungen anderer haben, nicht in Hestigkeit darüber ausbrechen, vielmehr versuchen sie mit Vernunft, sanfter Überredung, Milde und Liebe von der Unrichtigkeit ihres Denkens und Handelns zu überzeugen. Das lehrt die Geschichte von Hermann und Dorothea — und so ganz unrichtig ist das Thun dieser anderen ja vielleicht auch nicht — es geht ja im Grunde aus einem edlen und hochherzigen Antriebe hervor, denn Hermann sagt wirklich schön:

„Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jezo
Nicht die Not der Menschen, der ungetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert,“

und nachher:

„Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und andern ein würdiges Beispiel zu geben.“

Das ist doch eigentlich sehr schön und männlich, nicht wahr, Christoph? Unserer ist nur zu schwach dazu, um es gleich mitempfindend und richtig mit dem Gemüt aufzufassen — aber wenn man so hier in der Stille darüber nachdenkt, da kommt's einem nach und nach, daß ein Mann, der wirklich ein Mann ist, doch nicht anders denken kann und darf, und daß man ihn auch gar nicht anders möchte. Man strast sich nur selbst dadurch, wenn man ihm solche Gesinnung und sein Handeln danach zum Vorwurf macht. Darum kann die Erwartung, die Hoffnung, die er darauf setzt, ja irrig sein — denn der ältere erfahrene „Richter“ unter den Flüchtigen sagt ja auch:

„Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit,
Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben —“

Das war nun wohl eine Täuschung, aber eine sehr menschlich berechnete, und an sich gleichgültig dabei, wie der Erfolg sein würde. Denn das, worauf es bei der Beurteilung allein ankommt, ist doch nur die innere Begeisterungsfähigkeit eines Menschen für ein großes Ziel, und wer die an ihm verdammt,

der — ich sagte es schon — der straft eigentlich sich selbst. Meinst du nicht auch, Christoph?"

Die anhaltende Beschäftigung mit „Hermann und Dorothea“ hatte Gertrud Heidelerche offenbar nicht allein den Wortlaut einer erheblichen Anzahl von Versen mit außerordentlicher Genauigkeit ins Gedächtnis eingeprägt, sondern auch auf ihre Anschauungsweise eingewirkt und sie heut' zu Urteilsäußerungen veranlaßt, welche zu den gestern Abend hier von ihr abgegebenen in sehr lebhaftem Widerspruch standen. Christoph Dffenkop schien indes von dem letzteren nicht berührt worden zu sein; er hatte, seinem Brauch gemäß, dann und wann beipflichtend genickt und zwar ausschließlich, ohne ein einzigmal mit dem Kopf zu schütteln, und obwohl es schon so spät geworden, daß der Mondaufgang die eingefallene Dunkelheit wieder zu verscheuchen anhub, verharrte Toffel doch noch in seiner ruhigen, sichtlich noch auf weiteres Zuhören rechnenden Stellung fort. Aber seine Heidschnucken waren nicht dieser Meinung; in die Unbotmäßigkeit, die sie seit gestern an den Tag legten, fiel gegenwärtig durch den Flügelschlag einer vorübergeisternden Ohreule ein sie beunruhigendes Ereignis hinein, ließ sie plötzlich aufstutzen und nach rechts und links auseinanderstieben. Vergeblich suchte der lange Stab des auch bei diesem Vorfall lautlos verbleibenden Masters sie in Ordnung beisammen zu erhalten, er konnte nichts thun, als hurtig der Bimmelglocke des Leithammels nachsetzen, und Gertrud, von der jählings vereinsamten Stelle unwillkürlich mit einem leichten Schauer angerührt, stand ebenfalls rasch auf und begab sich, zum erstenmal ohne „Gute Nacht, Christoph,“ gesagt zu haben, auf den Heimweg. Sie wußte nicht, was über sie gekommen war, ob es das leise Fauchen der Gule gewesen, aber der sonst so heimliche Platz hatte plötzlich für ihr Gefühl etwas von einem unsichtbaren und unhörbaren Geisterweben angenommen, und sie lief beinahe davon. Nun raschelte es neben ihr im hohen Ginster, ein verirrtes Schaf kam, dicht an ihrem Fuß vorbeirennend, hervor, doch gleich darauf sprang ein junger Mann blitzschnell hinterdrein und faßte das sich auch beruhigt von ihm ergreifen lassende Tier. Das Mondlicht erhellte das von einem ängstlichen Ausdruck überlaufene Gesicht des Heidschnuckeneinfängers schon so weit, daß Gertrud einen Augenblick lang deutlich die Züge Christoph Dffenkop's erkannte, dann war er, weiterlaufend, von dem willig hinter ihm drein trabenden Schaf begleitet, verschwunden.

Darin hätte an sich nichts Besonderes gelegen, als daß es auffallen mußte, wie geschwind Toffel, der eben erst drüben grad' nach der entgegengesetzten Richtung fortgelaufen, hierhergekommen sei. Aber sehr merkwürdig war, daß er keinen breiten Filzhut und nicht seinen weißen Mastermantel getragen, sondern in einem gewöhnlichen, dunklen, groben Bauernanzug vorbeigeschossen. Es konnte eigentlich gar nicht sein, eine physische und zeitliche Unmöglichkeit lag vor, und dennoch hätte Gertrud Heidelerche einen körperlichen Eid darauf abzulegen vermocht, es sei Christoph Dffenkop gewesen.

Berwirrt sah sie dem Verschwundenen nach. Das mußte etwas von dem Geistertreiben sein, welches sie dunkel um sich her empfunden. Die Mondenhelle

reichte wiederum aus, auch bei ihr erkennen zu lassen, daß ihr Gesicht einen immer verdüsterten Ausdruck annahm. Dann schlug vermutlich auf einmal eine ungewöhnlich starke Blutwelle darüber; denn ihr feiner, heller Teint verwandelte sich urplötzlich zu einer tiefdunkel erscheinenden Färbung.

Und danach griff Gertrud Heidelerche sich hastig mit der Hand an die Lippen und knebelte diese fest zusammen, als ob sie verhüten wolle, daß ein selbstwilliger, lauter, auflachender oder aufjubelnder Ton zwischen ihnen hervorbreche. So stand sie noch ein Weilchen, eh' sie mit vorgebeugtem, von tiefer Nachdenklichkeit redendem Kopfe ihren Weg zum Dreiangel fortsetzte.

Hier traf sie auf Hanne-Soffe, die ein wenig den Eindruck machte, als ob sie sich der Heimkommenden in den Weg begeben habe, und ihr auf's Zimmer hinaufleuchtete. Auf die Erkundigung der Wirtstochter, wo sie bis zu so später Zeit heut' noch geblieben sei, antwortete sie, daß sie nach gewohnter Weise den Abend mit Christoph und seinen Heidschnucken zugebracht. Nun fragte Hanne-Soffe, wie sie sich denn mit dem einfältigen Menschen unterhalten könne, da er ja kein Sterbenswort jemals von sich gebe, man möge mit ihm reden, was man versuche. Gertrud befand sich merkbar in übermütiger Stimmung und versetzte lachend: „Das kommt wohl nur darauf an, wer mit ihm spricht. Wir unterhalten uns vortrefflich zusammen, und ich verstehe immer alles, was er denkt und meint. Er ist ein Mensch, den ich sehr, ganz außerordentlich lieb gewonnen habe, und ich glaube, er muß auch mich sehr gern haben, sonst — sonst käme er wohl nicht an den Platz, wo ich mich aufhalte, um die Schafe dort zu hüten.“ „So,“ erwiderte Hanne-Soffe, deren augenblickliche Laune im Gegensatz zu derjenigen Gertruds nicht als die rosigste erschien, „das hätte man ja nicht vermutet. Also jeden Abend ist er da und kann da den Mund aufmachen, der —.“ Welche ehrende Bezeichnung sie mit dem letzten Anfang Toffel oder Stoffel beizulegen beabsichtigte, geriet nicht zum Vorschein, denn gegen ihre sonstige Art drehte sie sich etwas knapp und mißvergnügt kurz ab und ging zur Thür hinaus. Die Zurückbleibende hatte den Tag über den Vorsatz gehegt, sich jedenfalls am Abend in den Garten zu begeben, um dem Pastor Wolfgang Schaffenrath dort ihre eigenmächtige Entnahme seines „Hermann und Dorothea“ aus dem Bücherzimmer heute mitzuteilen. Doch irgend etwas hatte seitdem die Erinnerung daran vollständig in ihr ausgelöscht und ihr Denken auf andere Gegenstände verwandt. Sie blies das von Hanne-Soffe angezündete Licht wieder aus, setzte sich im Mondschein in eine Zimmerecke und sann, das Gesicht in die Hände drückend, stumm vor sich. Nur leise lachte sie dann und wann einmal wie ein vergnügtes Kind unwillkürlich dazwischen auf, doch sie vergaß ebenfalls völlig heute, an ihr Abendessen zu denken; denn wie ein über ein unverhofftes köstliches Geschenk vergnügtes Kind spürte sie auch keinen Hunger.

So verzichtete sie auf dasjenige, was ihr zu Gebote gestanden hätte, dagegen verspürte im Erdgeschoß unter ihr jemand unbändigen Durst, auf dessen Stillung er keineswegs freiwillig Verzicht leisten wollte, aber dies zu thun einstweilen durch die Umstände gezwungen ward. Klas Schleesack hatte, nachdem

er seinen Mittagsrausch ausgeschlafen, noch einen ausgiebigen Nachtrunk verlangt, Peter Sötebier aber nach hergebrachter Weise „um der guten Gewohnheit willen“ vor der Aushändigung an die Berichtigung der Tageszeche gemahnt. Auf dies Ansinnen fingerte der Durstbehastete erst in der rechten, dann in der linken Tasche seiner noch etwas mehr als bei der Ankunft zerplakten Hosen herum, brachte indes nichts mehr von den früher darin angesammelt gewesenen Zehn-, Fünf- und Drittehalb-Groschenstücken hervor, weil dieselben sich Stück um Stück einträchtig für Kümmelein in die Geldspinde des Dreiangels hinüber gefolgt waren, sondern er drehte schließlich nur das Taschenfutter nach außen und sagte: „Da muß ein Loch in sein.“ — „Ja, dann gießt man auch keinen Kümmelein mehr ins Loch,“ antwortete Peter Sötebier, das schnapsgefüllte Glas wieder an sich nehmend, mit einer ruhigen Überzeugungsgewißheit, als ob er damit ein unumstößliches wissenschaftliches Axiom zum Ausdruck bringe. Dawider erhielt er jedoch die Antwort: „Kümmelein muß sein! Groschen sagst du? Kümmelein und Kammer, sag' ich, Schleesack!“ Über dieser mit ziemlichem Nachdruck von einer auf die Tischplatte niederhämmernden Faust unterstützten Replik kam Daniel Ulfilas just aus der Herrengaststube herzu, wie der Dreiangelwirt versetzte:

„Sein muß weiter gar nichts als richtige Bezahlung; dann ist's Ordnung, und sonst scheert man sich hinaus.“

„Ich bitte Euch, Sötebier, bedenkt, zu wem Ihr redet und was Ihr vorhabt,“ raunte der Pöppenroder Gelehrte dem Angesprochenen erregt mit ernster Warnung ins Ohr.

„Mit n'em Lumpen, der sein zusammengestohlenes Geld versoffen hat,“ meinte der letztere gemütsruhig.

„Gestohlen, sagst du? Lump, sagst du? Mir gehört der Schatz, sag' ich, Schleesack. Davon bezahl' ich den Kümmelein, sag' ich.“

„Über diese Angehörigkeit dürfte die Weltgeschichte sich freilich noch ihre Entscheidung vorbehalten haben,“ schaltete Daniel Ulfilas ein, während Peter Sötebier gelassen, doch nicht ohne einen Anflug von Humor erwiderte:

„Dann laß dir auf dem Galgenbruch von deinem Schatz zu trinken geben und leg' dich bei ihm zu Bett, nimm dich aber in acht, daß es nicht zu hoch in der Luft ist und du dir den Hals nicht mit Hanf zudeckst. Meinst, ich wär' ein Hansnarr, dem man vorwindbeutel, im Torf wüchse Gold?“

„Nu wird's Zeit!“ stieß Klas Schleesack aus und richtete sich, nach seinem Knotenstock langend auf. Doch der Dreiangelwirt wiederholte nur beipflichtend: „Jawohl, nun wird's Zeit,“ faßte mit einer seiner von der Natur außerordentlich kräftig ausgebildeten Fäuste den schmierigen Rockragen Klas Schleesack's und beförderte diesen durch einen Schubs mit der andern um einige Schritte näher an die offenstehende Schenkstübenthür.

Erschreckt und blaß werdend, hob Daniels Ulfilas gleichfalls den Arm. „Ich bitte und warne Euch, Sötebier, bedenkt, an wen Ihr gewaltsame Hände legt! Euer Thun mag vielleicht nicht unter dem Begriff des Majestätsverbrechens zu subsumieren sein, aber niemand vermag noch im voraus zu sagen, ob nicht eine

Entscheidung vorbestimmt ist, durch die Ihr Euch des Frevels der Gewaltthat an einer vom Schicksalswillen auserkorenen Persönlichkeit schuldig macht und namenlose Vergeltung auf Euer Haupt und Haus wie auf unsre ganze Heimatgegend herabbeschwört!"

"Ich schmeiß bloß einen Kerl heraus," versetzte der praktische Peter Sötebier, den noch halb betrunkenen, die Übermacht empfindenden und sich nur mäßig mehr dagegen sträubenden Klas Schleesack durch die Thür ins Freie schiebend, "der ein Lump ist; denn wer sich zu trinken geben läßt und nicht bezahlen kann, der ist ein Lump, das heißt man Ordnung in der Welt. Nun mach' dich auf Schusters Klappen, und kommst du mir wieder ins oder ans Haus, so weißt du, wo Bartel den Most holt." Und damit streckte er andeutend die rechte Faust als Abschiedsgruß hinter dem Hinausbeförderten drein.

Verstummt stand Daniel Alfilas einige Augenblicke, ehe er schmerzlich Worte fand: "Ich hänge an Eurem Hause, Sötebier, und fühle es in jüngster Zeit immer mehr, daß ich mit ihm verwachsen bin, den Antrieb in mir trage; mich noch inniger mit ihm zu verknüpfen. Möge es Euch und Eurer Tochter nicht zum Unheil ausschlagen, Sötebier, daß Eure Hand in das Rad der Weltgeschichte eingegriffen hat. Das ist meine Bitte an die noch von Schleiern vor uns überhüllte Zukunft."

Mit feierlichem Schritt begab der Sprecher sich in die Herrengaststube zurück, während Klas Schleesack mit beträchtlich unsicherem Fußtritt vom Dreiangel Abschied nahm. Er that dies ohne langwieriges, wählerisches Überlegen nach der Richtung, in die zufällig seine Karfunkelnase geraten war, und da diese gegen Helbertshusen hinwies, kreuzte er auf der Heerstraße dem genannten Dorfe zu. Von dem letzteren kam nach einer Weile, wie allabendlich, Erich Hainfeld hergewandert, doch durch die weiche Nachtlust und das sanfte Mondlicht heute gleichfalls in eine besondere Stimmung versetzt, welche fast die ausschließlich seit dem Morgen von ihm genossene Milch Poppenrode's in den Verdacht bringen konnte, zu den berausenden Getränken zu gehören. Seine Augen zeigten etwas von dem Glanz einer leichten Trunkenheit, und seine äußeren Sinnesthätigkeiten gelangten nicht ganz wie sonst bei ihm zur Anwendung, so daß er nichts von einer ihm entgegenkommenden Gestalt hörte und sah, bis diese dicht vor ihm mit einem Knüttel durch die Luft fuchtend, ausstieß: "Der Kümmele is gut, sag' ich, und es is noch viel da, sag' ich. Aber Groschen, sagt er —"

"Was wollen Sie?" fragte Erich Hainfeld, aus seinem Gedankenrausch aufblickend und mechanisch einen Schritt zurücktretend.

"Groschen, sag' ich!" antwortete der Schwinger des Knotenstocks, "Groschen für Kümmele — aber nu is's Zeit!"

Mit einem leichten Sprung schnellte der von dem dicken Knüttel Bedrohte sich behend zur Seite und erwiderte: "Hundsot, ist das eure Freiheit und Gleichheit!" Zugleich indes blitzte aus seinem Rohrstock hervor eine im Mondenschein bläulich glimmernde Degenklinge auf und piff mit einem kräftigen Lusthieb unvermutet dicht vor dem Nasenkarfunkel vorüber. Das trug sichtlich ganz außer-

ordentlich zur jähen Ernüchterung Klas Schleefack's bei, er bockte wie ein Fuchs, der beim Hasenfang unversehens auf einen Jagdhund stößt, rückwärts, zeterte zwischen den Zähnen heraus: „Nu wird's Zeit!“ und machte einen Satz über den nächsten Straßengraben weg, um seine weltgeschichtliche Persönlichkeit außerhalb des Bereichs der unangenehmen funkelnden Erscheinung zu bringen. Völlig gelang ihm dies nicht, denn die Klinge folgte seinem Sprung nach und hinterließ ihm mit flachem Hieb einen tüchtigen Gedenkzettel auf seiner Kopfschwarte, aber froh, mit dem Striemenangebinde davonzukommen, machte Klas Schleefack jetzt Beine wie ein geschuchter Heidschnuckhammel gegen Helbertshusen zu und verlor sich hurtig im Niesellicht, während Erich Hainfeld, seine Waffe wieder in die Rohrscheide zurücksteckend, vor sich sagte: „Eine saubere Gesellschaft, ein Gefindel, das ebenso hyänenhaft raubgierig als hündisch feig ist. Die Worte passen wahrhaftig auf sie, wie keine andern:

„Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder und sandten die eigennützigste Menge,
Und es prähten bei uns die Obern und raubten im großen,
Und es raubten und prähten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages;
Überall raste die Wut und die feige tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schändlichen Verirrung
Wiedersehn! Das wütende Tier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.“

Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß sich hier gegenwärtig in Erich Hainfeld noch jemand fand, der so genaue Kenntniss von „Hermann und Dorothea“ besaß, um eine Anzahl von Versen desselben aus dem Kopf wiedergeben zu können, und daß er damit gerade den Schluß der Rede des „Richters“ fortsetzte, deren Anfang um eine Stunde früher Gertrud Heidelerche Christoph Ossenkop vorgetragen hatte. Nur fand augenscheinlich ein Auseinanderweichen der Ansichten zwischen beiden statt, denn die junge Abendgesellschaftlerin Toffels war von ihrer früheren Meinung erheblich zurückgekommen, daß ein Mann die Verpflichtung habe, sich um das Lösungswort

„von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit“

gar nicht zu bekümmern. Dagegen neigte offenbar Erich Hainfeld dem Standpunkt am Ende der Äußerungen des „Richters“ zu, daß es ein Irrwahn gewesen,

„als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,“

zu glauben, daraus werde eine wirkliche, segensreiche Besserung verdorbener Zustände entspringen, und die Pflicht eines Mannes bringe es mit sich, Leib und Leben für den Sieg der neu verkündigten Menschenrechte einzusetzen.

Der Gegenfüßler Klas Schleefack's wanderte nunmehr weiter dem Dreiangel zu, hielt seinem Brauch gemäß vor diesem eine Zeitlang an, wobei die Mondstrahlen zum ersten Mal so viel Leuchtkraft entwickelten, daß ein nicht von einem Zimmerlicht beeinträchtigtes Auge aus den Fenstern des Hauses her die Züge des draußen Stehenden ziemlich deutlich unterscheiden konnte, und dann setzte Erich

Hainfeld seinen gewohnten Weg zum Nachtquartier in Poppenrode fort. Er holte dabei den schon früh aus der Herrengaststube aufgebrochenen Daniel Alfilas ein, der mit Anzeichen tiefer innerer Erregung auf der Heerstraße entlang schritt. Doch begrüßte der letztere seinen Hausgast voll geziemender Ehrerbietung; beide waren offenbar mit ihren Gedanken beschäftigt und erreichten unter nur kurzem Wortaustausch bald die schon nahe belegene pfarrhäusliche Schlafstätte. Hier begab der Jüngere sich sogleich zur Ruhe, Daniel Alfilas dagegen setzte sich, seiner Verpflichtung gegen die Nachwelt gemäß, noch an den Tisch und schrieb:

„So hat denn heut Abend die erste Kreuzung der Waffen zwischen den beiden großen, unvereinbarsten Gegensätzen der Monarchie und der Republik stattgefunden, die erstere ist als Siegerin daraus hervorgegangen, und es möge eine Vorbedeutung des Schicksalswillens sich in diesem Ausgange kundgegeben haben. Die Berechtigung des geborenen Vertreters des monarchischen Prinzipes zu solchem Handeln steht außer Frage, aber den herbsten Tadel muß ich über Peter Sötebier, den Wirt zum Dreiangel, niederlegen, daß er sich vermessen hat, mit unberufener täppischer Hand den noch unerkennbaren Bestimmungen der Weltgeschichte vorzugreifen und dem Bevollmächtigten der erstrebten Souveränität des Volkes Erschwerung seiner Aufgabe in den Weg zu breiten. Als Zusatz zu verzeichnen, liegt mir noch ob, daß das auf dem vorigen Blatte erwähnte niedrige Werkzeug der verschleierten Zukunftsentfaltung durch einen heutabendlichen Vorgang in Schreck versetzt worden ist und sich geweigert hat, zu seiner notwendigen Hilfsleistung noch länger die Hand zu bieten. So konnte die Herstellung eines Einvernehmens und völkerbeglückenden Bündnisses zwischen den Kronen von Preußen und Oesterreich durch die klägliche Befürchtung eines letzten der Erdgeborenen vor dem möglichen Verlust seines erbärmlichen Amtes gefährdet werden. Zum Glück indes ist es Sr. k. k. Hoheit gelungen, vermittelt eines nochmaligen Geldaufwandes von 10 Thalern die ängstlichen Bedenken des betreffenden armseligen Individuums zu beschwichtigen, so daß wir hoffentlich mit jedem Tage näher zu einer Entscheidung und Lösung des gewaltigen Schicksalsrätsels durch die Zuneigung zwischen zwei Angehörigen verschiedener Geschlechter hinangerückt werden; wie denn auch mir selbst die Gewalt solcher menschlichen Empfindung, wenngleich erst in vorgerückteren Jahren, doch als mit begründeter Berechtigung sich geltend machend, durch ein anwachsendes Gefühl in meinem eignen Innern zur Erkenntnis gelangt.“

* * *

Der nächstfolgende Tag wurde Gertrud Heidelerche außerordentlich lang. Sie wandte die verschiedensten Mittel zu seiner Verkürzung an, doch er wollte kein Ende nehmen. Die Sonne stand wie festgenagelt im Blau, es schien sich alles zur Bewegungslosigkeit verschworen zu haben; denn sogar die weißen Glanzwolken machten keine Miene weiter zu wandern, sondern sahen eine Stunde um die andre wie mit reglosen, komisch-neugierigen Schneemännergesichtern herunter. Verwundert duckten die flachsköpfigen Triticarierinnen in dem Vormittagsstunden

tuschelnd sich gegeneinander, weil ihre neue Lehrmeisterin ihnen heut etwas „schnakisch“ vorkam. Sie war äußerst nachsichtig und höchst ungeduldig zugleich, begriff offenbar zuweilen selbst nicht, was in der Fibel stand, und lachte manchmal, wo garnichts zu lachen war. Ein junges Apfelbackengesicht aus Poppenrode, das auf den Namen Dorothea hörte, lobte sie ungemein; Dorothea sei ein gescheites, alles richtig auffassendes, nützliches Mädchen, das allen zum Vorbild dienen könne, und Dorothea hatte selbst, so wenig wie ihre Mitschülerinnen, bis heute Zweifel darin gesetzt, sie sei ein dummes, faules und ganz ausnehmend unnützes Ding. So war die junge Schulmeisterin ihren Zöglingen im Verlauf dieses Morgens ziemlich rätselhaft, nur Daniel Alfilas begriff, hinüberhorchend, daß jedes Wort der ersteren von einem hohen, weitüberschauenden Standpunkt ausgehe und eine Tragweite in noch fern vorbehaltene Zukunft besitze. Er stand beim Verlassen des Schulraumes im Begriff, Dorothea von Poppenrode anerkennend und wohlwollend die roten Backen zu tätscheln, besann sich indes und lüftete respektvoll der Hut vor ihr. Das erzeugte unter der gesamten Tribus maulaufreißende Verwunderung und trug Dorothea eigentlich keinen Vorteil ein, da sie für diese unfaßliche Auszeichnung auf dem Heimweg noch fleißiger als sonst von dem beleidigten Gerechtigkeitsgefühl ihrer Begleiterinnen geknufft und gepufft wurde.

Endlich mußte sich denn aber doch die Sonne bequemen, durch ihren Mittagspunkt fortzuziehen, damit den Leuten in Paris, Madrid und weiter in der neuen Welt das zeitweilig für sie noch mehr als sonst wünschenswerte Licht auf und in die Köpfe falle, und Gertrud trat mit „Hermann und Dorothea“ in der Hand die herkömmliche Wanderung nach ihrem stillen Nachmittagsitz an. Aus dem Dreiangel folgten ihr die blauen Augen Hanne-Soffe's ein Weilchen mit eigen tümlichem Ausdruck nach, der keine volle Befriedigung über diesen Gewohnheitsgang ihrer Hausgenossin zu enthalten schien. In ihrem Gesicht prägte sich ein an die Miene erinnernder Zug aus, mit der sie Gertrud Heidelerche in den ersten Tagen die lehrreiche Bemerkung gemacht, sie halte es unter Umständen für die Aufgabe eines Mädchens, eine Angelegenheit, die nicht rechtzeitig von anderer Seite besorgt werde, selbstthätig in die Hand zu nehmen. Doch einstweilen ging sie, sich vom Fenster abdrehend, ihren häuslichen Nachmittagsgeschäften nach.

Das Geschäft Gertrud's war anderer, weniger wechselreicher Art. Doch wenn ihre Hände sich minder thätig zeigten, so ersetzte sie die Lässigkeit derselben vielleicht durch desto regere Arbeitsamkeit ihres Kopfes und jedenfalls durch eine solche ihres Herzens; denn man hätte das ungewöhnlich laute und rasche Klopfen in ihrer Brust nicht allein sehen, sonder beinahe hören gekonnt. Indes fanden sich keine fremden Sinne in der Nähe, um diese Wahrnehmung zu machen, lautlose Einsamkeit lag wie immer ringsumher, nur schöner noch als sonst. Das gewöhnliche Heidekraut begann, sich mit violetten Spizen zu färben, schon voll aufgeblüht umzog ein Halbfranz von größeren Glöckchen der seltneren Erica tetralix die friedliche Lagerstatt, und die feinen Finger der Ruhenden spielten mit einem vom Boden abgepflückten kleinen Blütenzweiglein, das in den Augen Daniel W-

filas' tiefsinnige Deutung gewonnen haben würde, denn es war Rosmarinheide, oder mit ihrem botanischen Namen *Andromeda polyfolia*. Die Gedanken Gertrud's befanden sich jedoch nicht bei dem zierlichen Blümchen, sondern weit, d. h. ungefähr zwanzig Meilen davon in der Stadt Berlin.

Was mochte dort gegenwärtig wohl vor sich gehen? Er war doch eigentümlich, so seit bald drei Wochen von nichts zu wissen, was da drüben und überhaupt in der Welt geschah, ganz abgesehen von dem Hause, in welchem sie bis dahin täglich ihr Leben zugebracht. Sie hatte Toffel gestern gesagt, daß sie doch wohl unrecht und unflug gethan, von dort fortzugehen, sie hätte in dem Hause und der Stadt bleiben sollen.

Nein, das war ein Irrtum einer augenblicklichen unrichtigen Gefühlsanwendung gewesen. Im Gegentheil, sie hatte durchaus recht und flug gehandelt, hierher zu kommen, Berlin und die Welt draußen ging sie nicht im geringsten an. Nur mußte sie sich hüten, Christoph Dissenkop das etwa heute zu sagen. Solche rasche Meinungsänderung von einem Tage zum andern hätte ihm unverständlich sein, ihn verwirren müssen, konnte auf den Weiterschritt seiner Bildung schädlich einwirken.

Überaus schön, mehr denn je, war es hier, vollständig wie in einem Märchen. Aber Märchen besaßen bei aller Schönheit doch zumeist auch ein wenig leis Unheimliches, es webte und schwebte drin oft in der schweigsamen Natur geisterhaft umher, und manchmal konnte plötzlich aus der Stille ein Mittagsgespensst auftauchen und mit sonderbaren Augen dastehen und ansehen. Gertrud Heidelerche hatte, unterstützt von dem merkwürdigen Jahr, sehr viel Kühnheit bewährt, sich in Männerkleidern heimlich aus dem Schuß ihres Heimathauses davon zu machen; doch dieser gegenwärtig von ihrer Phantasie erzeugten und unsichtbar belebten Märchenwelt gegenüber besaß sie heute Nachmittag nur den Mut oder vielmehr den Mutmangel eines jungen Mädchens. Ihre Augen gingen manchmal scheu durch die Lautlosigkeit der Heide und des Ginsters, der Föhren und Birken umher, und ihr Gesicht that kund, daß ihr Herzklopfen sich noch mehr verstärkte.

Es war nicht zu glauben, wie die Sonne ihr vormittägliches Behaben verändert hatte. Sie wollte offenbar das Versäumte nachholen und stieg nicht, sondern lief jetzt zum Horizont hinunter. So blitzartig waren die Stunden nie hier geflogen. Eben erst hatte der heiße Tag noch blendend über allem gelegen, und es fing schon an zu dämmern.

Das erhöhte noch die innere Unruhe Gertrud's heut', denn in solchem Zwielicht trieben die Märchengeister am liebsten ihr Spiel. Sie hielt es nicht mehr aus und stand auf, um zum Dreiangel heimzulaufen.

Da klang aus einiger Entfernung das Glockengebimmel des Heidschnuckleithammels heran, und aus dem bekannten Ton kam's mit einer plötzlichen Beschwichtigung über sie. Es war doch alles wie gewöhnlich, das Eintreffen der Schafe verscheuchte die ängstigende Phantasieerregung vor dem Erscheinen eines geheimnisvollen Spukes. Sie setzte sich zurück, und um ihre Lippen ging es sogar wie ein leises Lächeln über ihre Thorheit.

Und dann war es alles wie immer. Der lange weiße Mantel schimmerte in der tiefen Dämmerung vom Föhrenstamm her, Gertrud sagte: „Guten Abend, Christoph, geht es dir wohl?“ und er nickte und stand, als ob er eine lebendige Illustration zu den Versen aus „Hermann und Dorothea“ darstellte:

„Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann des herrlichen Baumes, am Orte, der ihm so lieb war.“

Etwas Märchenhaftes hatte dies Zusammensein wohl auch, doch zugleich völlig Beruhigendes; es konnte an einen Kalifensohn in weißem Burnus erinnern, dem eine junge Scheherasade abendlich Geschichten erzählte, und sie fuhr auch alsbald in derjenigen der Goethe'schen Dichtung an der Stelle fort, wo sie gestern stehen geblieben war. geraume Zeit, gegen ihren sonstigen Brauch, ohne alle Einschaltungen und Unterbrechungen, als übe es einen Anreiz auf sie aus, auch einmal ihre wirklich bewundernswerte Fähigkeit der genauen Wiedergabe des Gedichtes in poetischer Prosaform an den Tag zu legen. Merkwürdig traute sie Christoph Offenkop ein durch die vorausgegangenen Tage angesteigertes dichterisches Verständnis zu; ob er dies rechtfertigte, ließ sich aus seinem schweigsamen Verhalten allerdings nicht entnehmen, doch hörte er mit unverkennbarem, aufmerksamem Interesse. Darüber ging der Mond auf, stieg höher an und lieferte gleichfalls einen bildlichen Beitrag zu den Versen:

„Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und so lagen vor ihnen die Massen gegeneinander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Mächte.“

Der stärker anwachsende Lichtglanz, „hell wie der Tag,“ schien indes den Augen des jungen Masters nicht sympathisch, wenigstens drehte er sich mit leiser Bewegung so daraus fort, daß er stets im Schatten verblieb. Nur auf seine Füße oder auf ihre Beschuhung unter dem Mantel fiel, ohne daß er es wahrnahm, ein abgezweigter Strahlenwurf, ließ sie deutlich unterscheiden, und wie Vortragende es wohl in der Gewohnheit haben, ihr Augenmerk auf einen bestimmten Punkt zu heften, so hielt Gertrud Heidelerche ihren Blick während des Sprechens unverwandt auf die beiden sauberen Stiefel ihres Zuhörers gerichtet.

Dann aber bot die Erzählung ihr unverkennbar einmal doch zu unwiderstehlichen Anlaß für eine Moralanknüpfung, so daß sie sich, von dem Text abweichend, äußerte:

„Nun mußt du mich gestern, wie ich hier bemerken will, nicht mißverstanden haben, Christoph, als ich sagte, man strafe sich selbst dadurch, wenn man solche Gesinnungen nicht teile, wie Hermann sie über die Rechte der Menschen, die begeisternde Freiheit und das Wohl des Vaterlandes ausspricht. Ich meinte natürlich damit nur, daß niemandem die Berechtigung zustehe, über solches Denken und Handeln eines andern geringschätzig abzuurteilen, und wer dies thue, werde nachher durch die richtige Erkenntnis gestraft, daß er sich unbefugt zum Richter über etwas aufgeworfen habe, was er nicht begriffen und was ihn nichts anging. Denn es geht ja gewiß keinen an, Christoph, ob ein anderer sein Leben für eine

Sache auf's Spiel setzt — das kann ja sogar recht groß und schön sein — wenn diese Sache ihm eben das Wichtigste für sein Leben ist. Aber bei Hermann liegt oder lag der Fall anders, weil Dorothea meinen mußte, daß er sie lieb habe, und für ein Mädchen ist die Liebe das ganz allein Wichtige im Leben und alles Andre kommt dagegen garnicht in Betracht. Das mag vielleicht einseitig sein, doch ich bin überzeugt, es ist bei der ganzen, nicht schöneren, aber manchmal einsichtigeren Hälfte der Menschheit immer so gewesen, wird immer so bleiben, und wer ein Mädchen lieb hat, muß diese Einseitigkeit mit in den Kauf nehmen, oder sie wird nicht an seine Liebe glauben können. Bei Hermann waren es nur Worte, ohne daß er wirklich sein Leben und damit ihre Liebe in Gefahr brachte, aber hätte er sich thatsächlich ohne Noth vor die Kugeln und Bajonette hingestellt, da würde Dorothea sicherlich gesagt haben: „Dann liebst du mich auch nicht, Hermann!“ und wäre weitergegangen, irgendwohin, wo sie vernünftiger Menschen gefunden hätte. Meinst du nicht auch mit volstem Recht, Christoph?“

Wenn auch ein wenig herbeigezogen, hing diese Abschweifung doch ebenso mit der Geschichte Hermann's und Dorothea's wie mit den gestrigen Auslassungen Gertrud Heidelerche's zusammen, und der junge Master besann sich augenscheinlich, ob er auf die letzte Frage mit einem Kopfnicken oder einem Kopfschütteln antworten solle. Doch aus dieser Zweifelhaftigkeit wurde er plötzlich durch etwas, sowohl ihm als seiner Abendgesellschaftin höchlichst Unerwartetes herausgerissen, denn unversehens tauchte, wie aus dem Boden hervor, dicht vor ihm Hanne-Soffe in die Höh' und sagte, seinen Arm fassend, in unverhohlen mißvergnügtem Tone:

„Das ist dummes Zeug, Stoffel, daß du dich hier herumtreibst, statt deine Schafe heim zu treiben, und dir Sachen vorschwätzen läßt, die du nicht verstehst und die dich nichts angehen. Und Sie könnten auch Gescheiteres thun, als hier im Nachttau zu sitzen und ihm seinen einfältigen Kopf noch dümmer zu machen, als er schon ist.“

Das war die ziemlich unverblümt ausgedrückte Meinung der Sprecherin, welche dabei Toffel am Arm in die Richtung zog oder schob, deren Einschlagen für ihn nach ihrer Anschauung zweckdienlicher fiel als sein längeres Hierverbleiben. Des Weiteren fiel aber dabei durch ein Anstreifen an einen überhängenden dürren Föhrenzweig der breitkrämpig niedergebogene Filzhut ihm vom Kopf herunter und gleichzeitig auf den letzteren das volle Mondlicht, wie in „Hermann und Dorothea“, „hell wie der Tag.“ Und dadurch geriet jählings und für ein Weilchen Hanne-Soffe in eine Verfassung, daß sie vollständig sprachlos-verdukt an allen ihren Sinnen und besonders an ihren Augen zweifelte, denn der so klar über dem weißen Mastermantel zum Vorschein gekommene Kopf gehörte ganz ohne Frage nicht Christoph Dffenkop an.

Auch Gertrud Heidelerche machte zugleich diese Wahrnehmung, obwohl sie zu derselben im Grunde nicht erst des Kopfes bedurfte, sondern schon hinreichende Studien an den Stiefeln angestellt hatte, um sich zu überzeugen, diese ständen

zu Toffel in keinem Zugehörigkeitsverhältnis. Ihre Überraschung war deshalb nicht so groß, daß es sie nicht einige Anstrengung kostete, eine Auflachensneigung ihrer Lippen zurückzubändigen, aber ihre Augen zeigten ein meisterhaft höchstes Erstaunen, und ebenso vollendet drückte dies letztere sich in einem ihr entfahrenden Ruf aus: „Was ist — wer sind — das ist nicht Christoph — das ist ja — wenn ich nicht irre — Herr Doktor Hermann Greifenhain.“

Das mochte nun ein Irrtum sein oder nicht, denn bisher hatte der weiße Mantel seinen neuen unrechtmäßigen Inhaber nur unter dem Namen Erich Hainfeld gekannt und an diesem auch seit zwei Abenden sich die Unbotmäßigkeit der Schafe ausgelassen, aber völlig unzweifelhaft war es nicht Christoph Dffenkop. Und diese Thatsache reichte einerseits hin, aus nicht auffindbaren Gründen Hanne-Soffe augenblicklich vollkommen ihres vorherigen Mißvergnügens zu berauben, anderseits sie jedoch begreiflicher Weise über ihr Reden und Thun in ziemliche Verlegenheit zu setzen. Als Drittes mochte bei ihr eine schnelle weibliche Auffassung — die man in linguistisch höher ausgebildeten Gesellschaftsklassen „Divinationsgabe“ benennt — und eine ihr innewohnende Eigenschaft — welche seine Kreise als „Diskretion“ bezeichnen — hinzukommen, und alles dies zusammen veranlaßte sie, ebenso unversehens als sie erschienen, lautlos den Rücken zu drehen und spurlos wieder zu verschwinden. Diese hurtige Bewegung erschreckte Gertrud offenbar; denn sie stieß hastig einen Namensruf der Forteilenden aus und setzte den Fuß vor, um ihr nachzufolgen. Aber von dem Föhrenstamm her kam gleichzeitig unruhig, bescheiden und leis vorwurfsvoll bittenden Tones die Frage: „Warum wollen Sie heute schon so früh Ihren Lieblingsplatz verlassen, Fräulein Ljuba? Wenn ich den Grund dafür bilde, so brauchen Sie nur ein Wort zu sagen, damit er sich augenblicklich entfernt.“

Früh konnte es nun eigentlich nach dem Standpunkt der Mondscheibe nicht mehr sein, aber sehr schön war es auch in dieser Beleuchtung hier, geradezu märchenhaft schön, und dabei von einer Unheimlichkeit doch nicht mehr die Rede. Die entsprang nur aus dem Gefühl des Ungewissen, sich in einer Einsamkeit zu befinden, wo plötzlich, man wußte nicht was, auftauchen und dastehen konnte. Doch jetzt stand zum Schutz gegen Derartiges statt Christoph Dffenkop hier ein gebildeter junger Mann und sogar ein Bekannter aus ihrem Vaterhause vor ihr, und sie hatte gewiß keinerlei Ursache, in irgend welcher Unruhe zu sein. So setzte sich die Aufgesprungene nach kurzem Zaudern auf ihren Platz zurück und saß einige Sekunden wortlos, als ob sie auf etwas warte. Doch da nichts eintrat, öffnete sie den Mund und sagte:

„Das wäre das Allerletzte gewesen, worauf ich hätte geraten können, daß Sie hier in der Heide seien, um — um Schafe zu hüten. Ich dachte, Sie hätten unendlich viel Wichtigeres zu thun. Wie kommen Sie denn dazu?“

So verwundert fragte sie es, daß man hörte, ihre Begriffsfähigkeit reichte nicht aus, sich dies Rätsel zu erklären. Der Doktor Hermann Greifenhain hatte gestern Abend Klas Schleesack gegenüber sehr viel rasche Entschiedenheit an den Tag gelegt, aber gegenwärtig schien diese ihm abhanden gekommen oder aus dem

Baum, an dem er stand, etwas von der Sprachschüchternheit Christoph Dffenkop's über ihn geraten zu sein, denn er mußte merklich ziemlich mühsam die Worte zusammensuchen, um halb stotternd zu erwidern:

„Ich wollte Ihnen — ja ich wollte Ihnen Dank dafür abstaten, Fräulein Ljuba, daß Sie vor Ihrer Abreise daran gedacht haben, mir das Buch, welches ich Ihnen früher einmal geliehen hatte, zurückzuschicken.“

Die junge Zuhörerin spürte plötzlich einen eigentümlichen Geschmack im Munde, als ob sie auf eine Erbse gebissen habe, und dies ließ sie ein bischen mit der Antwort aussetzen, eh' sie entgegnete:

„Ja, es fiel mir gerade noch zufällig ein. Sie sind ja sehr höflich, Herr Doktor, deshalb sich her zu bemühen, und noch dazu, wo Sie gar nicht ahnen konnten, mich hier anzutreffen. Ich habe mich hier einige Zeit aus Berlin wegbegeben, weil mir dort zu viel Gelärm war. Jetzt aber sehne ich mich doch wieder in die Großstadt und werde wohl nächstens dahin zurückkehren. Was geht denn eigentlich in Berlin vor? Bitte, erzählen Sie mir ein wenig davon, man erfährt hier gar nichts, und ich interessiere mich außerordentlich für die politischen Ereignisse.“

Es klang deutlich hervor, daß sie damit den Wunsch und Willen ausdrückte, nach dieser Seite hin unterrichtet und unterhalten zu werden. Das war es augenscheinlich, was sie noch zum längeren Hierbleiben bestimmt hatte, und wie sie vorhin und schon seit zweien Abenden dem verkappten Master die Geschichte Hermann's und Dorothea's vorgetragen, so berichtete er nun auf ihr Verlangen, weiß im Mondlicht herüberschimmernd, was sich seit ihrem Fortgang von Berlin dort begeben habe. Das fiel ihm leichter als seine Antwort auf ihre erstmalige Frage. Er gelangte bald dazu, sehr fließend, anschaulich und hübsch zu erzählen, auch hatte er merklich von ihrer Vortragsweise Nutzen gezogen, an geeigneten Stellen allerhand allgemeine und speziellere Bemerkungen anzuknüpfen, und das Gesicht in die Hand stützend, hörte sie ihm aufmerksam zu, dann und wann, als ob sie die Rolle mit Christoph Dffenkop getauscht habe, nickend oder den Kopf schüttelnd.

Hanne-Soffe war derweil, ganz ihrer eigentlichen Natur entsprechend, frohgemut dem Dreiangel wieder entgegen gewandert, obwohl ihre zurückerlangte Heiterfönnigkeit einen nachdenklichen Trieb nicht von sich abschütteln konnte. Dagegen zeigte sich dieser kaum mehr mit hervorragender Bewunderung verbunden; sie besaß nach gewisser Richtung eine entschiedene philosophische Naturanlage, die vielfältig im Stillen über den Grund der Dinge nachgedacht, keine Wirkung ohne eine vorausgegangene Ursache und ebenso keine Ursache ohne eine nachfolgende Wirkung erkannt hatte, und sich demgemäß auch das, wodurch sie anfänglich in sprachloses Staunen versetzt worden, als etwas durchaus Natürliches, eigentlich Selbstverständliches und von nicht verblendeten Augen Vorherzusehendes erläuterte. Solche Augenverblendung war nachträglich kaum mehr mit richtiger Überlegung vereinbar, allein es mußte doch wieder in der menschlichen Natur begründet liegen, daß sie leicht dazu gelangen konnte und alsbald das Allereinfachste von der Welt

falsch und mißfarbig mit dem Blick auffaßte. Doch nunmehr war Hanne-Soffe so helllichtig wie je, und ihre Nachdenklichkeit entsprang nur dem bei ihr besonders stark entwickelten Erkenntnisdrange, die Dinge nicht nur oberflächlich im allgemeinen zu begreifen, sondern ihnen auch durch ein inneres Verständnis ihrer Art und Ursächlichkeit auf den Grund zu kommen. Freilich die *causa movens* war unter allen Umständen immer die nämliche, das empfand die Philosophie in sich als ein vernünftiger Weise nicht in Frage zu stellendes Axiom.

So gelangte sie an die Ausmündungsstelle des schmalen Heidepfads in die Heerstraße, ungefähr an den Punkt, wo gestern um diese Zeit der Knüttel Klas Schleesack's die Nachgiebigkeit des Klügeren und infolgedessen sein Besitzer Herrn Erich Hainfeld den Rücken gezeigt hatte. Heute dagegen ging es so voll friedlich hier zu, wie die Menschenlosigkeit einer Gegend es fast allemal erquicklich mit sich zu bringen pflegt, nur ein leises Rollen, mutmaßlich das ferne Donnergrummeln eines am Horizont vorüberziehenden Gewitters mischte sich in die große Symphonie-Aufführung der Frösche. Insofern die Himmelskuppel mit ihrer silbernen Ampel sich domartig darüber wölbte, hatte das Konzert auch etwas von einem Oratorium, bei dem die Sänger sich in einer Versenkung befanden und deshalb keiner schwarzen Fracks und weißer Halsbinden bedurften. Jedenfalls erreichte der Chorgesang den Zweck, die Heimwandernde andächtig zu stimmen, ihre Gedanken auf das Rätsel des Ursprungs und der Forterhaltung des Lebens auf der Erde hinzulenken und sie eingehende Betrachtungen über die höchsten Aufgaben aller lebendigen Geschöpfe mit Einschluß des Menschen anstellen zu lassen. In ihrer Art wurde sie durch diese Spekulation ebensowohl wie früher Immanuel Kant zu dem Gefühl eines kategorischen Imperativs geführt, welcher in ihr predigte: Du sollst! und hinzusetzte: Und zwar sollst du dasjenige, was du als deine Pflichtobliegenheit im Leben erkannt hast, nicht hinauschieben, sondern mit möglichster Beschleunigung ins Werk setzen, damit du nicht uneinbringliche Zeit versäumst, sie lang und oftmals zu erfüllen. Bei diesen ethischen Klarlegungen aber gab sie nicht acht darauf, daß das Gewitter nicht am Horizont vorüberzog, vielmehr sogar sehr eilig näher kam und schon dicht hinter ihrem Rücken hereinbrach. Nur brauste es nicht als der feurige Donnerwagen Thor's heran, der vormals hier schreckvoll mit seinem Blitzhammer über die Heide gerasselt, sondern es hatte die Gestalt eines kleinen, einspännigen, schnell von Helbertshusen auf der Straße daherrollenden Gefährts angenommen. Das Mondlicht ließ eine darin sitzende, einzelne, schwarzverschleierte Dame erkennen, deren Erscheinung so vielleicht die Phantasie etwas an die ehemals geschäftig über diesem Boden waltenden Schicksalsnornen erinnern mochte und die beim Gewahrwerden des heimwandelnden Mädchens dem Kutscher anzuhalten gebot. Dann fragte sie vom Wagen herab: „Ma chère, befindet sich hier in der Gegend vielleicht eine auberge — eine Gastwirtschaft, in der sich ein nächtliches Unterkommen darböte? Es ist sehr ländlich um den Weg herum, auf dem ich hierher gefahren bin, und ich würde keine zu großen Ansprüche auf komfortable Einrichtung erheben.“

„Essen, trinken und schlafen können Sie bei uns im Dreiangel, und weiter werden Sie wohl nichts verlangen,“ erwiderte Hanne-Soffe, die dem Letzten beinahe „in Ihren Jahren“ beigefügt hätte, denn obwohl der Schleier das Gesicht der Fremden unsichtbar machte, hatte die Stimme derselben doch um einiges über die Jugendblüte hinausgewiesen. Doch die Tochter Peter Sötebier's besann sich noch rechtzeitig und setzte statt dessen, für das Renommee der väterlichen Wirtschaft bedacht, hinzu: „Bei uns wohnen allerhand vornehme Leute, Kräuterfucher, Heideliebhaverinnen aus Berlin und Gott weiß woher.“

„So — mon dieu — da bin ich ja nicht, wie ich schon soupçonnerte, in die Irre gefahren, und Sie, Sie sind une domestique in dem — dem — wie sagten Sie?“

„Dreiangel,“ antwortete Hanne-Soffe laut gehobenen Tons, zugleich auch drei Finger aufhebend und buchstabierend: „D—r—e—i — Drei — und Angel, das Ding, womit man Fische fängt.“

Diese etymologische Ableitung hätte allerdings Daniel Ulfilas mutmaßlich eine kummervolle Äußerung über den weltgeschichtlichen Verständnismangel seiner ehemaligen Schülerin entfahren lassen, aber die Dame zeigte sich dadurch vollbefriedigt und versetzte, zugleich mit jugendlicher Hurtigkeit der Absicht und bedachtsamer Behutsamkeit der Ausführung von dem etwas hohen Trittbrett herunterfletternd:

„Superbe, mon enfant! Wie weit ist es noch bis zum Dreiangel? Ich ziehe es vor, zu Fuß mit Ihnen dorthin zu gehen, Sie können uns langsam nachfahren, Kutscher. Also es wohnen Leute bei Ihnen im Hause, ma chère? Sie brauchen übrigens nicht laut mit mir zu reden, in meinen Jahren leidet man nicht an Schwerhörigkeit. Vielleicht könnten wir unsre Konversation unterwegs, des Kutschers halber, in einer ihm nicht verständlichen Zunge führen. Sprechen Sie lieber französisch oder italienisch oder englisch, my dear?“

„Deutsch,“ entgegnete Hanne-Soffe mit einem unbezwinglich aufplätzenden Lachen.

„En effet, eine höchst ländliche Gegend, man sollte nicht glauben, daß ein feiner Geschmack durch ein Erzeugnis in ihr angezogen werden könne,“ erwiderte die Fremde. „Nun, so bedienen wir uns dieser Sprache fort, meine Liebe.“ Und ihre von Hause aus ein wenig lispelnde Stimme noch herabdämpfend, bewegte sie sich eifrig fragend und redend, getragen wallenden Ganges, wie eine dunkle, ihrem Bestimmungsort zuschreitende Schicksalsnorde neben ihrer Begleiterin dem Dreiangel zu.

(Fortsetzung folgt.)



Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Außer den durch die sich neu entwickelnden Ideen bedingten Modifikationen der Darstellung, wobei das Bestreben dahin ging, ihr den Charakter der Einheitlichkeit nach Form und Inhalt in erhöhtem Maße zu verleihen, den inneren Zusammenhang der Begebenheiten immer deutlicher in größerer und vollkommener Umfassung hervortreten zu lassen, waren es auch formale und rein stilistische Rücksichten, durch welche mannigfache Korrekturen, wie im Manuskript, so auch im Druck veranlaßt wurden. Dabei galt Ranke als erstes Ziel Präzision des Ausdrucks für Begriffe und Gedanken. Zum Teil daher schreibt sich der ihm oft zum Vorwurf gemachte und als übermäßig bezeichnete Gebrauch von Fremdwörtern. In Wirklichkeit trachtete er danach, dieselben zu vermeiden oder durch deutsche zu ersetzen. Die Wörterbücher von Adelung, Campe, der Gebrüder Grimm wurden zu diesem Behuf zu Rate gezogen, ganz besonders aber das französische von Schwan, das sich auch in der That als das hierbei förderlichste Hilfsmittel erwies.¹⁾ Aber häufig gelang es nicht, ein dem Sinn und der Bedeutung des Fremdwortes genügend entsprechendes deutsches ausfindig zu machen. Bei der erhobenen Ausstellung übersieht man oft, daß es sich meistens um komplizierte, der höheren Denk- und Vorstellungssphäre angehörige Begriffe handelt, deren der griechischen oder lateinischen Sprache entnommene Bezeichnungen oder sie vertretende Neubildungen des Französischen Gemeingut der gesamten gebildeten Welt, gleichsam kulturelle Münzen internationalen Gepräges geworden sind, denen nicht ohne Beeinträchtigung des richtigen und unzweifelhaften Verständnisses leicht hin und nach individueller Willkür andere substituiert werden können.

Dazu kommt noch eine besondere stilistische Rücksicht, welche Ranke nahm und meiner Ansicht nach nehmen mußte, um eine wesentliche Bedingung tadellosen Ausdrucks zu erfüllen: die Vermeidung der unmittelbaren oder häufigen Wiederkehr desselben Wortes oder gar derselben Phrase²⁾; bei Wiederholung

¹⁾ Den von mir angegebenen verwandte Rücksichten, die in Betreff der Verdeutschungen von Fremdwörtern zu nehmen sind, erörtert mit besonderer Beziehung auf die Musikwissenschaft Eduard Hanslick in einem zu Ausgang August in der Neuen Freien Presse veröffentlichten Aufsatz.

²⁾ Die Wahrnehmung dieser stilistischen Rücksicht bemerkt man bei der Vergleichung der verschiedenen Ausgaben Ranke'scher Schriften. In dem ersten Druck (vom Jahre 1851) der akademischen Abhandlung, zur Kritik preussischer Mémoires, liest man S. 3, Z. 16: „Man könnte fragen“; Z. 16: „Man könnte an sich nichts dagegen haben“ — S. 5, Z. 18: „Einige Anekdoten slicht er noch ein.“ S. 6, Z. 5: „Dann slicht Pöllnitz eine Anekdote — — — ein“; — S. 7, letzte Zeile: „Das Verfahren des Verfassers scheint gewesen zu sein, daß er in den beiden Büchern die ihm brauchbar scheinenden Stellen anstrich.“ Bei der Ausgabe der Schrift in Bd. XXIV der sämtlichen Werke

des Begriffs ließ er Synonyma oder sinnverwandte Worte eintreten, die, wenn sie das Deutsche nicht darbot, dem fremden Sprachschatz entlehnt wurden. Ranke scheute keine Anstrengung, um die Diktion so vollendet zu gestalten, wie ihm nur möglich, wobei er sich zum Teil durch die Grundsätze, welche griechische und römische Rhetoren aufgestellt haben, und die man in der neueren Zeit fast einzig bei den besten italienischen Stilisten beobachtet findet, leiten ließ. Das Einförmige und Eintönige trachtete er zu beseitigen, wie denn gleichartige Anfänge oder Ausgänge auf einanderfolgender Sätze hier oder dort geändert wurden. Zu den stilistischen Erfordernissen, denen er zu genügen suchte, gehörte auch die Variation in der Periodenbildung. Eine Reihe kleiner selbständiger Glieder, die den Satzbau, wie er sich ausdrückte, als „zerhackt“ erscheinen lassen, wurden in ein einheitliches Gefüge zusammengezogen. Bisweilen flocht Ranke aus diesem Bedürfnis des Wechsels mit Absicht Perioden ein, die, wie er selbst wahrnahm, etwas Verwickeltes in der Konstruktion an sich hatten, aber, indem dadurch eine gewisse Schwierigkeit für die Auffassung hervorgerufen wurde, zu erneuerter Anregung der Aufmerksamkeit sehr geeignet waren; an eigentlich schleppenden Satzbildungen nahm er jedoch Anstoß. Er gab überhaupt einer einfachen und durchsichtigen Stilisierung den Vorzug.

Bei der Metapher war er bedacht, die sich so leicht einschleichende Katachrese, durch welche statt der beabsichtigten bildlichen Vergegenwärtigung und Veranschaulichung in Wirklichkeit eine in sich fehlerhafte und gedankenlose Phrase entsteht, zu bannen. Auch auf den Wohlklang wurde Rücksicht genommen, die Wiederholung desselben Stammwortes im Umlaut, besonders wenn damit eine Veränderung der Bedeutung¹⁾ verbunden war, erschien Ranke zwar nicht anstößig, wohl aber der Gleichlaut, wenn auch in der Beschränkung auf eine Silbe, wenigstens an bezeichnenden Stellen, wie etwa zu Ende der Sätze. In dieser Beziehung bietet die deutsche Sprache besonders zwei Schwierigkeiten, die Imperfektformen der schwachen Konjugation mit ihrem Ausgang in „te“ und die

setzte Ranke an der ersten der angeführten Stellen: „Es ließe sich fragen“ (S. 45, Z. 19) an der dritten: „Einige Anekdoten schiebt er noch ein“ (S. 47, Z. 21); an der letzten statt „scheinenden Stellen“ — „vorkommenden Stellen“ (S. 49, Z. 32). — Im Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen lautete die Stelle, S. W. Bd. 49. 50, S. 347, Z. 8 im Manuskript „Nach der weltstürmischen Epoche war man wieder auf die Grundlagen der alten Staaten und Nationalitäten zurückgekommen.“ (Welt Z. 13; Epoche Z. 4, wieder pleonastisch: alt Z. 10, mißverständlich, weil Z. 12 und 14 Alttertum folgt); gegenwärtig im Druck: „Nach den Zeiten des napoleonischen Völkersturmes war man auf die nationalen Grundlagen der Staaten zurückgekommen.“ Z. 13 hieß es handschriftlich: „Forschungen über das Alttertum, die zu einer geistigen Aneignung desselben wurden.“ (Z. 18 Erforschung des Alttertums. — Forschungen, die zu geistiger Aneignung werden — kein korrekter Ausdruck) verändert in: „Untersuchungen über das Alttertum, die eine geistige Aneignung des Längstvergangenen bezweckten.“ S. 348, Z. 4 im Msk.: „er erwarb sich Aufmerksamkeit.“ im Druck: „Beachtung und Aufmerksamkeit.“ S. 349, Z. 11 im Msk.: „In Berlin sah Bunsen den Kronprinzen so oft wie möglich;“ (Der Kronprinz die veranlassende Persönlichkeit); im Dr. „sah der Kr. B.“ S. 359, Z. 18 im Msk.: Belehrung an die Pfarrer; Dr.: Belehrung der Pfarrer.

¹⁾ Ein Beispiel ist: „er hielt daran fest, sie vereint zu halten.“

zur Tempusbildung erforderliche Verwendung der Hilfsverba „Haben“ und „Sein“, welche letzteren bei dem Mangel einer Partizipialkonstruktion um so mehr ein Hindernis bildeten, als Ranke deren Fortlassung bei den Perfektformen nur ausnahmsweise nach den Regeln der deutschen Sprache für erlaubt erachtete¹⁾. In seinem Streben nach Korrektheit des Ausdrucks verwarf Ranke manche Neuerung, welche sich gute Stilisten der Zeit angeeignet haben, wie den absoluten Gebrauch des Partizipiums „betreffend²⁾“. Da Ranke mir einen Teil der Korrekturen, besonders die letzten, zu einer mit einem gewissen Grade von Selbständigkeit verbundenen Erledigung anvertraute, so war er bestrebt, mich die stilistischen Normen, die für ihn maßgebend waren, erkennen zu lassen und zu ihrer Wahrnehmung mich anzuleiten. Dazu dienten besonders seine hierauf bezüglichen Bemerkungen bei der Lektüre der Schriften anderer, indem er mich durch Fragen in der Form: „Würden Sie das durchgehen lassen? Kann man sich so ausdrücken?“ auf die vorkommenden stilistischen Mängel aufmerksam machte.

Da der Schöpfung der neuen Werke, von welcher ich bis jetzt gesprochen habe, die Beschäftigung mit den alten, insofern eine solche vornehmlich durch die Fortführung der Edition der sämtlichen Werke erforderlich wurde, bis fast ganz zulezt, wenn gleich mit zunehmender Beschränkung zur Seite gegangen ist, so will ich auch hiervon ein Wort sagen. Es konnte nicht die Absicht sein, die bereits schon einmal erschienenen Schriften einer eigentlichen Umarbeitung zu unterziehen, sie dem jedesmaligen Standpunkt der Forschung gemäß umzuformen. Ranke betrachtete es vielmehr und gewiß mit Recht als eine Art litteraturgeschichtlicher Verpflichtung, wie er dies auch ausgesprochen hat, dieselben im wesentlichen in der Gestalt zu lassen, wie sie zuerst in die Öffentlichkeit getreten und litterarisches Gemeingut geworden waren. Änderungen im einzelnen wurden dadurch an sich nicht ausgeschlossen; sie sollten aber doch die Ausnahme sein. Und bei dem Versuch, sie anzubringen, ergaben sich in Beziehung auf den Text, da dieser dem Inhalt und der stilistischen Form nach in der bisherigen Komposition ein einheitliches Ganzes bildete, dessen harmonischer Aufbau nicht zerstört werden durfte, meist sehr erhebliche Schwierigkeiten. Es war mühsam und zeitraubend, die für Einfügung von ergänzenden Zusätzen oder für Berichtigungen passende Stelle zu ermitteln und einen der alten Konzeption angemessenen Ausdruck dafür zu treffen. Zu diesem Behuf mußten längere Abschnitte mit häufiger Wiederholung gelesen werden. Dadurch ist Ranke veranlaßt worden, das Neue soviel als möglich in Anmerkungen oder in besondere Anhänge zu verweisen. Das Eine und das Andere hat zur Folge gehabt, daß

¹⁾ Stellen, an denen eine öftere Wiederholung der Hilfsverba stattfand, wurden, um diese Formen „auszumerzen“, öfters mehrmals nacheinander vorgelesen.

²⁾ Damit steht es nicht in Widerspruch, wenn diese absolute Setzung — ohne nähere Bestimmung — sich an ein paar Stellen in Ranke's Werken findet oder finden sollte. Man darf überhaupt nicht voraussetzen, daß die angegebenen stilistischen Rücksichten, prinzipiell für Ranke gültig, stets auch faktisch von ihm beobachtet worden wären. Schon in dem Druck bemerkt man das überaus häufige Vorkommen des Wörtchens „doch“, wie das der thüringischen Mundart eigen ist; in den ursprünglichen Diktatenkehrte dasselbe noch viel öfter wieder.

sehr bedeutende Werke gar nicht oder doch nicht genügend berücksichtigt worden sind.¹⁾ Das hatte freilich auch noch eine andere Ursache. Da von einer rein passiven Aneignung der Ergebnisse fremder Forschungen bei Ranke nicht die Rede sein konnte, auch deshalb nicht, weil das Bewußtsein, daß seine Werke aus sorgfamer Durcharbeitung des Stoffes hervorgegangen seien und auf der Grundlage authentischer Dokumente beruhten, ihn von sofortiger und, so zu sagen, leichtfertiger Rezipierung abweichender Ansichten, durch deren Aufnahme, wenn sie sich nach der Hand nicht behaupten ließen, ihr monumentaler Charakter beeinträchtigt zu werden in Gefahr geriet, zurückzuhalten das Vermögen hatte, so wäre eine selbständige Nachprüfung derselben, die, je wichtiger sie an sich waren, und je mehr sie auf vielseitige Studien sich stützten, einen desto größeren Zeitaufwand beansprucht hätte, unerlässlich gewesen, was den Fortgang der litterarischen Produktionen, mit denen Ranke sich trug, behindert hätte. Eine längere Verzögerung der neuen Ausgaben war aber weder mit dem buchhändlerischen Interesse noch mit Anforderungen und gerechtfertigten Ansprüchen des Lesepublikums vereinbar. Der Umstand, daß dieselben in bestimmter Frist fertiggestellt werden mußten, hat auch zur Folge gehabt, daß bei ihnen, sofern das Werk aus mehreren Bänden sich zusammensetzte, die neueste Litteratur zu verschiedenen Zeiten ungleich benutzt worden ist, wie denn für die fünfte Auflage der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation die wirkliche Revision sich nur auf die beiden ersten Bände erstreckt, eine solche bei den folgenden für die sechste zehn Jahre später stattgefunden hat. Auch sonst unterblieb bei diesem Werke, dem umfänglichsten, das überhaupt noch bis zuletzt bei den neuen Ausgaben Änderungen erfahren hat, das Ranke wohl als sein eigentliches und besonderes Vermächtnis an die deutsche Nation betrachtet hat;²⁾ gleich wie das über die Päpste als das an die Gesamtheit der gebildeten Welt, wegen Zeitmangels und zufälliger Verhältnisse manches, was er an sich für geboten erachtete, wie die Berichtigung der Zitate nach besseren Editionen als den angeführten, besonders der Schriften Hutten's und der Reformatoren; er dachte, das könne, und nahm an, es werde nach seinem Tode geschehen. Wenn Ranke die Überzeugung gewann, daß für die neue Edition eines seiner älteren Werke in anbetracht der unterdes eingetretenen Ereignisse oder der inzwischen vermehrten Mittel der Information eine wesentliche Ergänzung notwendig geworden sei, so unterließ er nicht, diese durchaus auf den Grund eigener und vollkommen selbständiger Studien zu geben, wie denn aus solchen die Ab-

¹⁾ Ranke war es besonders leid, in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation eine Polemik gegen die Geschichte des deutschen Volkes von Zanßen unterlassen zu haben; er glaubte, dieses Werk durch ein paar Bemerkungen wissenschaftlich vernichten zu können, wie er das früher bei Möhler's Symbolik ausgerichtet zu haben meinte.

²⁾ Daß die neuen Ausgaben vielfach nicht dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechen, und daß in denselben die Ergebnisse späterer Forschungen unzureichend berücksichtigt worden sind, hat einer der ergebensten Anhänger Ranke's, Kraft, schon vor vielen Jahren bedauert. Für die Klassizität des Werkes ist das freilich ohne Belang. In Ranke's Sinn lag auch ein die Gesamtheit seiner Werke umfassendes Register, das zwar eine sehr nützliche, aber zugleich, auch sehr mühevolle Arbeit sein würde.

schritte über den Pontifikat Pius IX. im dritten Bande der sechsten Auflage der römischen Päpste und die Zusätze über Guicciardini in der zweiten Auflage der romanischen und germanischen Völker erwachsen sind. Diese Ausarbeitungen fielen meist in eine Zeit, in welcher der Stand des in Angriff genommenen neuen Werkes eine zeitweilige Suspension der Beschäftigung mit demselben gestattete, so daß Ranke doch immer vornehmlich auf Ein Ziel sein geistiges Augenmerk richten konnte, das war ihm allezeit von vielem Wert und bis zu einem gewissen Grade Bedürfnis. Nahm Ranke mehr auf Einzelheiten beschränkte Änderungen im gedruckten Text, erläuternde oder modifizierende Bemerkungen in Aussicht, so übertrug er mir die Aufgabe, die Grundlage dafür zu beschaffen, die neu erschienene Litteratur einzusehen, dieselbe mehr oder minder ausführlich, je nachdem ich es der von ihm erteilten Anweisung gemäß für erforderlich hielt, zu erzerpieren und ihm von diesen Auszügen Kenntniß zu geben. Das Referat mußte so gefaßt sein, daß es zu völliger Orientierung für ihn ausreichte und in demselben die noch zweifelhaften, näherer Prüfung bedürftigen Punkte deutlich hervortraten, außerdem den Stellen des bereits gedruckten Werkes soviel als möglich sich anschließen. Erwünscht war es Ranke, wenn ihm besonders für die hinzuzufügenden Anmerkungen ein bestimmter Wortlaut vorgelegt wurde, den er jedoch keineswegs stets ohne weiteres annahm, sondern öfters im einzelnen änderte oder ganz umgestaltete, wobei es denn bisweilen geschah, daß der Sinn der von mir in Vorschlag gebrachten Fassung alteriert wurde. Die Revision der gedruckten Werke erstreckte sich nicht selten auch auf das stilistische Element; für jeden Ausdruck oder jede Redewendung, an der ich Anstoß genommen hatte, war eine andere in Bereitschaft zu halten.

Es hatte sich, seitdem Ranke überhaupt neben mir noch einen anderen Gehilfen beschäftigte, das ist seit dem Herbst des Jahres 1871, nach und nach mit immer größerer Regelmäßigkeit und fast als konstant seit dem Sommer 1873 eingeführt, daß dieser sich am Vormittag, ich mich am Abend einfand, zum Teil auch deshalb, weil die größere Ruhe des Temperaments, die sich bei vorgerücktem Alter einzustellen pflegt, ihm in diesen Stunden lieber war als die Lebhaftigkeit der Jugend.

Danach trat auch eine gewisse Sonderung der Arbeitspensen ein. Am Vormittag waltete die ursprüngliche Konzeption und das fortlaufende Diktat vor; dessen Umarbeitung, bisweilen auch Fortsetzung erfolgte am Abend. Die Korrekturbogen, von denen Ranke vollständig Kenntniß nehmen wollte, ließ er sich am Vormittag vorlesen; diejenigen, die ich zur vorläufigen Durchsicht empfangen hatte, wurden am Abend vorgenommen, auf diesen auch die Vorbereitungen für die neuen Ausgaben verlegt; die Vorstudien zu den Werken, die erst erscheinen sollten, fanden ebensowohl am Vormittag wie des Abends statt.

Ich sehe wohl, daß meine Mitteilungen über die Arbeitsmethode Ranke's der Wißbegier nicht genügen werden. Man wird Vollständigkeit der Momente, die als vorhanden voranzusetzen seien, und eine Kohärenz zwischen den angeführten vermessen; erachten, daß man eine wirkliche Einsicht in den Prozeß

des sowohl nach seinem äußeren Umfang, wie nach seinem inneren Gehalt erstaunlichen schriftstellerischen Schaffens nicht erhalte, ja dessen Möglichkeit nicht einmal gewahr werde. Nach der anderen Seite dürfte man sich tadelnd dahin vernehmen lassen, daß von fördernden Manipulationen, Mitteln zur Verkürzung und Erleichterung des litterarischen Verfahrens, Maßnahmen zur Sicherung von dessen Erfolg, deren Ranke doch nicht völlig entbehrt haben werde, und deren Kenntnissnahme für andere grade am nützlichsten wäre, da ihre Anwendung keine besondere Beanlagung erfordern würde, gar nicht die Rede sei. Was das Erste betrifft, so mag es schon sein, daß mir manche Wahrnehmung, die ich hätte machen können, entgangen ist; oder daß ich die, welche mir vor Augen traten, nicht in ihrer Tiefe, ihren wahren Motiven, nicht in ihrem sich ergänzenden Zusammenhange aufzufassen im stande gewesen bin. Man darf aber dabei nicht übersehen, daß ich noch vor Ablauf Eines Jahres nach meinem Eintritt mich in die Beschäftigung und zwar in etwas einseitiger Weise mit einem Kollegen geteilt habe. Vor allem indes kommt in Betracht, daß die Manifestationen des ureigenen Produktionsvermögens des Genies, die aus autonomer Freiheit und Selbstbestimmung hervorgehen, innerhalb der Schranken des Formalismus, dem das Gewöhnliche und Alltägliche subsumiert wird, nicht Raum finden und in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Wechsel nicht in ein feststehendes Schema eingeordnet werden können. In Beziehung auf das Zweite ist zu bemerken, daß die Arbeitsmethode Ranke's in den äußerlichkeiten irgend welche Vorteile, die man andern sich anzueignen raten könnte, nicht darbot; sie war vielmehr in dieser Hinsicht mit Mängeln und Übelständen behaftet, welche die meisten schon frühzeitig, wenn sie nicht ganz ohne Anleitung blieben, abzustellen und zu beseitigen gelernt haben werden; sie entbehrte besonderer Vorzüge und besaß viele und weit verbreitete nicht. Ranke hatte eine Einrichtung getroffen, bei der er und eben nur er bestehen konnte; bei der soviel zu stande kam, man wußte nicht wie, deren wesentliches Kriterium eine große Einfachheit und eine gewisse Konstanz waren. System und Regel gab es nicht; und erfinderisch im einzelnen zeigte sich Ranke hierbei keineswegs. Die am häufigsten vorkommende Manipulation, das Aufkleben von Papierstreifen über das bereits Geschriebene mittelst Oblaten, um das Kopieren zu vermeiden, hatte er von Böckh übernommen. Er würde ganz gern auch manche andre litterarische Handgriffe, die er sah, ausgeübt haben und beklagte sich, daß solche nicht bei ihm angewendet würden; aber es war deshalb wenig Nutzen für ihn davon zu erwarten, weil seine innere Regsamkeit, die sich auch äußerlich in körperlicher Beweglichkeit bezeugte, der Aufmerksamkeit auf mechanische Verrichtungen entgegenstand. Gab man ihm etwa ein Duzend Blätter in die Hand, so konnte man sicher sein, daß er sie durch unwillkürliches Wenden und Umlegen in wenigen Sekunden in eine ganz andere Folge gebracht haben würde, in der er sich dann nicht zurecht fand. Diese seine Natur kannte er sehr gut, wenn er das gebräuchliche Arbeiten mit Zetteln und Zettelkasten, jede Operation ähnlicher Art durchaus perhorreszierte. „Die verschmeißen sich viel zu leicht; die kommen in die größte Unordnung, wenn man sie nur berührt,

das kann ich gar nicht leiden," waren die Einwendungen, die er erhob. Das Organ des Ordnungssinnes war wohl bei Ranke nicht eben sehr entwickelt; aber desto mehr die Kraft des Gedächtnisses, auch des lokalen; wo Bücher und Schriftstücke gestanden hatten, wo sie von ihm benutzt oder hingelegt waren, wie Deckel und Umschläge aussahen, behielt Ranke in treuer Erinnerung, bisweilen mehr als die genaue Fassung der Titel. Diese Gabe und ein gewisses Talent des Auffindens, wie man wohl sagt, eine gewisse Findigkeit, die mir schon in den ersten Tagen, in denen ich bei Ranke war, auffielen, bildeten eigentlich in Beziehung auf die Außerlichkeiten die beste Unterstützung der Arbeit. Ranke schätzte sehr und erkannte in hohem Grade an, was irgendwie von andern zur Aufrechterhaltung oder Herstellung der Ordnung geschah, aber in Wirklichkeit ist dafür in seinen letzten Jahren sehr wenig Ersprießliches geleistet worden. —

Ich spreche jetzt von Ranke's Verhalten zu seinen Amanuensen, deren Beihilfe zu seinen litterarischen Arbeiten für ihn im Laufe der Jahre ein unabweisliches Bedürfnis geworden war. Von vornherein war ihm daran gelegen, eine gewisse Intimität der Beziehungen zu denselben herzustellen und ein dem etwa entgegenstehendes Hindernis aus dem Wege zu räumen, wie er denn denen sraelitischer Herkunft gleich zu Anfang darlegte, daß man bei den historischen Studien von der Verschiedenheit der Religion absehen könne und müsse; er hoffe, daß diese auf die Gemeinsamkeit der Arbeit nicht störend einwirken werde. Ranke geriet von Zeit zu Zeit in Aufwallungen, die, schon an sich sehr vorübergehender Natur, immer in milden Formen verliefen und sich niemals zu eigentlicher Heftigkeit steigerten, mehr den Charakter des Aufbrausens an sich trugen. Gewöhnlich kam er darauf schon in den ersten Stunden zu sprechen, in denen der neu eingetretene Amanuensis bei ihm verweilte, indem er wie entschuldigend bemerkte, er könne bisweilen sein lebhaftes Temperament nicht beherrschen; es seien ihm von den Vorgängern aber doch die Ausbrüche desselben übel genommen worden; er meine es indes nicht so schlimm, als es den Anschein habe. Die Anlässe zu derartigen Erregungen bildeten fast ausschließlich Schwierigkeiten, Umständlichkeiten und Verlegenheiten, die den raschen Fortgang der Arbeit behinderten, wie ich soeben andeutend davon sprach. Eben deshalb, weil sie sachlicher Natur waren und aus wissenschaftlicher Beiferung entsprangen, weil Ranke, um die Wahrheit zu sagen, was mir vielleicht verübelt werden wird, auch gegen die ihm liebsten Personen unter seinen Angehörigen, bisweilen gerade, wenn diese sich teilnehmend gegen ihn erweisen wollten, in ähnliche Erregung verfiel, auf sie momentan ungehalten wurde, habe ich sie nie als drückend empfunden; sie würden mich sehr unangenehm berührt haben, wenn ich mich persönlich davon betroffen hätte fühlen können, wenn sie der willkürliche Ausdruck einer subjektiven, aus anderen Gründen entsprungenen Mißstimmung gewesen wären. Das war nicht der Fall, was umsomehr hervorgehoben zu werden verdient, als Ranke die letzten anderthalb Dezennien von einem mehr und mehr zunehmenden und um sich greifenden, ihn in der mannigfachsten Weise belästigenden, mit fast beständigen Schmerzen und nicht selten, besonders wenn er sich eine Erkältung zugezogen hatte, mit

lebensgefährlichen Anfällen verbundenen Leiden behaftet war.¹⁾ Infolgedessen und als sich geltend machende Wirkung des hohen Alters erfuhr sein Schlaf sehr häufige Unterbrechungen. Nächte, in denen er nicht wenigstens fünf bis sieben Mal für kürzere oder längere Zeit aufgewacht wäre und des Beistandes bedurft hätte, wobei ihm dann Speisen (besonders Kompots) und Getränke (Wein, Thee) dargereicht wurden, kamen fast gar nicht vor; zu Zeiten aber steigerten sich die Unterbrechungen um das Doppelte. Unter diesen Umständen wäre es gewiß zu erklären und an sich zu entschuldigen gewesen, wenn sich seiner eine gewisse Verdrießlichkeit bemächtigt und dieselbe sich in dem Verkehr mit seiner ständigen Umgebung manifestiert hätte. Das aber unterblieb. Und zugleich waltete bei Ranke wie in der Geschichtsbetrachtung, so auch im wirklichen Leben die Neigung vor, in Verhältnissen und Persönlichkeiten das Günstige und Positive wahrzunehmen, über das Gegenteilige hinwegzusehen, die Eigenheiten, Schwächen und Mängel der Einzelnen als bis auf einen gewissen Grad trotz guten Willens und ernstlicher Bemühung unabänderlich, weil mit der Individualität und den ihr angeborenen Neigungen untrennbar verbunden oder von der Beschränktheit der Fähigkeiten, von der erhaltenen Erziehung und Ausbildung bedungen, mit in den Kauf zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)



Sommerferien in Japan.

Von

Otfried Rippold.

(Schluß.)

Shiobara 6. August 1891.

Das ganze Shiobarathal ist voll der verschiedenartigsten heißen Quellen. Jede von den ca. 10 Ortschaften hat deren mehrere, die alle wiederum nach japanischer Aussage sich in ihrer chemischen Zusammensetzung und demzufolge in ihrer Heilkraft unterscheiden. Es wimmelt von japanischen Gästen, die das eine oder andre Leiden hier kurieren wollen und nicht nur vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sondern sogar Nachts die Bäder frequentieren. Die Einrichtung dieser Bäder wird in Europa kaum glaublich klingen und den Neuangekommenen

¹⁾ Einem Hämorrhoidal-Blasenleiden, das in München im Herbst 1869 infolge der allzu langen Dauer eines vom König von Bayern auf Schloß Nymphenburg veranstalteten Diners zum Ausbruch kam; an Schwäche der Blase litt Ranke von Kindheit an. In den letzten Jahren erfolgte die Entleerung nur nach vorheriger Katheterisierung. Zur Linderung des Leidens wurde der Besuch von Dobberan und Wildungen angeraten. Der Hausarzt Sanitätsarzt Reinke hielt den Aufenthalt in der gewohnten Häuslichkeit und die Befolgung diätetischer Anordnungen für das Zuträglichste, worin ihm Ranke beistimmte. Außerdem wurde das Biliner Mineralwasser benutzt.

nicht wenig in Erstaunen setzen. Die verschiedenen Quellen sind theils gleich an ihrem Ursprungsorte in Bassins gefaßt, theils in Bambusröhren nach entfernter gelegenen Orten geleitet. Diese Badestellen zeichnen sich nur durch ihre Ursprünglichkeit und Einfachheit aus, indem sie sich, wenn auch nicht unter freiem Himmel, so doch im Freien befinden. Das Badehaus besteht nur aus einem von hölzernen Pfosten getragenen Dache, sodaß also das Innere meist nach allen Seiten sichtbar ist. Solchen Badehäusern begegnet man hier auf Schritt und Tritt, nicht nur zu beiden Seiten der Straße oder am Ufer des Flusses, sondern auch mitten im Walde, in den Bergen und im Flußbette, wie und wo es gerade die heiße Wassergelegenheit mit sich bringt. Das Bassin ist meist so groß, daß es eine größere Anzahl von Personen zugleich fassen kann, manchmal wohl 20 Personen. Die beliebteren Badestellen sind denn auch keine Minute des Tages leer, und 30 bis 40 Personen befinden sich oft gleichzeitig an Ort und Stelle, die theils gebadet haben, theils baden, theils baden wollen. Alle Altersklassen sowie beide Geschlechter, hohen und niederen Standes, versammeln sich hier und setzen sich hier in paradiesischer Unschuld, selbverständlich ohne die geringste Spur von Bekleidung, neben einander ins Wasser. Eine Garderobe oder etwas dem Ähnliches existiert nicht. Des einzigen Kleidungsstückes entledigt man sich gerade da, wo man geht und steht, und wenn es auch an der Straße ist; manche bringen es überhaupt gar nicht mit zum Bade. So ungeheuerlich das Alles in Europa klingen mag, so wahr ist es und so unschuldig ist es. Es giebt kein sittlicheres Volk als die Japaner, und nie, zu keiner Zeit wird man bei diesen Gelegenheiten die geringste Unanständigkeit wahrnehmen. Es geht dabei im höchsten Grade dezent und höflich zu, wie es eben nur in Japan möglich ist. Der Europäer gewöhnt sich bald an diese japanische Auffassung, und zu bemitleiden ist dabei nur derjenige Europäer, der zuerst einem Japaner die Unbefangtheit geraubt hat, mit der derselbe das „*naturalia non sunt turpia*“ praktisch aufzufassen gewohnt war.

Diese Bäder besucht der Japaner 3 bis 6 mal täglich und hält sich dabei jedes Mal ziemlich lange auf. Kein Wunder, wenn er neben dem Baden zu nichts kommt. Die Quellen sind in der That sehr mannigfaltig, ich bedaure keine Analyse derselben geben zu können. Für den Europäer sind sie wegen ihrer starken Frequenz meist schwer zugänglich, da derselbe durch sein Erscheinen alles außer Rand und Band bringen und außerdem auch kaum Luft verspüren würde, sich zur Linken des ersten besten Kuli im Wasser zu plazieren, selbst dann nicht, wenn zur Entschädigung rechts ein Geheimrat oder eine Hofdame sitzen sollte. Wir sind auch nicht auf irgend eine dieser Heilquellen besonders angewiesen, da wir einmal nicht wegen Krankheit hier sind und andererseits eine vorzügliche naturheiße Quelle selbst in unserm Hause zu unserm Privatgebrauche haben. Diese häusliche Quelle ist es denn in erster Linie, welche wir täglich mehrmals wohlthätig auf uns einwirken lassen. Damit aber nicht zufrieden, haben wir seit einiger Zeit angefangen, Flußwellenbäder zu nehmen. Der Fluß fließt ja gerade vor dem Hause vorbei, und nichts ist wohlthuender als, nachdem man in dem

heißen Bade rot gesotten worden ist, stante pede in den Fluß überzufiedeln und sich dort einer Kaltwasserkur zu unterziehen. Damit haben wir also schon zweierlei Bäder. Aber auch das ist noch nicht alles. Gerade gegenüber von unserm Hause, am jenseitigen Flußufer, liegt eine der berühmtesten Quellen von Shiobara, die stark eisenhaltig ist. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, dieselbe einmal zu probieren, und so wanderte ich denn eines Abends vor dem Zubettgehen, als das Bad leer war, von einer Laterne begleitet, hinüber und fand die Wirkung in der That so wohlthuend, daß ich seither alltäglich diese nächtliche Prozeßion unternehme.

Also dreierlei Bäder pro Tag, da bleibt in der That nicht viel Zeit für etwas Andres! Trotzdem aber bin ich nicht ganz im Baden aufgegangen. Borige Woche habe ich sogar den höchsten Berg der Gegend, den Takaharajama, 5880 Fuß hoch, bestiegen. Über diese Besteigung will ich noch einiges beifügen, sonst erscheint mein Bericht ja als bloßer Badebericht. Die Entfernung von unsrer Villa bis auf den höchsten Punkt des Takaharajama, den Reichosan, wird auf $6\frac{1}{2}$ Ri angegeben, so daß wir also eine Tour von 10—11 Stunden hin und zurück vor uns hatten. Wir brauchten also nur für Lebensmittel Sorge zu tragen, da wir abends wieder in unsrem gewöhnlichen Quartier sein konnten. Immerhin aber hieß es möglichst früh aufbrechen, da die Morgenstunden zum Marschieren die besten sind. — Um vier Uhr rüsteten wir uns zum Aufbruch. Schon sehen wir beim Scheine von Laternen Gäste in dem gegenüberliegenden Bade. Unser Führer bekommt den Proviant aufgehast (wörtlich), und los geht es, zunächst die Hauptstraße entlang das Thal aufwärts. Bei Hataori — welcher Ort sich gegenwärtig dadurch auszeichnet, daß die Kaiserin-Mutter sich dort zur Badefur aufhält — verlassen wir die Straße, und nun geht es auf ganz schmalem Pfade steil bergan. Derselbe ist gerade so breit, daß ein Mensch resp. ein Pferd denselben passieren kann. Da er aber in Wirklichkeit nur von letzteren passiert wird, indem die Menschen hier zu reiten pflegen, und da außerdem in den vorhergehenden Tagen viel Regen gefallen war, so ist er nach Möglichkeit ausgetreten, und falls wir europäisch kostümiert wären, hätten wir gewiß noch mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen. So aber schreiten wir, um unsre Toilette vollständig unbekümmert, unsre Bahn. Ich bin wenigstens in der Fußbekleidung europäisch geblieben, indem ich hohe Strümpfe und hohe Schnürstiefel trage, während mein Gefährte K. sich der japanischen Gamaschen und Strohsandalen bedient. Mit letzteren habe ich indessen im Vorjahre bei meiner Besteigung des Vulkans Asamayama so üble Erfahrungen gemacht, daß ich den Versuch nicht wiederholen mochte. Europäische lange Hosen würden das Gehen auf diesem Wege sehr erschweren, weshalb wir uns nur kurzer Kniehosen bedienen. Als wesentliches Stück gehört natürlich der Sonnenschirm zu unsrer Ausrüstung; denn der Sonne darf man sich hier auch nicht eine Minute aussetzen.

Unser Weg führt ca. $2\frac{1}{2}$ Stunden meist steil bergan, bis wir uns der Paßhöhe nähern, hinter der, ganz isoliert in der Wildnis, noch eine menschliche Ansiedlung sich befindet, der aus ca. 10 Gasthäusern geringster Sorte bestehende Badeort

Arayu (oder Yumotoshiobara). Während wir bisher mitten durch das üppigste Grün gewandert sind, ist hier plötzlich alles abgestorben, und der Boden hat eine weiße Farbe. Kein Wunder, der Schwefel bricht sich hier überall in flüssiger und in Dampfform Bahn durch den Boden, und die Atmosphäre ist zum Ersticken. Hier ist nicht gut warten, das Bild ist trostlos; wir machen nur ganz kurze Rast und ziehen dann weiter, Arayu seinen unglückseligen Badegästen überlassend. Freund G. verläßt uns hier, da er kein großer Bergsteiger ist, und zu zweien nur noch folgen wir unsrem Führer in die Wildnis. Das Schwefelgebiet haben wir bald hinter uns und befinden uns nun im schönsten Urwald, der hin und wieder durch eine Bergwiese oder einen zwischen mächtigen Felsblöcken dahinbrausenden Bergbach unterbrochen wird. Die Luft ist hier oben prächtig, sodaß das Gehen nicht im geringsten ermüdet. Die Steigung ist während der ersten zwei Stunden nur gering, da wir uns von dem zu besteigenden Gipfel noch fern befinden. Manchmal müssen wir sogar wieder etwas thalwärts, um ein Flußbett zu passieren. So dasjenige des Afangawa, d. h. des Roten Flusses; dieser ist stark eisenhaltig, und sein Bett zeigt eine auffallend rote Färbung. Hier beginnt die eigentliche Steigung, zunächst immer noch im Schatten des Waldes. Unser Weg ist indessen immer schmaler geworden und manchmal ganz überwachsen. Kein Wunder, denn wer verirrt sich auch in diese Einöde! Aber es soll noch besser kommen. Der Weg, auf dem wir uns bisher befinden, führt gleichzeitig über die Berge in einer Tagereise nach dem berühmten Tempelorte Nikko. Nachdem wir nun aber den Wald verlassen haben und uns am Rande einer ungeheuren Bergwiese angelangt sehen, trennen sich die Wege, oder genauer gesagt: an unsrem, schon bisher kaum sichtbaren Pfade steht ein kleiner Holzpfock, der anzeigt, daß hier der Weg nach dem Takaharayama links abgeht. Das wird ja wohl seine Richtigkeit haben, zu sehen ist aber von dem letzteren Wege auch nicht die Spur. Eine Bergwiese in Japan ist eben anders beschaffen als in Europa. Hier ist noch reine Wildnis; kein Mensch mäht hier, kein Vieh weidet hier. — Die Mehrzahl der Berge in der Shiobara-Gegend ist mit dichtem Walde bewachsen. Nur durch die wenigsten dieser Wälder führen schmale Fußpfade. Die meisten derselben sind für den menschlichen Fuß undurchdringlich und daher noch vollkommen unbetreten. Auf manchen Bergen aber erblickt man statt der Wälder weite Wiesen, von weitem an unsre Almen erinnernd. Hier, sollte man denken, dürfte die Passage auf keine Schwierigkeit stoßen. Aber, weit gefehlt, hier ist das Durchkommen noch weit schwerer. Wenn man sich einer solchen Wiese nähert, sieht man, daß das Gras manns hoch steht, und den Versuch, in dasselbe einzudringen, wird man bald aufgeben; denn die Dichtigkeit der Vegetation ist echt tropisch, ein Durchdringen vollkommen ausgeschlossen. So beschränkt sich denn die Möglichkeit des Bergsteigens auf die von Pfaden durchkreuzten Regionen. Auch aus andren Gründen würde es übrigens nicht ratsam sein, vom Wege abzugehen, nämlich wegen der Schlangen, die hier in den verschiedensten Spielarten anzutreffen sind, sowohl große unschuldige als kleine giftige. Unter letzteren ist besonders die sogen. Mammushi gefürchtet. Man kann keinen Spaziergang machen,

ohne diese Tiere anzutreffen, die übrigens nur dann gefährlich werden, wenn man auf sie tritt. Letzteres ist aber natürlich neben dem Wege schwerer zu vermeiden als auf dem Wege. Auch andere Tiere sollen übrigens in diesen Gebirgswaldungen anzutreffen sein, nämlich Bären. Doch bezweifle ich stark, daß ich je ein Exemplar zu Gesicht bekommen werde. Auch die Affen, die nach Aussage der Japaner sich hier angesiedelt haben, sind mir bisher unsichtbar geblieben.

Doch zurück zu unserer Bergreise! Dem Führer folgend, verlassen wir den Nikkopfad und dringen mutig in das Grün ein. Ich kann zwar von einem Wege keine Spur entdecken, aber der Führer behauptet, daß wir uns auf demselben befinden, und so folgte ich ihm denn mit Todesverachtung. Doch zu leicht soll uns die Sache nicht gemacht werden. Ein Weg mochte ja wohl früher hier gewesen sein, aber in diesem Jahre hat ihn sicher noch keines Menschen Fuß betreten. Wer sollte sich auch hierher verirren? Japaner sicher nicht und Europäer ebenso wenig. Für erstere giebt es hier oben nichts zu suchen, und letztere kennen die Gegend noch gar nicht. Höchstens vereinzelte Pilger sind hier hinaufgestiegen, um dem Schutzgeiste des Berges, Saruta-Hiko, ihre Verehrung zu bezeigen, oder um der Glücksgöttin Benten an ihrem winzigen Tempelschreine am Ufer des Teiches Bentengaike einen spärlichen Obolus zu opfern. Vereinzelt Kupfermünzen, die wir später dort oben vorfinden sollten, bezeugten wenigstens das Dagewesensein dieser frommen Leute. Aber das konnte auch schon lange her sein. Jedenfalls am Wege haben diese Besucher keine Spur hinterlassen, und üppig wird derselbe von den verschiedensten Gräsern überwuchert. Noch liegt der Morgentau in denselben, und bald sind wir bis auf die Haut am ganzen Körper durchnäßt und können uns freuen, daß wir wenigstens den Kopf frei haben, so daß dieser wenigstens der Berührung mit den schneidigen Gräsern nicht unausgesetzt ist. Am wenigsten will mir eine große Distelforte gefallen, die sich massenhaft vorfindet und die jedes Mal durch unsere leichte Bekleidung hindurch sich in der unangenehmsten Weise fühlbar macht. Dazu haben wir jetzt die glühende Vormittagssonne über uns und müssen uns auch gegen diese schützen. Bis an den Hals im nassen Grase und uns mit Anstrengung Schritt für Schritt durch dasselbe durcharbeitend, eine Hand zum Schutz gegen die Gräser, die andere krampfhaft den Sonnenschirm haltend — die Situation ist nichts weniger als beneidenswert! Und dabei ohne Ahnung davon, wie lange es so fortgehen wird. Vielleicht bleibt es so bis auf den Gipfel. Doch nein! Nachdem wir uns eine Stunde so fortgearbeitet haben, wird das Gras niedriger und niedriger, und endlich erblicken wir sogar wieder einen Weg in demselben. Nun ist das Schlimmste überstanden, und wir können uns, ohne ausschließlich auf den Weg zu achten, an dem prachtvollen Panorama erfreuen, das sich rings um uns aufgethan hat. Überall sind wir von Bergen umgeben, darunter die anderen überragend Nantaisan, Gwassan, Tidesan, Bandaisan u. a., vor uns aber in nicht all zu weiter Ferne unser Ziel: der Reichosan, der höchste Gipfel des Takaharajama. Leicht marschirt es sich jetzt, da wir das Ziel vor uns sehen und damit auch die Aussicht auf das Herannahen des Momentes, wo die Frühstücksherrlichkeiten ausgebreitet und dem knurrenden

Magen zur Versöhnung angeboten werden. Leider zeigen sich in der Ferne Nebel, die näher und näher kommen und endlich auch unseren Reichosan ganz in Undurchsichtigkeit hüllen. Da werden wir von der gerühmten Aussicht wohl nicht viel genießen und wo möglich noch gar Regen bekommen. Unter stetem allmählichem Anstieg sind wir indessen endlich bei dem Bentenzaike, dem Teiche der Göttin Benten, angelangt. Von hier sind noch 20 Minuten bis zu dem höchsten Punkt, dem Reichosan. Da letzterer in Nebel gehüllt ist, lassen wir uns hier am Teichufer unter einem schattigen Baume nieder und pflegen nach genossener Mahlzeit der wohlverdienten Ruhe. Inzwischen wird sich ja der Nebel zerstreuen.

Bergebliche Hoffnung! Im Gegenteil werden wir nach einstündigem Schlummer durch auf uns herabfallende Regentropfen geweckt. Die ganze Gegend ist in Nebel gehüllt und alle Aussicht auf einen anhaltenden Regenerguß vorhanden. Unter diesen Umständen verzichten wir natürlich auf die Besteigung des letzten Stückes und denken vielmehr an einen eiligen Rückzug aus diesen unrätlichen Regionen. Denn ein Regen in Japan ist ein gut Teil kräftiger als in Europa und pflegt auch auf die sonst nicht übermäßig bequemen Wege einen sehr nachtheiligen Einfluß auszuüben.

So schreiten wir denn bald rüstig aus, in der Hoffnung, daß das Wetter sich bald verziehen werde. Noch ahnen wir ja nicht, daß wir durch eigene Frevelthat das Wetter heraufbeschworen haben. Unser heutiger Berg ist nämlich, wie alle hohen Berge Japans, ein heiliger Berg. Sein Name Reichosan bedeutet so viel als Eier-Vogel-Berg. Die Ortsgottheit erscheint denn auch wohl in der Gestalt eines Huhnes, und durch nichts kann man sie mehr beleidigen, als indem man innerhalb ihres Herrschaftsgebietes einem Vogel etwas zu leide thut. Um wie viel größer aber der Frevel, dort etwa ein solches Tier zu verzehren oder auch nur die Eier eines solchen zu genießen. Mag man sonst unten im Thale treiben, was man will! Hier oben hat Saruta-Hiko das Regiment, und wehe demjenigen, der sich seinen Zorn zuzieht! Wir nichtsahnenden Sterblichen aber haben schwer gefrevelt. Verhöhnt haben wir den Gott, indem wir auf seinem Gebiete Eier gegessen haben. Unser Führer, dem wir zwei übrig gebliebene Exemplare in übelangebrachter Großmut verehren wollten, hat, der drohenden Gefahr sich wohl bewußt, dieselben nicht berührt. Doch das genügt nicht, den Zorn des Gottes zu besänftigen. Die Übelthat der Fremdlinge muß gesühnt werden. Der Gott ist jedoch diesmal ein milder Rächer. Nicht in Stücke zermalmt zerstreut er die Leiber der Frevler in alle Winde, er begnügt sich, seinen Zorn durch ein gewaltiges Unwetter zu verkündigen, zur wirksamen Mahnung an alle diejenigen, die jemals wieder daran denken sollten, seine Gebote zu übertreten. Die diesmaligen Thäter aber entläßt er gnädig mit einer kräftigen Douche. — Rüstig schreiten wir aus. Schon längst haben wir keinen trocknen Faden am Leibe. Aber was schadet es? Die Kleider werden zuhause getrocknet, und unser wartet ja das kräftigende Bad und ein warmes Abendessen, das wir diesmal, ohne fahrlässige Beleidigung einer Gottheit fürchten zu müssen, in Ruhe genießen werden.

Ohne Aufenthalt legen wir den ganzen Weg bis nachhause in fünf Stunden zurück, stets von einem Regen begleitet, gegen den ein sogenannter heimischer Platzregen eine Kleinigkeit ist. Noch grollt also der Gott, trotzdem die Fremdlinge sein Gebiet längst verlassen haben. Diese aber freuen sich, daß sie noch vor Einbruch der Dunkelheit bei ihrem Heime anlangen und dort, ihrer Sünden vergessend, der Ruhe pflegen können.



Betrachtungen über modernen Realismus.

Von

Graf Eduard Lamezan.

Jahrtausende schon, soweit menschliches Gedenken zurückreicht, währt das schwere Ringen des Menschengenies nach Erkenntnis. Zu allen Zeiten, in allen Zonen, unter allen Völkern des Erdballs sind die Geister erstanden, die mit heißem Bemühen nach dem hohen Ziele strebten, nicht um äußern Lohn und um des vergänglichen Ruhmes willen, nur um der Wahrheit willen, deren stets verschleiertes Bild immer wieder vor ihnen zurückweicht! Wie so mancher Jüngling, der mit dem regellosen Ansturm eines Feuergeistes das ganze All zu umfassen meinte, fiel auf halber Bahn kraftlos dahin, eine Beute der Verzweiflung, des Grams über das Unerreichbare, nicht selten des Wahnsinns! Und wie mancher Greis, der ein langes, mühevolltes Leben, ein langes, einsames Denken nur der Einen Frage geweiht hatte, senkte sein müdes Haupt trostlos über das ungelöste Rätsel — und ging hin, zu sterben! Aber so viele auch schon zu Grabe wandten, immer wieder erstehen neue Kämpfer, neu belebter Hoffnung voll, die da meinen, ihnen werde die starre und doch so verlockende Sphinx das erlösende Wort verkünden, ihnen also werde es gelingen, der schmachttenden Menschheit die Bahn des Lichts, den Weg der endlichen Erkenntnis zu eröffnen. Aber noch immer umgeben uns tausende von Rätseln, tausende von unbegriffenen und vielleicht unbegreiflichen Erscheinungen und Thatsachen, und sie alle weisen mit stummen Fingern nach dem Einen, nach dem ersten großen Rätsel, mit dessen Lösung all' die andern, die nur aus ihm erfließen und aus ihm erfaßt werden könnten, sich zu lichtester Klarheit erhellen müßten.

Daran hat noch niemand gezweifelt, daß, wenn es der Menschheit gelänge, dieses Eine und erste Unbekannte zu finden und zu erkennen, das heißt es in ein Bekanntes und Verstandenes zu verwandeln — damit allein schon all' die andern unbekanntten Größen sich in erkennbare verwandeln würden, da ihr innerstes Wesen damit unserm geistigen Auge enthüllt wäre. Allein gerade dieses Eine verbarg sich ja seit jeher und verbirgt sich noch heute hinter einem nahezu undurchdringlichen Wall der Einzelercheinungen; zwischen uns und ihm liegt die Welt des Scheins, so gleißend schön und ach! oft so trügerisch! Ihm beizu-

kommen, das war und ist die große Aufgabe, die der Menscheng Geist sich gestellt hat, um sein eigenes Geheimnis zu ergründen, sich selbst und das All zu begreifen. Und dazu waren stets zweierlei Wege möglich. Entweder sucht man das Eine Unbekannte vermittelt und durch die Einzelercheinungen, indem man diese Schritt für Schritt, jede für sich zu zerlegen, zu erklären und die übergroße Zahl auf eine immer geringer werdende Gruppe der ihnen gemeinsamen Probleme zurückzuführen bestrebt ist — oder man sieht vorläufig von den einzelnen Thatfachen ab, läßt sie nahezu unerforscht bestehen, um sie nur in ihrer Gesamtheit zu erfassen, und richtet von diesem erhöhten Standpunkte aus seinen Blick auf das Wesen, die Innenseite der Dinge, damit sich so ihr Kernpunkt offenbare.

Auf diesen zweierlei Wegen hat sich auch in der That der herrschende Geist der Menschheit seit jeher bewegt. Die beiden Wege sind, wie wohl leicht ersichtlich, in ihren Richtungen gründlich verschieden oder wurden wenigstens stets als verschieden angesehen, ja man hielt sie auch für unvereinbar, einander gegenseitig ausschließend. Wenn man aber genauer zusieht, so darf man wohl behaupten, daß nur der Ausgangspunkt und infolgedessen auch der Weg, den man zurücklegt, jeweil ein anderer, das Ziel und Ende des Weges aber in beiden Fällen dasselbe ist. Oder, um für die hier gebrauchten bildlichen Ausdrücke die Sache selbst zu setzen: in der Forschung nach dem letzten Grunde aller Dinge sind nur die Methoden verschieden; die Aufgaben sind dieselben, und die Absicht des Suchenden ist die gleiche, nur die Mittel, mit denen man der Lösung nachstrebt, sind andre. In einer Beziehung allerdings zeigte sich, bisher wenigstens, Unvereinbarkeit, ja oft auch Unversöhnlichkeit der Gegensätze. Aber die war nicht in der Sache selbst, nicht im Wesen und Begriffe der Forschung, sondern nur im Geiste derer, die sich mit ihr befaßten, gelegen. Der Mensch verdarb sich sozusagen selbst infolge seiner individuellen Beschränktheit das Spiel. Jeder, auch der geistig Höchststehende, ist in einer gewissen Einseitigkeit befangen; er vermag von dem Standpunkte, von welchem er ursprünglich ausging, weil er ihn für den einzig berechtigten und zum Ziele führenden ansah, nicht leicht hin abzugehen. Könnte er sich zu einem höher gelegenen, allgemeineren und demnach umfassenderen erheben, so würde er gewahr werden, daß auch sein vermeintlicher Gegner dem gleichen Ziele zustrebe, mit ihm einer Gesinnung sein Genosse in der Forschung nach Erkenntnis werden könne.

Aber der Kampf der Meinungen, der „Schulen“ und Methoden spielte sich in solcher Harmonie nicht ab! Soweit uns die Geschichte des menschlichen Geistes Kunde giebt, standen sich die Gegner — wenn ich die Anhänger der beiden oben bezeichneten Richtungen so nennen soll — in vollem Rüstzeug einander gegenüber, und unermüdlich wogte der Widerstreit auf und nieder, mit mehr oder minder Erbitterung, und der Sieg neigte sich bald zu diesem, bald zu jenem Lager, je nach dem Charakter der wechselnden Jahrhunderte. Nicht zum Nachtheile der nach Wahrheit dürstenden Menschheit fürwahr, denn aus der Reibung der Geister entsprang manch zündender, lichtverbreitender Funke. Die Geschichte dieser Kämpfe

ist die Geschichte der menschlichen Entwicklung, und aus ihrem reichen Born schöpfen wir auch heute noch unschätzbare Weisheit.

All' die krausen, für den Laien oft unverständlichen Bezeichnungen, die man den so vielfältig verschiedenen Richtungen und Meinungen auf dem Gebiete der Philosophie beigelegt hat und die noch sonst im Innern einer jeden einzelnen gang und gäbe sind, drücken im Grunde nichts Anderes aus als den Gegensatz jener beiden Richtungen. Idealismus und Realismus, Spiritualismus und Materialismus, Theismus und Naturalismus und dergl. waren stets die beiden Pole, um die sich die Frage bewegte, und in dem einen oder in dem andern Lager stand jeder der großen Denker, deren Gedächtnis uns die Geschichte bewahrt hat. Ich unterlasse wohlweislich die Aufzählung der Namen und den Nachweis für die Wahrheit dieser meiner Behauptung, denn das hieße einen Abriss der Geschichte der Philosophie von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag unternehmen; ich muß aber einzelne Namen hervorheben, weil sie die Marksteine an dem Wege bezeichnen, der uns aus der alten Zeit bis zu dem heutigen Stande der Dinge führt, von welchem letzterem ja eigentlich zu sprechen meine Absicht ist. Und um es nur gleich hier zu sagen, welchen Zweck ich dabei verfolge, wenn ich — vielleicht überflüssiger Weise — die Feder ergriffen habe, so wolle man mir gestatten, zu betonen, daß sich aus der beabsichtigten Erörterung vielleicht ein Ausblick auf den geistigen Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, auf das Verhältnis, in welchem die heutige philosophische Forschung mit der frühern steht, und hieraus ein Urtheil darüber ergeben könnte, ob aus dem Ganzen ein Fortschritt und Gewinn für die Menschheit überhaupt sich erkennen läßt oder nicht? Denn das ist doch am Ende die wichtigste Frage, für die sich jeder Mensch interessieren kann und auch soll. Man kann dem Kampfe selbst vollkommen fernstehen, sich um seine wechselvollen Wendungen nicht bekümmern, aber doch an dem Ausgange, an den Früchten des Sieges sehr lebhaft beteiligt sein. Es ist dies, wie Locke sagt, eine „Angelegenheit der Menschheit im Ganzen.“ —

Ich greife also ins graue Altertum zurück. Der entschiedenste Idealist war sicherlich Plato, und man kann ihn mit einigem Rechte auch als den ersten, der Zeit nach ältesten, wenigstens für uns bezeichnen, da die noch ältere indische Philosophie, von der man annehmen kann, daß sie für ihn Quelle und Lehrmeisterin war, doch unsern Gedankenformen und Anschauungen zu sehr fremd bleibt, als daß wir sie bei dieser Besprechung mit heranziehen könnten. Allein abgesehen von der zeitlichen Priorität war Plato sicherlich nach der Methode seiner Forschung Idealist. Er drückt es auch an verschiedenen Stellen mit unverkennbarer Deutlichkeit aus. Wenn er im Phaidon sagt, er habe bei seinem Suchen nach der Ursache aller Dinge zuerst die Dinge selbst befragt, sei aber dabei zuletzt eine Beute des Zweifels an allen Thatsachen geworden und habe darum beschlossen, alles nur in Gedanken anzuschauen, und wenn er hiernach weiter ableitet, daß alle Dinge ihren Grund und ihr Wesen nur in ihrer Idee haben — so bedeutet dies nichts Andres, als daß er sich von der positiven, realen Forschung unbe-

friedigt abgewendet und ganz und gar nur der Spekulation hingegeben habe und durch diese zu dem idealen Prinzipie gelangt sei. Mit andern Ausdrücken zeichnet er den gleichen Vorgang im 6. Buch „vom Staate,“ indem er sagt, die Vernunft schreite von Voraussetzung zu Voraussetzung fort, bis sie, alle Voraussetzungen abstreifend, an den Anfang von allem gelange und nun diesen ergreife, sich nur der Ideen selbst bedienend und so am Ende eben zu ihnen, den Ideen gelange — womit der allem Realen abgewandte, durchaus spekulative Gedankenprozeß klar dargelegt ist. Ihm waren alle wirklichen Dinge und Ereignisse nur Schattenbilder, die wir wie aus der Tiefe einer dunkeln Höhle ahnungsvoll vorüber ziehen sehen, die uns aber das wahre Wesen der Dinge nicht enthüllen, sondern hinter trügerischem Scheine verbergen.

Als ein Gegensatz zu Plato u. z. in dem Sinne jenes Widerstreites, den ich im Beginne angedeutet habe, ist Aristoteles anzusehen; denn obgleich er ein Schüler und Nachfolger Plato's genannt werden muß und in vielen Richtungen das von diesem aufgeführte Gebäude ergänzend ausbaute, war er doch in seinem Ausgangspunkte und in seinen grundlegenden Anschauungen von jenem ganz verschieden. Er faßte die Natur zunächst ins Auge, ging von der Wirklichkeit aus und war ohne Zweifel in der Naturwissenschaft der größte Gelehrte des Altertums. Zwar das positive Wissen jener Zeit war in vielfachen Beziehungen ein höchst beschränktes, ja in wichtigen Teilen ein entschieden irrtümlisches, allein die noch heute staunenswerte Größe dieses Mannes lag in seiner gesamten Auffassung und in dem genialen Seherblick, mit dem er die Geheimnisse der Natur und des Alls zu durchdringen suchte. Nach dem heute herrschenden Sinne des Wortes wird man freilich auch Aristoteles nicht zu den Realisten, zu den Positivisten oder etwa gar zu den Materialisten zählen dürfen, denn dazu gehört eine viel strengere Enthalttsamkeit von aller Spekulation, als man sie bei ihm zu entdecken vermag. Auch ihn führte sein Weg schließlich von den Thatsachen hinweg zu einem ersten, durchaus metaphysischen Begriffe, welchen die Naturwissenschaft nicht zu erreichen vermag und mit welchem daher auch jene Philosophie, die sich prinzipiell nur auf diese zu stützen gewillt ist, nichts zu thun haben will.

Rom, das Reich der That, hat an eigentlich philosophischen Größen nicht viel Eigenes der Nachwelt überliefert. Doch ist auch hier der oft berührte Gegensatz zu Tage getreten; begreiflicher Weise, da er ja nicht von zeitlichen oder örtlichen Anlässen abhängig, sondern aus der Natur der Sache entsprungen ist. Wenn ich aus der späten Kaiserzeit die Namen Seneca und Titus Lucretius Carus hervorrufe, so zeichnet er sich in scharfen Umrissen ab. Jener war ein Anhänger der stoischen Schule, die zwar mit allen ihren Wurzeln im Heidentum festgebant, über die starren Gesetze des Fatums nicht hinaus kam, doch aber in ihren ethischen, also praktischen Folgerungen die vollste Gleichgiltigkeit für alle Freuden und Leiden des zeitlichen Daseins lehrte und hierdurch jenen weitem Schritt ermöglichte, welchen die Moral des Christentums in ihrer gänzlichen Abwendung von der Natur und der Endlichkeit später vollzogen hat. Zwischen beiden stand vermittelnd der weise Seneca, der, nicht nur ein hochgebildeter, sondern

auch ein poetisch anschauender Geist, sich von den Fesseln fatalistischer Auffassung loslöste und durch den Gedanken einer göttlichen Vorsehung auch der Metaphysik des Christentums in hohem Grade sich näherte. Die moderne theologische Forschung anerkennt demnach auch seine nahe Verwandtschaft mit dem Christentume, wenn es ihm auch durch die Verhältnisse seiner Zeit nicht vergönnt war, sich vollends zu der gleichen Höhe zu erheben.

Lucretius ist sein grellster Gegensatz. Er folgte den Spuren Epikur's, und man dürfte ihm kaum Unrecht thun, wenn man behauptet, er habe vielleicht durch seine Art, den Epikureismus zu vertreten, am meisten dazu beigetragen, diesem Worte jenen schlechten Ruf zu schaffen, der ihm bis zum heutigen Tage für die Allgemeinheit noch immer anhaftet. Denn er war in der That zuweilen cynisch bis zum Übermaß; er kämpfte mit der Waffe des ätzenden Spottes, der Ironie und des Sarkasmus gegen alles, was einer andern Meinung anhing oder entsprungen war, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er ein radikaler Materialist und Gottesleugner war. Aber das alles war sein persönliches Eigentum, nicht Frucht der Lehre Epikur's, und darf daher nicht dieser aufs Kerbholz geschrieben werden.

In den Augen jener, die die Stellung dieses griechischen Denkers in seiner Zeit genauer geprüft haben, bedarf es einer Ehrenrettung desselben nicht, und ich unternehme auch eine solche nicht. Wohl aber muß ich für die Zwecke der vorliegenden Besprechung betonen, daß Epikur der Antipode Plato's, der ausgesprochenste Gegner des Idealismus, der Urahne des heutigen Materialismus insbesondere darin gewesen ist, daß er sein ganzes Denkgebäude auf die Lehre von den Atomen aufbaute, welche ihrerseits auf der Voraussetzung der Ewigkeit und Unvernichtbarkeit einer nicht erschaffenen, sondern seit jeher bestehenden Materie beruht, ein Gedanke, den ja auch der heutige Materialismus zu Grunde legen muß. Jede Geschichte dieser Lehre beginnt notwendiger Weise mit Epikur.

Diese Anschauungen hinderten weder ihn noch seine Anhänger, auf dieser Basis eine ganz annehmbare Sittenlehre aufzuführen. Sie waren durchaus nicht jene oberflächlichen oder verächtlichen Genußmenschen, die etwa darum, weil sie ihre Gedanken durchgehends nur auf diese Welt und auf das zeitliche Dasein des Menschen beschränkten, auch dem Laster oder der zügellosen Willkür eine freie Bahn eröffnet hätten. Sie sind entschieden besser als ihr seitheriger Ruf, und Epikur selbst hätte wahrscheinlich seinen übermütigen Nachfolger zur Tugend der Mäßigung gemahnt. Auch hierin hat das Zeitalter, in welchem Lucrez lebte, einen Teil des Verschuldens zu tragen!

Mit einem weitgespannten Schritte gehe ich in der weiteren Gegenüberstellung aus dem Altertum über das frühere Mittelalter in das sechzehnte Jahrhundert. Denn hier finden wir einen Mann, dessen wissenschaftliche Stellung für den Widerstreit der Meinungen, der heute die Geister bewegt, von höchster Bedeutung ist, Francis Bacon, von Verulam genannt, nicht zu verwechseln mit dem um drei und ein halbes Jahrhundert frühern Roger Bacon, dem „Doctor mirabilis“, der zu den Scholastikern gehört. Baco von Verulam aber ist der Erfinder —

wenn dieser Ausdruck am Platze ist? — der induktiven Methode, das ist jener Art des Verfahrens, welche in der naturwissenschaftlichen Forschung angewendet wird und die nun, wie Bacon damals und wie andre es heute fordern, auch auf die spekulativen oder abstrakten Wissenschaften angewendet werden soll.

Ich werde vielleicht für den Leser am klarsten werden, wenn ich Bacon selbst etwas näher treten lasse, damit verständlich werde, durch welche Gründe er sich bestimmen ließ, dieser sogenannten induktiven Methode den Vorzug vor der speculativen oder deduktiven zu geben und welche Bedeutung er ihr zuschrieb. Bacon war ein Mann von umfassendem positiven Wissen und begann sein Hauptwerk mit einer allgemeinen Übersicht aller menschlichen Wissenschaften in jenem Umfange an wirklich ermittelten Wahrheiten, die sie zu jener Zeit erreicht zu haben schienen. Alle beschäftigten sich, wie er sagt, mit der Forschung nach den Ursachen der Dinge und Erscheinungen, nur beschränkt sich die Naturwissenschaft auf die Forschung nach den materialen und unmittelbar nächsten Ursachen, während die Philosophie oder die metaphysische Spekulation die letzten, äußersten zu ergründen sucht. Aber diese Tendenz verleitet den Menschen zu Irrthümern, indem sie ihn hindert, die Dinge und Erscheinungen rein an sich und ohne Voreingenommenheit zu betrachten. Um nun also diesen Irrthümern für die Zukunft auszuweichen, muß man die Thatsachen in der Natur emsig erforschen, um durch sie und aus ihnen das geistige Band zu erkennen, das sie verbindet und zusammenhält. Daher ist ihm das wissenschaftlich durchgeführte Experiment die Grundlage aller Forschung, die uns aufwärts führen soll zu den erstrebten allgemeinen Wahrheiten. Darüber hinaus aber, bis zur Erforschung der letzten und tiefsten Ursache kann die Wissenschaft uns nicht geleiten; dort angelangt muß sie ihr Zepter an die Eingebungen des Glaubens abgeben, der uns noch zu erwärmen vermag, wo uns die Leuchte des Wissens verläßt.

Wie man sieht, enthält diese Anschauung nichts, was der Religion feindlich oder in ihrem Bestande gefährlich wäre; sie scheidet nur die beiden Gebiete des Wissens und des Glaubens strengstens von einander und begrenzt jenes auf das Wissen der positiven Thatsachen, welche uns durch die Erfahrung zugänglich sind. Denn das Experiment ist, wie schon das Wort besagt, eine künstlich herbeigeführte Erfahrung. Allein der Spekulation war er abhold, weil sie sich von den Thatsachen abwendet und so zu sagen in die Luft gebaut ist und daher auch in das Bodenlose gerät. Da man aber im Mittelalter seit jeher und insbesondere durch die scholastische Schulung gewohnt war, die Religion nicht bloß auf den Offenbarungsglauben zu stützen, sondern auch durch die Ergebnisse der Spekulation wissenschaftlich erhärten zu wollen, da man die Philosophie nach dem Ausspruche des Thomas von Aquino als die „Magd der Theologie“ ansah, so war man schon zu jener Zeit sehr geneigt, Bacon als einen für die Religion gefährlichen Gegner zu bezeichnen, und auch späterhin wiederholte sich der Vorwurf noch öfter, er habe der Religion oder, richtiger gesagt, wohl der theologischen Forschung ihre besten Argumente entzogen, indem er sie aus dem Gebiete der positiven Wissenschaften ganz verwies, der Spekulation aber die Berechtigung einer Wissenschaft überhaupt

bestritt. Und in einem gewissen Sinne und Umfange war man vielleicht mit diesem Vorwurfe im Rechte; es war dies wie eine Art Vorahnung jener Gegnerschaft, welche der Religion, sofern sie nicht lediglich Glaubenssache sein will, aus den Anhängern der induktiven Methode in ihren weiteren Konsequenzen erwachsen sollte.

Bacon selbst hat demnach auf eigentlich philosophischem Gebiete große und etwa für die Zukunft grundlegende neue Gedanken nicht geboren. Auf jenem der Naturwissenschaften befähigte ihn ein tief eindringender Blick im Vereine mit scharfer und sorgfältig wägender und vergleichender Beobachtung zu einem Erkennen, das seiner Zeit weit vorauseilte. Ehe noch Newton die Thatsache der Anziehungskraft der Erde zu dem allgemeinen Gesetz der Gravitation erhob, auf welchem das ganze Weltall aufgebaut ist, sprach Bacon den Satz aus, daß als die Ursache der Schwere die Anziehung der Masse des Erdkörpers angenommen werde. Nahezu dreihundert Jahre nach ihm ist man erst dazu gelangt, klar zu erkennen, daß Wärme und Bewegung im Wesen einer Quelle entspringen, ja daß Wärme und Kraft identisch sein, in einander übergeführt werden können u. dgl.; aber Bacon hatte diese hochwichtige Thatsache, die heute durch tausenderlei Wahrnehmungen unbestreitbar erhärtet ist, schon im sechzehnten Jahrhundert vorahnend geschaut, indem er die Wärme als gefangen gehaltene Bewegung bezeichnete. Das war also sein eigentliches Gebiet, und diese Erfolge waren es, die seiner Forschungsmethode ein so sieghaftes Ansehen für die nächsten Jahrhunderte verliehen. Es zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß ein Mann, der selbst nicht eigentlich als ein philosophischer Forscher angesehen werden kann, obgleich er sicherlich ein tiefer Denker und ein bedeutender Forscher war, der keine neuen spekulativ ermittelten Wahrheiten verkündete oder ergründete — dennoch im Reiche der philosophischen Forschung nicht nur Schule machte und eine große Menge Anhänger erzog, sondern geradezu eine vollständige Umwälzung anbahnte, indem er aller Forschung überhaupt einen neuen Weg wies, einen Weg, der demjenigen, den man im allgemeinen bis dahin und insbesondere in den letzten ihm vorangegangenen Jahrhunderten befolgt hatte, nahezu diametral entgegengesetzt war. Eines war der denkenden Menschheit auch zu jener Zeit zur schmerzlichen Gewißheit geworden: daß man der letzten, höchsten und innersten Wahrheit noch nicht habhaft geworden sei, und da es dem Menschengenisse niemals gegeben war, noch ist, auf das Streben nach dieser Wahrheit für alle Zukunft ganz zu verzichten oder in dem Stadium ewigen Zweifels ruhig zu beharren, so war man stets gern geneigt, es nur dem Mangel der richtigen Mittel, des richtigen Weges zur Wahrheit zur Last zu legen, daß man diese so heiß ersehnte noch nicht gefunden. Man warf sich daher mit Feuereifer auf den neu eröffneten und durch Baco's Geist erhellten Weg, neuer Hoffnung voll!

Allerdings traten die Wirkungen dieser Wendung nicht sogleich nach außen hin sichtbar auf; sie vollendeten erst allmählich ihre stillere Arbeit im Innern der Geister, und langer Zeit bedurfte die Frucht, um zu reifen. Der Beginn des 17ten Jahrhunderts und die Hälfte des 18ten waren der Entwicklung jeglicher

Forschung und dem Gedeihen der Wissenschaft weniger günstig. Das Getöse des Kampfes erfüllte Europa, religiöser Streit erhitzte die Köpfe und bewaffnete die Arme der Männer — nur in der stillen und ärmlichen Stube eines Spinoza feierte der denkende Geist seine hohen Festtage. Vor ihm war Descartes bedeutungsvollen Schrittes einhergegangen, nach ihm Leibniz, der durch einen wahrhaft seltenen Umfang an Wissen und die Einheitlichkeit seines Grundgedankens mit Aristoteles zu vergleichen ist, wiewohl ihm die geistige Unabhängigkeit und Freiheit des griechischen Altertums inmitten seiner fürstlichen Gönner und schöngeistigen Prinzessinnen freilich nicht eigen sein konnte. Aber in seiner Person vereinigte sich noch einmal Naturwissenschaft und Philosophie ohne Widerstreit zu einer ganz eigentümlichen Harmonie, um in der Zeit nach ihm ganz auseinander zu treten und gesonderte Wege zu beschreiten. Denn acht Jahre nach seinem Tode ward Kant geboren. In dem langen Zeitraume jedoch, der noch verstreichen sollte, bis in diesem Riesengeiste die Kritik der reinen Vernunft geboren ward und an das Licht trat, wuchsen die Gegensätze zu immer stärkerem Kontraste empor und schieden sich auch im örtlichen Sinne zwischen Deutschland und Frankreich. Man hat diese Zeit die Epoche der Aufklärung genannt, und in der That drängten sowohl hier wie dort die Geister mit Macht dahin, sich und damit die Menschheit von den Fesseln der Vergangenheit zu befreien; anders aber in Deutschland, anders in Frankreich. Auf dieser Seite erscheinen Namen, wie Voltaire, Rousseau, Diderot und ihnen folgen in gründlich zerstörender Arbeit Lamettrie und Holbach, die ersten offen auftretenden Materialisten der neuen Zeit, und Lamarck als Naturforscher der Vorläufer Darwin's. Auf jener Seite aber, in unserem Vaterlande, bereitet sich in der allgemeinen Litteratur zuerst in der sogenannten „Sturm- und Drangperiode“ eine Zeit des idealen Aufschwungs vor, der in der klassischen Höhe Lessing's, Herder's, Schiller's und Goethe's gipfelte. Da war sicherlich von Realismus und Materialismus nichts zu entdecken, von ersterem vielleicht sogar zu wenig! Und in der philosophischen Litteratur erscheint nach dem mystischen Magus des Nordens, Hamann, der extremste aller Idealisten, J. G. Fichte; es erscheinen Schleiermacher, Schelling und Hegel, die zum Teil schon in unsre Tage hereinragen, zum Teil durch ihre zahlreichen Anhänger und Nachfolger bis heute fortwirken.

Jeder dieser Namen hat sein höchst bedeutsames Gepräge und jeder hat der Zeit und dem deutschen Geistesleben die Spuren seines Daseins aufgedrückt. Damals war es, wo der Deutsche als idealer Träumer, Schwärmer, als Ideolog nach Napoleon's Ausdruck gelten mußte, auf den die Männer der That ohne Verständnis, wenn nicht mit Verachtung so doch mit dem Gefühle des Mitleids herabsahen. Einsichtigere nannten die Deutschen das Volk der Denker, ein Titel, mit dem man sich immerhin zufrieden geben kann. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die gänzliche Einseitigkeit dieser geistigen Entwicklung ihre üble Seite hatte. Das Leben innerhalb des Staates bot keinen Spielraum und keine Gelegenheit zu hoher geistiger Bethätigung; die religiösen Fragen, die einst die Welt so heftig bewegt hatten, traten in den Hintergrund, und so war die Gefahr

nahe, daß die große Menge, so weit sie sich überhaupt an dem geistigen Leben beteiligte, in dem lediglich schöngeistigen Interesse einer bloß romantischen Litteratur erschlasse. Das war die Zeit der „blauen Blume“, der „Amaranth“, der sentimentalen Taschenbuch-Novellen und der Goldschnittlyrik. Ferne sei es von mir, dieser Zeit mit spöttischem Tone zu gedenken, denn es stünde dem gereiften Manne schlecht an, über die thörichten und doch so süßen, zauberhaften Träume seiner Jünglingsjahre zu spotten. Wohl ihm vielmehr, wenn er sie durchlebt hat und dennoch zur Reife gelangen konnte. Nicht jeder aber war so glücklich! Und wenn ich die obigen Bezeichnungen als charakterisierende Symptome einer gewissen Spanne Zeit gebraucht habe, so kann ich als warnende Marksteine die Namen eines Hölderlin, eines Lenau hierhersetzen, denen sich noch so mancher traurigen Andenkens hinzufügen ließe.

Der Idealismus aber, der sich hier nur in dem lieblichen Gewande der Poesie darstellte und die Welt des Scheins mit dem rosigen Schimmer der Phantasie verklärte, steigerte sich auf dem Gebiete der Spekulation, wo er sein innerstes Wesen bloßzulegen bemüht war, bis zu einer Höhe, auf welcher er zuletzt notwendigerweise allen Boden oder doch jeden Zusammenhang mit der realen Welt verlieren mußte. Die deutsche Philosophie kam in üblen Ruf. Nachdem man zunächst eine Zeitlang dem hohen Fluge dieser Geister mit Bewunderung gefolgt war, verschwanden sie den Blicken des Volkes in den Wolken des Unfaßbaren; man wendete sich ab und zurück und suchte wieder die feste Stütze der Wirklichkeit, in der man doch ein Gewisses zu fassen und zu besitzen hoffte, das uns durch das Zeugnis der Sinne vermittelt wird.

* * *

II.

Wie in allen irdischen Dingen und insbesondere im intellektuellen Leben der Menschheit mußte auch hier auf das Übermaß in der einen Richtung eine Umkehr und ein Umschlag in die entgegengesetzte folgen, denn alles Irdische strebt schließlich nach der Gleichgewichtslage. Die Spekulation hatte sich, nach Behauptung ihrer Gegner wenigstens, überstürzt, ins Unmögliche verstrickt und dadurch alles Ansehens beraubt. Zu gleicher Zeit aber hatten die Naturwissenschaften im Laufe unsres Jahrhunderts einen ungeahnten Aufschwung genommen. Es bedarf dies letztere keiner näheren Ausführung, denn die Errungenschaften auf diesem Gebiete stehen jedermann täglich so sinnfällig vor Augen, daß es eine Geschmacklosigkeit wäre, sich in einer Schilderung derselben zu ergehen. Allerdings darf man hierbei nicht bloß an Dampfkraft und Elektrizität denken, die zwar im äußeren Leben der Völker ungeheure Wandlungen hervorgerufen haben, jedoch für sich allein der spekulativen Wissenschaft gewiß noch nicht so gefährlich geworden wären wie viele andre Entdeckungen, die sich auf der Warte des Astronomen, in der Werkstätte des Chemikers oder unter der Lupe des Physiologen, für die große Menge unbemerkt, vollzogen. Ich kann mir auch hier nicht gestatten, ins Detail einzugehen, denn ohne eine umfassende, hier un-

zulässige Darstellung des allseitigen Fortschrittes auf den vielfachen Gebieten der positiven Wissenschaften könnte ja der Umfang der neuerworbenen Kenntnisse nicht erwiesen werden; eine trockene Aufzählung einzelner Worte aber würde zu einer für den Leser nicht viel besagenden Nomenklatur herabsinken. Übrigens glaube ich, daß die Thatsache von niemand bestritten werden dürfte, daß in den letzten Jahrzehnten unsre Kenntnisse im Punkte der Naturthatsachen in einer bisher unerhofften Ausdehnung bereichert worden sind und daß uns auf Grund dieser Kenntnisse auch ein tieferes Verständnis für den inneren Zusammenhang vieler Naturerscheinungen aufgegangen ist, deren gemeinsames Wesen uns bis dahin unerkennbar geblieben war. Jene Kenntnisse wurden auf dem Wege der Forschung erworben; dieses Verständnis wurde zuerst vorgeahnt, dann durch Kombination erschlossen und schließlich empirisch erhärtet. Ohne diesen letzteren Vorgang wäre eine bloße Anhäufung faktischer Kenntnisse wertlos geblieben; mit ihm drang Licht, Klarheit und Verbindung in das Chaos, Ordnung und Harmonie offenbarte sich dem menschlichen Auge.

Anzweifelhaft also können die Naturwissenschaften in diesem ihren Bereiche auf glänzende, ja blendende Erfolge hinweisen. Wie arm und nahezu beschämt mußten daneben die spekulativen Wissenschaften stehen, die nach jahrhundertlangem Ringen kaum eine ganz unbestrittene positive Thatsache zu Tage gefördert, die tausenderlei Meinungen und Hypothesen geboren, aber der Menschheit noch immer nicht die Erkenntnis der höchsten Wahrheit geschenkt hatten! Was Wunder, daß sich in der öffentlichen Meinung der Sieg den realen, exakten Disziplinen zuwendete, den einzig nützlichen, für das praktische Leben verwendbaren, indes die Denkarbeit der wenigen Männer, die auch in dieser Zeit noch die verödeten Wege des Idealismus wandelten, ruhmlos und unbeachtet blieb.

In der Ausnützung dieses Sieges ist man offenbar zu weit gegangen. Ja, man kann sagen, daß die Sieger und ihre Anhänger zuweilen bis zur Unvernunft grausam und unerbittlich waren. Sie sparten wahrhaftig nicht mit Worten der Verachtung, mit Schmähungen und Sarkasmen für die einstens hehre „Weltweisheit“; sie bestritten ihr den Charakter einer Wissenschaft überhaupt und die eifrigsten von ihnen meinten sie für alle Zukunft abzuthun. Als Gegenstand einer wirklichen Wissenschaft läßt man nur dasjenige gelten, was auf dem Wege der Erfahrung, der Anschauung, des Experiments gewonnen werden kann, und da die Naturforscher auf dem Wege der induktiven Methode zu so reichen und weitgehenden Resultaten gelangt waren, so erklärte man diese für die allein berechtigte, einzig zum Ziele führende. Bacon's Gedanke feiert nach drei Jahrhunderten seine Triumphe.

Dagegen wäre ja nun allerdings nichts einzuwenden. Man kann sich wohl damit einverstanden erklären, daß die Menschheit nun einmal wieder auf diesem Wege es versuche, der Natur oder der Gottheit ihre tiefsten Geheimnisse abzurufen; vielleicht, daß der heute um so viel reichere Schatz an Thatsachen-Kennntnis es eher ermöglicht, den Schlüssel zu finden, als es dem minder gut ausgerüsteten Altertum oder dem noch so armen Mittelalter vergönnt sein konnte.

Was aber Abneigung und Widerwillen erwecken muß, ist jenes Symptom im geistigen Leben eines Volkes, welches ein sehr geschätzter Schriftsteller unsrer Zeit mit dem glücklichen Worte: „Nüchternheitsfanatismus“ bezeichnete, ein schaler und bemitleidenswerter Fanatismus, der gemeiniglich mit einem ungemessenen Bildungsdünkel Hand in Hand geht. Man negiert den Idealismus nicht nur prinzipiell und als wissenschaftliche Richtung, sondern man entäußert sich auch in der praktischen Anwendung aller Ideale und freut und rühmt sich dessen bis zum Cynismus. Solches Verfahren kann zur Beredlung der Gemüther, zur Hebung des geistigen Niveaus des Volkes, zum Vorschreiten der Menschheit auf der Bahn der Kultur nicht beitragen! Aber der Besitz des Wissens auf dem Gebiete der endlichen Naturthatsachen hat die vermeintlich Wissenden übermütig gemacht! Das „Eritis sicut Deus,“ das die religiöse Mythe schon an die Wiege des Menschengeschlechts gesetzt hat, übt auch heute wieder seine bestechende Kraft aus. Man glaubt, durch Aufeinanderhäufung von Kenntnissen auch schon der Erkenntnis Herr geworden zu sein; man glaubt, weil man vielerlei weiß, auch schon alles zu wissen und schließt die selbstgefällige Rechnung dort, wo sich doch noch ein unaufgelöster Rest zu zeigen droht, einfach damit ab, daß man diesen Rest, der doch noch so unendlich viel in sich schließt, schlechtweg auslöscht, ihm seine Existenz abspricht.

Große, wahrhaft auf der Höhe des Geistes stehende Naturforscher verfahren allerdings nicht in solch kurzfristiger Weise. Dubois-Reymond, dem gewiß niemand die nötige Autorität in Sachen der positiven Wissenschaft zu bestreiten versuchen wird, der sogar als einer der ersten der Spekulation und dem Idealismus den Fehdehandschuh hingeschleudert hat, gelangt nach langwierigen und gewiß nicht erfolglosen Forschungen in seinem Fache dennoch zu dem Bekenntnis, daß es noch immer sieben „Welträtsel“ gebe, deren Lösung der positiven Wissenschaft nicht möglich sei, ja überhaupt auch in aller Zukunft nicht erreichbar! Und schon die allerersten dieser Rätsel sind von so grundlegender Art und Bedeutsamkeit, daß, so lange sie ungelöst bestehen, das Weltganze selbst ein Rätsel bleibt. Denn wenn man, wie Dubois-Reymond thut, die Fragen nach dem „Wesen von Materie und Kraft —“ „Ursprung der Bewegung,“ nach der „Entstehung des Lebens“ als bisher unbeantwortbare bezeichnet — und sie sind es leider, in der That! — was heißt dies anders, als daß tausend andre Erscheinungen des kosmischen Geschehens uns noch dunkel und unerklärlich sind? Oder kann man denn behaupten, daß wir sie nach ihrem innersten Grunde verstehen, weil wir mit den Sinnen wahrnehmen, wie sie sich zeitlich und räumlich abspielen? Sieht etwa der Naturforscher trotz all' der Instrumente, mit der er der Natur an den Leib rückt, mehr als dies bloß äußerliche Geschehen? Und welche Antwort vermöchte er zu geben, wenn man mit Dubois-Reymond die noch weit subtileren Fragen nach der Entstehung der einfachsten Sinnesempfindung, nach dem Ursprung des Denkens und der Sprache aufwirft?

Aber es gibt Geister und Schriftsteller, die sich mit den Resultaten, zu denen dieser hochangesehene Forscher gelangt ist, und mit den Grenzen, die er

dem menschlichen Erkennen gezogen hat, nicht bescheiden mögen. Sie berühmen sich, alle bisherigen Probleme bereits gelöst zu haben, und treten als Lehrer und Führer ihres Volkes auf, indem sie gerade ihre Sorte von Weisheit als die einzige „Zukunftphilosophie“, als die Wissenschaft der spätern Jahrhunderte anpreisen, von denen aus man mit lächelndem Bedauern auf die Irrtümer und Vorurteile der heute nach der Wahrheit ringenden Menschheit zurückblicken wird! Solche etwas anmaßend klingende Meinung wird auf dem deutschen Büchermarkte in verschiedenartiger Fassung verfochten: bald uehr in polemisch-populärem Tone für den großen Leserkreis berechnet, aber mit desto rücksichtsloserer Zerstörungswut, je weniger wissenschaftliche Begründung zur Verfügung steht; bald wieder mit dem äußern Apparate eines scheinbar wissenschaftlich aufgebauten Systems, das zunächst durch den Reichtum des thatsächlichen Details imponiert, bei näherer Prüfung aber alsbald in einer Ansammlung von Bruchstücken zerbröckelt.

Das Gemeinsame beider Arten ist darin gelegen, daß beide durchaus alles Gedeihen geistiger Forschung lediglich aus realen Wissenschaften ableiten wollen, alle Spekulation mit Hohn und Entrüstung von sich weisen und von der Philosophie mit aller Strenge die Einhaltung der induktiven Methode verlangen, welche nur von den Wahrnehmungen der Erfahrung auszugehen habe. Daß dabei Darwin's Entwicklungslehre in einem Umfange, welchen dieser selbst ihr niemals zuzuschreiben gewillt war, zur Argumentation herangezogen wird, daß Häckel und auch Herr Ludwig Büchner ihre Autorität dazu leihen müssen, ist wohl naheliegend. Und da in letzter Linie selbst demjenigen, der die ganze Wissenschaft mit Einschluß der Philosophie nur auf den realen Boden des materiellen Geschehens aufbaut, gerade die Materie selbst eine nach ihrem Ursprung und Wesen unüberwindbare Frage entgegenstellt, so muß es dahin kommen, daß man als deren letzte Lösung zu der Atomenlehre zurückgreift, die vor zweitausend Jahren in Epikur's und Anaxagoras' Geiste ihren Anfang genommen hat. Man belegt die uralten Atome mit den verschiedensten Namen, nennt sie mit Leibniz „Monaden“, mit andern „Kraftpunkte“, „Kraftzentra“ oder neuestens „Bionten“; — man stattet sie mit allen möglichen, auch den widersprechendsten Eigenschaften wie fabelhafte Wesen aus, damit man dann aus diesen ihren ganz willkürlich erfundenen Attributen alles Beliebige herausdeduzieren könne — aber sie selbst bleiben darum um nichts weniger rätselhaft, und von ihnen ausgehend kann man das Weltganze nicht besser erklären als aus irgend einer andern Hypothese! —

So zieht der Geist der Menschheit auf kreisförmigen Bahnen dahin, immer wieder zum Ausgangspunkte zurückkehrend, immer von neuem wagend und versuchend, auf und nieder schwankend, vom Zweifel gequält, von Hoffnung beseelt, den spähenden Blick in die Tiefen des Abgrunds gesenkt, mit tausend Fragen im hängen Herzen! „Mich gründlich prüfend find' ich an der Summe des Erkennens: — was mir klar im dunkeln Leben wurde, ist nicht wert des Nennens“, sagt Omar Cheijam, der persische Dichter.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Hygiene.

Die Schulreform in Deutschland vor dem Forum der Hygiene.

Vor einigen Monaten ging eine Nachricht durch die Blätter, die in den Kreisen der Schulhygieniker einen höchst wohlthuenden Eindruck hervorgerufen hat. Es hieß darin, der preussische Kultusminister Graf Zedlitz-Trützschler werde es sich sehr angelegen sein lassen, erhöhte Ausbildung der Körperkraft und Gewandtheit bei der heranwachsenden Jugend zu fördern. In dieser Beziehung sei er gesonnen, die volle Erbschaft seines Vorgängers anzutreten.

Bei einem Besuche der Turnlehrerbildungsanstalt in Berlin äußerte sich dann der Minister direkt in diesem Sinne. Unter solchen Umständen darf man erwarten, daß die Anträge der Berliner Schul-Konferenz über Fragen des höheren Unterrichts nicht fruchtlos bleiben werden. Sie sollen in den folgenden Blättern samt denen des bayrischen Oberschulrats in bezug auf ihren hygienischen Wert betrachtet werden.

Die nordischen Herren gingen in mancher Hinsicht sehr entschieden vor und erklärten: ¹⁾

1. Es ist wünschenswert, die Gesamtzahl der Unterrichtsstunden in den Gymnasien zu vermindern.
2. Diese Verminderung darf keine Vermehrung der häuslichen Arbeiten zur Folge haben.
3. Körperliche Übungen werden als tägliche Aufgaben bezeichnet.
4. Der Unterricht im Freien ist für die Naturkunde sowie für die geographische und geschichtliche Heimatkunde auf alle Weise zu fördern.

Man atmet förmlich erleichtert auf bei diesen Beschlüssen, die einen frischen Geist verraten; sie sind für die weitesten Kreise besonders bedeutsam, weil sie nicht etwa von Ärzten, nein von Pädagogen unterstützt sind. Die Letzteren erkennen dadurch offen an, daß die von ärztlicher Seite so oft gewünschte Verminderung der Stundenzahl, die Entlastung des Schülers von der Hausarbeit und die Vermehrung der körperlichen Übungen wirkliche Bedürfnisse sind und Grundbedingungen für die gedeihliche Entwicklung der Jugend darstellen. Die Vorschläge der Berliner Konferenz fassen das Übel an der Wurzel, wenn sie — zur Ausführung gelangen.

In Bayern ist die Unterrichtsverwaltung schneller vorangegangen, einige Reformen sind schon eingeführt, die an sich hygienisch recht wertvoll sind, die aber, genauer betrachtet, kaum eine tiefgehende Wirkung in der nächsten Zeit versprechen. Offiziell ist folgendes bekannt geworden:

¹⁾ Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin vom 4. bis 17. Dez. 1890. Berlin 1891.

1. Vom Beginn des Sommersemesters 1891 haben zwischen den einzelnen Schulstunden Pausen bis zu einer Viertelstunde einzutreten.
2. Der Schwerpunkt des Unterrichts ist noch mehr als bisher in die Schule zu verlegen. Bei den täglichen häuslichen Arbeiten ist Überbürdung zu vermeiden. Die von den Schülern durchschnittlich gebrauchte Zeit soll in den oberen Klassen 3 Stunden betragen.
3. Der Sonntag hat frei zu bleiben.

Für die Realgymnasien und Realschulen sind entsprechende Verordnungen erlassen worden.

Prüfen wir die bayrischen Maßregeln etwas genauer, so ergibt sich z. B. bezüglich der Pausen, daß sie nur dort von einigem Nutzen sein werden, wo die Schüler ins Freie, in einen Garten, Hof, oder dergl. gelangen können. Die großen Städte mit alten Schulgebäuden bieten nun in der Regel nach dieser Seite hin sehr wenig, daher mag es an vielen Orten schwer, wenn nicht auf Jahre hinaus unmöglich werden, diese kleine Erleichterung zu gewähren. Dennoch ist ihre Durchführung auf jede Weise zu erstreben. Diese Pausen sind für den Körper wie für den Geist wohlthuend. Dreiviertel Stunden steter Aufmerksamkeit spannen selbst Erwachsene ab, um wieviel mehr Kinder, die tagtäglich mehrere Stunden an die Bank gefesselt sind. Allein man möge sich keinen Illusionen hingeben, als ob damit etwas Erfleckliches geschehen sei. Wer täglich eine Last fünf bis sechs Stunden den Berg hinaufschleppen muß, der wird es zwar angenehm empfinden, wenn ihm gestattet ist, eine kurze Rast zu halten, aber die Anstrengung an sich wird dadurch nicht geringer. Das Gewicht der Jungens als solches muß gemindert werden! Aber das ist leider nicht geschehen, wie der zweite Satz der Verordnung bei genauerer Betrachtung bald zeigt: „der Schwerpunkt des Unterrichts ist noch mehr als bisher in die Schule zu verlegen.“ Das klingt herrlich, und eine Hoffnung blickt uns lächelnd entgegen, daß nun den Kindern mehr Zeit zur Erholung übrig bleibe. Allein der Nachsatz wandelt diese frohe Erwartung in Betrübnis um, wenn von den Schülern der obern vier Klassen, zwischen dem 14.—18. Jahr, noch 3 Stunden obligatorische Hausarbeit verlangt werden darf.

Hier wäre ein energisches Veto von seiten der medizinischen Sachverständigen bei den Beratungen am Platz gewesen, allein man hat sich auf einen fast neutralen Boden gestellt und lediglich die Forderung vertreten, die Zahl der bisherigen Unterrichtsstunden dürfe nicht überschritten werden, im übrigen aber hinzugesetzt, sie erscheine vom hygienischen Standpunkt nicht als zu hoch gegriffen. Ja, wäre mit den 5 und 6 Schulstunden die Arbeit des Tages abgeschlossen, dann könnte man sich wohl beruhigen, allein dies ist, wie wir eben gesehen haben, nicht der Fall. Die Schüler an humanistischen und Realgymnasien kommen mit der obligatorischen Hausarbeit für die Schule auf 9 Stunden pro Tag.

„Wir gestehen offen, daß eine dreistündige häusliche Arbeit, die zu intensiver Schulthätigkeit hinzutritt, dem jugendlichen Körper zu viel zumutet. Wo bleibt

da noch Zeit für die freigewählte Arbeit, für die Lektüre, für die Beschäftigung mit Musik, Zeichnen, für körperliche Erholung und Kräftigung und für Geselligkeit im Kreise der Familie. Neun Stunden tägliche Arbeit für junge Leute von 14—18 Jahren ist zu viel.“

Diese Kritik der bayrischen Reform stammt aus der Feder eines bayrischen Schulmannes¹⁾. Sie läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig, um den geringen hygienischen Wert der Reform richtig zu taxieren. Aber der Münchner Pädagoge sagt noch mehr: „Diese neunstündige obligatorische Arbeit wird überdies noch beträchtlich vermehrt durch die fakultativen Arbeiten wie Zeichnen, Musik, Gesang, Stenographie oder irgend eine lebende Sprache, so daß oft eine Arbeitszeit von 11—12 Stunden herauskommt! Also ebensoviel wie bei Fabrikarbeitern. Nun kann man allerdings sagen, die Beteiligung an den fakultativen Fächern finde nicht bei allen Schülern in gleichem Maße statt, aber es ist zu berücksichtigen, daß die obligatorische Arbeit in Schule und Haus durchaus nicht immer mit der von dem obersten Schulrat festgesetzten Zeit pro Tag abgeschlossen ist.

„Wohl giebt es manche Begabte, die, mit schneller Fassungskraft versehen, die Aufgaben in kürzerer Zeit wenn auch flüchtig erledigen, allein die langsamen und gewissenhaften Schüler brauchen mehr Zeit, und es ist vielen Lehrern und Ärzten bekannt, daß die Kinder oft bis spät in die Nacht an der Arbeit sitzen, und daß die Verlängerung der Arbeitszeit nur auf Kosten des Schlafes gewonnen wird, der statt volle neun Stunden oft nur sieben Stunden dauert.“

Man sieht aus dieser trefflichen Rechnung eines Schulmannes, daß der bayrische Medizinalreferent hier die Verhältnisse offenbar zu leicht taxiert hat, wenn er meinte, die Zahl der bisherigen Unterrichtsstunden erscheine vom hygienischen Standpunkt nicht als zu hoch gegriffen, und die Bemerkungen seines pädagogischen Landsmannes gleichen aufs Haar einer beredten Verurteilung des Referenten. Man hat sich allerdings auf ein Gutachten der obersten Medizinalbehörde berufen, welche erklärte, die Zahl der zeitig Untauglichen bei den Einjährig-Freiwilligen, also bei der studierenden Jugend, sei enorm viel geringer als bei der ländlichen Bevölkerung²⁾. Das würde also bedeuten, daß bei den Studierenden bayrischer Gymnasien keine Schulkrankheiten vorkämen.

Dieses Ergebnis ist aber so überraschend, daß wir denn doch vorziehen uns an diejenigen Angaben zu halten, welche bei der Berliner Konferenz in dieser Beziehung gemacht wurden. Oberstabsarzt Dr. Werner³⁾ verfügt über ganz andere Erfahrungen. Die Zahl der Tauglichen unter den zum einjährigen Dienst Berechtigten ist geringer als unter den sonstigen Gestellungspflichtigen. In runder Zahl sind 47 Prozent untauglich. Und dieses statistische Ergebnis wurde bei elf preußischen Armeekorps auf anderem Wege nachgeprüft, und das hat zu

¹⁾ Münchener Neueste Nachrichten 1891. 22. Jan. Nr. 33.

²⁾ Die bayrischen Erhebungen stützen sich auf Beobachtungen vom Jahr 1887 bei dem Infanterie-Leibregiment in München. Siehe Münchener med. Wochenschrift 1888. 4. Dez. S. 857 u. ff.

³⁾ Berliner Verhandlungen a. a. O. S. 442.

dem Resultat geführt, daß die körperliche Beschaffenheit und die darauf beruhende Wehrhaftigkeit bei der Klasse der zum einjährigen Dienst Berechtigten minderwertiger ist als bei den dreijährig Dienstpflichtigen.

Eine nähere Betrachtung der Ursachen, welche die Ziffer der Untauglichen bedingen, muß die Ansicht nur bestärken, daß die schädigenden Einflüsse in der Schule zu suchen sind. Von dem zum Herbsttermin 1890 bei den Truppen in Berlin und Lichterfelde für den einjährigen Dienst angemeldeten 1396 jungen Leuten waren 671 untauglich zum Waffendienst. Den hauptsächlichsten Grund hierfür bildete zurückgebliebene körperliche Entwicklung, schwacher Knochen- und Muskelbau, schwache Brust. 380 Mann = 56.6 Prozent der Untauglichen oder mehr als $\frac{1}{4}$ der insgesamt Angemeldeten mußten aus dem genannten Grunde zurückgestellt werden. Es handelt sich hier nicht um ein vereinzelttes Ergebnis. Größere Zahlenreihen, welche in einer Reihe von Jahren gewonnen wurden, ergaben das gleiche traurige Resultat.¹⁾ Unter andern Organ-Erkrankungen machen sich Herzfehler und Sehstörungen in auffälliger Weise bemerkbar, welche über die Durchschnittszahlen bei den sonstigen Gestellungspflichtigen beträchtlich hinausgehen. Die Herzfehler sind bei den Einjährig-Dienstpflichtigen wenigstens dreifach größer, und zwar sind dies zumeist sogenannte „nervöse“ Herzkrankheiten, von denen namhafte Nervenärzte behaupten, daß sie unter den Schülerkrankheiten heutzutage einen immer wachsenden Umfang annehmen. Nun überlege man doch einen Augenblick, welchen geistigen Druck die Schule auf junge Leute thatsächlich ausübt, um von dem Gehirn aus durch geistige Anstrengung des Schülers rückwirkend an dem in der Brusthöhle befindlichen Zentrum des Kreislaufes eine nachhaltige Störung hervorzurufen. Es gehört ein großer Grad von Härte dazu, um angesichts solcher Thatfachen auf dem betretenen Wege fortzufahren. Wir sind von einer wohlwollenden Behandlung der Schüler noch weit entfernt, das zeigt sich deutlich.

Was die Kurzsichtigkeit betrifft, so konstatiert Werner aufs neue, wie mit den Schuljahren die Myopie wächst. Von 4—15 Prozent in Sexta wächst sie auf 25—50 Prozent und darüber in Prima (d. h. der obersten Klasse)!! Im Kampf der Meinungen über die Bedeutung der Kurzsichtigkeit für die heranwachsende Jugend ist oft behauptet worden, sie sei gar keine Krankheit, nicht einmal eine Anomalie, sondern eine Anpassung des Organs an die Forderungen der steigenden Kultur. Das ist vollkommen falsch, die Myopie ist ein Fehler, der in der Armee, im Forst- und Seemannsdienst und im äußeren Eisenbahndienst sich sehr fühlbar macht.“ In den Kadettenanstalten, wo mit der wissenschaftlichen und geistigen Bildung die körperliche besser Hand in Hand geht, ist seit der Jahre 1888—1890 eine ansehnliche Herabsetzung der Myopie erreicht worden.

Vielleicht ist es von Wert, über den Einfluß unsrer traurigen Stubenexistenz noch einen andern Zeugen zu vernehmen. Ich führe den anthropologischen Verein des Großherzogtums Baden zu diesem Zwecke an. Er hat eine umfassende Unter-

¹⁾ Die Zahlenangaben siehe a. a. O. S. 443.

suchung der Rekruten seines Landes eingeleitet, und die bisher gefundenen Zahlen ergaben ebenfalls ganz andre Resultate als die in München vorgelegten. Leute mit sitzender Lebensweise zeigen dort die schwächste Brustentwicklung und stehen gegen die Landwirte und die im Freien lebenden Handwerker weit zurück. Bei Seminaristen jeder Art ist die Brustentwicklung aber noch geringer als bei Leuten mit sitzender Lebensweise. So steht es also mit den jungen Leuten in Preußen und Baden. Daß die Bayern sich anders verhalten sollten, ist angesichts der 11—12 stündigen Arbeit, die vor der Reform bestand und nach derselben fort-dauern wird, gänzlich ausgeschlossen. Die Untersuchungen im Münchener Hol-landeum (einem Knabenseminar) und im Mädchen-Erziehungsinstitute der englischen Fräulein zu Nymphenburg haben übrigens ergeben, daß auch dort die Kurzsichtigkeit von der untersten bis zur obersten Klasse stetig zunimmt. Die Myopie ist aber ein Maßstab auch für die übrigen Schul-Krankheiten. Dennoch tröstete sich der oberste Schulrat, weil seit Einführung der elektrischen Beleuchtung die Zahl der Kurzsichtigen abnehmen soll. Allein die Dauer der Beobachtung ist ja zu kurz, um bestimmtes sagen zu können, und niemand wird wohl im Ernst glauben wollen, daß elektrisches Licht Engbrüstigkeit und Muskelschwäche beseitigen helfe. Dennoch blieb man in Bayern bei dem obenerwähnten Beschluß ruhig stehen, ja „das thatkräftige Eingreifen des Ministers“ hat es ¹⁾ sogar dahin gebracht, daß der Antrag: die Zahl der bisherigen Unterrichtsstunden nicht zu überschreiten mit dem beschränkenden Zusatz „wo möglich“ zum Beschluß erhoben wurde. Dieses „Wo möglich“ ist nun unendlich dehnbar, es öffnet weiterer Belastung Thür und Thor, mit diesem „Wo möglich“ können Rektoren und Lehrer machen, was ihnen beliebt. Es hat auch sofort seine bedenklichen Früchte getragen.

Seltzam, obgleich seit Jahren die krankmachenden Einflüsse der Überbürdung schon in zahllosen Schriften mit einer erdrückenden Menge von Thatsachen niedergelegt sind, hält es doch unendlich schwer, die maßgebenden Personen zu überzeugen. Man muß also immer wiederholen: junge Leute, welche unter günstigen Bedingungen der Nahrung, Wohnung und Kleidung aufwachsen, sollten körperlich gut entwickelt sein und eine Elite der heranwachsenden Generation darstellen. Statt dessen ist das Gegenteil der Fall, sie sind ärmlicher entwickelt als die sonst schlecht Genährten, die allen Unbilden der Witterung und schwerer körperlicher Arbeit ausgesetzt sind. Die Schäden unsrer einseitigen Erziehung lassen sich mit Händen greifen, aber man zieht es vor, kleine Mittelchen da und dort anzuwenden, und scheut sich, etwas Durchgreifendes zu thun. Deshalb muß man immer wieder betonen: das einzige Hilfsmittel, das Besserung bringt, ist Beschränkung des Sitzens in Schule und Haus.

Endlich wird's doch gehen. E pur si muove. Es ist doch schon viel gethan worden. Allein noch immer nicht genug!

Als Bettenkofer die Verschlechterung der Luft in überfüllten Räumen, also auch in den Schulzimmern, sinnfällig bewiesen hatte, ging man aller Orten

¹⁾ Allgemeine Zeitung München 8. Jan. 1891.

an den Bau großer Schulhäuser mit künstlicher Luftzufuhr. Man hoffte damit gleichzeitig gegen die Erkrankungen der Atmungsorgane wirksam ins Feld zu ziehen; hatte doch Virchow nachgewiesen, daß die Schwindsucht 34 Prozent ihrer Opfer zwischen dem 10.—20. Lebensjahre überfalle. Große Schul-Räume und bessere Luft sind jetzt den Kindern zwar geboten, aber die Opfer dieser Krankheit sind noch ebenso zahlreich.

Die Zunahme der Kurzsichtigkeit hatte einen wahren Schreck hervorgerufen. Der Schulmyopie und den Verkrümmungen der Wirbelsäule sollten die rationellen Subsellien abhelfen. Millionen wurden ausgegeben, die „Subsellien“ wurden für jede Körpergröße passend hergestellt, und man hielt die Jugend nun gefeit vor den gefürchteten Gebrechen. Aber keine Schulbank hat geholfen, so viele schon erfunden wurden, und keine wird helfen, so viele noch erfunden werden sollten, weil die Augen und die Wirbelsäule der Kinder 9—12 stündiges Sitzen einfach nicht vertragen. Es ist seltsam, daß man dies immer noch nicht begreifen kann. So viele meinen, auf den guten Subsellien schade das Sitzen nicht; so viele wohlwollende Eltern stellten in ihrer Wohnung die „besten“, „bewährtesten Modelle“ auf, ohne eine Besserung zu erzielen. Der Schiefwuchs hört nicht auf ebenso wenig wie die Myopie. Man sträubt sich, diese Thatsache einzusehen, und sie ist doch so begreiflich. Was helfen die guten Schulbänke, wenn jetzt mehr Zeit abgefressen werden muß als früher auf den schlechten!

Jetzt eben glaubt man einen neuen Grund dieser Übel entdeckt zu haben: Steil- oder Schiefschrift ist die Parole. Aller Orten werden Studien und Versuche angeordnet. Wie die Entscheidung auch ausfallen möge, sie bringt nur neue Gefahren. Denn die meisten Lehrer wie Eltern ziehen sofort den falschen Schluß: wie herrlich, diese Art der Schrift schadet also den Augen nicht, nun können wir also die Kinder unbeschadet darauf los schreiben lassen. Arme Kinder, die beste Schrift wird eure Augen ruinieren und die Wirbel verkrümmen machen, wenn zu viel geschrieben werden muß. —

Gleichzeitig mit dem Verderbnis der Augen wurden die Störungen des Allgemeinbefindens als eine Folge des Schulbesuches erkannt. Von Kopfschmerz, Blutarmut, von rasch auftretender körperlicher und geistiger Ermüdung erzählten Lehrer und Ärzte. Allmählich ist darüber eine ganze Litteratur auf Grund zahlreicher statistischer Erhebung erwachsen. Da erinnerte man sich der heilsamen Wirkungen des Turnens. Mit begeisterter Hoffnung riefen alle nun auch nach diesem Rettungsmittel, und die Staaten entschlossen sich neben der Pflege des Geistes auch diejenige des Körpers in die Hand zu nehmen. Es entstanden Turnhallen, und nun giebt es kein neuerbautes Schulhaus mehr, das nicht einen Turnplatz besäße und geschickte Turnlehrer dazu. Die Jugend turnt vorschriftsmäßig wöchentlich zwei Stunden, und für jede Altersstufe ist das Maß der Anstrengung geregelt.

Trotz dieser vortrefflichen Einrichtungen sind die Erwartungen der Ärzte und der Eltern nicht erfüllt worden. Die Schulkrankheiten sind nicht im Abnehmen begriffen. Denn zwei Turnstunden pro Woche sind zu wenig gegenüber jener

großen geistigen Anforderung, die den Schülern jede Zeit zur Erholung, ja selbst die Zeit des Schlafes verkümmert. Das Schulturnen verbessert zwar die Muskeln und macht gewandt, wirkt aber auf die Erweiterung der Brust so gut wie gar nicht. Das zeigen direkte, auf diesen Punkt gerichtete Beobachtungen sowie die eben angeführte Statistik über die Freiwilligen in Preußen. Daraus folgt denn doch klar, daß das bisherige Turnen bei der zum Sitzen gezwungenen Jugend für die wichtigen Organe der Atmung nicht ausreichend ist. Die Zahl der Geschwächten und Kränklichen bleibt dennoch auf der nämlichen Höhe (47 Prozent—50 Prozent.) Der Grund liegt offenbar darin, daß die eine Hand nahm, was die andre gab. Die Staaten errichteten hygienisch vortrefflich eingerichtete Schulhäuser, gaben bessere Luft und gute Subsellien wie nie zuvor, aber sie nahmen der Jugend die Zeit sich im Freien zu bewegen und sich zu erholen von den Nachteilen des Sitzens und der Nacharbeit und der damit verbundenen geistigen Anstrengung. Man täuschte sich in die falsche Annahme hinein, in den gut ventilirten und hellen Räumen schade selbst sechsstündiges Sitzen nicht mehr und hinterdrein könne auch noch eine mehrstündige obligatorische und fakultative Hausarbeit ohne Nachteile ertragen werden¹⁾.

Schon lange bemerkten fein beobachtende Lehrer, daß alle diese Maßregeln keine Besserung brachten, und sie begannen deshalb auf die vorsichtige Abwechslung in den Lehrgegenständen ein besonderes Gewicht zu legen. Allein auch damit ward keine Besserung erreicht.

Jetzt hat man einen andern Grund der Mißerfolge entdeckt: die mangelhafte Vorbildung der Lehrer namentlich für die Gymnasien. — Jetzt gilt Vertiefung der pädagogisch-didaktischen Vorbildung als unerläßlich. Freilich sind zahlreiche Gymnasiallehrer aus eigenen Studien und Übungen erst erprobte Schulmänner geworden, aber man will jetzt auch die weniger Entwickelten durch methodische Schulung zu retten suchen. Es mag ja sein, daß solche Vorbildung gute Früchte bringt, aber ein viel sichereres und schneller wirkendes Mittel ist, die Stellung der Lehrer in jeder Hinsicht zu verbessern, dann werden sich viele gute Kräfte diesem Beruf widmen, und damit wird mehr erreicht als mit der Dressur. Das Beste, was den Lehrer auszeichnet: die Liebe zur Jugend, das Verständnis für den richtigen Verkehr mit ihr, die Macht der Anregung, die so

¹⁾ Ich freue mich auf das Zeugnis eines Gymnasialdirektors hinweisen zu können, der, zu der Berliner Konferenz geladen, dort sich in demselben Sinn vernehmen ließ. Dr. Citner (Görlitz) erklärte nach einem Rückblick auf den Turnunterricht in Preußen (zwei Stunden pro Woche, obligatorisch für alle Schüler), die angelegte Zeit genügt nicht. Sie steht in keinem auch nur einigermaßen angemessenen Verhältnis zu der überwiegend auf die Bildung des Verstandes verwendeten wöchentlichen Stundenzahl. (Berliner Verhandlungen a. a. D. S. 463). Unter dem Eindruck dieser Darstellung und anderer übereinstimmender Bemerkungen einigten sich die Mitglieder der Konferenz, der Regierung den eingangs zitierten Antrag zu unterbreiten: „Körperliche Übungen, Pflege der Spiele und dergl. werden als tägliche Aufgaben bezeichnet,“ und der Unterricht im Freien ist zu fördern, beschloß ferner Verminderung der Unterrichtsstunden ohne Vermehrung der häuslichen Arbeiten. Hoffentlich werden die Wünsche der Ärzte und der Pädagogen diesmal erhört.

viel zuwege bringt, die feine Beurteilung der Individualität des Schülers und damit die besondere Behandlung desselben — erzielt ihr doch durch keine noch so weit gehende Dressur. Diese großen, durchschlagenden Qualitäten liegen wo anders, im Kopf und im Herzen. Und beides ist nur auf dem angedeuteten Wege zu gewinnen: durch Besserung der Stellung der Lehrer. Statt dieser geplanten Seminare beträchtlich bessere Stellung! Diese That wird die Wirkung nicht verfehlen und sich reichlich lohnen. Diese gute That bringt die guten Köpfe. — Aber so bedeutend die Verbesserung des Unterrichts sein wird, niemand darf doch glauben, daß dadurch die Engbrüstigkeit unsrer Jugend, der Schiefwachs und dergl. verschwinden. Nein — dreimal nein: Beschränkung der Sitzzeit in der Schule und an der Hausarbeit ist die einzige Rettung vor der körperlichen Misere. Man versuche es doch einmal mit dieser Maßregel. „Die Pädagogik ist vorwiegend eine Erfahrungswissenschaft“, wurde auf der Berliner Konferenz erklärt, das ist vollkommen richtig, aber dann beginne man doch mit Versuchen, um damit die entscheidenden Erfahrungen zu sammeln.

Auf der Berliner Konferenz wurde u. a. durch Gymnasialdirektor Schiller die These vertreten, „die häuslichen fremdsprachlichen schriftlichen Übungen (Exercitien und Aufsätze) sind entbehrlich; in der Naturbeschreibung sollte das Lernen aus Büchern untersagt werden.“ Aus diesen Worten eines Pädagogen flösse ein wahrer Strom von Wohlthaten auf die Jugend, wenn sie zur That würden, Gußfeldt wollte nur die Vormittagsstunden für den eigentlichen Unterricht verwenden, die Nachmittagsstunden Turnübungen, Spielen, dem Eislauf und dergl. widmen. Man versuche es doch probeweise einmal mit der Durchführung dieser Vorschläge. Man lasse doch nach Schiller's Muster ein paar Gymnasien einrichten und verwalten und vergleiche dann ihre Resultate mit denen anderer Schulen. Man wende also einmal die naturwissenschaftliche Methode, das Experiment an, das schnell und sicher zu den besten Reformen führt, und fürchte nicht, daß die Tugenden dieser Versuchsanstalten geistig minderwertig ausfallen. Die ganze Berliner Konferenz giebt ja durch ihr Votum schon die Sicherheit, daß das nicht der Fall sein werde, die Herren haben es durch ihre oben und schon eingangs angeführten Anträge ja anerkannt, daß die Forderung der Hygiene, „Beschränkung der Sitzzeit“, erfüllbar sei, daß eine Menge Schreiberei unterbleiben könne. Schüler, die nur vier Stunden pro Tag mit dem eigentlichen Unterricht beschäftigt sind, werden allen übrigen an Kenntnissen gleichkommen, sie aber an körperlicher Frische, an Freude zu ihrem Studium, an Liebe und Anhänglichkeit an ihre Lehrer übertreffen. Man versuche es doch einmal!

Solche Versuche könnten sehr gut überall ausgeführt werden, wo zwei oder mehr Gymnasien sich in ein und derselben Stadt befinden, weil dort die Besetzung mit Schülern nach ausdrücklicher Zustimmung der Eltern erfolgen kann. Dies scheint mir der Vorsicht halber aus mehr als einem Grunde geboten. Es werden nämlich die übrigen Anstalten eine solche Versuchsschule wahrscheinlich sehr weg-

werfend beurteilen und in den Augen der Eltern als höchst gefährlich hinstellen. Jede Zuchtlosigkeit der Schüler wird als offenbare Folge des tiefsten Verfalls bezeichnet. Viele Eltern werden sich überdies von vornherein weigern, ihre Söhne einem solchen Experiment anzuvertrauen, weil es ihnen angenehm ist, wenn die Kinder den ganzen Tag außer dem Hause beschäftigt sind. Und so wird die schwerste Anfeindung nicht ausbleiben. Die Vorsteher solcher Schulen müssen also gefeit sein vor jedem Angriff und geschützt durch das Vertrauen der Behörden und der Eltern. Noch ein anderer Umstand kommt in Betracht, ohne den der Erfolg ausbleibt: die Direktoren solcher Versuchsschulen müssen das Recht haben, die Lehrer sich selbst auszuwählen, die bereitwillig die Hand bieten, einer neuen Methode zu folgen, und der Staat muß ihre Aufopferung glänzend anerkennen. Denn es ist eine erhöhte Leistung, die Schüler anzuregen, ihnen die Arbeit zu erleichtern und die individuellen Anlagen zu erkennen und zu pflegen. Solche Eigenschaften des Lehrers gedeihen nur auf dem Boden hervorragender Befähigung und ungestörter Liebe zu dem Beruf.

Die Schwierigkeiten solcher Versuchsschulen sind leicht zu überwinden. Selbstverständlich müßten Proben an allen den verschiedenen Schularten, an den Realschulen, Realgymnasien u. s. w. bis hinab zu den Primarschulen nach und nach angestellt werden, denn an allen besteht eine ansehnliche Überbürdung, wie sich sogleich zeigen wird.

In Deutschland sind zwar entscheidende Untersuchungen, die zusammenhängend, Jahre hindurch die Bevölkerung der Schulen von der ersten Klasse bis zum Abschluß an den höheren Mittelschulen berücksichtigt hätten, noch nicht durchgeführt. Man hat bei uns mehr die einzelnen Organe berücksichtigt. Da sind treffliche Arbeiten über die Schulmyopie, andre über Schiefwuchs, über Störungen des Allgemeinbefindens u. dergl. veröffentlicht worden, aber eine allseitige Berücksichtigung der Schulkrankheiten an mehreren Generationen der Schulbevölkerung fehlt noch. Dagegen wurden in Schweden fast 15 000 Knaben der Mittelschulen und zwar aus den höheren öffentlichen Knabenschulen bis zur Universität und 3000 Mädchen in den Privatmädchenschulen, alles Kinder aus wohlhabenden Klassen auf ihren Gesundheitszustand hin untersucht, insbesondere auch gemessen und gewogen und zwar vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 19. Jahre und die erhaltenen Resultate mit den vorliegenden Untersuchungen verglichen. Kein Land hat eine so vollkommene Beobachtung aufzuweisen; sie ist der vollsten Beachtung wert, und deshalb wurde Professor Axel Key von Stockholm auch von dem vorbereitenden Komitee für den internationalen medizinischen Kongreß in Berlin veranlaßt, dort persönlich hierüber zu berichten. Diese Untersuchungen können schon wegen der mannigfachen Übereinstimmung mit der anmerknungsweise erwähnten den Anspruch auf möglichste Genauigkeit machen; sie stammen aber, das sei besonders betont, direkt von der ärztlichen Untersuchung der Schüler durch die Schulärzte her.

In bezug auf die Knaben wurde die traurige Thatsache an den Tag gebracht, daß mehr als ein Drittel oder nahezu 40 Prozent der 15 000 in den Mittelschulen untersuchten Knaben krank oder mit chronischen Übeln behaftet sind. Dabei sind die Verhältnisse an den Mittelschulen verschiedener Art einander höchst ähnlich.

Was die Kurzsichtigkeit betrifft, so verhält sie sich in den schwedischen Schulen ebenso, wie es durch die bahnbrechenden Arbeiten von Cohn für die deutsche Schuljugend festgestellt wurde und wie es nachher in verschiedenen Ländern konstatiert worden ist. — Das habituelle Kopfsweh ist in allen Klassen der Schulen am höchsten vertreten. Im ganzen leiden 13.5 Prozent Knaben daran. — Dann kommt die Bleichsucht: fast 13 Prozent der Knaben sind bleichsüchtig. — Unter den langwierigen Krankheiten der Organsysteme sind die Lungenkrankheiten am meisten vertreten; 2—3 Prozent der Knaben sind die ganze Schule hindurch damit behaftet. Wenn man bedenkt, daß die Tuberkelbacillen auf kranken Lungen am leichtesten gedeihen, so reden diese Zahlen eine beredte Sprache. — In den höheren Klassen zeigen die Herzkrankheiten eine ziemlich bedeutende Tendenz zu steigen (2—3 Prozent wie in Preußen), und dasselbe ist mit den Magen- und Darmkrankheiten der Fall¹⁾. Die breite Grundlage von Beobachtungen, deren Resultate mit denen aller Länder übereinstimmt, wo der Unterricht auf einer hohen Stufe steht, verbieten die Ausrede, daß die Verhältnisse in Schweden auf unsre Schulen nicht passen. Die Menschenvarietäten, die Entwicklung des Körpers und des Geistes sind hier wie dort die nämlichen, und auch die Lebensweise und die Erziehung bieten ebensowenig auffallende Unterschiede als die Methode des Unterrichts. Laien und Schulmänner sind bekanntlich oft bei der Hand, die erwähnten Leiden der fehlerhaften Erziehung im Hause zuzuschreiben. Aber auch nach dieser Richtung geben die Zahlen die klarsten Beweise, woher die Schädlichkeiten stammen.

Am Ende des ersten Schuljahres befinden sich unter den Knaben aus den wohlhabenden Volksklassen in Stockholm z. B. schon 17 Prozent kranke und kränkliche. Beim Eintritt in die Schule wurden keine Leiden bemerkt. Das erste Schuljahr greift also die Kinder sehr stark an; das Stillsitzen, der Aufenthalt in verbrauchter Luft, die Angst vor dem Lehrer, die Schuldisziplin machen nahezu $\frac{1}{6}$ krank. Noch eindringlicher sprechen die Zahlen des nun folgenden Jahres. Die Krankenzahl steigt auf mehr als das Doppelte, nämlich bis auf 36.7 Prozent, um schon in der 4. Klasse 40 Prozent zu erreichen. Diese traurigen Einflüsse auf die Gesundheit der Kinder bestehen auch in den Mittelschulen. Man findet schon in der untersten Klasse eine Krankenmenge von 34.4 Prozent. — Will angesichts dieser Zahlen noch jemand dem Elternhause die krankmachenden

¹⁾ Die Prozentzahlen enthalten keine akuten oder zufälligen Krankheiten, sondern nur chronische Leiden und Schwächezustände. Siehe Verhandlungen des internationalen Kongresses vom 4.—9. Aug. 1890 Bd. 1. Berlin 1891, S. 66; mit 28 Curventafeln u. einem Anhang von 22 Tabellen. Ferner Axel Rey: Schulhygienische Untersuchungen in deutscher Bearbeitung von Burgenstein. Hamburg 1889. 8.

Einflüsse aufhalten? Dann müßte man annehmen, daß die Eltern mit dem Beginn der Schule gegen ihre Kinder plötzlich wahre Ungeheuer werden und sie vor und nach der Schule täglich peinigen, und so fort bis zum 19. Jahre. Jeder sieht ein, daß man damit eine unglaubliche Lächerlichkeit aussprechen würde. Es bleibt also dabei: trotz der vielen vortrefflichen Schulhäuser und trotz des Wohlwollens der Lehrer macht der heutige Betrieb der Schule die Kinder sehr sehr krank. —

Axel Key hat der Entwicklungsgeschichte der Kinder eine Erscheinung mit Hilfe seiner Messungen abgelaußt, die ich hier anführen will, weil sie dazu beiträgt, die Leiden des Schulbesuches etwas mehr zu begreifen. Er hat nämlich herausgefunden, daß die Pubertätsentwicklung einen merkwürdigen Einfluß auf die Zahl der erkrankenden Kinder (die sogen. Krankenkurve seiner Kurven tafeln) ausübt. Vom 7. Jahre an bis zum 14. ist die Natur des Knaben, wie die oben angeführten Zahlen beweisen, ungemein verletzlich; die Krankenkurve steigt. Sobald die Pubertätsentwicklung etwas kräftiger einsetzt (Ende des 15. Jahres), nimmt die Zahl der Erkrankungen etwas ab¹⁾, die Krankenkurve fällt. In dem jugendlichen Körper macht sich jetzt eine schwellende Kraft bemerkbar, welche die Widerstandsfähigkeit gegen die krankmachenden Einflüsse steigert. Jener Naturtrieb, der das ganze Reich der lebenden Wesen beherrscht, beginnt in dem Organismus des 15jährigen Knaben die unerläßlichen Umänderungen herbeizuführen, wobei alle Organe durch eine längere Erregung günstig beeinflusst werden. Sie beginnen stärker zu wachsen, und damit gewinnt der Körper eine überraschende Spannkraft, wodurch er viele schädliche Einflüsse siegreich überwindet. Unmittelbar nach dem Schluß der Pubertätsentwicklung steigt aber die Krankheitskurve wieder, die früher so überraschende Widerstandsfähigkeit verschwindet, und das 18. Jahr erscheint als ein sehr kränkliches, an das sich das noch empfindlichere 19. und 20. Jahr anreihen, der Körper fällt in jene erhöhte Verletzbarkeit zurück, in die ihn der beständige Aufenthalt in den Stuben versetzt hat.

Bisher wurde vorzugsweise die Kränklichkeit der Knaben berücksichtigt. Bei den Schulmädchen, den künftigen Müttern, hat sich der Nachteil der Überbürdung in geradezu erschreckender Weise gezeigt. Im ganzen sind nicht weniger als 61 Prozent von ihnen, alle den wohlhabenden Klassen angehörend, krank oder mit ernsteren chronischen Leiden behaftet: 36 Prozent leiden an Bleichsucht, ebenso viele an habituellem Kopfwegh. Bei mindestens 10 Prozent finden sich Rückgratsverkrümmungen²⁾. Auch bei ihnen macht sich der Einfluß der Pubertätsperiode deutlich bemerkbar. Sobald sie kräftiger einsetzt, hört die Zunahme der Kränklichkeit auf und nimmt während der folgenden Jahre etwas ab (sie geht aber nicht unter 60 Prozent), und sobald diese Periode vorüber ist, beginnt wieder

¹⁾ Sinkt von 40 Prozent auf 34 Prozent herab, jedoch nicht darunter.

²⁾ Die Untersuchungen beziehen sich auf Mädchen von deren 7. Lebensjahre an bis zum Schluß des 19. Es wurden 35 über das ganze Land zerstreute Schulen und zusammen 3072 Schülerinnen ebenso genau wie die Knabenschulen auf den Gesundheitszustand untersucht.

schnell die Zunahme und erreicht im 18. Jahre die enorme Höhe von 68.5 Prozent. Die Vergleichung dieser Zahlen ergiebt folgendes: 1. auch bei den Mädchen tritt der merkwürdige Einfluß der Pubertätsentwicklung hervor wie bei den Knaben; 2. wie dort hört auch hier mit dem Abschluß dieser Entwicklungsperiode die Widerstandsfähigkeit wieder auf; 3. zwischen den Knaben und Mädchen besteht ein beträchtlicher Unterschied insofern, als die letzteren weniger widerstandsfähig sind. Bei den Mädchen rächt sich also wegen der zarteren Beschaffenheit des Körpers der Einfluß der Überbürdung in viel stärkerem Grade, steigt doch die Krankenkurve bis 68.5 Prozent.

Das Verhalten des Organismus vor, während und nach der Pubertätsentwicklung ist höchst lehrreich, weil es dazu beiträgt, das feine Triebwerk in seiner unsichtbaren Thätigkeit im Innern der Organe mehr zu verstehen. Wir müssen uns hier mit dieser allgemeinen Andeutung begnügen und erinnern nur nochmals an die große Verletzbarkeit der Mädchen durch die Schule.

Die Abhilfe dagegen liegt nur in der Kürzung der Schulstunden und der häuslichen Arbeiten für die Schule, das liegt doch klar am Tage. Aber ich will noch eine Erfahrung aus unsern Breiten anführen, um das Vertrauen auf die Zahlen noch zu vermehren, wenn es notwendig sein sollte. Unter 310 Mädchen aus den Volksschulen (in Halle a./S.) im Alter von 12—13 Jahren frankten hundert, also 36 Prozent an Blutarmut¹⁾. Erfolgreich bekämpft wurden die Krankheitserscheinungen durch Unterbringung der Mädchen in Privatschulen, wo sie täglich nur drei Stunden Unterricht erhielten unter Einfügung entsprechender, zum Herumtummeln im Freien benutzter Zwischenpausen. Diese Erfahrung hat denn doch geradezu die Beweisraft eines Experiments. Sie zeigt, auf welche Weise allein die Schäden der sitzenden Lebensweise beseitigt werden können, nämlich allein durch geringe Zahl der Unterrichtsstunden und durch Bewegung in frischer Luft.

* * *

Bisher wurden die Reformen, die entweder schon eingeleitet sind oder die erst als Anträge der Unterrichtsbehörden vorliegen, in ihrer Wirkung auf die Hygiene des Körpers besprochen. Nunmehr sollen auch einige der speziell pädagogischen Maßregeln berücksichtigt werden und zwar in Bezug auf die Anforderungen der Hygiene des Geistes.

Es ist allen Pädagogen bekannt, daß der Körper von dem Geist auf das tiefste beeinflusst wird. Seit alter Zeit wird das geflügelte Wort Juvenal's von Mens sana in corpore sano aller Orten wiederholt. Dann hat die kleine Schrift des großen Königsberger Philosophen von der Macht des Gemütes wohl auch einige Spuren hinterlassen, allein wir können dreist behaupten, daß erst die jüngste Zeit die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf den Zusammenhang zwischen Körper und Geist gelenkt hat, weil die sogenannte Neurasthenie, die Schwäche des Nervensystems, und der Hypnotismus das Verständnis vertieften. Die überwiegende

¹⁾ Wie in Stockholm.

Mehrzahl der Pädagogen steht nun zweifellos diesen Erscheinungen mit heller Einsicht gegenüber und würde sich schwer getroffen fühlen, wenn sie ihnen abgesprochen würde, aber sehr viele handeln doch, als ob das alles lauter Ammenmärchen wären. Sie vergessen, daß nicht bloß das Lehren, nein auch das Lernen eine sehr harte Arbeit ist, und daß die tägliche Wiederkehr dieser beständig nur ein Organ, das Organ des Geistes anstrengende Thätigkeit doch von großer Ermüdung begleitet ist, obwohl der Körper dabei gar nicht angestrengt wird. Sie denken aber einstweilen vorzugsweise an sich. Die Schulordnung der humanistischen Gymnasien in Bayern bestimmt z. B. für Lehrer der vier unteren Klassen nur 22 Stunden pro Woche¹⁾; für die Lehrer der vier oberen Klassen 20 Stunden; für Assistenten gar nur 18 Stunden. Das macht pro Tag zwischen 3 und 3½ Stunden. Ich finde vom ärztlichen Standpunkt aus diese Rücksicht für die Gesundheit der Lehrer vortrefflich; 22 Stunden stellen schon das höchste zulässige Maß geistiger Anstrengung in diesem Berufe dar. Mehr darf tagtäglich nicht verlangt werden, ohne den Organismus tief zu schädigen, sobald die Männer mit Eifer an ihre Aufgabe herantreten. Wenn aber für Lehrer mit gutem Grunde nur 3—3½ Stunden in der Schule als zulässig betrachtet werden, warum wird denn von Schülern um so viel mehr verlangt? Die Lehrer sind doch Männer, welche ihre Aufgabe bereits kennen, sie beherrschen und also zu ihrem geistigen Eigentum gemacht haben, und dennoch verträgt ihr Körper nur eine mäßige Belastung mit Lehrthätigkeit. Ich selbst bin seit bald 30 Jahren Lehrer an Hochschulen und kenne also aus eigener Erfahrung die Anforderungen, die das Unterrichten in Vorlesungen und Laboratorien an den Organismus macht. Ich urteile also aus eigener Erfahrung, wenn ich die Zahl von 22 Stunden pro Woche als das äußerste Maß bezeichne, das, hygienisch betrachtet, Lehrern zugemutet werden darf, von denen man eine treue Erfüllung ihres schweren Berufes erwartet. Wenn aber Männern nicht mehr zugemutet werden darf, wenn ihr Körper nicht mehr Schulstunden verträgt, warum wird von den Kindern mehr verlangt, die körperlich und geistig noch unentwickelt, also viel verwundbarer sind als die Erwachsenen, warum werden den Kindern 11 und 12 Stunden geistiger Arbeit aufgebürdet, die im Gegensatz zu den Lehrern gänzlich fremde Sprachen erlernen und viele neue Dinge, die sie noch nicht verstehen, im Gedächtnis festhalten müssen? Das ist offenbar unrecht, dennoch belastet man sie mit täglich nahezu doppelt soviel Arbeit als ihre Lehrer.

Dabei kommt noch ein Umstand in Betracht, der in hohem Grade in die Waagschale fällt, wenn es sich um die Hygiene des Geistes handelt. Es ist dies die Macht des Lehrers auf das Gemüt des Kindes. Das Kind steht während der vielen Schuljahre unter dem Zwange der Disziplin. Es muß über seine Handlungsweise dem Lehrer beständig Rechenschaft geben, er fordert Beweise, daß es seine Pflicht erfüllt habe, und sobald dies nicht geschieht, steht ihm eine ganze Stufenreihe von Strafen zur Verfügung. Sie beginnen mit dem vorwurfsvollen

¹⁾ In Preußen 24 Stunden (nach den Anträgen der Berliner Verhandlungen).

Blick und können durch die strenge Ermahnung zur Beschämung fortschreiten, bei der das Kind von den Mitschülern der Lächerlichkeit oder der Verachtung preisgegeben wird. Da ist ferner das Nachsagen, die Strafaufgabe, der Bericht an die Eltern, den Rektor und dergl. Alle diese Zuchtmittel spornen nicht allein zur Pflichterfüllung an, sondern erzeugen auch die unter dem Namen der Schulsorge umsichtigen Aerzten wohlbekannte Angst. Sie erzeugt wie die Sorge, die den Erwachsenen peinigt, den unruhigen Schlaf des Kindes, Appetitlosigkeit, schlechte Verdauung, Verminderung des Herzschlages und geschwächte Respiration.

Diese Schulangst haben wir alle durchgemacht, aber die ältere Generation hatte noch Zeit sich im Freien zu tummeln, sich dadurch wetterfest zu machen und dem Druck der damals noch stärkeren Strafmittel zu widerstehen. Auf den Wällen der alten Stadt wurden ganze Schlachten geschlagen in Scherz und Ernst; da ward botanisiert unter der Leitung eines kundigen älteren Freundes und die Beobachtung geschärft draußen in freier Natur. Dabei blieben wir gesund, freudig, es gab keine 47 Prozent blutleere, blasser, mit Herzklopfen versehene Burschen, und wir waren widerstandsfähiger gegen die pädagogischen Einflüsse als die heutige Jugend.

Es mag nun in der That von günstigem Einfluß sein, wenn im Deutschen die Fäden aus allen Lehrgegenständen, insbesondere der Religion, der Sprache und Geschichte zusammenfließen, so wie dies jetzt in Preußen beabsichtigt ist. Dann werden die disjecta membra durch ein geistiges Band geeinigt und dem Gehirn des Kindes leichter faßlich sein. Dieser Fortschritt bedingt einen andern, der von großer Bedeutung für das Wohlbefinden des Kindes sein wird, nämlich den Übergang aus dem System der Fachlehrer in das der Klassenlehrer. Durch die Fachlehrer ist der psychische Druck auf das Gemüt zu sehr gesteigert worden, das wird jetzt selbst von Pädagogen zugestanden. Die Neurasthenie wird ferner gemildert werden, wenn im Lateinischen und Griechischen aus der Formenlehre und Syntax, ferner aus dem Wort- und Phrasenschatz viele Einzelheiten wegfallen, die bei dem jetzigen Ziel entbehrlich sind. Soll doch in Zukunft auf die Erreichung stilistischer Fertigkeit verzichtet und das Verständnis und die sprachlich-logische Schulung ins Auge gefaßt werden. Damit fällt ein ansehnlicher Theil der augenmordenden Schreiberei fort, und damit ist größere Schonung des ganzen Nervensystems erreicht.

Diese Reformen sind also nicht allein vom pädagogischen, sondern auch vom hygienischen Standpunkt bedeutungsvoll, und sie sind es auch dann noch, wenn sie zu einem ansehnlichen Teil erst als Beschlüsse der Konferenz z. B. noch auf dem Papier stehen. Denn wenn ein Areopag von so hervorragenden Pädagogen und von Gelehrten verschiedener Fächer sich zu solchen Beschlüssen einigte und sie der Regierung unterbreitet, so werden diese Beschlüsse mindestens zur Richtschnur für die Unterrichtsverwaltung. Wenn auch erst ein Teil dieser Beschlüsse Beachtung gefunden hat, so darf doch mit Zuversicht erwartet werden, daß die einmal begonnene Bewegung auch noch weiter fortdauern und noch mehr Früchte bringen werde.

Es liegt zum Teil in der Macht der Bevölkerung, diese Bewegung nutzbringend zu verwerten. Dazu ist freilich unerlässlich, daß sich die gereizte Stimmung erst etwas beruhige und das Vertrauen zu den humanistischen Gymnasien wiederkehre. Viele meinten z. B., die Überbürdung bestehe nur an diesen Schulen, das ist vollkommen falsch, sie besteht, wie die vorausgehenden Blätter beweisen, an allen Schulen. Viele wiederum sind darüber enttäuscht, daß der Naturwissenschaften nicht mehr Raum gewährt wurde. Allein es liegt kein zwingender Grund vor, die humanistischen Gymnasien in Preußen noch mehr damit zu belasten. Schon oft und erst jüngst konnte man es wieder hören¹⁾ und zwar von 38 Professoren und Dozenten technischer Hochschulen, an der Spitze Prof. C. W. Hase, daß nach ihren Erfahrungen ein Unterschied in der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit der Studierenden humanistischer und solcher mit realer Vorbildung schon jetzt kaum besteht und mit der geplanten Verbesserung der Gymnasien ganz schwinden wird. Es wird besonders betont, daß sich auch bei den aus Schulen realer Richtung hervorgegangenen Studierenden auffallende Schwächen auf mathematisch naturwissenschaftlichem Gebiete zeigen. „Die über das allgemein notwendige Maß hinausgeführte Sonderausbildung in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern auf der vorbereitenden Schule schwächt überdies für die Folgezeit das Interesse an dem auf der Hochschule teilweise zu wiederholenden Stoffe ab und erweckt bei den angehenden Studierenden häufig den Irrtum, daß die zur Hochschule mitgebrachten Kenntnisse das weitere eifrige Betreiben der Hilfswissenschaften des Technikers unnötig machten.“ Die Unterzeichner erklärten geradezu, sie könnten daher den Schulen realer Richtung eine höhere Leistungsfähigkeit für die Vorbildung der Techniker gegenüber den humanistischen Schulen nicht zuerkennen.

Dieses nicht ist auch im Original fett gedruckt.

Dieses „Nicht“ von solch' berufener Seite könnte den Fanatikern für den naturwissenschaftlichen Unterricht an den humanistischen Gymnasien doch endlich etwas Zügel anlegen. Das unermüdliche Rufen nach immer mehr naturkundlichen Unterricht hat den Irrwahn verbreitet, darin sei ausschließlich das Heil für die Bildung der Jugend für das 20. Jahrhundert zu suchen. Die Erfahrung von Lehrern der technischen Hochschulen, die jahrelang immer neue Generationen junger Leute bei den praktischen Kursen genau kennen lernen, und zwar mit Bezug auf Fassungskraft, Wissen und Interesse an den Gegenständen, sollte doch mehr Gewicht besitzen als die unbestimmten Meinungen Fernstehender. Wir empfehlen also diese Aussprüche hiermit den weitesten Kreisen mindestens zur geneigten Überlegung. Die Vertreter der erwähnten Hochschulen erklärten ferner, sie sähen in der Zurückdrängung der Gymnasialabiturienten von den technischen Hochschulen eine Schädigung der ferneren Entwicklung ihrer Hochschulen, weil die Gymnasien die mehr allseitig gebildeten Schüler zuführen, ohne die eine Herabminderung der durchschnittlichen Tüchtigkeit der Studierenden an diesen Anstalten unausbleiblich ist. — —

¹⁾ Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Was von der Vorbereitung für die technischen Wissenschaften gilt, gilt auch von der für die Medizin. — Helmholtz, auf dessen Erfahrung denn doch auch ein Gewicht zu legen ist, erklärte jüngst, bei Gelegenheit der Berliner Verhandlungen, daß nach seiner bisherigen Beobachtung die humanistischen Gymnasien vollkommen ausreichen, um gute und befähigte Schüler für das Studium der Medizin reif auszubilden, und er würde es für seinen Teil vorziehen, wenn wie bisher die Vorbildung der Mediziner auf die humanistischen Gymnasien beschränkt bliebe, weil er nicht gern die Teilnahme an allen geistigen Interessen, welche durch die klassischen Studien gegeben wird, bei einem Arzte missen möchte. Gerade diesen Umstand haben zahlreiche Ärztevereine ebenfalls und schon oft betont. Dann fährt der gefeierte Gelehrte fort, er habe nicht bloß europäische Schüler gehabt, sondern habe den Gegensatz zu unsrer humanistischen Geistesbildung bei seinen japanischen Schülern kennen gelernt. Diese Japaner waren keine unbefähigten Menschen und würden wahrscheinlich den Lehrern in vielen Schulklassen als ganz ausgezeichnete Schüler imponiert haben. Denn sie hatten ihre Lehrbücher auswendig gelernt mit einer Gedächtnisstärke und Sicherheit, wie ihm dies bei Europäern niemals vorgekommen ist. Und anderseits zeigten sie bei Experimenten eine hervorragende Handgeschicklichkeit. Es kam sogar große mathematische Gelehrsamkeit und Fertigkeit im Rechnen mit Formeln bei ihnen vor. Aber sobald man auf den Zusammenhang der Dinge eingehen und Fragen stellen wollte, welche aus den Lehrbüchern nicht direkt beantwortet werden konnten, versagten sie; obgleich Kenntnisse als Unterlage des Denkens reichlich vorhanden waren, fehlte die Kombination derselben; und er hat den tiefen Eindruck bekommen von der Notwendigkeit der Disziplinierung der geistigen Fähigkeiten, wie sie nach unsern bisherigen thatsächlichen Erfahrungen durch den klassischen Unterricht gegeben wird.

Nach solchen Erfahrungen könnten die Gebildeten die Zweifel über die Brauchbarkeit der humanistischen Gymnasien wohl auf sich beruhen lassen, da beide Schulen, die humanistischen — wie die Realgymnasien für die Vorbildung zu den höheren technischen Berufsarten jedenfalls dasselbe leisten. Es hängt also lediglich von den örtlichen Verhältnissen und dem Geschmack der Eltern ab, welcher Richtung sie den Vorzug geben.

Die Berliner Konferenz hat endlich alle jene enttäuscht, welche die Gleichstellung der Real- mit den humanistischen Gymnasien erwartet haben. Daß dies nicht geschehen, ist zu bedauern. Ein kleiner Trost liegt darin, daß diese Schulen gegen die dort auftauchenden Beseitigungsversuche in Schutz genommen wurden. Ihre ganze Einrichtung ist unangetastet geblieben und ihr Bestand gesicherter als je. Und es scheint, daß die Anschauungen über die Stellung der Realgymnasien mit geholfen hat, die mit vielem Eifer angestrebte Einheitschule glücklicherweise beiseite zu lassen. Weder in Bayern noch in Preußen haben die Konferenzen diese Schulform befürwortet und nach allen Erfahrungen und Überlegungen mit vollem Rechte. Sie leistet das nicht, was man von ihr erwartet, namentlich auch nicht in bezug auf eine Erleichterung der Berufswahl. Sie

schiebt dieselbe lediglich um ein paar Jahre hinaus, und dann muß die Wahl dennoch von den Eltern herbeigeführt werden, wenn der Sohn nicht ausnahmsweise früh eine ausgesprochene Neigung verraten sollte, und dies ist — sehr selten. Wie wäre es sonst denkbar, daß auf eine Einladung der Justiz-, der Verwaltungsbehörden, der Verkehrsanstalten oder irgend eines Zweiges der Technik sich sofort Hunderte junger Leute bereit finden, nach Ablauf der vorbereitenden Studien sich diesem oder jenem Beruf in die Arme zu werfen, nicht weil sich eine Lust dazu regt, sondern weil gutes Auskommen oder rasche Beförderung zu hoffen ist. In solchen Fällen sind auch die Eltern sofort bei der Hand mit einem guten Ratschlag und thun recht daran. Sie kommen in denselben Fall mit und ohne Einheitschule, denn mit 14 oder 15 Jahren ist der Junge ebensowenig reif für ein Urtheil über die Berufswahl wie mit 9 oder 10 Jahren, weil dazu Verständnis der verschiedenen Berufsarten und eine Kenntnis der eigenen Fähigkeiten gehört, welche zu dieser Zeit noch unvollkommen entwickelt sind. Wußten ja bekanntlich Goethe und Lessing mit dem 20. Jahre noch nicht, aus welchem Stoff sie eigentlich gemacht sind. Die Schwierigkeit der Berufswahl kann durch gar keine Schulform beseitigt werden, auch nicht die beste, denn die Wahl ist erschwert durch die fast erdrückende Zahl von Bewerbern in allen Zweigen menschlicher Bethätigung.

Es ist auch falsch, zu glauben, die Beseitigung des Berechtigungswesens würde irgend einen Einfluß üben sei es auf die Verminderung des Zudranges zu den Gymnasien, sei es auf die Konkurrenz der Geister. Die Einheitschule in Schweden liefert ein beredtes Zeugnis, daß diese Hoffnung verfehlt ist. Und Schwedens Einheitschule lehrt auch, daß es ein Irrwahn ist, von ihr die Beseitigung der Überbürdung zu erwarten. Die Schulkrankheiten verlangen andere Mittel, nämlich Beschränkung der Sitzzeit in Schule und Haus und Bewegung in frischer Luft statt neuer Schulformen. Es stehen auch schon genug Lehrgegenstände auf der Tagesordnung, und man sollte nicht noch mehr verlangen. Es wäre ja recht angenehm, wenn die Jungens neben den klassischen Sprachen auch noch mehrere neuere, wie französisch, englisch und italienisch und die Theologen hebräisch lernen könnten, und dazu noch naturwissenschaftliche und auch etwas staatsbürgerliche Kenntnisse mit auf den Weg gegeben werden könnten. Das alles würde jungen Männern wohl anstehen, allein ohne grauenhafte Verwüstung an dem Geiste wie an dem Leibe ist dies eben nicht möglich.

Man muß doch auch die populär-wissenschaftliche Litteratur im Auge behalten, welche für jedes Fach im reichsten Maße vorhanden ist, sich mit jedem Tage vermehrt und durch die Illustrationstechnik zu einem wahren Schatz geworden ist. Daraus kann sich jeder nach Abschluß der Studien noch einen großen Reichtum von Kenntnissen aneignen, wie wir dies oft erleben können. Dasselbe gilt von den neueren Sprachen. Wer Lust dazu hat, kann in den Ferien sich mit irgend einer Sprache beschäftigen, und bei dem regen Verkehr der Völker ist es so leicht möglich, das betreffende Land selbst aufzusuchen, wie dies schon jetzt mehr und mehr in Übung kommt und in der Schweiz schon seit Dezennien im Brauch ist. Ist

die Schulbildung vorüber, so kann also noch manche Lücke des Wissens ausgefüllt werden. Wir müssen das ganze Leben hindurch lernen, und jetzt ist hierzu reichste Gelegenheit geboten wie nie zuvor durch die populär-wissenschaftliche Litteratur, die wissenschaftlichen Vereine und die Tagespresse.

Dem heranwachsenden Geschlecht soll maßvoll nur das Beste und das Wichtigste geboten werden und zwar mit Hilfe der besten Lehrer. Dabei muß aber jeder Staat nach Mitteln suchen, um die als schädlich erkannten krankhaften Zustände des heutigen Unterrichtswesens zu verbessern, wie der deutsche Kaiser in seiner bekannten trefflichen Rede hervorhob; dazu sollen alle helfen, und gerade die Schulvereine mögen darauf hinwirken, daß diese kaiserlichen Worte, die in allen Landen mit ungeteilter Befriedigung aufgenommen wurden, in Erfüllung gehen.

Maxima debetur puero reverentia, die höchste Rücksicht sind wir den Kindern schuldig. Ihnen gehört die Zukunft. Aus ihnen geht die Schar jener Männer hervor, die in ihren reifen Jahren die Geschichte des Landes direkt beeinflussen. Für sie das Beste und zwar sowohl für ihren Geist wie für ihren Leib. Die Jugend möge begeistert werden für alles Edle und einen scharfen Intellekt gewinnen für die Unterscheidung des Wahren vom Falschen, wie es immer in die Erscheinung tritt; sie möge reich ausgestattet sein mit Wissen, aber dabei auch körperlich eine Elite der Nation darstellen und nicht zur Hälfte verkümmert aus der Schule hervorgehen. Man versuche es doch einmal mit den hier ange-deuteten Probeschulen mit Beschränkung der Sitzzeit. Versuche führen überall zur Erkenntnis.

Basel.

Julius Kollmann.



Litterarische Revue

von

Theodor von Sosnosky.

Man kann dem Konservatismus im privaten wie im öffentlichen Leben sehr ergeben sein, in der Wissenschaft und Kunst muß man ihn jedoch aufs strengste verurteilen. Leider übt er in der Litteratur-Geschichte und -Kritik eine verderbliche Zwangsherrschaft aus. Die Litteratur-Historiker und -Kritiker halten es fast immer unter ihrer Würde, sich mit dem Schrifttume der Gegenwart abzugeben; für sie giebt es seit Goethe's Tode keine deutsche Litteratur mehr; sie sehen ihre Aufgabe darin, die Werke Goethe's und Schiller's bis zum letzten Z-Punkte, deren Leben bis zum letzten Atemzuge auszuschnüffeln und würden es ohne Zweifel als einen Triumph ihrer Wissenschaft feiern, wenn es ihnen gelänge, die weltbedeutende Thatsache festzustellen, wie oft Goethe den Schnupfen und Schiller die Diarrhoe gehabt habe. Unbetracht dieser beklagenswerten Zustände muß man jedes Buch, das die Aufmerksamkeit auf die Litteratur der Gegenwart lenkt, mit Freuden begrüßen. Ein solches Buch ist „Berliner Autoren“ von Ernst Wechsler. Leipzig. W. Friedrich 1891. Was es enthält, als was er betrachtet werden soll, giebt der Verfasser im einleitenden Kapitel mit folgenden Worten an: „Auch die „Berliner Autoren“ geben sich als harm- und anspruchs-

lose Lektüre. Es ist mir keinen Moment eingefallen, eine Litteraturgeschichte des modernen Berlin zu schreiben, sondern alle die Skizzen, die das Buch enthält, sind nur Bemerkungen über hiesige Schriftsteller, deren Wesen sich in mir während meiner ausgedehnten kritischen Thätigkeit allmählich, von Werk zu Werk, zu einem deutlichen Bilde verdichtet hat." Der Autor spricht daselbst auch die Hoffnung aus, daß man diesem Buche mehr Verständniß entgegenbringen werde als dem Seitenstücke desselben, das er vor einigen Jahren unter dem Titel „Wiener Autoren“ herausgegeben hat, und mit dem er, wie er sagt, für jeden Freund, den sich daselbe erwarb, drei persönliche Feinde erntete. Nun, bei diesem Buche braucht er solche böse Folgen wohl nicht zu fürchten, denn er spendet den von ihm besprochenen Autoren darin so viel Lob, daß keiner ein Recht hat sich zu beklagen, er müßte denn an Größenwahn leiden. Am reichlichsten strömt dieser Lobregen auf Karl Frenzel herab, dem der Autor das Buch „in treuer Freundschaft“ gewidmet hat. Entspräche Wechsler's Darstellung der Wahrheit, so müßte Frenzel Kritiker, Kunst-Historiker und Erzähler durchwegs ersten Ranges, müßten seine Werke ein wahrer Ausbund von Weisheit und Schönheit sein; wer jedoch Frenzel's altväterische Novellen kennt oder seinen mit den verbrauchtesten Erzähler-Mitteln zusammengeschnittenen Roman „Dunst“, der weiß, was er von jenem Lobe zu halten hat. Die Erklärung dafür liegt in den Worten der Widmung: „In treuer Freundschaft“. Freundeslob pflegt bekanntlich zu hinken, diesmal hinkt es sogar sehr stark. Aber nicht nur freundschaftlicher, überhaupt persönlicher Verkehr trübt die Unbefangenheit des Urteils, und zwar wird dieses in der Regel sehr günstig lauten, denn es ist nicht eben angenehm, sich Leute, in deren Kreis man lebt, zu Feinden zu machen; ungünstige Urteile haben aber diese schlimme Folge. Ein Kritiker, der sein Urteil objektiv bewahren will, muß sich daher von litterarischen Kreisen ganz fern halten. Ein Rezensent aber, der in diesen lebt, hat somit nur die fatale Wahl zwischen der Charybdis der persönlichen Feindschaft und der Scylla des Vorwurfs der Lobrednerie; Wechsler ist mit seinem Buche „Wiener Autoren“ in jene gestürzt, in „Berliner Autoren“ wollte er sie vermeiden und ist in diese geraten. Was wird er in den zwei Bänden thun, in denen er die „Berliner Autoren“ vervollständigen will? Wird er jener oder dieser den Vorzug geben? Man darf wohl das zweite annehmen, denn es ist unangenehmer, seine Person mißliebig zu machen als seine Werke getadelt zu sehen.

Wechsler's Aufsatz über Frenzel ist einzeln als erstes Heft des litterarischen Unternehmens erschienen, das derselbe Verleger unter dem Namen „Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen“ herausgibt. Das vorliegende zweite betrifft Hermann Heiberg und stammt aus der Feder Hans Merian's. Das, was dieser über die deutschen Litteraturverhältnisse sagt und über den Begriff Realismus, ist zumeist richtig und beherzigenswert. Weniger kann man seiner Ansicht über Heiberg zustimmen; gewiß ist dieser ein bedeutenderer Schriftsteller, aber in dem Maße verdient er nicht Lob, wie es ihm Merian spendet; und mit seinem Realismus ist es keineswegs soweit her, als jener glauben machen will. Erwägt man, daß sowohl dieser Aufsatz als der über Frenzel in demselben Verlage erschienen ist wie die gesammelten Werke dieser Autoren, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß das in überreichem Maße gespendete Lob damit in Zusammenhang stehe. Es ist zu wünschen, daß die folgenden Hefte dieses Unternehmens nicht zu solchen Bedenken Anlaß geben; an sich verdient ja daselbe alles Lob, denn es füllt eine Lücke in der Litteratur-Geschichte und Kritik aus; führt es diese löbliche Aufgabe in unparteiischer Weise durch, so kann man ihm nur ein günstiges Gedeihen wünschen und dem Publikum empfehlen.

Schade, daß Merian Heiberg's jüngstes Buch in seinem Aufsätze noch nicht besprechen konnte, es wäre interessant zu erfahren, ob er auch dieses als ein Meisterstück pries. Es ist ein Roman und heißt Todsünden. Berlin. Verlag der Bücherfreunde. 1891. Wenn man es mit Heiberg's älteren Werken vergleicht, die manches Gute, sogar Vorzügliches enthalten — so begreift man kaum, daß es von demselben Autor stammt wie jene, denn es steht kaum viel höher als die Schauer-Romane, die die Feuilleton-Spalten mancher Tagesblätter füllen. Der Held der Geschichte wenigstens paßte trefflich in einen solchen; er ist ein Bösewicht schlimmster Art, dem man seine Verworfenheit schon aus dem Gesichte lesen kann, ein wahrer

Teufel in Menschengestalt; die Todsünden, von denen der Titel des Buches spricht, sind in ihm verkörpert, es sind aber doch nicht alle sieben, sondern nur Zorn, Geiz und Habucht; vereint machen sie ihn zum Mörder. Das Beste an diesem Buche, das sozusagen in einem Unkentone gehalten ist, der gruseln machen soll, ist, daß nicht viel von Liebe die Rede ist, wenigstens spielt sich die obligate Liebesgeschichte nicht zwischen den Hauptpersonen ab. Daß sich ein so talentvoller Schriftsteller, wie Heiberg es unleugbar ist, soweit verirren konnte, ein solches Buch zu schreiben, dafür dürfte die Ursache in seiner maßlosen Fruchtbarkeit zu suchen sein. Das ist aber nur eine Erklärung, keine Entschuldigung! Der Verein der Bücherfreunde hat nicht eben gut daran gethan, seine Verlags-Thätigkeit mit diesem Buche zu eröffnen. Hoffentlich sind die in Aussicht gestellten Werke von Baron Roberts und Max Nordau besser! Das Unternehmen selbst, das sich die Aufgabe stellt, die Werke hervorragender deutscher Autoren zu mäßigen Preisen zu veröffentlichen, verdient sicher Lob und vom Publikum Teilnahme.

In einem ähnlichen Unternehmen, in Ottmann's Bücherschatz, ist eine andre Arbeit Heiberg's erschienen, eine Novelle, mit dem Titel „Höchste Liebe schweigt!“ Leipzig 1891. Auch diese Geschichte ist Heiberg's unwürdig, es ist ein sentimentales Gerede, das von Liebe sozusagen trieft und mit nicht weniger als drei Hochzeiten schließt. Sie gereicht Ottmann's Bücherschatz ebenso wenig zur Zierde wie desselben Autors „Todsünden“ dem Verlage der Bücherfreunde.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dieser Novelle bildet ein andres Buch desselben Verlages: „Glück und Glas“. Roman von Eduard Berk. 1891. Es ist aus dreierlei Gründen erfreulich dieses Buch zu loben. Erstens: weil eine unparteiische Kritik nur selten in der angenehmen Lage ist, einer Erzählung Beifall zu spenden; zweitens: weil es dem Verleger zu gute kommt, der sich die Aufgabe gestellt hat, Erscheinungen der modernen Erzählungslitteratur bei anständiger Ausstattung und gutem Drucke zu so fabelhaft billigen Preisen zu liefern, daß auch Minderbemittelte im stande sind, sich dieselben anzuschaffen; und drittens: weil der Autor, wie eine Anzeige besagt, mit diesem Buche das erstemal als Erzähler in die Öffentlichkeit tritt; und bekanntlich pflegen sowohl Kritik als Publikum Anfängern nichts weniger als freundlich entgegenzukommen. Dieses Buch ist aber diesem wie jenes auf das wärmste zu empfehlen. Es ist zwar kein Meisterwerk; es haftet der Zeichnung einiger Personen und Situationen noch manches Konventionelle an; es läßt im Autor auch noch keine bestimmte, ausgeprägte Eigenart erkennen: aber nichtsdestoweniger ist es eine bedeutende Arbeit und gehört entschieden zu den gediegensten Leistungen, die die Erzählungslitteratur der letzten Jahre aufzuweisen hat. Es rührt, ohne sentimental zu sein, es interessiert, ohne nach Effekt zu haschen, die Zeichnung des Helden, der zu schwach ist den Kampf mit dem Leben zu bestehen und dabei untergeht, ist vorzüglich gelungen; die Sprache ist schlicht und frei von Verstößen gegen Grammatik und Stilistik: kurz, es ist ein gutes Buch und sein Verleger hat ein gutes Werk gethan, es zu veröffentlichen.

Einen ähnlichen Titel führt das Buch „Glück“! Ein Roman aus der heutigen Gesellschaft von Boris von Bielsky. Berlin. Karl Ulrich. 1891. Unter dem Worte Glück ist das trügerische Phantom gemeint, dem der Spieler nachjagt, und das ihn in den Abgrund lockt. Wiewohl dieses Thema schon mehr als genug zu Erzählungen gebraucht worden ist, so gebührt diesem Buche wenn auch nicht gerade Lob, so doch gewiß Achtung, denn es ist klar und vernünftig geschrieben und trägt den Bedingungen des wirklichen Lebens Rechnung, was sich wahrlich nicht von allen Romanen sagen läßt. Hat man diese Erzählung beendet, so ist man überrascht, eine zweite Geschichte mit dem Namen „Ihr Cavalier“ zu finden, von der der Titel des ganzen Buches gar nichts erwähnt; der Verfasser betrachtet sie, wie es scheint, ihres geringen Umfanges wegen, als eine Art Anhängsel, das nicht wert sei, auf dem Buchumschlage eigens erwähnt zu werden.

Auch im folgenden Buche ist am Titel etwas auszustellen. Es heißt: „Die Mexikanerin. Keata.“ Roman von E. D. Gerard. Genehmigte Übersetzung von Johannes Holm. Köln. F. P. Bachem. Aus dieser Überschrift könnte und sollte man schließen, das Buch enthalte zwei

Geschichten, die beiden Namen bedeuten jedoch eine und dieselbe Person, sollten daher statt durch einen Punkt, durch ein Komma getrennt sein, der größeren Deutlichkeit wegen überhaupt nicht in dieser, sondern in umgekehrter Reihenfolge stehen; auf dem Umschlage ist dies zwar der Fall, doch fehlt das Komma, und das Wort „Reata“ ist kleiner geschrieben und vom andern erheblich entfernt. Überschriften müssen aber immer klar sein! Die Überschrift giebt auch nicht an, in welcher Sprache das Buch ursprünglich geschrieben worden ist; aus der Handlung selbst kann man aber bei dem wechselnden Schauplatz auf die Nationalität des Autors keinen Schluß ziehen. Den Inhalt des Buches bildet eine lustspielartige Mystifikation, die zu allerlei ernsthaften Verwicklungen führt, aber sich schließlich doch in Wohlgefallen, d. h. in eine Heirat auflöst. Um diese Tragikomödie zum erwünschten Ziele zu führen, bedient sich der Verfasser (oder die Verfasserin?) jener Mittel, die bei den Erzählern leider so im Schwange sind: er nimmt den stets gefälligen Zufall zu Hilfe und thut der Wahrscheinlichkeit, wo es not thut, Gewalt an. Hätte er die Geschichte nicht so sehr in die Länge gezogen, so hätte er sich nicht so oft solcher Krücken bedienen müssen; was er da in einem dicken Bande von 600 Seiten erzählt, hätte sich sicher ganz gut auf 300 sagen lassen. Der Schleier des Geheimnisses, das die schöne Mexikanerin umgiebt, wird zwar erst zu Ende des Briefes gelüftet, doch durchschaut ihn jeder nur halbwegs gewandte Leser schon zu dessen Beginn. Die Gestalt der Heldin vereinigt in sich zwei Schablonentypen: das wunderbare Mädchen aus der Fremde und den eigensinnigen Wildfang, dem erst der nicht minder wohlbekannt stolze, ernste Mann, hier Arnold geheißten, das schöne Troßköpfchen zurecht setzt. Auch die übrigen Figuren des Romans sind in der Schablone gehalten. Trotz dieser Schwächen ist das Buch jedoch keineswegs unfähig zu unterhalten, manchen Lesern wird es sogar sehr gefallen. In der That enthält es auch ganz nette Stimmungsbilder und Schilderungen, von denen namentlich die aus Galizien den Eindruck machen, als berichte der Autor, was er selbst gesehen und gehört habe.

Demselben Verlage entstammt „Künstler-Leben“. Heiteres und Weiteres aus der Künstler- und Musiker-Welt. Novellen, Humoresken und Erzählungen von C. Haasz. Köln. J. P. Bachem. Das nett ausgestattete Buch enthält 12 Künstler-Anekdoten in Novellen-Form; sie sind meist heiteren Inhaltes und von etwas altväterischer Schlichtheit, werden aber anspruchlosen Lesern vermutlich ganz gut gefallen. Falls der Autor wieder einmal den Wiener Dialekt anzuwenden gedenkt, so ist ihm dringend zu raten, ihn vorher kennen zu lernen, denn das, was er in diesem Buche ausgiebt, ist alles, nur nicht Wienerisch, man wird in ganz Wien niemand finden, der so spricht, wie er eine alte Wienerin reden läßt: „Bübeli, das war der schönst' Moment mein's Lebens! I hoab halt nit anders meint, als zwei Flügeln wachset mir und i flög wie a floans Engele außi un in' Himmel eina“. Ein gräuliches Kunterbunt von Dialekten! Und das soll Wienerisch sein!

Ein Buch, aus dem man nicht recht klug wird, ist: „Schneeflocken“, Novellen von David Halpert. Breslau. Victor Zimmer 1891. Es besteht aus drei Novellen und einem Anhang von Aphorismen unter dem äußerst ungeschickten Titel „Gedankenspreu“, einem Titel, der einen böshafsten Wiß geradezu herausfordert, denn Spreu nennt man bekanntlich die leeren Hülzen des Getreides; der Verfasser hat sich selbst mit diesem Titel somit keineswegs geschmeichelt; um jedoch der Wahrheit die Ehre zu geben, sei gesagt, daß die Aphorismen diesen grausamen Titel nicht verdienen; sie enthalten, wenn auch keine besonderen, so doch manche gute Gedanken und sind entschieden das Beste an dem ganzen Buche. Die Novellen machen den Eindruck von Unfertigkeit im Denken und Schreiben; die Erzählung „der Vockruf des Lebens“ sucht an schlechter Technik ihres Gleichen.

Noch unfertiger sind die „Geschichten aus dem Leben“. Kurze Erzählungen aus dem Volksleben von Joseph F. Stolz. Neue Folge. Wien. Hartleben. Diese Geschichten sehen ganz danach aus, als ob der Autor überhaupt nicht mehr reifer würde, selbst wenn er erst zwanzig Jahre zählte. Fast auf jeder Seite merkt man ihm den Dilettanten an, sollte er sich nicht als solchen betrachten und Schriftsteller von Beruf sein, dann hat er diesen jedenfalls verfehlt, denn man thut ihm keineswegs Unrecht, wenn man seine Geschichten als Gemeinplätze in Novellen-Form und sein Buch als Fundgrube für Sprachsünden bezeichnet.

Ungleich wertvoller ist das in demselben Verlage erschienene Buch: „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling“ von P. K. Rosegger. Es enthält Beiträge zur Biographie und Charakteristik Hamerling's, deren Wert darin liegt, daß Rosegger mit jenem 21 Jahre hindurch in persönlichem und mit Ausnahme der ersten Jahre vertraulichem Verkehr gestanden hat, ihn also jedenfalls genauer kennt als alle andern Biographen desselben. Freilich liegt in dieser Freundschaft mit Hamerling auch die Gefahr, sein Urteil werde durch dieselbe beeinflusst; indes dürfte dies im großen ganzen nicht der Fall gewesen sein; wenn er jenen auch viel zu hoch stellt, so macht das, was er von ihm sagt, durchaus den Eindruck der Wahrheit.

Das Bild, das man sich aus Rosegger's Buche von Hamerling machen kann, stimmt vollständig mit dem, das sich aus dessen Briefwechsel mit Möser ergibt, nur ist das aus Rosegger's Feder eben aus jenem Grunde lebendiger. In beiden tritt namentlich ein Zug an Hamerling besonders scharf hervor: eine fast krankhafte Empfindlichkeit gegen jedes seine Werke betreffende Urteil, und gegen litterarische Kritik eine Gereiztheit, über die er sich vergebens dadurch hinwegzutäuschen sucht, daß er gegen sie eine spöttische Geringschätzung an den Tag legt.

Interessant sind die Aufschlüsse, die Rosegger über Hamerling's politische Gesinnung giebt; beide Dichter sind in diesem Punkte eines Sinnes: sie fühlen urdeutsch; Rosegger ist darum von der Partei der sogenannten „Deutschnationalen“ als einer der Ihren angesehen worden; als er jedoch nicht in ihr Horn stoßen wollte, begannen sie gegen ihn in der an ihnen fattsam bekannten Art loszuziehen und ihn als einen Abtrünnigen hinzustellen; da er sich gehörig zur Wehr setzte, gab es einen bitteren Kampf; und in diesem hat Hamerling seinem Freunde mit Rat und Trost zur Seite gestanden, wenn er selbst sich auch vom Parteihader fernegehalten hat. In einem Gedichte „An den Ritter von ***“ betitelt, das seinerzeit sehr viel von sich reden und schreiben gemacht hat, giebt er seiner Ansicht über den damaligen Häuptling der Deutschnationalen Ausdruck, den *ci-devant* Ritter von Schönerer; es schließt mit folgender drastischen Apostrophe:

— — Charakterfettaug' du auf Bettelsuppen!
 Ich achte dich, dieweil es zwar nicht Schlimmre
 Als du bist, giebt, doch, was noch schlimmer: Dummre!

Bemerkenswert ist, daß Hamerling, der stets als Meister der Form der sinnlich lebendigen Darstellung gepriesen wird, mit dem Stifte in der Hand geradezu ein Stümper gewesen ist. Rosegger schreibt hierüber: „Ich habe von einem erwachsenen Menschen wohl selten so unbehilfliche, geradezu kindliche Handzeichnungen gesehen, als von unserem Dichter. Dieselben könnten allenfalls von einem müßigen Maurergesellen oder von einem launigen Schuhmacher stammen.“

Hamerling litt bekanntlich an einem schweren Übel, und zwar hat es schon 20 Jahre vor seinem Tode sich fühlbar zu machen begonnen. Er verdient es jedoch eigentlich nicht deshalb bedauert zu werden, denn mit einer Hartnäckigkeit, die in dieser Beziehung meist nur ungebildeten Menschen eigen ist, wies er jede ärztliche Hilfe von sich und spricht von den Ärzten und von der medizinischen Wissenschaft in einem anwidernden Tone geringschätzenden Dünkels. Er mag ja einige Male auf ungeschickte Ärzte gestoßen sein, das berechtigt ihn aber doch noch nicht, über alle, ja über die ganze medizinische Wissenschaft den Stab zu brechen. Hätte er sich der Behandlung durch einen der hervorragenden Ärzte der Wiener Fakultät unterzogen, wer weiß, ob er nicht ganz gesund geworden wäre; aber freilich: wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.

Im Vorwort erwähnt Rosegger die Möglichkeit des Vorwurfes, „als trete in vorstehenden Erinnerungen der Herausgeber selbst zu sehr in den Vordergrund“, und erklärt, es habe sich anders nicht machen lassen: „hätte der Herausgeber sich selbst im Hintergrunde gehalten, so wäre auch Hamerling nicht in jener persönlichen Unmittelbarkeit hervorgetreten, welche der Leser in diesem Büchlein sucht.“ Man kann ihm hierin nur beipflichten; wohl aber hätte er einige für ihn überaus schmeichelhafte Dinge nicht zu erwähnen gebraucht, wenn er wirklich so bescheiden wäre, wie er den Leser glauben machen will.

Hat man Roseggers Buch über Hamerling gelesen, so wird man den Werken desselben größeres Interesse entgegenbringen, denn der Dichter ist einem näher gerückt.

In einem Briefe an Rosegger bezeichnet Hamerling sein Buch „Prosa“ als: Dokumente meines inneren und äußeren Lebens in den verschiedenen Epochen desselben, zur Ergänzung des Bildes, das man sich von mir als Dichter und Menschen macht! Dieses Buch ist nun in neuer Folge erschienen; sein Titel lautet vollständig: „Prosa“. Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. Richter). Hamerling hält sich in jenem Briefe darüber auf, daß dieses Buch von der Kritik ziemlich seltsam auf- und angefaßt worden sei; das heißt mit andern Worten: man hat ihm nicht den Weihrauch gestreut, den er beanspruchte; daß dies in schonender Form geschehen ist, giebt er selbst zu, und man weiß ja, wie glimpflich und furchtsam die Kritik mit fehlerhaften Werken berühmter Männer umzugehen pflegt, während sie sich kein Gewissen daraus macht, selbst bessere Arbeiten unbekannter Autoren aufs grausamste zu zerfleischen oder noch häufiger gründlich totzuschweigen. Wer weiß, ob dieses Schicksal dem Buche Hamerling's nicht zu Teil geworden wäre, falls nicht sein Name unter dem Titel stünde, ja wer weiß, ob er überhaupt einen Verleger gefunden hätte! Was es enthält, verrät keineswegs einen großen Dichter, ja überhaupt keinen bedeutenden Geist: die Aphorismen enthalten allerdings manches Gute, daneben aber auch nicht wenig Alltagsweisheit, die nicht des Druckes wert ist. Die „Grazer Gedenkblätter“, die das Buch eröffnen, sind entschieden dessen schwächster Teil, es sind ziemlich leichte Feuilletonberichte über die Tagesereignisse und deren Aufnahme in Graz sowie über lokale Vorkommnisse. Von Tiefe oder Eigenart ist auch nicht eine Spur zu finden: diese Aufsätze könnten ebenfогut vom nächstbesten Feuilletonisten geschrieben worden sein.

Vielleicht wird es manchen befremden oder gar entrüsten, daß Hamerling hier so rücksichtslos beurteilt worden, zumal er gestorben ist, und Tote nicht zu loben als pietätlos, sie gar anzugreifen als feige zu gelten pflegt. Man ist eben gewöhnt, daß berühmten Männern immer Weihrauch gestreut wird oder daß, wenn dies doch nicht recht angeht, ihre Schwächen mit rücksichtsvollem Schweigen übergangen werden, im äußersten Falle aber der Tadel in der Form von bescheidenen Bedenken gehüllt wird, heißt es doch: *de mortuis nil nisi bene*. Wer dieser Ansicht ist, möge bedenken, daß sich die Kritik gerade dann der Feigheit schuldig macht, wenn sie eine Berühmtheit als *noli me tangere* betrachtet, daß sie ferner nichts weniger als feige ist, wenn sie einen Toten tadelt, für den ein Heer von Verteidigern in die Schranken zu treten bereit ist; man vergißt eben, daß es der objektiven Kritik vollständig gleichgültig sein muß, ob ihr Gegenstand am Leben ist oder nicht, daß es für sie jenes Sprichwort nicht geben, daß das ihre nur lauten soll: *nil nisi vere!*



Litterarische Berichte.

Abbruch und Aufbau. Beiträge zur kommenden Reformation von Dr. Paul Ripper, Pastor I. Berlin 1891. Richard Wilhelm.

Das offene, mahnende Wort von Egidy's ist nicht ungehört verflungen: heftige Angriffe und lebhaften Beifall hat es besunden, und die dadurch eingeleitete Bewegung wird gewiß nicht so leicht wieder verschwinden. Eine kräftige Stütze empfängt es durch die vorliegende Broschüre von Ripper, welcher nach einem dem wissenschaftlichen Charakter des Buches allerdings nicht recht entsprechenden,

weil gar zu pastoral gehaltenen Vorwort die heutigen Mißstände im kirchlichen und sozialen Leben daraus erklärt, daß Katholizismus und Protestantismus die Herzen so vieler wirklich tief religiöser Christen sich entfremdet habe, daß insbesondere der letztere viel zu sehr den paulinischen, judaisierenden Rechtfertigungsbegriff anstatt des johanneischen Gebotes der werktätigen Liebe betone. Die religiöse und kirchliche Gleichgiltigkeit so vieler Christen stamme eben daher, daß die Idee eines zürnenden, erst durch das Blut eines Unschuldigen zu versöhnenden Gottes weder dem Verstande noch

dem Gemüte eine Befriedigung gewähre, vielmehr nur abstoßend wirke, und deshalb müsse man Luther's Werk, der von diesem Paulinismus sich nicht habe befreien können, weiterbauen und das Christentum der wahren Liebe zu begründen und auszubilden suchen. Dann würden auch die politischen, sozialen und religiösen Gegensätze sich mildern; dann werde statt der aussaugenden, die menschliche Person zur Sache erniedrigenden Macht des Kapitals, unter der so viele seufzen, eine allumfassende Gemeinschaftlichkeit, ein Leben in der Liebe sich gestalten, welches das Ziel aller wahrhaften Christen sein müsse. Wir stimmen dem Verfasser in allen seinen Ausführungen bei; denn diese moderne Richtung erstrebt keineswegs eine von den am starren Buchstaben des orthodoxen Bekenntnisses Festhaltenden so höhnisch verurteilte „platte Moral“, da sie vielmehr auf der spezifisch christlichen Auffassung von Gott als dem Gott der Liebe beruht, und sie hat allem Eifern gegenüber das von Christus selbst angegebene Erkennungszeichen des wahren Christentums zu dem ihrigen gemacht: „daran soll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.“ Wir hoffen, daß diese Broschüre ebenso wie die hoffentlich bald nachfolgenden andern recht weite Verbreitung und die in ihr gegebene Anregung vielfache Unterstützung und Förderung finden möge.

C. S.

Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien von Dr. Karl Lumholz. Autorisierte Deutsche Uebersetzung. Mit 107 Abbildungen, zwei Karten und dem Bildnis des Verfassers in Lichtdruck. Hamburg 1892. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). New-York 1892. Gustav E. Stechert.

Nachdem das Lumholz'sche Reisewerk bereits im Original und seit 1889 in schwedischer und in englischer Uebersetzung bekannt gewesen, erscheint nunmehr auch eine deutsche Ausgabe. Der Verfasser hat die Kolonie Queensland von drei Einbruchsstellen aus bereist und giebt in Verbindung mit der Darstellung seiner Erlebnisse eine eingehende Schilderung des Landes und des Lebens und Treibens der Leute; von den Eingeborenen werden mit besonderer Ausführlichkeit die Stämme am Herbert-Fluß (oder Herbert-river, wie es in der deutschen Uebersetzung heißt) und daneben die Rockhampton-Stämme behandelt. Die Eingeborenen leben hier in kleinen Familienstämmen, die sich wieder zu großen Volksstämmen mit gemeinsamem Dialekte einigen. Jeder Familienstamm hat seine bestimmten Gefilde, in denen seine Mitglieder nomadisieren und ohne jede Pflege des Bodens und seiner Erzeugnisse sich lediglich von der Jagd und vom Früchtesammeln ernähren. Wer ein fremdes Gebiet betritt, ist vogelfrei.

Die Eheschließung geschieht durch Raub, durch Vererbung einer Frau und kraft Gesetzes. Vom Raube werden auch Verheiratete betroffen, so daß eine Frau ihren Mann häufig wechselt und ihre Kinder nicht selten aus den Augen verliert. Der Räuber muß sich dem Beraubten in einem geordneten Zweikampfe stellen. Vielweiberei ist zulässig und wird nach Maß der vorhandenen Weiber geübt. Die Kinder werden bei den unbeeinflussten Eingeborenen selten und nur auf Geheiß des Vaters getötet, sie werden ohne Strafen und Rügen erzogen. Ueber die Erbfolge und über die eigentümliche Verteilung der Stämme in vier Gruppen zum Zwecke der gegenseitigen Verheiratung, welche sich bei allen andern Australiern findet, hat der Verfasser keine Beobachtungen gemacht. Die Verheiratung kraft Gesetzes, die auf S. 207. 227 erwähnt wird, und welche eine vollständig neue ethnologische Thatsache zu enthalten scheint, hätte jedenfalls so ausführlich beschrieben werden müssen, wie es nach Lage der Sache möglich war. Neben dieser breiten Schilderung des Lebens der Eingeborenen kommen auch einzelne Einblicke in die britische Rechtspflege vor, die einen angesiedelten Engländer zu dem Ausspruche berechtigte: „das englische Volk wirft Steine auf andre Nationen wegen der Behandlung ihrer annektierten Völkerschaften; aber nichts kann barbarischer sein, als sein eigenes Vorgehen den australischen Eingeborenen gegenüber.“ Auch die in der Deutschen Kolonialzeitung zuerst berichtete Thatsache, daß Eingeborene durch Strychninföder getötet werden, findet hier eine Bestätigung. Ein Anhang behandelt die Geschichte, Geologie, Flora und Fauna Australiens. Die Uebersetzung ist gut. Die Ausstattung mit Einschluß der zahlreichen trefflichen Abbildungen ist elegant, von den Karten ist die erste „Ganz Australien“ überflüssig; die zweite, speziellere, hätte eine eingehendere Bezugnahme auf den Inhalt des Reisewerkes wohl verdient. Der Gebrauch des Wortes „Geographische Meilen“ für „See-Meilen“ ist falsch.

K. F.

Sizilianische und andere Streifzüge. Von Siegfried Samosch. Minden i. Westf. 1892. J. C. C. Brun's Verlag.

Der Streitfrage gegenüber, von welchem Höhenpunkt aus betrachtet Rom beim Sonnenuntergange das großartigste Schauspiel darbiete, bekennet der Verfasser gern, daß sein „Eklektizismus bei aller Duldsamkeit gegen andere mit einem gewissen Raffinement verbunden“ sei. Nun, ein „gewisses Raffinement“ verrät er auch bei Schilderung seiner Streifzüge, die dem Leser unserem Gefühl nach einen ebenso günstigen Einblick in die durchstreiften Landschaften Italiens und Siziliens eröffnen wie einen vorteilhaften Eindruck von dem Erzähler selbst erwecken sollen. Am besten empfindet man noch das Bestreben, Italiens und Siziliens

Bewohner als durchaus liebenswürdige Leute zu schildern und jedem Besucher derselben die Furcht vor Gefahren zu benehmen. Als Feuilletons mögen die einzelnen „Streifzüge“ gefallen haben, in einem Buche vereint werden sie weniger Beifall finden. L.

Unsere nationale Erziehung. Mit besonderem Bezug auf die Forderungen Paul de Lagarde's und des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher.“ Von einem Oberdeutschen. Zweite, unveränderte Auflage. Berlin 1891. H. Reuther's Verlagsbuchhandlung (H. Reuther und B. Reichard).

Wie der Verfasser des berühmten Rembrandt-Buches sucht der vorliegenden Schrift, wenn auch oft im Gegensatz zu den von jenem ausgesprochenen Grundanschauungen und Vorschlägen, die große Frage der Volks-erziehung klarzustellen. Der hierzu notwendige feste Ausgangspunkt liegt ihm in der Heimat und im angeborenen Volkstum, und deshalb ist für ihn das grundlegende Schulungsprinzip die Heimatskunde im tiefsten und umfassendsten Sinne dieses Wortes. Nachdem er, in Uebereinstimmung mit Lagarde, der besonderen Bildung den Vorzug vor der allgemeinen gegeben, behandelt er einzeln die an der National-erziehung beteiligten Mächte. Hierbei verlangt er mit Eifer die konfessionelle Schule und eine möglichst geringe Einmischung des Staates in das Kirchen- und Schulleben; er spricht weiter von der Aufgabe der Wissenschaft und Kunst zu diesem Zwecke, von der Notwendigkeit der Individualität des Lehrenden und kommt zu dem Schlusse, daß unsre christlich-abendländische Kultur, so wie sie ist, für uns eine erziehende Macht bildet und verteidigt werden muß. In allen diesen wie in den nun folgenden Abschnitten, in denen von der Behandlung der einzelnen Unterrichtsfächer, vom Recht und von der Volkswirtschaft die Rede ist, wendet sich der Verfasser oft aufs schärfste gegen das, wie er sagt, in Deutschland sich immer mächtiger zeigende Walten und Wesen des Judentums und bricht zum Schlusse, und zwar mit Recht, gegen den Rembrandtisten eine Lanze für das Oberdeutschthum und seine Bedeutung für das Wohl und die Entwicklung des gesamten Vaterlandes. — Daß in einem so inhaltreichen und so brennende Fragen behandelnden Werke viele Anschauungen und Vorschläge enthalten sind, welche die verschiedenste Beurteilung finden und auf ebenso entschiedenen Beifall wie hef-

tigen Widerspruch stoßen müssen, ist selbstverständlich, aber durchaus kein Vorwurf gegen das Buch selbst; dieses spricht eben freimütig, wie sein Vorbild und doch zugleich sein Gegner, nämlich wie das Buch des Rembrandtisten, die von großer Vaterlandsliebe eingegebenen und vom tiefsten Nachdenken und allseitigen Verständnis zeugenden Gedanken über unser heutiges Volks- und Staatsleben aus, eine Aussprache, die speziell dem Semitismus gegenüber sehr offen und scharf ist. An Kraft der Sprache kommt das Werk dem Rembrandt-Buche nicht gleich, auch die Klarheit der Darstellung und der Aneinanderreihung der Gedanken in einzelnen Kapiteln ist nicht immer völlig befriedigend; aber die rücksichtslose Offenheit der Erörterung, die Tiefe und Reichhaltigkeit des Inhalts und die Wichtigkeit der hier behandelten Fragen für unsre Zeit sind Vorzüge, welche dem schon in zweiter Auflage erschienenen Buche zur besonderen Empfehlung gereichen. C. S.

Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen von Huebber-Schleiden. Mit Abbildungen. Leipzig 1891. Verlag von Spohr.

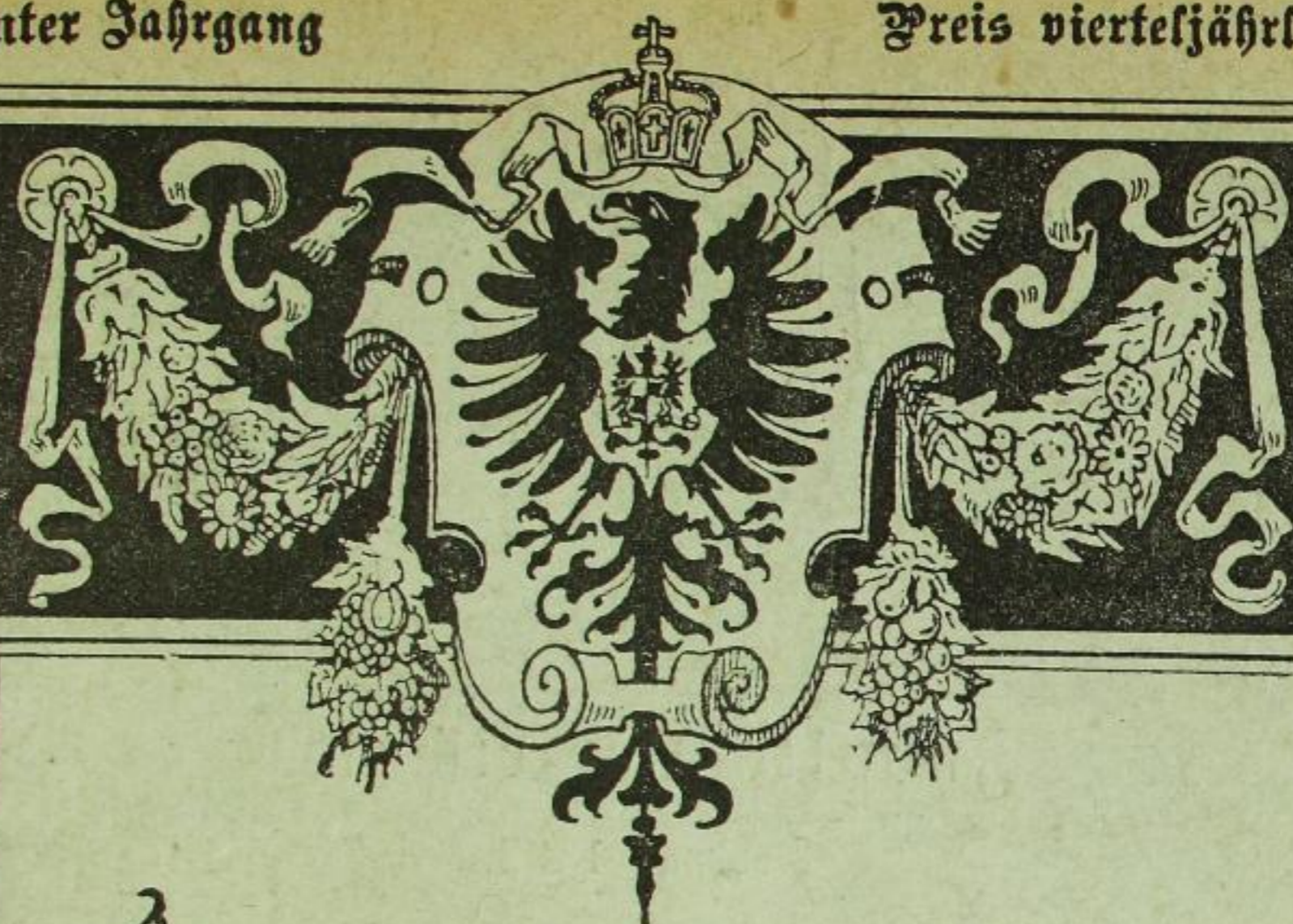
Reichsfreiherr Hellenbach von Paczolan war einer der immer seltener werdenden individuellen Menschen, die trotz ihrer festgefügtten und einzig dastehenden Persönlichkeit nach vielen Richtungen hin sich bethätigen. Am bekanntesten sind wohl seine spiritistischen Bestrebungen, die bei der Entlarvung des Mediums Bastian Schiffbruch litten, aber niemals gänzlich versanken. Und doch stellen diese Bestrebungen nur das Außenwerk einer auf weit umfassenderen Grundlagen ruhenden Weltanschauung dar, welche das Leben als eine vorübergehende Erscheinungsform auffaßt. Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform“ lautet der bezeichnende Titel eines seiner Werke. Aus seiner Philosophie folgt ihm jedoch nicht ein Quietismus, sondern Hellenbach hat im Gegenteile für wichtige Verbesserungen in Wissenschafts- und Gesellschaftsleben thatkräftig gewirkt. Persönlich war er liebenswürdig, allen ritterlichen Tugenden ergeben und nur gelegentlich schrullenhaft. — Daß die Lebensbeschreibung eines solchen Mannes veröffentlicht wird, ist sehr anerkennenswert, zumal wenn sie von einem andern geschrieben ist, der sich mit intimum Verständnis in die ihm verwandte Geistesart des Verstorbenen hineingelebt hat.

M. D.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1892. Februar

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte



Breslau und Berlin

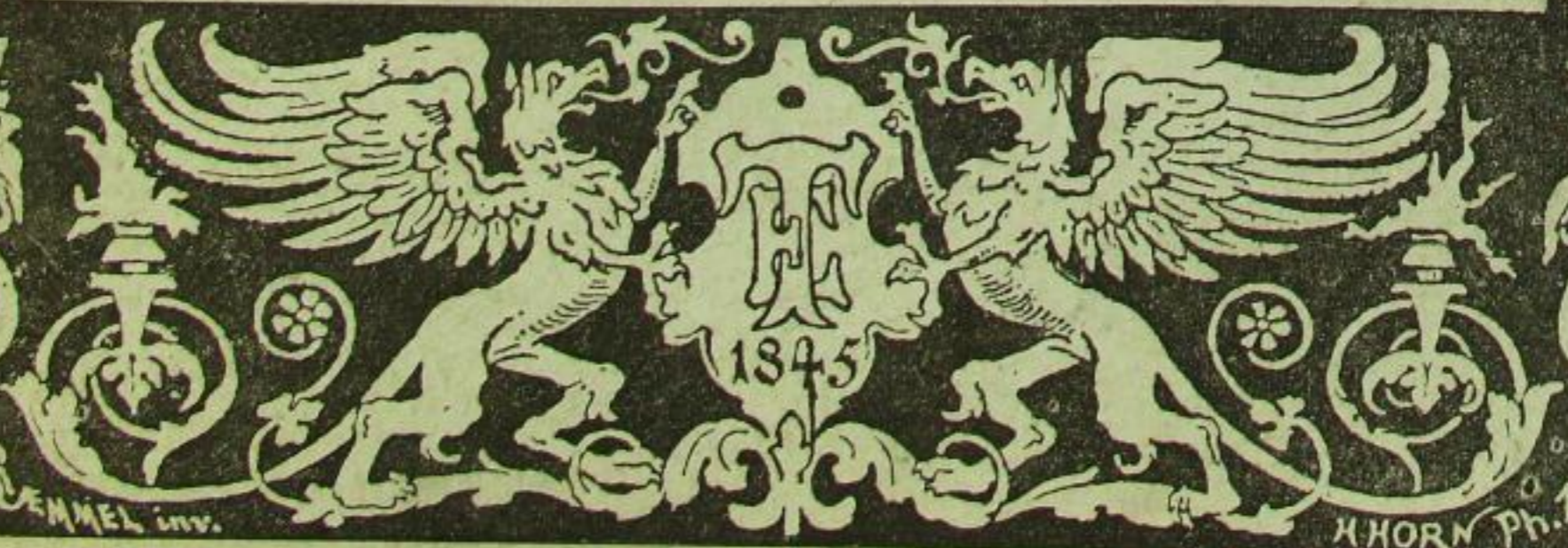
Verlag von Eduard Trewendt

Breslau

Berlin

Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

* 3800



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Februar 1892.

	Seite
Aus dem Leben König Karls von Rumänien. I.	145
David Sibyllinus: An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Familienchronik. II.	159
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XXXIII.	175
P. von Zech: Die Physik vor hundert Jahren und heute	188
Englands Weltherrschaft, Irland und Ägypten. Von einem vormaligen Botschafter	199
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. IV.	208
Wilhelm Jensen: Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. V.	221
Justus von Gruner: Die Gründe der Verhaftung von Justus Gruner in Prag in der Nacht vom 21. bis 22. August 1812	247
Zeitbeschwerden: Klagen aus dem Strafrechtswesen	264
Litterarische Berichte	267

Wer ist Rembrandt? Von Max Lautner. — Goethe's Tasso und Runo Fischer. Von Franz Kern. — Das Justizwesen Bosniens und der Hercegowina. Von Eduard Eichler. — Füchse mit brennenden Schwänzen. Von Friedrich Dufmeyer. — Goethe's Mutter. Von Dr. Karl Heinemann. — Die Stanley'sche Emin-Expedition und ihre Auftraggeber. Von H. Jaeger. — Friedrich Albert Lange. Von D. A. Elliffen. — Römische Essays von Ersilia Caetani Lovatelli. — Theodor Körner. Von Gotthold Kreyenberg. — Die Mystik im Irrsinn. Von Dr. Gustav Specht.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

Es ist ein viel zitiertes Wort des Grafen Caprivi, daß der Schauplatz der Geschichte ein weiterer geworden — fast ebenso gut könnte man sagen: ein engerer, denn selbst die äußersten Enden Europas sind durch die modernen Verkehrsmittel einander so nahe gerückt, daß deren gegenseitige Beziehungen jetzt vielfältiger und intimer sind als früher diejenigen zwischen den einzelnen Provinzen ein und desselben Landes. Ein Zug nach Zusammenschließung geht durch den ganzen Weltteil: politische wie Handelsverträge helfen, alte Antipathien zu überwinden, stammfremde Völker einander zu nähern; und das Bemühen einiger Staaten, sich wirtschaftlich strenger zu sondern, wird, weil diesem allgemeinen großen Zuge widerstrebend, sehr bald an seiner inneren Unmöglichkeit scheitern.

Es hat den Anschein, als ob die Ära der übertriebenen Betonung des Nationalitätsprinzips ihrem Ende bereits nahe, und eine neue Ära, die der Einheit und Verschmelzung aller europäischen Kulturformen, im Hereinbrechen sei.

Durch den Einfluß des Nationalitätsprinzips hat die Karte Europas in den letzten 50 Jahren ein anderes Gesicht bekommen, manche Züge treten heute scharf markiert hervor, wo vor kurzer Frist alles noch verschwommen und ohne individuelles Leben war. Unter Berufung auf Gesichtspunkte, die mit dem überlieferten Staatsrecht möglichst wenig gemein haben, wurden alte staatliche Verbände gesprengt, neue gebildet, und zwar teils auf erweiterter, teils auf verengter Grundlage: die Kraft jenes weltbewegenden Prinzips schweißte bald widerstrebende Einzelemente zu einem größeren Ganzen zusammen, bald suchte sie scheinbar feste, alte Staatengebilde in kleine und kleinste Splitter zu zertrümmern, deren exzentrisches Bedürfnis nach nationaler Individualisierung schließlich zu nationalem und kulturellem Selbstmord führen müßte. — Der Zwang unabänderlicher geschichtlicher und geographischer Thatsachen wird solche krampfhaften Sonderbestrebungen stets vereiteln, und deren Ziel, die Ausbildung einer eigenen nationalen Kulturform, kann sicher nur da erreicht werden, wo Millionen von

Menschen mit lawinenartigem Druck alle Hindernisse bei Seite zu räumen im stande sind, so daß es zuletzt hauptsächlich eine Frage der Volkszahl sein mag, ob jene Strebungen gerechtfertigt seien oder nicht.

Giebt man diesen Grundsatz zu, dann wird man von all' den Völkern und Völklein, die im Osten des Weltteils sich zu regen begonnen haben, vornehmlich einem eine bedeutendere Zukunft verheißen dürfen: dem rumänischen. Es ist das zahlreichste von sämtlichen, die in den Räumen östlich von der Adria, vom Abfall der Alpen und Sudeten bis zum Schwarzen Meere und zu den südrussischen Steppen wohnen; sein Sprachgebiet ist in sich abgerundeter als dasjenige irgend eines seiner Nachbarn: von der Theiß bis zur Meeresküste, von den Gipfeln der galizischen Karpathen bis zur Donau hat es keinen ebenbürtigen Rivalen, und mit Naturnotwendigkeit wird diese Masse von zehn Millionen es ebenso zu politischer Einheit bringen, wie sie die sprachliche und religiöse bereits besitzt.

Reichlich die Hälfte sämtlicher Rumänen hat sich schon zusammengefunden in dem jungen Königreich Rumänien, welches unter König Karls I. glücklicher, langer Regierung einen so unvermutet hohen materiellen und geistigen Aufschwung genommen hat, daß es heute wie ein fester Punkt in dem gährenden Durcheinander, wie ein Lichtblick in dem undeutlichen Dunkel ost- und südslavischer Aspirationen erscheint.

Die Zeiten sind vorüber, wo Bismarck schreiben konnte¹⁾: „Die Donaumündung hat sehr wenig Interesse für Deutschland; das Adriatische Meer, Englands Herrschaft der Ionischen Inseln und der Morea 10 000 Mal mehr.“ — Wenn Deutschland, so lange es im eigenen Hause noch nicht eingerichtet war, sich scheute, die Knochen seiner Grenadiere an auswärtige Wagnisse zu setzen, so hat jetzt der Gedanke, daß die Rheingrenze einmal an der unteren Donau werde zu verteidigen sein, absolut nichts Ungeheuerliches mehr: Rumänien ist ein Glied, und nicht das allerunwichtigste, in der Kette geworden, durch welche die europäischen Ruhestörer in Ost und West verhindert werden, ihre bösen Gelüste in die That umzusetzen; es kann durchaus keinem Zweifel unterliegen, daß Deutschland ganz ebenso wie Osterreich-Ungarn sich ins eigene Fleisch schneidet, sobald es zuläßt, daß dem Lande quer vor der Donaumündung, welches der große europäische Knotenpunkt aller Straßen von Rußland nach der Balkanhalbinsel und andererseits nach Westen bis ins Herz von Deutschland ist, Gewalt angethan werde, sei es von Rußland, sei es von irgend einer andern händel- und abenteuersüchtigen Macht. Schon die Thatsache, daß der größte Teil Rumäniens nichts ist als das Alluvium des bedeutendsten der mitteleuropäischen Ströme, ist geeignet zu zeigen, wohin es sein Gesicht zu wenden, wo es einen Rückhalt in Not und Gefahr zu suchen hat, und wer in der Weltgeschichte noch das Walten einer höheren Macht zu erkennen vermag, wird es als Fügung der Vorsehung anerkennen, daß gerade diesen Strom abwärts dem jungen rumänischen

¹⁾ Poschinger II, 10.

Staate sein Herrschergeschlecht gekommen ist. — Zum zweiten Male haben die Hohenzollern den Flug vom Fels zum Meere gewagt, und — wer wird es nicht hoffen? — auch dies Mal, um einem Stamme, dem es nur an einer starken Hand gebrach, die seine Kräfte zusammenfaßte und lenkte, herauszuhelfen aus der Nacht nationaler Ohnmacht und Zerrissenheit!

Prinz Karl war der junge Hohenzoller, dem diese Aufgabe ward: er unternahm es, in schwerer Zeit eine Krone sich aufs Haupt zu drücken, die seit Jahrhunderten so manchem Herrscher eine dornige gewesen ist, und er hat vollbracht, was er selbst wohl kaum von jeher gehofft haben mag: zwei halbbarbarische Fürstentümer, arm, ausgefogen und gemißhandelt, sind durch ihn ein einiges, aufblühendes, alle seine Hilfsquellen stetig entwickelndes Land geworden — Befreit von den demütigenden Fesseln der türkischen Tributpflichtigkeit, stolz auf seine wachsende Kraft und Wehrfähigkeit, allzeit bereit, seinen Anschluß an die Kultur des Westens noch wirksamer zu gestalten, steht Karls I. Königreich jetzt da, und Europa hat politisch und kommerziell mit einem neuen Faktor zu rechnen an einer Stelle, wo bisher nichts war als das blanke Nichts!

Dies Verdienst, der europäischen Völkerfamilie ein neues Glied hinzugefügt zu haben, gebührt vornehmlich dem ersten Könige Rumäniens; unser Jahrhundert kennt keine sympathischere Gestalt unter seinen Fürsten als diesen ernstesten, schweigsamen, pflichttreuen Mann, dem allein sein unerschütterlicher Glaube an die sieghafte Kraft des Guten in Welt und Menschheit die Stärke verlieh, gegen all' die immer düsterer sich aufstürmenden Wolken anzukämpfen, bis der Schleier riß, bis endlich, zum ersten Mal seit jenen Unglückstagen, wo die Türken mit ihren Scharen das unglückliche Land überfluteten, ein Sonnenstrahl dies Schmerzenskind der europäischen Politik beschien. — Mag das fernere Schicksal Rumäniens sich gestalten, wie es wolle, niemals wird aus dem Gedächtnis des Volkes das Bild König Karls schwinden, der es nicht nötig hat, daß Statuen oder Gemälde von ihm verkünden: sein Stolz und seine Rechtfertigung sind seine Thaten, und stets hat er in seiner Bornehmheit und edlen Bescheidenheit es verschmäht, in die Augen und Ohren der Menge zu geraten.

Von Sigmaringen bis nach Bukarest und Konstanza; von Düppel bis Plewna und Smrdan — Welch' eine Laufbahn ist es, die bereits hinter ihm, dem kaum fünfzigjährigen Manne, liegt! Welche Fülle romantischer Wagnisse und Kämpfe! Wahrlich, keiner der jetzt lebenden Herrscher kann mit dem, was er erlebt und errungen, sich König Karl an die Seite stellen!

Um so berechtigter mag es sein, nun endlich die Aufzeichnungen eines Mannes zu veröffentlichen, der allen Phasen dieses Fürstenlebens als stiller Beobachter gefolgt ist; der Historiker wird manche Daten ihnen entnehmen können, die sonst nicht zugänglich sind, und auch den Leser aus den gebildeten Laienkreisen wird es freuen, aus dieser schlichten Darstellung zu erfahren, wie ein deutscher Fürstsohn, der in die Fremde ging, gerufen von einem ganzen Volke, seine Mission aufsaßte und zu erfüllen mußte.

Vorgeschichte.

Nur wer die Geschichte der Länder kennt, die ehemals den Befehlen der Kaiser Ost-Roms gehorchten, nur wer es weiß, wie furchtbar sie unter der Herrschaft des brutalen Osmanenvolks gelitten haben, wie entsetzlich das materielle und geistige Niveau ihrer Bewohner heruntergedrückt wurde, kann sich in die Seele eines Fürsten hineindenken, an welchen unvermutet die Aufgabe herantritt, eins dieser Länder zu regieren und die offenen Wunden heilen zu helfen, welche durch die Unerbittlichkeit eines grausamen Geschicks ihm geschlagen wurden.

Dem Leidensgange, welchen das rumänische Volk seit dem Ende des Mittelalters hat machen müssen, mögen hier ein paar Worte gewidmet sein. Als die Türken die Balkanhalbinsel sich unterworfen hatten und ihre Waffen auf das nördliche Ufer der Donau trugen, blieb den beiden rumänischen Fürstentümern, verlassen wie sie waren von ihren christlichen Nachbarn, nichts übrig, als mit den mohammedanischen Drängern ihren Frieden zu machen; die Walachei und Moldau schlossen, jede für sich, mit dem Türken Sultan eine Kapitulation ab, welche gegen Tributzahlung und Heeresfolge ihnen Selbständigkeit und Freiheit in bezug auf ihre inneren Angelegenheiten zusicherte. Doch kümmerten sich die Türken in der Folge nicht viel um diese Kapitulationen, sie setzten ganz nach ihrem Belieben die Fürsten in Bukarest und Jassy ein und ab und verliehen schließlich die Hospodarenwürde nur noch an Mitglieder einiger großen Phanariotenfamilien; das Land ward unsagbar gequält und ausgezogen; die im Gefolge der Hospodaren erscheinende griechisch-phanariotische Aristokratie riß nicht nur alle Ämter und Würden an sich, sondern vergiftete auch den Volksgeist durch die schamloseste Korruption; noch heute krankt Rumänien an den Nachwirkungen dieser levantinisch-orientalischen Mißwirtschaft, die das öffentliche Gewissen abgestumpft und alle moralischen Begriffe verwirrt hatte.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts begann Rußland seine Hände nach den Donaufürstentümern, durch welche sein Weg nach Konstantinopel führt, auszustrecken; von 1768 bis 1854 mußten die unglücklichen Lande an der unteren Donau sechs russische Okkupationen und ebenso viele türkische Wiedereroberungen über sich ergehen lassen; der Volkswohlstand war auf erschreckende Weise gesunken — es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die Rumänen das nicht enden wollende Elend der von beiden Seiten mit unmenschlicher Grausamkeit geführten Kriege überhaupt zu ertragen vermochten, ohne in tierische Gleichgültigkeit und Stumpfheit zu versinken. Aber immer wieder lebte in ihrer Seele das Gedächtnis an die längst entschwundenen Tage nationaler Selbständigkeit auf, immer stärker ward ihr Wunsch, das Joch der Fremden, einerlei ob der Türken oder der Russen, abzuschütteln. Die von den letzteren eingesetzten Hospodare trieben es um kein Haar anders als die schlimmsten der von Konstantinopel gesandten Phanariotenfürsten, sie verfolgten mit dem gleichen Haß wie diese das Aufkommen des national-rumänischen Geistes, sie machten jedem Versuch, von innen heraus die Wiedergeburt des zertretenen Volks anzubahnen, mit brutaler Gewalt ein Ende, schlossen die rumänischen Schulen und verjagten die Lehrer und wer sonst sich

den Machthabern in Bukarest und Jassy, die nichts waren als russische Statthalter, mißliebig gemacht hatte.

Da kam die Februar-Revolution des Jahres 1848 in Paris; bis nach Rumänien hinein pflanzten sich die Wellen dieses Ereignisses fort; die Moldau empörte sich; der Hospodar der Walachei, Bibesku, ward gestürzt; eine provisorische Regierung in Bukarest dekretirte eine konstitutionelle Verfassung, Pressfreiheit, Aufhebung der Hörigkeit und aller Standesvorrechte; doch schon am 25. September 1848 stellten Russen und Türken den früheren Zustand der Dinge in den Donaufürstentümern wieder her — fortan verloren dieselben auch den letzten Schein von Selbständigkeit: die Hospodare wurden durch die Bestimmungen des Vertrages von Balta Liman (1. Mai 1849) zu Beamten degradirt, die nichts unternehmen durften ohne die Zustimmung des russischen und des türkischen Kommissars, unter deren Kontrolle sie standen.

Der Krimkrieg brachte endlich die Erlösung von dem russischen Protektorate; 1857 trat in Bukarest eine internationale Kommission zusammen, und die mittelst großherrlichen Fermans in der Walachei und in der Moldau einberufenen Diwane sollten beraten, wie die künftige Stellung der Donaufürstentümer zu regeln sei. Diese Beratungen führten jedoch zu keinem Resultat, da weder die Hohe Pforte noch die Großmächte dem Programm zustimmen mochten, auf welches beide Diwane sich geeinigt: Union der Fürstentümer zu einem autonomen, neutralen Staate unter der erblichen Herrschaft eines Fürsten aus einer der europäischen Regentenfamilien und Einführung einer konstitutionellen Verfassung. Die Pariser Konferenz beschloß dagegen, daß jedes der Fürstentümer sich einen inländischen, vom Sultan zu bestätigenden Hospodaren wählen solle.

Allein die Idee der nationalen Einheit war bereits so sehr erstarrt, daß in beiden Ländern die neugewählten gesetzgebenden Körperschaften sich gegen die Beschlüsse der Großmächte auflehnten und 1859 den Obersten Alexander Kusa zum Fürsten erwählten. — Um wenigstens die Personalunion zu erreichen, hatte man also den einen Punkt des Programms, welcher die Wahl eines ausländischen Regenten forderte, einstweilen fallen lassen, doch mußte Fürst Kusa sich schriftlich zur Abdankung verpflichten, falls für die Zukunft auch die Realunion der Fürstentümer sich ermöglichen und ein geeigneter ausländischer Thronkandidat sich finden ließe.

Auf Anraten der Großmächte erteilte der Sultan dem Fürsten seine Bestätigung, aber mittelst zweier Fermane — ein Akt, durch welchen er sich mit dem *fait accompli* der eigenmächtig vollzogenen Union abfand, ohne sie anzuerkennen. Erst im Jahre 1861 erlangte Fürst Kusa von der Hohen Pforte die nachträgliche Genehmigung der Union; überhaupt ließ er, dessen Privatleben keineswegs einen würdigen Charakter trug, in seinem öffentlichen Leben sich von dem durchaus patriotischen Wunsche führen, das seiner Obhut anvertraute Staatswesen in die Bahn des Fortschrittes zu leiten. Nur war Rumänien, das wirtschaftlich aufs schlimmste daniederlag und auch noch manche der Union widerstrebende Elemente in sich barg, noch nicht reif für die rein parlamentarische Regierungs-

form, welche es sich gegeben; und die von Fürst und Kammer ins Werk gesetzten Reformen, so wohl gemeint sie waren, konnten ihre heilsamen Folgen zunächst noch nicht zeigen: Fürst Kusa sah sich gezwungen, durch einen Staatsstreich das bisherige Wahlgesetz abzuschaffen; die Hohe Pforte ließ sich zur Genehmigung des von ihm gegebenen neuen herbei; und auch das Volk selbst, nachdem es gehörig bearbeitet worden, sprach sich mit großer Majorität für das letztere aus.

Die leichtere Bewegungsfähigkeit, die der Fürst nunmehr gewonnen hatte, nützte er für eine Reihe höchst notwendiger und trefflicher Reformen aus, es gelang ihm aber nicht, das Gleichgewicht im Staatshaushalt herzustellen; die wirtschaftliche Lage blieb nach wie vor eine ungünstige, manche seiner Maßregeln liefen den Einzelinteressen gewisser Gruppen und Stände entgegen; dazu kamen allerlei Skandale, zu denen sein äußerst leichtfertiges Leben nur allzuviele Anlässe gab. — So war es ihm schließlich unmöglich, seine Herrschaft feste Wurzeln schlagen zu lassen: Eine Verschwörung zu seinem Sturze bildete sich und verzweigte sich über das ganze Land, und in der Nacht vom 22. auf den 23. Februar 1866 überrumpelte eine Hand voll Bewaffneter das Schloß und zwang den Fürsten zur Abdankung. Er verließ das Land, und die Führer sämtlicher Parteien traten zu einer provisorischen Regierung zusammen, als deren Spitze die „Lieutenance-Princiére“ (General N. Goleşku, Oberst Haralamb und Laşkar Catargi) fungierte.

Die Wahl.

Die Kammern schritten sofort zur Fürstenwahl; dieselbe fiel auf den Grafen von Flandern, den jüngeren Bruder des Königs von Belgien. Allein Kaiser Napoleon, der damals noch die Rolle eines Schiedsrichters der europäischen Dinge spielen durfte, deutete dem Erwählten an, daß er besser thäte, die ihm angebotene Krone auszuschlagen. Das geschah denn auch, und obgleich die provisorische Regierung eine Zeit lang Miene machte, an der Wahl des Grafen festzuhalten, mußte Rumänien nunmehr darauf bedacht sein, einen Kandidaten zu finden, gegen den womöglich keine der Mächte einen Einwand zu machen hatte.

Das war schwer, wenn nicht unmöglich, denn offiziell hatten in der Konferenz, welche wieder in Paris zusammengetreten war, die Mächte sogar die Reunion der Fürstentümer verworfen — falls auch offiziös bei ihnen sich nichts erreichen ließ, war Rumänien als Einheitsstaat einfach verloren!

Die ganze Zeitlage war eine überaus ernste und bedrohliche: der Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten lag in der Luft; wartete man mit der Fürstenwahl bis nach seinem Ausbruch, dann konnte der Erwählte sicher sein, von der einen der kriegführenden Parteien verworfen zu werden, falls die andere ihn anerkannte; Rußland jedoch, welches das Interregnum benutzte, um in ganz Rumänien, besonders aber in der Moldau, gegen die Union zu wühlen, war von vornherein gegen jede Maßregel, die ihm den einstigen Vormarsch gegen Konstantinopel erschwert hätte. — Frankreich also bildete das Zünglein an der Wage, ohne Napoleon war nichts möglich, mit Napoleon alles!

Die leitenden Männer Rumäniens waren sich dieser Lage wohl bewußt; in aller Eile sondierten sie, soweit das möglich, das Terrain und stellten daraufhin die Kandidatur des Prinzen Karl von Hohenzollern auf, welchem seine Verwandtschaftsverhältnisse zu den Souveränen von Frankreich und Preußen schon das Wohlwollen und die Stimme zweier Großmächte sicherten. Es handelte sich darum, ihn schleunigst zur Annahme der Wahl zu bewegen und dieselbe durch allgemeine Volksabstimmung sanktionieren zu lassen.

Prinz Karl befand sich damals in Berlin, wohin auch im Jahre 1866 die Verwandten des königlichen Hauses zusammengeströmt waren, um, wie gewöhnlich, den Geburtstag König Wilhelms zu feiern; unter den Festgästen befanden sich auch Fürst Karl Anton von Hohenzollern, Gouverneur von Rheinland und Westfalen, und sein ältester Sohn, Erbprinz Leopold. Am Vormittage des 22. März versammelte sich die ganze erlauchte Familie im Palais und brachte ihre Glückwünsche dar; das Familiendiner war beim Kronprinzen, und abends fand eine Theatervorstellung im königlichen Palais statt.

Prinz Karl von Hohenzollern, welcher als Premierleutnant beim Preußischen 2. Garde-Dräger-Regiment stand, reiste am 25. März mit seinem Vater und Bruder über Dessau, wo sie ihren Verwandten einen Besuch abstatteten, nach Düsseldorf und feierte dort bei den Seinen im Jägerhof das Osterfest.

Am 30. März, es war der Charfreitag, kam der rumänische Abgesandte Ioan Bratianu in Düsseldorf an und ersuchte den Fürsten Karl Anton um eine Audienz; dieselbe ward ihm am Vormittage des 31. März gewährt und dauerte drei Stunden. Er eröffnete dem Fürsten, daß, einer Anregung Kaiser Napoleons folgend, die Lieutenance princière Rumäniens beabsichtige, seinen zweiten Sohn, Prinz Karl, dem Volke zur Fürstenwahl vorzuschlagen.

Bratianu ward zur Tafel zugezogen; auch Oberst von Rauch, Kommandeur des 11. Husaren-Regiments, nahm daran teil. Die Unterhaltung war lebhaft, es ward viel über Bukarest und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Donau-Länder gesprochen. Nach Tisch trat Bratianu auf den Prinzen zu und sagte ihm: „On m'a beaucoup parlé de Votre Altesse à Paris, où on m'avait dit, qu'Elle était à Berlin. Je suis bien heureux d'avoir eu la bonne fortune de trouver V. A. ici. Der Prinz erwiderte ihm, daß er nur zufällig auf Urlaub in Düsseldorf sei und in zwei Tagen zu seinem Regimente nach Berlin zurückkehre; er fügte hinzu: d'autant plus que nous aurons la guerre. Er wollte dadurch zu verstehen geben, wie sehr es seinen patriotischen Gefühlen widerstreben müßte, in einem solchen Augenblicke sein Vaterland zu verlassen.

Oberst von Rauch, der Herrn Bratianu ins Hotel zurückbegleitete, überbrachte dessen Bitte um eine Privat-Unterredung mit dem Prinzen. Sie wurde ihm gewährt. Um 6 1/2 Uhr abends erschien der rumänische Abgesandte, trug dem Prinzen die Krone an und orientierte ihn in zweistündiger Unterhaltung über die Zustände seines Landes; er wies auf die Gefahren hin, denen Rumänien ausgesetzt sein würde, wenn das jetzige Provisorium noch länger andauerte, und bat um günstige Entscheidung.

Der Prinz entgegnete, daß er sich einer solchen Mission nicht gewachsen fühle, obwohl es ihm an Mut dazu nicht gebreche; deshalb könne er jetzt auch keine bestimmte Antwort erteilen; außerdem wüßte er noch nichts über die Intentionen des Königs von Preußen, des Oberhauptes der Familie, und ohne dessen Erlaubnis dürfte er einen so wichtigen Schritt nicht unternehmen.

Herr Bratianu berührte dann das staatsrechtliche Verhältnis der Donau-Fürstentümer zur Türkei. Der Prinz erklärte, daß darin für ihn kein Hindernis läge; es würde wohl auch nicht schwer fallen, dies Band zu lösen. Vorläufig wäre dasselbe überhaupt eher eine Garantie als eine Fessel, da Rumänien noch nicht stark genug sei, um schon auf eigenen Füßen zu stehen.

So trennten sie sich, ohne daß es zu einer bindenden Erklärung von seiten des Prinzen kam. Herr Bratianu versprach, einstweilen keine weiteren Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, und reiste am folgenden Tage nach Paris ab; er persönlich hatte den besten Eindruck auf den Prinzen und die fürstliche Familie gemacht, sowohl wegen seines einnehmenden Äußeren als wegen der staatsmännischen Eigenschaften, die er in diesen Konferenzen bewiesen hatte.

4. April. Prinz Karl bekam vom Kronprinzen die telegraphische Anzeige, daß er zum Rittmeister à la suite des 2. Garde-Drägoner-Regiments ernannt sei. Er empfand darüber eine gewisse Genugthuung, zumal da behauptet worden war, sein Avancement, welches langsamer gewesen, als es sonst bei Prinzen die Regel, sei verzögert worden durch seine freisinnigen Ansichten und seinen Verkehr in Kreisen des liberalen höheren Bürgerstandes.

5. April. Der Prinz und sein Vater machten einen Ausflug nach Ramersdorf bei Bonn, um die Baronin de Franque, eine Nichte des Fürsten Salm-Dyck, zu besuchen. Die Baronin besaß Verbindungen mit Paris, und sie baten sie, dort Erkundigungen einzuziehen zu wollen, wie sich das offizielle Frankreich zu einer Berufung des Prinzen auf den rumänischen Thron stellen würde.

8. April. Prinz Karl reiste abends nach Berlin ab und begab sich gleich nach seiner Ankunft am folgenden Tage zum Könige, dann zum Kronprinzen und zum Prinzen Friedrich Karl. Die rumänische Frage ward ziemlich flüchtig besprochen, nur mit dem Kronprinzen hatte er darüber eine längere Unterredung. Die Stimmung in Berlin war eine sehr kriegerische.

14. April. Der Prinz saß im Kasino mit seinen Regimentskameraden zu Tisch, als die Zeitungen gebracht wurden und man folgende Depesche darin fand:

„Bukarest, 1./13. April. Heute haben Statthalterschaft und Ministerium mittelst Anschlag an den Straßenecken den Prinzen Karl von Hohenzollern unter dem Namen Karl I. zum Fürsten von Rumänien vorgeschlagen; es geht das Gerücht, der Prinz werde demnächst hier eintreffen. Die Bevölkerung scheint darüber voller Freude zu sein.“

Diese Nachricht kam dem Prinzen ebenso überraschend wie den Übrigen. Sie ging natürlich von Bratianu aus, welcher zuerst nach Paris und dann nach Bukarest geeilt war, um die Wahlangelegenheit in Fluß zu bringen. Sofort

suchte der Prinz den Oberst von Rauch auf, der vom Fürsten Karl Anton mit einer Denkschrift über diese Angelegenheit zum Könige geschickt worden war; von ihm erfuhr er, daß der König ihm befohlen habe, Montag, den 13. April, nach Düsseldorf zurückzukehren.

Abends im Opernhause, wo die Abschiedsvorstellung für Marie Taglioni war, begrüßte Prinz Karl von Preußen den jungen Kronkandidaten scherzweise als Türken.

Sonntag, den 15. April. Die Zeitungen brachten folgende Depesche aus Bukarest: „Das Plebiszit für die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern hat in der Hauptstadt heute begonnen. Man glaubt, in sechs Tagen wird die Abstimmung im ganzen Lande beendigt sein.“

16. April. Morgens um 8 Uhr erhielt der Prinz einen eigenhändigen Brief des Königs, dem folgende Depesche beigelegt war:

Cinq millions de Roumains acclament leur Souverain le Prince Charles, fils de Votre Altesse Royale. Tous les Temples sont ouverts et la voix du clergé s'élève avec celle du peuple tout entier vers l'Eternel, pour le prier de bien bénir leur élu et le rendre digne de ses ancêtres et de la confiance que la nation entière a mise en lui.

J. C. Bratiano.

Diese Depesche war von Bukarest um 11 Uhr vormittags abgegangen, um 12 Uhr 40 Minuten mittags in Düsseldorf eingetroffen und von Fürst Karl Anton telegraphisch dem Könige übermittelt worden. Als Antwort hatte der Fürst sofort folgendes Telegramm an Bratiano abgesandt:

„Reçu avec vive émotion la nouvelle que Vous m'annoncez avec tant d'effusion de coeur. Le jugement sur l'opportunité et la décision de la question reposent maintenant dans les mains du Roi auquel j'ai soumis de suite Votre communication.

Prince de Hohenzollern.

Der Brief König Wilhelms an den Prinzen Karl lautete:

„Dein Vater wird Dir den Antrag auch wohl mitgeteilt haben. Du hast Dich ganz passiv zu verhalten, da große Bedenken obwalten, da Rußland und die Pforte bisher gegen prince étranger.

Wilhelm.

Prinz Karl antwortete dem Könige sogleich: „Ew. Majestät erlaube ich mir ehrfurchtsvoll anliegend die Depesche, die Allerhöchstdieselben mir überschiedten, mit dem unterthänigsten Danke zurückzustellen. Der Inhalt derselben hat mich tief ergriffen, und ich erkenne wohl die großen politischen Bedenken, die dabei in den Vordergrund treten. Ew. Majestät Vorschriften werden stets mein Anhalt sein.

Karl Bz. von Hohenzollern.

Noch am gleichen Tage lief ein Brief von Fürst Karl Anton mit ebendenselben Nachrichten ein. Der Prinz teilte seinem Vater unverzüglich in einem

Antwortschreiben seinen festen Entschluß mit, die rumänische Krone anzunehmen und gegen den Willen der in Paris tagenden Konferenz direkt nach Bukarest zu reisen.

18. April. Morgens langte die Antwort des Fürsten Karl Anton auf den Brief des Prinzen vom 16. an, in dem es u. a. hieß:

„Deine Idee entspringt aus einem richtigen Gefühl, ist aber schon aus Rücksicht auf die Familien-Disziplin unausführbar. Ich korrespondiere täglich mit dem Könige und den Ministern, überzeuge mich aber von den großen reellen Schwierigkeiten der Situation . . . Übermorgen früh geht Rauch mit einem Memoire von mir an den König nach Berlin, behufs mündlicher Erläuterung. Er ist vortrefflich in dieser Sache und nimmt sich derselben de coeur et d'âme an.“ — Zum Schlusse riet der Fürst seinem Sohne, Urlaub nach Düsseldorf zu nehmen.

Prinz Karl begab sich zum Hausminister von Schleinitz, wo er Graf Stillfried traf; als derselbe ihm seine Hoffnung ausdrückte, daß ein katholischer Prinz aus dem Hause Hohenzollern sich nie unter die türkische Suzeränität stellen würde, antwortete der Prinz, daß es nur darauf ankäme, wie man sich mit dieser Suzeränität abzufinden wüßte; dann sprach er längere Zeit mit Herrn von Schleinitz, der überall die größten Schwierigkeiten sah und glaubte, daß die Donaufürstentümer doch noch gezwungen sein würden, zur Wahl eines inländischen Fürsten zu schreiten. Der Prinz hielt ihm entgegen, daß man nie zu einem Resultat kommen würde, wenn man alles der Pariser Konferenz überließe; nur energisches Handeln könnte zum Erfolge führen.

An demselben Tage sprach der Prinz den belgischen Gesandten Rothomb, welcher seiner Zeit König Leopold I. von Belgien den Wahlaft überbracht hatte. Der Gesandte riet dem Prinzen zur Vorsicht und warnte ihn vor übereiltem Handeln, da zunächst die Entscheidung der Pariser Konferenz abgewartet werden müsse. Prinz Karl jedoch bestand auf seiner Ansicht, daß allein durch ein fait accompli der Sache ein Ende gemacht werden könnte: die Konferenz würde sich nie über eine Lösung einigen.

Unterdeß war der türkische Botschafter Aristachi-Bei in der Wohnung des Prinzen gewesen; letzterer betrachtete es als einen glücklichen Zufall, daß er ihn verfehlt hatte, denn der Botschafter hätte leicht seine Absichten erraten und darüber nach Konstantinopel berichten können, was zu neuen Schwierigkeiten geführt hätte.

19. April. Vormittags kam Legationsrat von Reudell, um den Prinzen im Auftrage des Minister-Präsidenten von Bismarck zu bitten, ihn zu besuchen; Bismarck selbst sei durch ein Fußleiden ans Haus gefesselt, sonst würde er den Prinzen aufgesucht haben. Prinz Karl setzte seinen Besuch auf 12¹/₂ Uhr an und ging vorher zum Kronprinzen, der aber so beschäftigt war, daß sie für den Abend ein Rendezvous verabredeten.

Herr von Bismarck begann die 1¹/₂ stündige Unterredung mit der Bemerkung, daß er nicht als Staatsmann, sondern, falls der Prinz es ihm gestatte, als Ratgeber und Freund sprechen wolle. Ein Volk habe ihn einstimmig zu seinem

Fürsten erwählt — er rate ihm, den kühnen Entschluß zu fassen, direkt nach Rumänien abzureisen; und als der Prinz von der Genehmigung des Königs, seines Familienoberhauptes und obersten Kriegsherrn, sprach, meinte der Minister, der Prinz brauche in diesem Falle die königliche Genehmigung ja nicht direkt zu erbitten, sondern nur Urlaub ins Ausland: Seine Majestät sei so fein, daß sie ihn verstehen und die Absicht durchfühlen würde. Vom Auslande aus möge der Prinz dann um seinen Abschied einkommen und sich im strengsten Infognito nach Paris zu Kaiser Napoleon begeben; es gäbe ja Mittel, denselben ganz im geheimen zu sprechen. Nur durch Napoleon würde er seine Absicht erreichen können; vor der Pariser Konferenz aber würde die Sache sich eine Ewigkeit hinziehen, da Rußland und die Pforte die Wahl eines Hohenzollern-Prinzen energisch bekämpfen, und Preußen nicht in der Lage sein würde, dieselbe direkt zu unterstützen. Bismarck sagte dabei folgendes: „Die geographische Lage Preußens und unsere ganze Politik haben uns stets von der orientalischen Frage fern gehalten; wir haben bei den verschiedenen Beschlüssen immer nur unsere Stimme als Großmacht geltend gemacht. Deshalb mußte ich als preußischer Minister-Präsident gegen Ihre Wahl stimmen, so schwer es mir auch würde, denn ich dürfte jetzt keinen Bruch mit Rußland herbeiführen und unsere Staatsinteressen zu gunsten eines Familieninteresses engagieren. Ein eigenmächtiges Handeln Ihrerseits jedoch würde dem Könige aus der für ihn peinlichen Situation helfen, und ich bin überzeugt, daß er dieser Idee, die ich ihm gern mündlich mitteilen möchte, wenn er mir die Ehre eines Besuches erweisen wollte, nicht abgeneigt sein würde. — Sind Ew. Durchlaucht einmal in Rumänien, dann ist die Frage viel leichter zu lösen: die Konferenz steht dann vor einem fait accompli, und die zunächst beteiligten Mächte werden zwar zuerst protestieren, aber schließlich eine Thatsache, die nicht mehr rückgängig zu machen ist, anerkennen müssen.“

Dann sprach Herr von Bismarck noch von einer eventuellen Familienverbindung mit einer dem Zarenhause nicht fernstehenden Prinzessin und riet dem Prinzen, daß er Kaiser Alexander brieflich erklären solle, er sehe in Rußland die mächtigste Stütze Rumäniens.

Von Oesterreich wäre nichts zu befürchten, da er es für einige Zeit zu beschäftigen gedenke. Preußen würde, falls es sich einem fait accompli gegenüber sähe, daselbe anerkennen. — Über die Stimmung in Rumänien selbst ließen sich authentische Details bei der Deputation einholen, welche bereits auf dem Wege zum Prinzen sei.

Zum Schluß bemerkte Herr von Bismarck, daß im Falle des Mißlingens der ganzen Sache der Prinz sich dieses Coups stets als eines pikanten Abenteuers erinnern werde, da er selbst dabei nichts Ernstliches aufs Spiel setze. Diese Auffassung konnte der Prinz sich allerdings nicht ganz zu eigen machen.

Um 4 Uhr begab der Prinz sich zum Könige, der ihn aufs herzlichste empfing, aber mit Bismarck's Ansicht, die der Prinz ihm mitteilte, nicht einverstanden war; im Gegenteil, er betonte die Schwierigkeiten, die dem Unter-

nehmen entgegenstünden, und hielt es für klüger, die Entscheidung der Pariser Konferenz abzuwarten. Auch sei es eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern unwürdig, sich unter die Oberhoheit eines Sultans zu stellen. Der Prinz erwiderte, daß er die türkische Suzeränität für den Augenblick anzuerkennen bereit sei, doch mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sich von derselben durch Waffengewalt zu befreien und dem Lande, das ihn heute erwählt, die völlige Unabhängigkeit auf dem Schlachtfelde zu erobern. Er hätte den König, überzeugt zu sein, daß, wo und in welcher Lage er sich auch befände, er stets seinem Namen Ehre machen werde.

Der König gewährte ihm Urlaub nach Düsseldorf, schloß ihn beim Abschied in die Arme, und seine letzten Worte waren: „Gott behüte dich!“

Nachmittags um 5 Uhr fuhr der Prinz zum Kronprinzen nach Potsdam. Dieser sprach sich dahin aus, daß er im ganzen nicht gegen das Unternehmen und überzeugt sei, der Prinz wäre der Aufgabe gewachsen.

Nach herzlichem Abschied von ihm und der Kronprinzessin reiste Prinz Karl abends mit dem Eilzuge nach Düsseldorf ab.

20. April. Geburtstag des Prinzen. Morgens Ankunft in Düsseldorf. Aus Rumänien liefen Glückwunschadressen ein; man hofft dort auf baldiges Eintreffen des Prinzen.

21. April. Besuch bei der Baronin Franque, die mit dem französischen Minister Drouin de Lhuys befreundet ist; sie soll in Paris sondieren, wie die französische Regierung ein *fait accompli* aufnehmen werde.

26. April. Laut Depeschen aus Paris hat die Konferenz sich mit drei gegen vier Stimmen gegen die Wahl des Prinzen ausgesprochen: Frankreich, Preußen und Italien für. — Die Baronin Franque schreibt, Kaiser Napoleon würde ein *fait accompli* nie anerkennen.

Lieutenant Linche vom Generalstab der rumänischen Armee trifft ein mit einem Briefe J. Balaceanu's, diplomatischen Agenten der Donaufürstenthümer in Paris; derselbe sucht um eine Audienz beim Prinzen nach. — Statt der Audienz, die ihm offiziell nicht gewährt werden kann, wird ihm ein Rendezvous bestimmt.

27. April. Um 3 Uhr Rendezvous mit J. Balaceanu bei der Baronin Franque in Ramersdorf bei Bonn. Der rumänische Diplomat, eine angenehme, sympathische Erscheinung, erklärte dem Prinzen, daß er soeben in Berlin vom Minister-Präsidenten von Bismarck empfangen worden sei. Er habe dem Prinzen das Eintreffen einer Deputation anzukündigen, die das Resultat des Plebiszits überbringen sollte. — Prinz Karl und sein Vater verhielten sich äußerst reserviert. Abends nach Düsseldorf zurück.

28. April. Der Prinz ersucht den Oberst von Redern, Kommandeur des 2. Gardedragoners-Regiments, brieflich um Nachurlaub und fragt durch Mme. Hortense Cornu in Paris an, wie man sich der angemeldeten Deputation gegenüber verhalten solle.

Die Mutter und Schwester des Prinzen, welche in Duchy am Genfersee gewesen sind und heute zurückkommen, erklären sich beide entschieden gegen die

Annahme der Wahl, und so eifrig der Prinz seine Mutter von der Größe der Aufgabe zu überzeugen sucht, ihre mütterliche Besorgtheit behält die Oberhand.

29. April. Oberst von Rauch kommt aus Berlin zurück mit einem Briefe des Königs an Fürst Karl Anton, welcher einen indirekten refus enthält, da er betont, daß die Großmächte und die Pforte niemals einen prince étranger dulden würden.

30. April. Brief von Madame S. Cornu, die zu einem fait accompli treibt.

1. Mai. Bratianu trifft in Düsseldorf ein und bittet um Audienz. Der französische Publizist Ubicini, welcher viel über die Donaufürstentümer und Serbien geschrieben hat, überbringt einen Brief von Madame Cornu und hat eine zweistündige Unterredung mit dem Prinzen. Auch er rät ganz entschieden zum fait accompli. Nachmittags 6 Uhr empfängt Fürst Karl Anton Herrn Bratianu, der von Herrn Davila, General-Inspektor des rumänischen Sanitätswesens und früheren Adjutanten des Fürsten Kusa, begleitet ist. Nachdem beide Herren in 2¹/₂ stündiger Unterredung bei dem Fürsten nichts Definitives haben durchsetzen können, werden sie vom Prinzen empfangen und suchen ihn auf jede Weise zu raschem Handeln zu bewegen. So zeigt Dr. Davila, ein äußerst lebhafter Franzose, dem Prinzen eine Karte, auf welcher Rumänien mit seinen Nachbarländern: Siebenbürgen, Banat, Bukowina und Bessarabien, dargestellt sind; er weist darauf hin, daß alle diese Länder der Hauptsache nach von Rumänen bewohnt seien und deshalb eines Tages dem Fürstentum Rumänien einverleibt werden müßten. — Prinz Karl will aber von so weit aussehenden Plänen nichts wissen. Die Herren lassen eine ganze Anzahl Bücher und Photographien da, die ihn mit seinem zukünftigen Fürstentum näher bekannt machen sollen.

2. Mai. Der Prinz stellt die Herren Bratianu und Davila seiner Mutter vor; als sie von neuem auf schleuniger Abreise bestehen, giebt der Prinz ihnen die Versicherung, daß er selbst jetzt dazu entschlossen sei. — Fürst Karl Anton schickt den Oberst von Rauch noch einmal nach Berlin, während Davila nach Bukarest heimkehrt.

3. Mai. Bratianu bringt Depeschen, die in der Nacht von Bukarest eingetroffen sind; die Lage dort sei ernst, und die Intrigen im Zunehmen.

4. Mai. Fürst Karl Anton reist nach Berlin; Bratianu nach Paris zurück.

5. Mai. Kabinettsrat von Werner empfängt den Prinzen Georg Stirbey, Sohn eines früheren Hospodaren der Walachei, der von Paris kommt, um sich seinem zukünftigen Fürsten vorzustellen; letzterer darf ihn jedoch nicht sehen, da er Mitglied der Deputation ist, die das Wahlresultat zu überbringen hat.

6. Mai, Sonntag. In der Frühe ein Brief vom Fürsten Karl Anton: Alles sei mit dem Könige besprochen und geregelt; das Geheimnis müsse aber strenge gewahrt werden. Der Prinz möchte die Herren Bratianu und Balaceanu telegraphisch von Paris nach Düsseldorf berufen.

Prinz Karl geht mit seiner Mutter, welche über die bevorstehende Entscheidung sehr aufgeregt ist, zur Kirche.

7. Mai. Fürst Karl Anton kehrt morgens von Berlin zurück und bringt die Nachricht, daß der König mit großen Bedenken auf Prinz Karls Pläne eingehe, ohne direkt seine Erlaubnis dazu zu geben; er erteile ihm aber Urlaub unter der Bedingung, daß er beim Überschreiten der preußischen Grenze seinen Abschied einreiche, da er in dem Augenblicke, wo die preußische Armee mobil mache, nicht als preußischer Offizier außer Landes gehen könne. — Abends 6 1/2 Uhr. Ankunft der beiden Herren aus Paris. Der Prinz konferiert bis 9 Uhr mit ihnen und teilt ihnen mit, daß alle Hindernisse aus dem Wege geräumt seien: er wäre bereit, sofort nach Rumänien abzureisen, doch müßte im Interesse der Sache das strengste Stillschweigen gewahrt werden. — Beide Herren sind außer sich vor Freude, daß die Zeit der Ungewißheit endlich vorüber.

8. Mai. Vormittags lange Besprechung bei Fürst Karl Anton mit Bratianu, Balaceanu und Kabinettsrat von Werner über den einzuschlagenden Weg nach Bukarest. Die Reise durch Osterreich-Ungarn schien gewagt, da die Kriegserklärung jeden Augenblick erfolgen mußte; der Prinz könnte als preußischer Offizier aufgegriffen und interniert werden. — Balaceanu sprach bei dieser Gelegenheit das etwas unbesonnene Wort aus: Die Osterreicher würden gewiß nicht anstehen, den Prinzen zu fusiliren. — Dann wurde der Seeweg über Genua und Konstantinopel in Erwägung genommen, er unterlag jedoch denselben Bedenken, da man den Prinzen gewiß auch in Konstantinopel anhalten würde. Als dritter Weg kam noch der durch Rußland in Betracht. — Prinz Karl ist geneigt, die kürzeste Route zu wählen, die über Wien-Basiasch; mit einem Schweizer Pässe ausgerüstet, wollte er die Reise durch Osterreich wagen, und falls nur das Geheimnis gewahrt bliebe, nähme er die ganze Verantwortung auf sich. — Dem stimmten schließlich alle bei; die Abreise ward auf den 11. festgesetzt; Bratianu und Balaceanu kehrten nach Paris zurück.

9. Mai. Telegramm aus Turnu-Severin, rumänischer Donaustadt, unweit der ungarischen Grenze, welches den Prinzen zu seiner bevorstehenden Ankunft beglückwünschte! — Sofort wurde an Bratianu nach Paris telegraphiert, daß durch die Indiskretion, die begangen worden sein mußte, die ganze Reise in Frage gestellt wäre und vielleicht ein anderer Plan erfunden werden müßte. — Brief vom Regiments-Kommandeur des Prinzen, Oberst von Redern, daß er sofort nach Berlin zurückkehren solle, da Osterreich drohe, in Sachsen einzurücken, was als casus belli betrachtet werden würde.

10. Mai, Himmelfahrtstag. Um 8 Uhr mit dem Fürsten und der Fürstin zur Kirche. — Vierzehn Depeschen aus Rumänien: verschiedene Städte der Moldau und Walachei drücken ihre Freude über die baldige Ankunft des Prinzen aus! — Ganz Europa hatte jetzt Kenntniss von der definitiven Annahme der Wahl. Trotzdem hielt der Prinz an seinem Reiseplane als dem kürzesten fest. — Der Prinz schrieb dem König einen Brief und sein Abschiedsgesuch, beides datiert aus

Salzburg, und mit der Bestimmung, der Post an dem Tage übergeben zu werden, wo er österreichischen Boden betreten würde.

Prinz Karl verbrachte den letzten Abend mit seinen Eltern, die ernst und traurig gestimmt waren. Um 11 Uhr kam noch Baron von Märken mit der Nachricht, daß zwei Spione auf die Abreise des Prinzen lauerten; er habe eine Unterredung derselben belauscht. —

(Fortsetzung folgt.)



An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts.

Eine Familienchronik

von

David Sibyllinus.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Verlorene Liebesmühe.

Die weiten Räume von Arundel Castle füllten sich allmählich mit den Gästen. Jeder Eisenbahnzug brachte neue Ankömmlinge, und Mrs. Bennett mit der ihr untergebenen Legion männlicher und weiblicher Dienstboten hatte die Hände voll zu thun, um die Fremden ihrem Range gemäß zu beherbergen. Lady Caroll unterzog sich den Pflichten der Hausfrau, indem sie jeden Morgen dem gemeinsamen Frühstück, jeden Mittag dem Luncheon und jeden Abend dem Diner präsiidierte. Das Diner war eine Begebenheit. Der Herzog liebte nicht lange Tafeln wie sie sonst üblich. Er hatte in dem geräumigen Speisesaale runde Tische, je nach Bedarf, stellen lassen. An jedem derselben nahmen zehn, höchstens zwölf Personen Platz. Jeder Gast fand auf seinem Zimmer eine Karte mit dem Situationsplane des Speisesaales. Der Tisch, an dem er Platz zu nehmen hatte, war allein mit Namen versehen, und so konnte sich ein jeder leicht zurechtfinden. In der Mitte des Saales stand die Tafel des Hausherrn, für den Herzog und seine vornehmsten Gäste bestimmt. Lady Caroll reichte dem russischen Botschafter den Arm, während der deutsche an ihrer linken plaziert war. Beide Diplomaten waren ihr wohl bekannt, und das Tischgespräch erlitt selten eine Unterbrechung. Als der Augenblick kam, wo sich nach englischem Brauch die Damen zurückziehen, stand der Herzog auf und nahm den Sitz der Hausfrau zwischen beiden Botschaftern ein. Die hohe Gestalt des Hausherrn, mit dem blauen Bande des Hosenbandordens geschmückt, dominierte die Versammlung. Das Gespräch mit seinen beiden Nachbarn nahm bald eine ernstere Wendung.

„Gute Nachrichten von Friedrichsruhe?“ fragte der Hausherr.

Der deutsche Diplomat erwiderte: „Ich stehe nicht in Korrespondenz mit dem Fürsten und alles, was ich von ihm weiß, entnehme ich den „Hamburger Nachrichten“.“

„Ich gestehe Ihnen offen,“ sagte der Herzog, „daß mir die Haltung, die dieser große Staatsmann seit seiner Entlassung angenommen hat, unverträglich erscheint mit seiner Vergangenheit. Er spricht zu viel und empfängt zu viele Zeitungsschreiber. Ich begreife seine Verstimmung, aber er würde besser thun, wenn er sich an das Wort des Fürsten Felix Schwarzenberg erinnern wollte: „Ich will meine Gedanken nicht gerade für Perlen ausgeben, aber einem jeden werfe ich sie doch nicht hin!“

„Fürst Gortschakoff,“ fiel der russische Diplomat ein, „hatte den Sturz seines deutschen Kollegen längst vorausgesehen. Er ist nur ein Meteor, hat er häufig wiederholt.“

„Nun,“ bemerkte der Herzog, „da hat er denn doch sich gewaltig getäuscht. Ein Meteor kommt und verschwindet und erhellt den politischen Horizont nicht ein Menschenalter hindurch. Wenn sich aber der Fürst selbst für einen Fixstern gehalten, so hat er sich auch getäuscht. Er war nur ein Satellit, ein Planet, ein Jupiter unter den Planeten, wenn Sie wollen. Und das ist kein Tadel. Es ist weit leichter, große Dinge zu verrichten, wenn man wie Friedrich II. Staatsmann, Feldherr und absoluter Souverän ist, als wenn man mit geliehener Autorität, mit geborgtem Lichte als Minister zu arbeiten hat.“

„Zugegeben,“ versetzte der Russe, „aber das hindert nicht, daß der alte Satz, wo viel Licht ist, ist viel Schatten, sich auch in dem vorliegenden Falle bewährt hat. Wer kein andres Mittel kennt als die Gewalt, der sollte auf den Namen eines Diplomaten keinen Anspruch machen.“

„Und doch,“ meinte lächelnd der Hausherr, „haben alle Regierungen Europas zwanzig Jahre lang die Überlegenheit dieses Diplomaten anerkannt. Ich gehöre nicht zu seinen blinden Bewunderern, ich gebe Ihnen gern zu, daß er Fehler gemacht hat. Wer macht in der Politik keine Fehler? Aber schließlich gewinnt der die Partie, der die wenigsten macht und am besten die seiner Gegner zu verwerten versteht. Diese Kunst hat unter den Zeitgenossen niemand besser verstanden als der Einsiedler von Friedrichsruhe.“

„Nur vergessen wir nicht,“ äußerte der deutsche Botschafter, „zweier Faktoren, denen der Reichskanzler seine Erfolge verdankte. Vergessen wir nicht, daß ohne den Kaiser Wilhelm I. und ohne den Grafen Moltke kein Minister Erfolge hätte haben können wie diejenigen, deren sich der Begründer der deutschen Einheit rühmen darf.“

„Es war allerdings ein wunderbares Zusammentreffen,“ bestätigte der Herzog, „dieses Triumvirat so grundverschiedener Charaktere, die berufen waren, jeder in seiner Weise, eine Aufgabe durchzuführen, welche, wenn einer dieser drei nicht da war, ganz unlösbar geworden wäre.“

„Daß die Begründung der deutschen Einheit“, bemerkte der russische Botschafter, „ohne Kaiser Wilhelm und seine Armee rein unmöglich gewesen wäre,

ist außer allem Zweifel. Dagegen trifft Bismarck allein die Verantwortung für den Fehler, eine politisch unmündige, mindestens parlamentarisch ungeschulte Nation mit den Segnungen des allgemeinen Stimmrechts beschenkt zu haben. Er hat dadurch den Sozialisten und Anarchisten eine Waffe verliehen, welche diese trefflich zu verwerten verstanden haben. Der Milliardenwindel und das Gründertum der siebziger Jahre würden den Sozialismus in Deutschland nicht so groß gezogen haben, hätte sich nicht Bismarck der Illusion hingegeben, in den Massen seien Stützpunkte für das monarchische Prinzip und die preußische Spitze zu finden, welche er in der Bourgeoisie vergebens gesucht hatte. Seine Kofetterien mit Lasfer und dem jüdischen Demagogen Lassalle haben das Übel nur ärger gemacht und der Demoralisation des Volkes Thor und Thür geöffnet."

"Ich gebe zu," versetzte der Herzog, "die Friedensjahre, deren sich Deutschland seit 1871 erfreut, hätten besser benutzt werden sollen. Mit dem leidigen Kulturkampf hat man kostbare Zeit vergeudet, sich in der Zentrumsparlei einen Hemmschuh geschaffen und am Ende nichts erreicht, als die römisch-katholische Kirche zu stärken, die evangelischen Landeskirchen dagegen in bedenklicher Weise zu schwächen. — Doch es ist Zeit, zu den Damen zurückzukehren."

Im Salon hatte Lady Carroll unterdessen die Honneurs gemacht. Ihre mehrjährige Zurückgezogenheit hatte sie der großen Welt nicht entfremdet, und alle ihre alten Bekannten begrüßten sie freudig wie eine Wiedererstandene. Die Hoheit ihrer Erscheinung imponierte, die Anmut ihres Wesens bezauberte einen jeden. Die Königinnen der Mode beugten sich gern ihrem Zepter, und die Männer huldigten ihrer Schönheit.

Unter ihren Anbetern nahm der älteste Sohn des Herzogs bald den Vorrang. Es war dies um so auffälliger, als der Marquis Brandford bisher Frauengesellschaft zu meiden geschienen hatte. Ida mit ihrem feinen Takt hatte bald herausgeföhlt, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn vieles zu wünschen übrig ließ. Sie forschte nach der Ursache und erkannte bald, daß eine gründliche Charakterverschiedenheit die beiden trennte. In aller Interesse schien es zu liegen, diese Gegensätze thunlichst zu vermitteln, und Ida, in der Hoffnung, den jungen Mann zu einer gerechteren Würdigung seines Vaters zu befehren, ließ ihm gern ihr Ohr, wenn er ihre Gesellschaft aufsuchte.

"Ich bin ein unglücklicher Mensch," sagte der Marquis, "ich beneide jeden, der durch seine Geburt gezwungen ist, sich sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu verdienen. Dieser Reichtum, dieser Luxus, in welchem ich zu leben verdammt bin, drücken mich wie ein Alp, und die Unnatur dieser heuchlerischen Welt ist mir im höchsten Grade zuwider."

"Man muß," erwiderte Ida, "die Menschen und die Dinge nehmen, wie sie sind, und sich in das Unabänderliche zu fügen wissen. Ich sollte meinen, Sie wären der letzte, der sich über sein Schicksal zu beschweren hätte. Befolgen Sie das Beispiel Ihres trefflichen Vaters, der nicht mehr Wert wie Sie auf die Glücksgüter legt, die ihm zugefallen, aber sie in treuer Pflichterfüllung zu verwenden versteht."

„Lassen wir meinen Vater aus dem Spiel. Der alte Herr gehört einer Generation an, die hinter uns liegt. Alle diese Vorurteile, die uns so mühsam anerzogen werden, taugen nichts für die Gegenwart. Wir leben in einer Zeit so gründlich verschieden von der unsrer Väter, daß es schier unmöglich ist, sich mit diesen zu verständigen.“

„Diese Unmöglichkeit sehe ich durchaus nicht. Seitdem die Menschheit besteht, folgt Geschlecht auf Geschlecht, und wenn es unmöglich wäre, sich zwischen Altvorderen und Nachkommen zu verständigen, so wäre jeder Fortschritt, ja das Leben selbst undenkbar. Wir sind eben nur Kettenglieder und hängen als solche mit denen der Vergangenheit und der Zukunft zusammen. Es giebt nichts Neues unter der Sonne, und alles kommt auf den Standpunkt an, auf den wir uns stellen.“

„Da liegt es eben. Mein Standpunkt ist der der Gegenwart. Die antiquierten Begriffe von Staat und Kirche können mich nicht mehr befriedigen. Das alte lustige England ist tot, und unsre Staatskirche liegt in den letzten Zügen. Heuchelei und Lüge halten noch das morsche Gemäuer zusammen. Wie ganz anders grünt und blüht die katholische Kirche, die Kirche Roms, die sich mit Recht die alleinseligmachende nennt. Denn dort allein sind die Prinzipien lebendig, deren das moderne Leben bedarf.“

„Und welches sind diese Prinzipien?“ fragte Ida.

„Auf der einen Seite die Demokratie, die alles Bestehende zu überfluten droht, auf der andern die Autorität, die einzige Autorität, die heute noch von der Mehrzahl der Menschen, die sich Christen nennen, respektiert wird.“

„Ich fürchte, Sie überschätzen diese Autorität, die denn doch größtenteils auf Lug und Trug gebaut ist. Daß die römische Kirche dem demokratischen Prinzip huldigt und von Anfang an gehuldigt hat, gebe ich Ihnen gern zu. Sixtus V. soll als Kind die Schweine gehütet haben, und die Kirche hat die Priesterweihe immer höher gestellt als die Geburt. Aber ich sollte meinen, wenn Sie danach streben, modern zu sein, müßten Sie das Heil nicht mehr in veralteten Dogmen und Riten suchen und alle konfessionellen Streitigkeiten nach Byzanz verweisen. Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, ich respektiere jede ehrliche Überzeugung, aber wenn man frei von dem Joche der Ohrenbeichte geboren ist, scheint es mir schwer, den Nacken zu beugen und sich wieder in die Höhlen des überwundenen mittelalterlichen Aberglaubens zu verirren.“

Hier ward das Gespräch unterbrochen, und Ida, die es sonst nicht liebte, sich über dergleichen Dinge auszusprechen, atmete auf, als der junge Mann sie nachdenkend verließ.

Die Gesellschaft, die in Arundel Castle nichts zu thun hatte als zu essen, zu trinken und sich zu unterhalten, verfehlte nicht, die müßigen Stunden dem Klatsch zu widmen. Mehrere Mütter heiratsfähiger Töchter hatten in der Einladung des Herzogs Hoffnungen geschöpft, die alle die Hand des Marquis zum Zielpunkte hatten. Er war die beste Partie des Landes und hatte sich, wie gesagt, in Frauengesellschaft wenig blicken lassen. Lady Wimbledon erschien u. a.

mit zwei Töchtern auf dem Kampfplatze, von denen sie die eine „Schönheit“, die andre „Fehlgeburt“ getauft hatte. „Schönheit“ war zwar nicht gerade schön, aber doch ein wenig frischer und hübscher als ihre Schwester „Fehlgeburt“. Die Mutter bot beide aus, versäumte keine Season, bereifte deutsche Bäder und italienische Seen, aber immer vergebens.

„Das ist das Unglück meiner armen Töchter,“ seufzte sie, „daß sie eine so bezaubernde Mutter haben.“

Bezaubernd war die fünfzigjährige fette Frau nun eben nicht, aber zweifelt nicht. So fragte sie ihren Tischnachbarn, einen jungen Mann, den sie kaum kannte: „Was halten Sie von der platonischen Liebe?“

„Nicht gerade viel,“ erwiderte der Angeredete.

„Da haben Sie recht! Ich habe es einmal damit versucht, und das ist mir beinahe sehr schlecht bekommen.“

Lady Wimbledon hatte die Aufmerksamkeiten sehr übel vermerkt, die Brandford seiner schönen Kousine zollte. „Das fehlte noch gerade,“ flüsterte sie einer neben ihr sitzenden Kotillon-Mutter zu, „daß sich alte Kofetten um den Marquis bewerben.“

„Alte Kofetten? Wen meinen Sie?“

„Nun, wen soll ich meinen? Sehen Sie denn nicht, daß der Fisch schon an Lady Carroll's Angel zappelt?“

Ähnliche Äußerungen wiederholten sich täglich, ohne daß Lady Carroll in ihrer Unbefangenheit die geringste Ahnung davon hatte. Sie war ganz unvorbereitet, als der Marquis sich eines Morgens bei ihr melden ließ. Der junge Mann war in einer Stimmung, in welcher Aufregung und Verlegenheit sich die Wage hielten.

„Ich komme,“ stammelte er, „Abschied von Ihnen zu nehmen. Hier halte ich es nicht länger mehr aus. Alle Mütter, die ihre Töchter zu verheiraten wünschen, machen förmlich Jagd auf mich.“

Ida lachte und sagte scherzend: „Nun, ich kenne wenigstens eine Mutter, welche dieser Vorwurf nicht trifft. Auch ich habe eine heiratsfähige Tochter, aber der Gedanke ist mir noch nicht gekommen, sie Ihnen anzutragen.“

„Eine heiratsfähige Tochter? Sie?“

„Nun, Helene hat noch ein paar Jahre zu warten, bevor sie daran denken kann, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.“

„Und Sie selbst, haben Sie nie daran gedacht, Ihren Witwenschleier mit einem Hochzeitskranz zu vertauschen? Ich kenne jemand, den Sie zum glücklichsten der Menschen machen würden, wenn Sie einen solchen Entschluß fassen wollten.“

Ida ahnte noch immer nicht die Bedeutung dieser Worte und war im höchsten Grade erstaunt, als der Marquis plötzlich zu ihren Füßen lag und sie dringend beschwor, die seinige zu werden.

„Verschmähen Sie mich nicht, teuerste Kousine, leiten und führen Sie mich. Ich weiß es wohl, ich bin nicht würdig, den Saum Ihres Kleides zu küssen,

aber ich liebe Sie, ich bete Sie an und werde Sie, wenn Sie mir Gehör schenken, durch das Leben tragen wie eine Heilige."

"Vor allem stehen Sie auf, lieber Better, setzen Sie sich und hören Sie mich ruhig an. Wäre ich zehn Jahre jünger, so würde ich Ihnen vielleicht sagen, wie sehr mich Ihr Antrag ehrt, aber in meinem Alter bitte ich Sie nur um eines, mich nicht lächerlich zu machen und diesen Traum zu vergessen, wie ich ihn vergessen werde. Sie sind kaum zwei Jahre älter als mein Francis und in zwanzig Jahren in der Vollkraft des Lebens, während ich dann, ein altes Mütterchen, Ihnen nur zur Last fallen würde. Sie werden es mir daher danken, wenn ich Ihnen nicht die geringste Hoffnung lasse."

"Wenn Sie mich verstoßen, bin ich allerdings jeder Hoffnung bar. Am liebsten befolgte ich den Rat, den Hamlet Ophelien gab, und ginge in ein Kloster. Sie allein hätten mir die Welt, die mir fremd gegenübersteht, vermitteln können, Sie allein mich ausföhnen mit der Zentnerlast meines Daseins."

"Das ist, wie ich gern glauben will, heute Ihre redliche Überzeugung, aber morgen oder übermorgen werden Sie Gott danken, daß ich Sie nicht beim Worte genommen. Alles dies bleibt ganz unter uns, nicht wahr? Ich verspreche Ihnen, daß von mir niemand die geringste Andeutung über das Vorgefallene erfahren soll. Meine Freundschaft verbleibt Ihnen, aber von Liebe kann zwischen uns nicht die Rede sein."

Der Marquis, der ein verzogenes Kind war und sich allen Ernstes für den Mittelpunkt des Universums gehalten hatte, verlor alle Fassung. Ida machte dieser peinlichen Szene ein Ende, indem sie das Zimmer verließ und sich zurückzog. Brandford eilte in Verzweiflung, sich ein Pferd satteln zu lassen, um die Eisenbahnstation unbemerkt zu erreichen und dort ein Telegramm aufzugeben, welches er niemand anvertrauen wollte. Die Depesche war an seinen Reisebegleiter gerichtet und lautete: „Kommen Sie baldmöglichst und retten Sie mich aus der Verzweiflung.“

Der Vater Strangeway jubelte, als er dieses Telegramm erhielt, beschloß aber noch einige Tage zu zögern, bevor er dem Rufe folgte.

Nach dem Schlosse zurückgekehrt, suchte der Marquis seinen Vater auf und eröffnete ihm, er habe Mr. Strangeway, mit dem er die Reise von Melbourne nach Brindisi gemacht, eingeladen, ihn in Arundel Castle zu besuchen.

„Deine Gäste sind mir willkommen, wie du weißt,“ erwiderte der Herzog, „doch wüßte ich gern etwas von deinem Freunde, bevor ich ihn hier begrüße.“

„Ich selbst weiß wenig von ihm und seinen persönlichen Verhältnissen. Er ist ein Mann von Welt und hat offenbar immer in der besten Gesellschaft gelebt, sonst würde ich nicht gewagt haben, ihn einzuladen.“

„Das ist sehr schön, aber ich weiß noch immer nicht, was dich so schnell mit diesem Reisenden vertraut gemacht.“

„Ich entdeckte bald, daß wir über die heute alles dominierende soziale Frage übereinstimmende Ansichten hatten, und überzeugte mich, daß seine national-ökonomischen Studien ihn in den Stand setzten, mich über so manches zu belehren. Wir tauschten namentlich über Australien unsre Gedanken aus, und ich

fand, daß er an Ort und Stelle statistische Notizen gesammelt, die mir wertvoll waren."

"Ja, diese ehemalige Verbrecher-Kolonie hat allerdings wunderbare Fortschritte gemacht. Große Städte wie Melbourne und Sidney, gestern noch Fischerdörfer, zeugen von dem aufblühenden Wohlstande der Kolonien. Aber es ist barer Unsinn, die dortigen Zustände als mustergültig für unser altes Europa anpreisen zu wollen. Das Eldorado des Arbeiters wird verschwinden, wenn jene dünn bevölkerten Länder der Antipoden die Massen beherbergen werden, mit denen wir hier zu thun haben."

"Das mag sein. Indessen bleibt das Studium der dortigen Zustände immer höchst lehrreich, da auf dem jungfräulichen Boden Experimente gemacht werden können, aus denen auch wir Nutzen ziehen werden. So bewährt sich z. B. der Acht-Stunden-Tag. Jeder Arbeiter lebt wie ein Gentleman in seinem eigenen Hause, hat vollauf Zeit, sich zu bilden und zu unterrichten, braucht weder seine Frau noch seine Kinder dem Dienste des modernen Moloch, der Dampfmaschine, zu opfern und kann sich, wenn er fleißig und rechtschaffen ist, sogar ein Vermögen erwerben."

"Das alles klingt sehr schön, und doch möchte ich bezweifeln, ob wir darin ein Vorbild für unsre Verhältnisse, eine Abhilfe gegen die Mißstände und Unbilden, welche der übertriebene Egoismus der Manchesterschule geschaffen hat, finden werden. Dein Freund ist also Philanthrop, ein menschenbeglückender Don Quichote, ein Weltverbesserer?"

"Das eben nicht, im Gegenteil; wenn ich es offen sagen soll, sein Realismus hat mich mehr frappiert als sein Idealismus. Er macht sich eben so wenig wie ich Illusionen über die Trostlosigkeit unsrer Zustände. Die Sackgasse, in welche wir verrannt sind, der Gegensatz unerquicklichen Reichtums und unheilbaren Glends, in welchem wir leben, die völlige Impotenz der Staatsgewalt, alles dies bekümmert uns, und wir sehen in der Wiederbelebung der christlichen Liebe und des Glaubens die einzige Panacee, welche die heutige Gesellschaft noch retten könnte."

"Ist dein Freund Katholik?"

"Er hat mir nie von seiner Religion gesprochen, aber aus einigen Andeutungen zu schließen, scheint er über das Credo unsrer Staatskirche ähnlich zu denken wie Dr. Newman."

"Nun, mein Sohn, alles, was ich dir wünschen kann, ist, daß du dich von den Puseyistischen Träumereien losmachst, die du in Christ Church eingesogen. Für konfessionelle Streitigkeiten, für byzantinische Spitzfindigkeiten haben wir heute keine Zeit. Der Pulsschlag der Gegenwart ist zu rasch, um aus den Mumien der Vergangenheit Nahrung zu suchen. Mit Mystizismus ist es nicht gethan. Die Quäker, die Pietisten, die Hochkirchlichen, die unsre Kirchen mit Kerzen und Heiligenbildern schmücken möchten, sehen den Wald vor Bäumen nicht. Ich gebe gern zu, daß die Nüchternheit unsrer Kirche, die Angstlichkeit unsrer Geistlichen, die sich an unsere neununddreißig Glaubensartikel festklammern, als

hinge davon das Heil der Welt ab, das Bedürfnis nach einer lebendigeren Bethätigung des Christentums hervorrufen; aber Götzendienst ist Götzendienst und Heuchelei ist und bleibt Heuchelei. — Nun, laß deinen Freund nur kommen. Ich werde mich freuen, ihn kennen zu lernen und zu sehen, wess' Geistes Kind er ist.“

Fünftes Kapitel.

Politik und Sozialismus.

Der russische Botschafter Baron Eisenstein war reich begütert und interessierte sich lebhaft für Agronomie. Er hatte den Herzog gebeten, die Musterwirtschaft, die sich einige Meilen von Arundel Castle befand, besuchen zu dürfen. Der Hausherr schlug seinem früheren Kollegen einen Morgenritt vor, der dankbar angenommen wurde. Die beiden alten Herren stiegen kurz nach dem Frühstück zu Pferde. Sie hatten keine Eile, und das zeugenfreie Gespräch wandte sich bald der Tagespolitik zu.

„Wer wie Sie, mein alter Freund,“ bemerkte der Herzog, „jahrelang die Politik dieses Landes beobachtet hat, der wird sich überzeugen, daß wir nur eines wünschen: den Frieden. Die Erhaltung des Weltfriedens ist für uns Lebensfrage: und ich sollte meinen, auch für Sie.“

„Nun, ich dünke, seit der Regierung unsres jetzigen Kaisers hätten wir Proben genug abgelegt von unsrer aufrichtigen Friedensliebe.“

„Zugegeben, leider ist aber Ihr Kaiser in seinen weiten Reichen nicht immer Herr. Eure Generale sind immer kriegslustig, und der Wunsch, inneren Schwierigkeiten zu entgehen, könnte leicht einmal wieder einen Krieg heraufbeschwören wie den von 1877, so ernste Erfahrungen der Kaiser auch dabei gemacht haben möge.“

„Alexander III. ist weit mehr Herr der inneren Lage als sein Herr Vater. Er hat weniger Illusionen wie jener. Er weiß, daß mit konstitutionellen Theorien und Formen Rußland nicht zu regieren ist.“

„Ich fürchte nur, daß die Reaktion gegen die liberalen west-europäischen Tendenzen Alexanders II. zu weit gehen könnte. Es ist ganz begreiflich, daß sich die Regierung auf die Massen stützt, aber wenn sie sich die Gebildeten entfremdet, so könnte der Fall eintreten, daß sie in kritischen Augenblicken der Organe entbehre, welche nötig sind, um die Staatsmaschine nicht der Willkür untergeordneter Beamter preiszugeben. Wir leben in einer Zeit, in der das Unwahrscheinliche wahrscheinlich, das Unvorhergesehene ein tägliches Erlebnis ist. Überall zeigen sich die Geburtswehen einer neuen Ära, die soziale oder, wie ich lieber sagen möchte, die nationalökonomische Frage steht überall auf der Tagesordnung. Es wäre wirklich angezeigt, einmal das Problem scharf in das Auge zu fassen und die leidigen Machtfragen, welche alle kontinentalen Staaten durch unerhörte, nie dagewesene Rüstungen erschöpfen, auf sich beruhen zu lassen.“

„Nun,“ fiel der Baron ein, „die soziale Frage berührt uns wenig. Wir haben keine Industrie, keine Manchesterchule, wir dulden keine Demagogen und sind dabei der demokratischste Staat der Welt. Wir besitzen eine kräftige, gläubige

Bevölkerung, welche nur geringe Bedürfnisse hat und festhält an dem Zaren und an dem Glauben unsrer Väter."

„Mein alter Freund, wir sind hier ganz unter uns und nicht in Downing Street, auch bin ich nicht Staats-Sekretär Ihrer Majestät und bedarf keiner offiziellen Darlegungen. Ihr habt keine Sozialisten von Profession, aber ihr habt, was noch schlimmer ist, Nihilisten überall unter den Beamten, ja selbst unter den Offizieren der Armee und der Marine. Pobedonoszew und seine Kollegen haben von ihrem Standpunkte aus alles gethan, um diese Krankheit zu verheimlichen, aber sie schleicht im Finstern fort und vergiftet das Volk. Alexander II. ist dieser Krankheit zum Opfer gefallen, und Alexander III. lebt wie ein Gefangener in Gatschina. Das sind Thatsachen, und diesen Thatsachen begegnet man nicht durch orthodoxe Verfolgungen Andersgläubiger, man kann ihnen nur begegnen durch Wiederherstellung des Vertrauens und des Wohlstandes. Glauben Sie mir, der Staatsmann, der dem Kaiser Nikolaus riet, den Krimkrieg abubrechen, drei Viertel seiner Armee zu entlassen, die Ersparnisse des Militär-Budgets zur Abzahlung der Staatsschulden und zur Erbauung von Eisenbahnen zu benutzen, hätte verdient, gehört zu werden. Dann wäre Rußland heute reicher und mächtiger, als es ist. Denn ein so unangreifbares Land, wie das Ihrige, bedarf gar keiner Armee, außer zu aggressiven Zwecken. In euren Rüstungen liegt daher weit mehr als in dem Kokettieren mit Frankreich die thatsächliche Bedrohung des Weltfriedens."

„Nicht durch uns, durch den Ehrgeiz Preußens ist der Weltfrieden bedroht. So lange die heilige Allianz währte, der Kaiser von Oesterreich wie der König von Preußen sich in die Herrschaft Deutschlands teilten und zugleich Schutzbefohlene Rußlands waren, war der Kontinent ruhig. Die drei nordischen Mächte hielten das neuerungsfüchtige unruhige Volk der Franzosen in Zucht und Zaum, und die sogenannte Hegemonie des Zaren hat niemandem zum Unheile gereicht."

„Tempi passati. Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, ebensowenig wie die politischen Fehler Oesterreichs und Napoleons III. Hic Rhodus, hic salta. Die Frage ist: Bedroht das geeinte Deutschland seine Nachbarn oder befindet es sich im Stande der Notwehr gegen aggressive Gelüste eben dieser Nachbarn? Ich bin kein blinder Bewunderer der Politik Bismarck's, aber das muß man ihm lassen, daß er seit 1871 den Frieden aufrichtig gewollt und erhalten hat. Die geographische Lage Deutschlands ist bedenklich. Ob es der Mühe lohnte, Elsaß und Lothringen zu annektieren, lasse ich dahingestellt. Als Ludwig XIV. den Elsaß und die freie Reichsstadt Straßburg mit seinem Reiche vereinte, geschah dies durch Gewalt und wider alles Völkerrecht. Daß sich, als sich die Gelegenheit bot, Deutschland wieder in Besitz jener Provinzen setzte, ist begreiflich. Die Rachsucht der Franzosen würde auch, wenn man ihnen jene Grenzprovinzen gelassen hätte, Sedan und den Fall von Paris nicht vergessen haben. Die Frage ist nur, ob es in Rußlands Interesse liegt, die französischen Rachegelüste zu nähren, und diese Frage möchte ich unbedingt verneinen. Rußland hat von Deutschland gar nichts, Deutschland von Rußland alles zu fürchten.

Was uns anlangt, so ist es uns vollkommen gleichgültig, ob der Schwerpunkt der Geschichte des Kontinents in Petersburg, in Paris oder in Berlin ruht. Wir sind Europa entwachsen. Unsere Interessen liegen wie die eurigen außerhalb dieses Welttheiles. Ob sich die Kontinentalmächte durch übertriebene Rüstungen abschwächen, kann uns am Ende gleichgültig sein, und ich begreife, daß man auch in Petersburg der landläufigen europäischen Politik müde ist. Aber je mehr Ihr Kaiser sein kolossales Reich westlichen Kultureinflüssen verschließt, desto weniger begreife ich, daß er ganz unnötigerweise die übertriebenen Rüstungen nachahmt, die Deutschland und Frankreich ruinieren."

"Vous prêchez un convertit, insoweit es sich um Übertreibung handelt. Unsere Bevölkerung ist in steter Zunahme, und ich glaube nicht, daß der Prozentsatz unserer waffenfähigen Mannschaft zu hoch gegriffen ist."

"Jedenfalls steht der Prozentsatz eurer Militär-Ausgaben nicht im Verhältnis zu euren Einnahmen. Und insofern wird die national-ökonomische Frage der Gegenwart auch an eure Thür klopfen. Doch überlassen wir dies der Zeit. — Wir sind an Ort und Stelle, und ich freue mich, Ihnen unsern neuesten Dampf-pflug vorführen zu können, der Ihnen auf Ihren ausgedehnten Flächen gute Dienste leisten kann."

Inzwischen hatte Strangeway im tiefsten Inkognito dem jungen Marquis Brandford seinen Besuch gemacht. Der Prälat war auf Reisen von seiner Amtstracht dispensiert und legte Wert darauf, in Reiskleidern unerkannt die Welt zu durchstreifen. Er hatte sich wohl gehütet, den jungen Lord ahnen zu lassen, welchem Orden er angehöre. Brandford empfing ihn wie einen der Gäste des väterlichen Hauses und war einigermaßen erstaunt, als sein Reisegefährte diese Ehre ablehnte.

"Ich passe nicht," bemerkte er, "in diese vornehme, aber frivole Welt, die Sie hier umgiebt. Als ich Ihre Einladung erhielt, hatte ich bereits mich in Torquay bei einem meiner dortigen Freunde gemeldet und bei ihm gedenke ich zu bleiben. Die große Nähe und die häufigen Eisenbahnzüge werden mir jedoch gestatten Sie zu besuchen, sobald ich weiß, zu welchen Stunden ich Ihnen genehm bin."

"Das wird meinem Vater sehr leid thun zu hören, daß Sie seine Gastfreundschaft verschmähen. Er würde sich sehr gefreut haben, Ihre Bekanntschaft zu machen, denn ich habe ihm viel von Ihnen gesprochen."

"Je weniger Sie von mir sprechen, desto lieber wird es mir sein. Der Zufall, der uns auf einer langen Seereise zusammengeführt, hat mich Ihnen persönlich näher gebracht, als meine Verhältnisse es gestatten. Ich bin gern bereit, Ihnen zu dienen, aber ich habe mehr zu thun, als meine Zeit mit gleichgültigen Menschen zu verlieren. Sprechen wir von Ihnen und sagen Sie mir aufrichtig, was ich für Sie thun kann."

"Ich habe, seitdem wir uns nicht gesehen, eine Lebenserfahrung gemacht, die mich mehr und mehr in den Ideen bestärkt, die Sie kennen."

"Eine Lebenserfahrung?"

„Nun, nennen Sie es eine Enttäuschung, wenn Sie wollen. Ich hatte gehofft, ein Herz gefunden zu haben, in welchem ich mein Ideal aller Weiblichkeit entdeckt hatte. Ich habe eine Fehlbitte gethan und beschloffen, ein für allemal auf die Ehe zu verzichten.“

„Die Ehe ist ein Glücksspiel. Ich für meine Person habe es nie bereut, mich nicht darin versucht zu haben. Aber Sie, mein junger Freund, haben Pflichten, die Sie verhindern werden, den ehelosen Stand zu behaupten, und sind glücklicherweise jung genug, um Enttäuschungen zu vergessen, die in diesem Leben keinem erspart werden.“

„Das mag sein, die Pflichten, von denen Sie mir sprechen, werden mich jedoch nicht abhalten, meinen eigenen Weg zu gehen. Jedenfalls hat mich das Erlebnis, von welchem ich Ihnen sprach, diesem Lande gründlich entfremdet und die Sehnsucht nur schärfer in mir wach gerufen, einmal an der Quelle die Probleme der Zukunft zu studieren. Sie haben mir oft von Rom und von den Verbindungen gesprochen, die Sie in der ewigen Stadt haben. Dies veranlaßte meine telegraphische Einladung. Von Ihnen wünsche ich zu erfahren, ob es wahr ist, daß der Papst seit Jahren der sozialen Frage seine Aufmerksamkeit schenkt und ob ich hoffen könnte, aus dem Munde Seiner Heiligkeit die Lösung des Rätsels zu vernehmen.“

„Wenn dies Ihre Absicht, so kann ich dieselbe nur loben und Ihnen bestätigen, daß Leo XIII. seit Jahren an einer Encyklika arbeitet, welche das Wort der Erlösung der Welt verkündigen wird. Wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, so verspreche ich Ihnen einen Ihrer würdigen Empfang im Vatikan und volle Gelegenheit, sich über die Probleme der Gegenwart und Zukunft zu unterrichten. Ich beabsichtige binnen kurzem nach Rom zurückzukehren und werde Ihnen gern als Cicerone dienen. Es ist aber Zeit, Ihnen ein Geheimnis mitzuteilen, welches ich Ihnen bisher verschweigen mußte. Ich bin Priester und ein Mitglied der Gesellschaft Jesu. In dieser Eigenschaft hatte mir der Heilige Vater eine geheime Mission anvertraut, die mich nach Australien, Indien und Amerika geführt hat und in deren Folge mir Aufträge an den Cardinal Erzbischof von Westminster erteilt wurden. Man erwartet mich in Rom, und wenn es Ihnen recht ist, so können wir die Reise gemeinschaftlich unternehmen.“

Brandford hatte nicht ohne Erstaunen in seinem Reisebegleiter einen Jesuiten entdeckt, und dieses Erstaunen spiegelte sich in seinen Zügen.

Strangeway bemerkte dies und schien fast zu bereuen, so früh die Maske abgeworfen zu haben. Indessen faßte er sich schnell und bemerkte: „Fürchten Sie sich nicht vor meiner amtlichen Stellung, die Sie nie geahnt haben würden, hätte ich Sie nicht in das Geheimnis eingeweiht. Sie sind vollkommen frei, ich werde mich Ihnen nie aufdrängen. Behagt Ihnen meine Gesellschaft nicht, so sagen Sie es aufrichtig, und wir scheiden heute für immer.“

„Mißverstehen Sie mich nicht. Was Sie mir gesagt, flößt mir keine Besorgnis ein, bestärkt mich vielmehr in der Hoffnung, in Ihnen den Führer gefunden zu haben, dessen ich in Rom bedarf. Ich werde Ihr Geheimnis niemandem

verraten, und da Sie ermächtigt sind, in bürgerlicher Kleidung zu reisen, so wird es niemandem auffallen, wenn ich unterwegs mit Ihnen Bekannten begegne. Die Parlamentssession steht vor der Thür, und ich möchte meinem Vater zuliebe nicht gar zu lange abwesend sein, obgleich ich es längst aufgegeben habe, aus den Sitzungen des Unterhauses den geringsten Vorteil für den Staat oder für mich selbst zu erwarten. Aus diesen sterilen Diskussionen können nur Kompromisse hervorgehen, keine rettenden Thaten. Die ganze Institution hat sich überlebt. Wenn es nach mir ginge, so entsagte ich dem Sitze, den ich meinem Vater verdanke."

"Mit Wortgezänk und hohlen Phrasen ist die in ihren Grundfesten bedrohte Gesellschaft freilich nicht zu retten. Ich begreife Ihr Mißbehagen an diesen Institutionen der Vergangenheit. Wenn Sie das Wort des ewigen Lebens vernehmen wollen, so kommen Sie mit mir nach Rom. Dort thront ein mächtiger Herrscher, weiser als alle Philosophen, klüger als alle Staatsmänner und ausgerüstet mit der Macht, zu binden und zu lösen. Der Statthalter Christi auf Erden ist der einzige, der, gestützt auf fast zweitausendjährige Traditionen, das Schiedsrichteramt auf dieser Erde zu verwalten vermag."

"Ich bin entschlossen, Ihnen zu folgen, lassen Sie mir nur einige Tage Zeit, um meinen Vater an den Gedanken zu gewöhnen, mich in Italien anstatt im Westminster-Palaste zu wissen. Der alte Herr hat seine Eigenheiten und altertümliche Vorurteile über die Pflichten eines Parlamentsmitgliedes. Er hat mich eigentlich schon aufgegeben und seine Hoffnungen, in mir einen thätigen Politiker zu finden, auf das Minimum reduziert. Ich werde meine Gesundheit vorschützen und hoffe Doktor Bramy zu bewegen, daß er mir einen Aufenthalt im Süden empfehle. Doktor Bramy ist das Drakel meines Vaters, und da meine Mutter ihrem Herzleiden erlegen ist, so wird es mir nicht schwer werden, den Doktor für meinen Plan zu gewinnen. Kehren Sie nach Torquay zurück, dann begleite ich Sie und suche Bramy zu bestimmen, bei meinem Vater ein gutes Wort einzulegen."

Der junge Lord klingelte und trug seinem Kammerdiener auf, dem Haushofmeister zu sagen, er werde weder beim Luncheon noch beim Diner erscheinen. Kurz darauf bestiegen beide Freunde den Eisenbahnzug, der sie schnell nach Torquay brachte.

Der Doktor war glücklicherweise zu Hause, und der Marquis konnte ihm sein Anliegen vorbringen.

"Ei, ei! mein junger Freund," lachte der Alte, „kaum heimgekehrt, wollen Sie schon wieder reisen? Diese vielgepriesenen Verkehrserleichterungen haben eine fieberhafte Unruhe in die Jugend gebracht. Das wird dem alten Herrn nicht recht sein, daß Sie ihn schon wieder verlassen wollen. Wo fehlt es denn? Ich hatte gehofft, Ihre Weltfahrt hätte Sie befreit von allen Ihren Leiden, die Ihre arme Mutter so bekümmerten."

Der Doktor fühlte den Puls und auskultierte den vermeintlichen Patienten.

Anfangs schien er dies als eine bloße Formalität zu betrachten, dann aber ward er aufmerksam und brummte etwas vor sich hin. Er fragte den Marquis gründlich aus. Ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich hin und schrieb einige Zeilen. Der junge Lord wäunte, es handle sich um ein Rezept, es war aber ein Billet an den Herzog, in welchem sich der Doktor für den folgenden Tag meldete und bat, ihm die Stunde zu bestimmen, wann sein Besuch genehm sein würde.

„Es geht ganz gut,“ sagte er dann. „Nur keine Aufregungen. Leben Sie, wie Sie zu leben pflegen, ich werde morgen nach Arundel Castle kommen und das Nötige mit dem Herzog besprechen.“

Mit diesem Bescheide mußte sich Brandford genügen lassen.

Als der Doktor am andern Tage den Herzog aufsuchte, verhehlte er ihm nicht, daß er den jungen Lord auskultirt und nicht eben im besten Stande befunden habe. „Ich bin kein *médecin tant pis*, aber ich halte es für meine Schuldigkeit, Ihnen allen Ernstes zu sagen, daß das englische Klima Ihrem Sohne nicht zuträglich ist. Vor London namentlich möchte ich warnen und vor den dortigen Ostwinden. Der junge Mann bedarf der Zerstreuung. Das House of Commons taugt nichts für ihn. Schicken Sie ihn nach Italien. Neapel ist zu warm, Florenz zu kalt im Winter. Wenn er in Rom eine sonnige Wohnung wählt und wie die Eingeborenen lebt, wird ihm das römische Fieber nichts anhaben und das Klima sehr wohlthätig sein. Ich habe in Rom einen alten Freund, der mehr versteht als die italienischen Ärzte, ihm werde ich das Nähere schreiben und ihn bitten, den jungen Herrn nicht aus dem Auge zu verlieren.“

Der Herzog schien betroffen, fügte sich aber in das Unvermeidliche und gab seine Einwilligung zur italienischen Reise.

Mit dieser Nachricht empfing der Marquis seinen geistlichen Freund, als dieser ihn einige Tage darauf wieder aufsuchte. Der Tag der Abreise wurde festgesetzt. In der Zwischenzeit folgte der Jesuit gern der Aufforderung des Marquis, sich in der Bibliothek und namentlich in den naturwissenschaftlichen Sammlungen einigermaßen zu orientieren. Strangeway vermied geflissentlich jede Berührung mit den Gästen des Herzogs, hatte aber bald die Stunden herausgefunden, in welchen er weder im Park noch im alten Schlosse Unbekannten zu begegnen fürchten mußte.

Sechstes Kapitel.

Die schwarze Frau von Arundel.

Eines Nachmittags nach dem Luncheon war Helene mit ihrer Mutter nach der Stadt gefahren. Miß Worthly benutzte die freien Stunden zu einem Spaziergange. Sie suchte die entfernten Partien des Parkes auf, wo sie niemand zu begegnen hoffte. So war sie in die Nähe des alten Schlosses geraten. Plötzlich, als sie in einen Nebenweg einbiegen wollte, stand ein Fremder vor ihr, dessen leise Tritte sie nicht gehört hatte. Er fragte sie, auf das alte Schloß deutend,

ob das der nächste Weg sei. Miß Worthly, als sie die Züge des Fragenden gewahr wurde, erschrak sichtlich, zitterte, bebte am ganzen Körper und konnte kaum ein Wort hervorbringen.

„Was habe ich denn gethan,“ stammelte sie, „daß Sie mich bis hierher verfolgen?“

Der Fremde, der die Gouvernante nicht erkannte, war sichtlich von dieser Frage betroffen. Offenbar eine Irrsinnige, dachte er. Als er sie jedoch näher betrachtete, blitzte eine entfernte Erinnerung auf.

„Miß Worthly?“ fragte er. Die Zitternde vermochte nicht zu antworten. Er aber wußte, daß er richtig erraten. Jetzt fixierte er die Unglückliche und geleitete sie zu einer nahen Bank.

„Emma“, rief er in gebieterischem Tone, „ich befehle dir, mich nicht zu kennen, sollten wir uns hier wieder begegnen. Ich befehle dir, alles zu vergessen, und wenn du thust, was ich befohlen, so wird dir nichts geschehen. Wenn du ungehorsam bist, so weißt du, was dich erwartet.“

Miß Worthly hatte die Augen geschlossen und schien fest zu schlafen. Sie antwortete jedoch auf mehrere Fragen und bekannte u. a., daß sie als die Erzieherin der Tochter Lady Caroll's mit dieser zum Besuche in Arundel Castle weile. Es war offenbar nicht das erste Mal, daß sie von dem Fremden magnetisiert worden war. Dieser verließ sie, nachdem er ihr befohlen, über die Begegnung zu schweigen und nach dem Schlosse zurückzukehren.

Der Vater Strangeway, denn niemand anders war der Fremde, entfernte sich und überließ die Somnambule ihrem Schicksal. Er war seiner Sache gewiß und befürchtete keine Indiskretion, nachdem er der Kranken so gemessene Befehle erteilt hatte.

Miß Worthly, als sie nach einiger Zeit auf der Bank erwachte, glaubte geträumt zu haben und kehrte ungesehen in halbwachem Zustande in ihr Zimmer zurück.

Lady Caroll und Helene hatten in Torquay den Doktor besucht, die Affen und Papageien, die er in seiner Wohnung beherbergte, gemustert und waren verspätet nach dem Schlosse zurückgekehrt. Die Ankleideglocke hatte bereits geläutet, und die Damen hatten eben Zeit, sich für das Diner zurecht zu machen. Die Abwesenheit der Erzieherin fiel daher nicht auf. Als Lady Caroll aus den Prunkgemächern in ihre stille Wohnung zurückkehrte, war Mitternacht vorüber und Helene längst zu Bett gegangen. Die Mutter überzeugte sich, daß die Kleine sich eines gesunden Schlafes erfreute, und entkleidete sich, von der Fahrt und der Gesellschaft ermüdet, um in ihr Bett zu schlüpfen. Die Kammerfrau hatte noch einiges in dem anstoßenden Toilettenzimmer zu ordnen, und Ida lag im ersten Schlummer, als jene das Gemach verließ. Ein gellender Schrei der Zofe weckte die Schlummernde. Die Kammerfrau stürzte atemlos in das Schlafzimmer, bleich von Schrecken, und konnte nur die Worte hervorbringen: „Die schwarze Frau! Ich habe sie gesehen.“

„Du Närrin solltest dich schämen, mir solchen Unsinn aufzutischen.“

„My lady kann sich selbst überzeugen, ob ich wahr gesprochen.“

Inzwischen drangen Stimmen aus dem Korridor, und Lady Caroll mußte sich davon überzeugen, daß etwas Außerordentliches dicht vor ihrer Wohnung vorgehe. Sie klingelte, da aus der erschrocken Zofe nichts herauszubringen war, aber erst auf wiederholtes Klingeln erschien ein Hausmädchen. Auch sie stammelte bestürzt: „Die schwarze Dame! die schwarze Dame!“

„Seid ihr denn alle toll geworden? Ruft Mrs. Bennett herbei, sie wird noch nicht zu Bett sein.“

Es verging wohl eine Viertelstunde, bevor die Schließerin erschien, gleichfalls zitternd und tief erregt. Sie erzählte unzusammenhängend genug. Miß Worthly sei mit aufgelösten Haaren in einen schwarzen Mantel gehüllt in den Korridor gekommen, man wisse nicht wie, mehrere Dienstboten hätten sie gesehen und für die schwarze Frau gehalten. Die Gouvernante scheine eine Nachtwandlerin zu sein, da alle, die sie beobachtet, versicherten, sie habe die Augen geschlossen, sei aber trotzdem sicheren Schrittes durch die Galerie gewandert. Plötzlich aber, wahrscheinlich infolge des Schreies der Kammerfrau, sei sie erwacht und sofort zusammengestürzt. Glücklicherweise sei Herr Darnley dazu gekommen und habe die Unglückliche erkannt, die kalt und steif wie tot am Boden gelegen. Darnley habe befohlen, die Kranke in ihr Zimmer zurückzutragen, und da liege sie nun, allem Anscheine nach eine Leiche.

Lady Caroll, sichtlich erschreckt, verlangte ein Nachtgewand und eilte, von Mrs. Bennett begleitet, nach Miß Worthly's Zimmer. Sie fand sie steif und kalt auf ihrem Bette liegend, in völlig bewußtlosem Zustande.

„Sie ist tot,“ sagte Darnley. „Das Herz steht still, und vergebens habe ich alles versucht, die Unglückliche wieder zu sich selbst zu bringen.“

Auch Lady Caroll war nicht glücklicher in ihren Bemühungen. Alle in solchen Fällen üblichen Hausmittel wurden vergebens angewendet.

„Ich bitte Sie, sofort dem Doktor Bramy zu telegraphieren“, sagte Lady Caroll, indem sie sich entfernte. „Und sorgen Sie vor allem dafür, daß der Herzog von dieser unliebsamen Störung nichts erfahre, denn ich weiß, wie sehr ihm alles zuwider ist, was an die schwarze Frau von Arundel erinnert.“

„Sorgen Sie nicht,“ erwiderte Darnley, „der Herzog soll von dem Vorgange erst dann erfahren, wenn wir durch Doktor Bramy wissen, woran wir sind. Der erste Zug trifft hier schon um sechs Uhr ein, und ich zweifle nicht, daß der Doktor mit demselben kommen wird, denn er geht spät schlafen, und mein Telegramm wird ihn noch wach finden.“

Lady Caroll hatte eine schlaflose Nacht. Um sechs Uhr klingelte sie und befahl, den Doktor zu ihr zu führen, sobald er komme. Eine Stunde später erschien der sehnlichst Erwartete.

„Es ist nichts,“ rief er beim Eintreten, „nichts als ein Starrkrampf, und ich denke, es wird keine Schwierigkeit haben, diese allerdings sehr tiefe Katalapsie zu überwinden. Schlafen Sie ruhig und ängstigen Sie sich nicht, Miß Worthly ist noch lange nicht tot, aber ihre Heilung kann ich nur unternehmen, wenn ich

die Umstände kenne, die sie in diesen offenbar hypnotischen Zustand versetzt haben.“

Der Doktor kehrte zur Kranken zurück und hatte mit Darnley eine lange Unterredung, welche jedoch in der Hauptsache ohne Ergebnis blieb. Darnley hatte alle Dienstleute befragt, aber nur erfahren, Miß Worthly sei aus dem Park in den späten Nachmittagsstunden zurückgekehrt und scheine sehr ermüdet gewesen zu sein, da eines der Mädchen, welche nach dem Feuer gesehen, sie auf ihrem Bette noch mit dem waterproof, den sie im Park getragen, schlafend gefunden habe.“

„Wann war das?“ fragte der Doktor.

„Die Stunde habe ich nicht zu ermitteln vermocht, aber das Gas brannte bereits und das wird in der Regel in gegenwärtiger Jahreszeit zwischen vier und fünf Uhr angezündet.“

„Hat sie irgend jemand im Parke gesehen?“

„Niemand daß ich wüßte, doch werde ich die Gärtner befragen.“

„Thun Sie das. Es wäre sehr merkwürdig, wenn sie niemand hypnotisiert haben sollte, denn das ist die Katalepsie der Hypnose, wenn nicht alle Zeichen trügen. Sie sehen, wenn ich den Arm aufhebe, verbleibt er regungslos in seiner Stellung. Ich bin überzeugt, sie würde keine Nadelstiche fühlen, auch gegen Feuer wird die Haut unempfindlich bleiben. Die Augen stehen weit offen, und sehen Sie, das Licht, das ich nahe davor halte, sieht sie nicht.“

Der Doktor, immer mehr in seiner Vermutung bestärkt, wandte nun die Mittel an, die in dergleichen Fällen üblich. In kurzer Zeit verschwand die Katalepsie, machte aber dem schlafwachen Zustande Platz, der gewöhnlich mit Somnambulismus bezeichnet wird.

„Sie sehen, sie ist nicht tot,“ rief der Doktor, „aber krank, sehr krank. Hier kann sie nicht bleiben. Ich werde den Fall näher studieren,“ raunte er Darnley ins Ohr. „Sie ist vollkommen transportabel, ich möchte sie jedoch lieber nicht der Eisenbahn aussetzen. Können Sie mir einen Wagen bestellen? Dann begleite ich selbst die Kranke in die Stadt und unternehme die Kur. Beruhigen Sie Lady Caroll und versäumen Sie ja nicht, die Gärtner zu befragen, ob sie irgend jemand mit der Kranken gesehen haben. Alles, das anscheinend Gleichgültigste, ist von Wichtigkeit. Da die Diagnose richtig war, so hoffe ich, die Heilung wird nicht lange auf sich warten lassen.“

Der bestellte Wagen war vor der Thür. Miß Worthly, folgsam wie ein Kind, nahm darin neben dem Doktor Platz, und beide hatten längst das Schloß verlassen, als das gemeinschaftliche Frühstück die Gäste des Herzogs vereinigte.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXXIII.

Gelegentlich der Geburtstags-Glückwünsche für Se. Majestät den Kaiser und König schrieb Roon am 20. März 1878: „Diese Entfagung“ (die Wünsche nicht persönlich darbringen zu können) „kostet mir mehr als ich ausdrücken kann. Zu meinem Troste sage ich mir, daß es mir in der freundlicheren Jahreszeit . . . vergönnt sein wird, meines teuren Herrn gnädiges Antlitz noch einmal vor meinem Ende zu schauen; ich bitte Gott herzlich mir dies zu gewähren. — —

— — Gott sei gepriesen, der Ew. Majestät für alle . . . zu lösenden großen Aufgaben bisher die nöthigen Kräfte verlieh — und der auch für die Zukunft Ihnen die bisher bewiesene bewundernswerte Frische und Rüstigkeit erhalten wolle, zur Freude des Landes und zu Ihrer eigenen Befriedigung! — —

Leider läßt sich das Ende aller jener Kämpfe mit dem römischen Stuhl, mit der ultraliberalen und sozialistischen Partei, mit der Kuchlosigkeit innerhalb der gottesleugnerischen Volkshese noch nicht absehen, weil es Ew. Majestät an den muthvollen Instrumenten gebricht, um sie in wünschenswerther Kürze glücklich hinauszuführen: dennoch — man hofft immer, was man wünscht — hoffe ich, daß es Ew. Majestät beschieden sein möge dieses Ende zu sehen. Ohne Ihr festes Bekennen, Ihre consequente und weise Zügelführung in Staat und Kirche würde — fürchte ich — dieses Ende ein tief betäubendes sein, und Staat und Kirche würden von dem Abgrunde verschlungen werden, an dessen Rand sie durch eine von idealistischen Thoren ausgegangene Gesetzgebung, durch den kirchlichen Zwiespalt und den Abfall von Gott und Seinem Worte gedrängt worden sind. — Ein solches Ende werden, glaube ich, Ew. Majestät nicht erleben. Gottes Gnade und Ihr fester Wille werden Sie davor schützen, aber ein solches Ende auch für alle Zeit vorbeugend abzuwenden: dazu möge der Herr aller Herrscher Ew. Majestät mit Seiner Kraft und Weisheit begnadigen, um dem drohenden Verfall aller menschlichen und göttlichen Ordnung, um der Verwilderung Ihres Volkes und der Einsargung seiner edelsten Erinnerungen, Tugenden und Hoffnungen kräftig und erfolgreich zu wehren. Genehmigen Ew. Majestät den Ausdruck dieser meiner Wünsche und der tiefen Verehrung, in welcher ich verharre als Ew. Majestät

allerunterthänigster Diener

Roon.

Antwort Sr. Majestät. (Telegramm vom 21. März.)

„Herzlichen Dank für Ihr liebes Schreiben von gestern. Kein Wort desselben werde ich vergessen und mir die Erfüllung Ihrer Wünsche und Hoffnung mit Ihnen wünschen und hoffen! Dann wäre Alles gut, aber bei uns Menschen steht nicht die Erfüllung, und so muß man auf Gott vertrauen, der doch allein weiß was uns frommt.

gez. Wilhelm.

Aus einem Briefe Roon's an Blandenburg.

Neuhof, 14. 5. 78.

„. . . Dein lieber Geburtstagsbrief erreichte mich rechtzeitig und zwar in Cassel im Hause meiner Tochter, wohin ich am 29. glücklich gelangt war. Sie hatte, um mich zu erfreuen, unsern alten Freund C. aus Bonn citirt, sowie Anna unsere Straßburger Kinder. Beide Überraschungen gelangen vollkommen und rührten den Alten in dem Maße, daß er seiner Antipathie gegen alle Überraschungen gänzlich vergaß. Es waren einige sehr gemüthliche Tage, wohl getrübt durch C.'s gelegentliche schmerzvolle Stunden, aber zugleich erhellt durch Sonnenglanz und Frühlingspracht in reizvollster Umgebung und mehr noch durch die angenehme Temperatur im Familien- und Freundes-Kreise. Aber Alles verrauschet! A.'s reisten schon am 2., C. am 3. ab, und wir brachen am 6. hierher auf, d. h. Anna, Dpperlein und ich, mit einiger Dienerschaft. Zur Feier unserer Ankunft ein großartiges Donnerwetter mit Wolkenbruch. Seitdem Prachtwetter und eine Frühlingsherrlichkeit, die alle Sinne in Anspruch nimmt, zugleich aber eine absolute Stille, die zur gemüthlichen Einkehr einlädt, zu welcher mich ohnehin täglich wiederkehrende, wiewohl bisher immer schnell vorübergehende Beklemmungs-Anfälle stimmen, die mir von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, auch „der schönsten Szene“ predigen, welche Gottes Güte mich noch am späten Lebensabend genießen läßt. Ende dieser Woche wollen wir, wenn auch mit manchem Seufzer, wieder heimwärts ziehen, um der nach Wildbad gesandten C. die Kinder in Krobnitz aufzuheben, da wir auf deren Aufnahme in N. nicht ganz eingerichtet sind. —

Vorgestern wurden wir in unserer Abgeschiedenheit durch ein Telegramm über das verruchte Attentat auf unsern theuern alten Herrn aufs schmerzlichste aufgeregt. Freilich schrieb ich ihm sogleich, wie m. C. — falls es sich nicht etwa um das Beginnen eines wirklich Wahnsinnigen handele — der Angriff auf sein Leben eine giftige Frucht unserer zügellosen Pressfreiheit und Vereinsgesetzgebung sei; allein werden unsere stimmführenden Ideologen deshalb zur Correctur schreiten? Schwerlich! Vielmehr wird es wieder, wie bei Oskar Becker, Blind und dem Riffinger Mörder, heißen, daß das Verbrechen einzelner verkommener Menschen „die ewigen Wahrheiten der freiheitlichen Prinzipien“ nicht umzustößen vermöchten; das Walten der Gesetze werde den Verbrecher strafen, aber es sei kein Grund wegen solcher einzelnen Exzesse wohl begründete Gesetze anzutasten. Daß aber diese selben Gesetze fortfahren, die Entfittlichung und Verwilderung unseres armen verführten Volkes zu begünstigen — ist den thörichten Prinzipienreitern verborgen! — —

Se. Majestät der Kaiser an Roon.

Berlin 20. 5. 78.

„Herzlichsten Dank für Ihre theilnehmenden Zeilen vom 12. d. M. Ja! es war wieder eines der Ereignisse wo man sichtlich in Gottes Hand stehet, wie wir Alle! Die theilnehmenden Beweise, die mir wie die Ihrigen, von allen Seiten zugehen, sind ein Balsam für mein und meiner Tochter Herz, aber eine

Wunde ist ihm doch geschlagen, die nur die Zuversicht zu Gottes Gnade und zu Seinem Willen heilen kann!

Die Worte, die Sie schrieben, daß mit dem Preßgesetz und mit dem Vereins-Recht so etwas nur möglich ist, fasse ich dahin zusammen, daß mit denselben die Welt aus den Angeln gehoben werden muß!

Ich habe bei Gelegenheit des Glückwunsches aus Errettung der Gefahr Seitens der Staats-Minister an dieselben sehr ernst eine Mahnung gerichtet, die Augen fester aufzumachen als bisher, wohin die Zügellosigkeit der Presse und die fortgesetzten, ungestraften Meetings der Umsturz-Partei sowohl als die der Glaubens-Verfälscher führen. Diese Mahnung hat zur Folge gehabt, daß ein Gesetz zur Verschärfung in dieser Richtung dem Bundesrath und dem Reichstag vorgelegt werden soll, aber leider siehet man vorher, daß damit nicht, bei letzterem wenigstens, durchzudringen sein wird!! —

Allen Ihrigen die sich Ihrer Theilnahme angeschlossen herzlichen Dank.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

* * *

Der Feldmarschall war bereits nach Krobnitz zurückgekehrt, als ihn dort am 2. Juni die Nachricht von dem zweiten furchtbaren Attentat gegen die geheiligte Person des heißgeliebten Monarchen ereilte. Zwar erhielt er auf seine Anfrage schon am 3. von zuverlässiger Seite die telegraphische Nachricht, daß die erste Nacht ziemlich ruhig und ohne Wundfieber verlaufen — so daß nicht das Schlimmste zu befürchten sei — verbrachte aber dennoch die nächsten Wochen nach dem entsetzlichen Ereignis in unbeschreiblicher Sorge und Aufregung. —

Roon an Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck.

Krobnitz, 7. 6. 78.

Hochverehrter Freund!

Gestatten Sie Ihrem einstigen alten Kampf- und Leidensgefährten diese vertrauliche Anrede, heute wie sonst. Ich habe Sie, seitdem mein Beruf im Zuschauen besteht, niemals mit politischen Rathschlägen belästigt. Warum sollte ich heute Wasser ins Meer tragen? — Aber einen Zuruf mögen Sie mir gestatten: „Handeln Sie!“ Es muß etwas Ernsthaftes, Energisches geschehen, um dem verletzten, nach Hülfe rufenden Rechtsbewußtsein der Nation Stütze und Trost zu geben. Verläuft diese jüngste Teufelei wieder im Sande konstitutioneller Rücksichten und Doctrinen, so geht das Vertrauen zu der Thatkraft der Regierenden den besseren Schichten des Volkes gänzlich verloren, und die schlechteren haben alle Ursache zu hohnlachen und zu triumphiren; das Chaos ist fertig! Das kann und darf nicht das Resultat Ihres bisherigen großartigen Wirkens sein! Mögen widerwärtige Strömungen, trotz sicherer Cours-Berechnungen, das Staatsschiff in ein Fahrwasser voller Klippen und Strudel geführt haben, die feste, starke Hand am Ruder darf nicht ermüden; sie wird das Scheitern verhindern; sie und keine

andere! Der günstige Moment ist da. Also hinaus mit dem doktrinären Ballast! Er ist schief gestaut, und wird bei der nächsten Sturzwelle das Schiff nach Links hin zum Kentern bringen.

Aber ohne Bild! . . . Das Vaterland, unser Vaterland, das Vaterland unserer Kinder muß gerettet werden! Es ist in schwerer Gefahr, nicht wegen des wiederholt versuchten Meuchelmordes an dem Edelsten und Huldreichsten aller Monarchen, sondern weil unsere hyperliberale Gesetzgebung die Abrihtung zum Meuchelmorde, zum Umsturz alles Bestehenden, zur Entfittlichung und Berwilderung der Nation begünstigt. Und was nützt alle sittliche Entrüstung gegen solches Treiben, wenn ihm nicht ein fester Damm entgegen gebaut wird. Noch ist es möglich! Noch hat die Nation die alten Traditionen der Pietät nicht ganz verloren; noch wird die Armee in alter Treue ihre Pflicht thun, wenn es zum Äußersten kommt. Aber der Zauberbann des doktrinären Idealismus muß gebrochen werden, denn seine Impotenz ist notorisch, und alle von ihm verordneten Recepte werden sich gegen diese internationalen Mörder als wirkungslos erweisen. Jedermann, der ihren Plänen hinderlich, wird ihren Kugeln oder Messern bloßgegeben sein, wenn die Gesellschaft nicht von diesen Ungeheuern befreit wird. — Doch schon zuviel für meine Absicht und für Ihre Geduld! Verzeihen Sie meinem Eifer für die Sache wie für Sie und Ihren Ruhm jedes überflüssige Wort. Beherzigen Sie nur das Eine: „Handeln Sie — unverzüglich, energisch — ohne oder mit dem Reichstage oder auch gegen ihn! Das übelriechende, „laissez aller“ würde, ferner angewandt, sicher in das Chaos, in den Abgrund führen, angefüllt mit den Trümmern aller bisherigen Errungenschaften, aller Pietät und Civilisation. Mit den wärmsten Sympathien für Sie und die Lösung Ihrer schwierigen Aufgabe, die Sie mit sicherer Hand zu Ihrem größten Ruhme zum Ziele führen müssen und werden — während das Gegentheil Ihren Namen und Ruf mit wesentlicher Einbuße bedroht, schließe ich, und verbleibe

Ihr altbewährter treueregebener Freund

Koon.

G. F. M.

N. S. Antwort wird weder begehrt noch erwartet.

Geheimer Rat von Langenbeck an Koon.

Berlin, 8. Juni 1878.

Verehrter Herr!

Seit dem Schreckenstage, der über uns gekommen, und der für alle Zeiten ein Schandfleck in der deutschen Geschichte bleiben wird, trage ich den Wunsch mit mir umher, Ihnen zu schreiben. Das Entsetzen und die Verwirrung in unsern Gemüthern war aber während der ersten Tage nach dem Attentat so gewaltig, daß es kaum möglich gewesen wäre, zum ruhigen Schreiben die nöthige Sammlung zu finden. Zudem war für mich ein großer Theil des Tages und abwechselnd auch die Nächte durch die Krankenpflege in Anspruch genommen und ich glaubte meine Vorlesungen, 4 Stunden täglich, nicht aussetzen zu dürfen,

weil alles sofort durch die Zeitungen gemeldet und zur Beunruhigung des Publikums benutzt wurde, sobald es dazu geeignet erschien. Endlich hätte ich Ihnen während der ersten Tage der vergangenen Woche Beruhigendes kaum berichten können.

Seit vorgestern geht es Gottlob besser, der Kaiser leidet nicht mehr an so heftigen Schmerzen, und der ganze Zustand ist der Art, daß wir, wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, einen glücklichen Verlauf hoffen dürfen.

Gestern hat der Kaiser, dem, ich weiß nicht von wem, die Mittheilung gemacht wurde, daß Sie durch die Nachricht so tief erschüttert sind, mir den Befehl ertheilt, Ihnen Seine Grüße zu senden und zu sagen, „Er hoffe diesmal noch durchzukommen.“ —

Ich habe vier Kriege mitgemacht und viel Schreckliches gesehen, niemals habe ich aber einen so schaudervollen, sinnverwirrenden Eindruck gehabt, als bei'm Anblick des Kaisers, der mit zahllosen Wunden am Kopf, Gesicht, Hals, beiden Armen und Rücken bedeckt und vor Blut fast unkenntlich gemacht, sterbend, wie ich zuerst glaubte, vor mir lag. Noch heute kann ich dieses Bild nicht los werden und es begegnet mir noch täglich, daß ich mit der Hand an die Stirn fahre und mich frage, ob das graufige Erlebniß nicht vielmehr ein Trugbild meiner franken Phantasie ist.

Gleich nach halb drei Uhr, am Sonntag, stürzte ein mir Unbekannter in meine Wohnung mit dem Ruf: „Sie sollen sogleich in's Palais kommen, der Kaiser ist verwundet, vielleicht schon todt!“ Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich hätte nicht geglaubt, daß eine Straße jemals das Gepräge der Verwirrung, der concentrirten Wuth und der Verzweiflung in dem Grade annehmen könne, wie es unter den Linden der Fall war. Die Menge versuchte gerade das Haus Nr. 18 zu stürmen, aus dem die Schüsse gefallen waren. Als ich im Palais ankam, war der Kaiser soeben auf Sein Feldbett gelegt, ohne Puls, aus der Armwunde stark blutend und ohne Bewußtsein. Nachdem die Blutung gestillt, erholte Er sich bald, wimmerte aber laut vor heftigen Schmerzen. Die ersten Worte, die Er sprach, waren: „Sagen Sie, daß meinem Sohn telegraphirt wird; er soll sogleich kommen und die Geschäfte übernehmen.“ Dann fragte Er mich, ob der Hofmarschall im Vorzimmer sei, und als ich erwiederte, daß Berponcher im Vorzimmer sei, sagte Er: „Fragen Sie, was aus dem Scholz und aus dem Diener geworden ist?“ Wir brachten Ihn dann nicht ohne Widerstreben, aus dem schrecklichen Schlafzimmer in das blaue Vorzimmer vor dem Arbeitszimmer, wo der Kaiser noch jetzt liegt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kaiser auf der Stelle todt gewesen wäre, wenn er nicht den Helm getragen hätte. Meiner Ansicht nach ist der erste Schuß mit Schrot und Kehlposten geschehen. Von den Kehlposten ist einer in die linke Wange, der andere in den rechten, gerade zum Gruß erhobenen Vorderarm gegangen, andere 4 Kehlposten sind auf den Messingbeschlag des Helm's aufgeschlagen, stecken theils in demselben, theils haben sie tiefe Gruben in den Messingbeschlag geschlagen und die Schuppenkette durchgerissen. Der

Ledertheil des Helm's ist nur von Schrotten getroffen und diese in den Kopf eingedrungen, der Kopfhaut etwa 15 Wunden hinterlassend. Der linke Oberarm ist vollständig mit Hagelkörnern gespickt, die größtentheils unter der Haut stecken. Vom linken Daumen ist die Spitze abgeschossen. Die Wunde des rechten Vorderarmes hat uns die meiste Sorge gemacht: hier ist ein Geschosß tief eingedrungen und jedenfalls eine größere Arterie verletzt. Der Verlauf ist bisher ein wunderbar guter gewesen, die Wunden auf dem Kopf und Rücken sind fast sämmtlich geheilt. Das Uebrige kennen Sie aus den Bülletins, die ganz exact sind, mit denen das Publikum aber nicht zufrieden ist, weil man wissen möchte, ob der Kaiser durchkommen wird, oder nicht und was etwa sonst noch eintreten könnte, — Dinge, von denen wir nichts sagen können, weil wir nicht allwissend sind. Es ist unglaublich, wie viel jetzt gelogen wird, und ich bitte, von Allem, was in den Zeitungen steht, nichts zu glauben, als was von den Aerzten unterzeichnet ist.

am 9. Juni Mittags. Die Besorgniß, daß der Kaiser Sich durchliegen könnte, veranlaßte uns heute, Ihn in einen bequemen Lehnstuhl zu bringen, in welchem der Kaiser 3 Stunden mit Behagen geseßen hat. Im Uebrigen machen die 82 Jahre sich geltend. Der Kaiser ist sehr schwach, klagt über große Mattigkeit und hat wenig Appetit. Zum Glück ist kein Fieber da, und die Schmerzen in den Wunden haben ganz nachgelassen. —

Die Uebertragung der Geschäfte an den Kronprinzen ist, auf Initiative des Kaisers allein, erfolgt, nur im Beisein von Fürst Bismarck und von Albedyll und Wilmowski, welche beide letztere als Zeugen fungirten. Der Kaiser fühlte sich darnach offenbar erleichtert und erzählte uns, als wir zur Abend-Visite erschienen, sofort den ganzen Vorgang. — — —

Die Stimmung hier ist eine unendlich gedrückte. Täglich kommen Verhaftungen von Individuen vor, welche Beleidigungen gegen den Kaiser ausgestoßen haben, oder an der Verschwörung theilhaftig zu sein scheinen. So weit ist es mit uns gekommen! Nach meinem Gefühl wäre Erklärung des Belagerungszustandes und Aenderung des Wahlrechts das einzige Mittel der Rettung. Für den Augenblick sind Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Wachen mit scharfen Patronen versehen und Nachts ein Piket Soldaten im Palais commandirt. Alles dieses halte ich nicht für ausreichend für die nächste Zukunft. Am Tage nach dem Attentat fragte der Kaiser mich, wie es komme, daß es vor dem Palais so stille sei, und als ich erwiederte, die Straße vor dem Palais sei abgesperrt, sagte Er: „ja freilich man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher und es wäre leicht Orsini-Bomben hier ins Parterre zu werfen, das Einzige, was man an mir noch nicht probirt hat.“

Mit der Bitte, den verehrten Ihrigen mich zu Füßen zu legen, in alter Verehrung Ihr

B. v. Langenbeck.

Berlin, 13. Juni 1878, Morgens 7 Uhr.

Verehrter Herr!

Ich komme soeben vom Palais, wo ich die Nacht zugebracht habe. Der Kaiser hat die ganze Nacht, von 10¹/₂ bis 5 Uhr ohne Unterbrechung ruhig geschlafen und war wieder eingeschlafen, als ich um 6¹/₂ Uhr das Palais verließ. Ich finde, daß in den letzten Tagen der alte Gesichtsausdruck zurückgekehrt ist. Hoffentlich werden wir morgen die ersten Gehversuche machen können.

Der rechte Arm macht uns immer noch Sorgen, und wird hier noch immer die Eisblase angewendet. Auch kann möglicher Weise die Nothwendigkeit eintreten, eine Reihe von Schrotten aus dem linken Oberarm zu entfernen. Das wäre sehr unangenehm, und würde den Kaiser sehr deprimiren, seine endliche Reconvalescenz verzögern. —

Gestern habe ich seiner Majestät den Inhalt Ihres Briefes mitgetheilt. Er sagte ganz traurig: „ja der Mann hat seine Schuldigkeit gethan, wie wenige, und ich beklage es noch immer, daß seine Gesundheit ihn zwang mich zu verlassen.“ — In diese Klage stimmt Mancher aus vollem Herzen ein, denn ohne Zweifel wären jetzt andere Masregeln genommen, wenn Sie noch Minister wären. Bismarck hat die sofortige Erklärung des Belagerungszustandes gewollt, der Kronprinz aber nicht eingewilligt. — — —

Das Schreiben Ihres Lütthauer Landwehrmannes habe ich dem Kaiser noch nicht mitgetheilt. Die Stimmung des armen Herrn ist trübe, und wir vermeiden alles, was ihn an das Attentat und an die bestehenden Zustände erinnern könnte. Bis jetzt hat der Kaiser, außer die Mitglieder der Familie, Niemanden gesehen. Der Kronprinz hält Ihm täglich einen kurzen Vortrag, der natürlich nur das berührt, was der Kaiser wissen darf. Die Kaiserin ist sehr leidend; sehr wohlthuend die Pflege der Großherzogin von Baden. Gestern hat der Kaiser mit dem Kronprinzen eine halbe Stunde über die Aufgaben des Congresses und besonders über die Abgrenzung von Bulgarien gesprochen und dabei alle die unaussprechlichen Ortschaften genannt, die bei der Abgrenzung in Frage kommen. —

Meine Frau bittet sie zu entschuldigen u. s. w.

In alter Verehrung Ihr

B. v. Langenbeck.

Roon selbst schrieb darüber damals (16. 6. 78) u. A:

„Meine Aeußerungen können nur kurz sein, denn mein Gesundheitszustand verlangt Schonung meiner Kräfte, die merklich zur Neige gehen. Und die Vorgänge der letzten Wochen waren nicht geeignet, sie zu heben. Die wiederholten höllischen Anschläge auf unsern ehrwürdigen alten Herrn, die dadurch erzeugte politische Krisis, die daran sich knüpfenden patriotischen Sorgen: Das Alles bekümmert mich aufs tiefste. Dazu kam ein neuer Katharr, der meine Tage — bei fortwährenden Erstickungsanfällen — in Schwachheit, meine Nächte oft in größter Angst und Noth verleben läßt. — —

Erst nach Abgang meines Schreibens an Bismarck (vom 7. d. M.) erreichte mich die Nachricht von B.'s Antrage (vom 6./6.) zur Auflösung des Reichstages. Mit weiteren Vorschlägen soll er bei des Königs Lieutenant nicht durchgedrungen sein! — — Noch aber lasse ich nicht alle Hoffnung von mir. Der unwillige Tadel, den die Auflösung von den liberalen Preß-Organen erfährt, beweiset, daß die Maßregel gut, wenngleich nicht ausreichend war. Alles kommt auf den Ausfall der Wahlen an. Bringen sie die Liberalen und Ultramontanen in die Minorität, so wird man nicht bloß Gesetze gegen die Sozialisten zu Stande bringen (das würde selbst mit einer liberalen Majorität gelingen), sondern auch sonst zur Correctur unserer Gesetzgebung (Freizügigkeit, Presse, Vereine, Gewerbesteuer-Gesetze) schreiten können; und Personen, welche, in abergläubischem Respect vor der Majorität, ihre eigene Autorität zu verspielen geneigt sind, werden dann auch einer anders gestimmten Majoritäts-Geige zu Liebe wieder anders tanzen und nicht bloß à l'anglaise. —

Wenn nun aber die Conservativen die jetzige Gelegenheit, zumal bei den Wahlen, wiederum nicht zu nützen verstehen — so werde ich mein Haupt verhüllen und dies irdische Narrenhaus mit der Ueberzeugung verlassen, daß es, von Incurabeln bewohnt, der Sorgen und des Schweißes der Edlen nicht werth sei. Dann werden diese ein Recht haben, zu verzweifeln an dem Siege des Rechts, des Lichtes und der Wahrheit, an der Erfüllung ihrer schönsten irdischen Hoffnungen. Wohl dem, der alsdann das Chaos dieser Welt zu verlassen vermag noch im festen Glauben an die Verheißungen des himmlischen Jenseits! — —

Mich mit meinem altbackenen Rath hervorzudrängen an Personen, die kein Ohr dafür haben: dazu fühle ich keinen Beruf; es wäre nicht allein zwecklos sondern selbst zweckwidrig. Falls aber die Wahlen günstig ausfallen und sobald der Hauptmann wieder an des Lieutenants Stelle getreten sein wird, also — wie ich zu Gott hoffe — in einigen Wochen: so darf ich wohl eher, auf altes Vertrauen bauend, meine, wiewohl unberufene doch wohlmeinende alte Stimme noch einmal erheben. —

Und nur noch dies Eine: Ich habe schon ebenso böse, ja in manchen Beziehungen böhere Zeiten durchlebt, als die heutigen. Wären wir auf der Marschroute von 48 geblieben, wo wären wir hingekommen? Aber „Gott sitzt im Regimente!“ Hätten wir die Lektion von 48 ganz und richtig aufgefaßt und beherzigt, so hätten wir der Lektion von 78 vielleicht gar nicht bedurft. Da Jenes leider nicht geschehen, so müssen wir — 30 Jahre später — die Prüfung noch einmal durchmachen, und da wir sie sehr wahrscheinlich auch nicht cum laude absolviren werden, so werden unausgetilgt bleibende Keime neues Unkraut empor wuchern lassen, und unsere Kindesfinder werden dann neue Prüfungen zu bestehen und den Versuch zu erneuern haben, ob sie vielleicht alles Unheil, d. h. alle Sünde aus der Welt tilgen können — was ihnen wohl auch nicht radical gelingen wird. — —

An Blankenburg schrieb Roon einige Tage später (8. Juli):

„Leider bin ich alt und krank, ein Messer ohne Schneide, ein Schwert ohne Spitze; so bleibt mir freilich in dem bevorstehenden Kampfe kaum etwas Anderes übrig, als zu beten und die Rüstigen anzuspornen. Dies Bewußtsein der eigenen Ohnmacht ist ein sehr niederbeugendes Gefühl, aber noch lange nicht Verzweiflung. Gott züchtiget und demüthiget uns, wie wir es wohl verdient haben, aber Er wird uns nicht verderben und untergehen lassen — Er tröstet und beruhigt auch in solchen Nöthen, wenn auch die Sorge bleibt. — — — Reaction? Unsinn — sofern man einen Strudel-Brudelwitzischen Begriff mit diesem viel mißbrauchten Worte verbindet; eine Geschichte von 30 Jahren läßt sich nicht spurlos verwischen. Versteht man aber darunter eine Reform der falschen, weil bloß doctrinären, legislativen Action der letzten 30 Jahre, so muß jeder einsichtige Patriot ein Reactionär sein. — — Daß Bismarck, welcher aus 38 Stückchen Bichelband das Reichsbanner gewoben, es wieder zu Charpie zerzausen lasse, um Brudelwitz & Co. zufrieden zu stellen; daß er den Kampf gegen Rom, um der kirchlichen Zeloten aller Confessionen willen, mit einer freiwilligen Chamade beschließe: das Eine wie das Andere ist doch gleich undenkbar. Daß er aber, befreit von den Fesseln falscher Alliancen und doctrinärer Rathgeber, die geilen Auswüchse unseres politischen Daseins nöthigenfalls mit dem Messer herauschneide und das Leben des Reiches und Volkes zur Gesundheit zurückführe und dadurch auch die Vorbedingung zu einer befriedigenden Beendigung aller kirchlichen Zerwürfnisse erfülle: Das ist möglich, wenn man ihn im gegenwärtigen kritischen Moment nach Kräften unterstützt und dadurch befähigt, alle ungesunden Verbildungen und liberalen Ungeheuerlichkeiten nach und nach abzuthun und die allmähliche Heilung herbeizuführen, wenigstens die unserer schlimmsten und gefährlichsten Schäden. Es geht nicht auf einmal — mit Keulenschlägen à la Napoleon I., denn wir sind nicht in Blut getränkte Franzosen und B. ist kein N. Was sich machen läßt, durch B. machen läßt, kann und wird nur durch diplomatische Klugheit wieder gewonnen werden. So wie es verloren wurde, so muß es wieder erobert werden; das richtige Calcül muß dem falschen folgen; aber möglich ist es nur, wenn Bismarck richtig verstanden und nicht — verkehrt wird. — —

Setzt nur noch ein herzliches Liebeswort für Dich und die Deinen von mir und meinem ganzen Hause. Sei und bleibe wohlauf und unverzagt — wie ich es auch mir wünsche. In alter Freundschaft Dein alter
A. R.

Aus einem Schreiben an Se. Majestät den Kaiser und König.

Krobnitz, 16. Juli 1878.

— — — — — Meiner gerechten Erbitterung über den fluchwürdigen Angriff auf das geheiligte und geliebte Leben Euer Majestät, meinem tief empfundenen Mitgefühl für die Leiden meines theuren königlichen Herrn durfte ich bisher keine Worte geben, und nun erst, nachdem Ew. M. das Schmerzenslager verlassen konnten, darf ich es wagen meine Empfindungen zu äußern.

Indem ich Gottes gnädige Bewahrung wenigstens vor den allerschlimmsten Folgen der Teufelei preise, kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß der Allmächtige die Vergießung Ihres edlen Königs-Blutes zum Heile Ihres Volkes und zur Rettung des Vaterlandes zugelassen hat. Ew. M. waren ja seit Ihren Jünglings-Jahren immer bereit für diesen Zweck Ihr Leben einzusetzen. Gottes Wege sind wunderbar! — — Werden nun, unter dem Eindrucke der dämonischen Vorgänge, die gesetzlichen Schranken für die Sicherung von Thron und Altar, staatlicher Ordnung und christlicher Sitte wieder fester und sichtbarer gesteckt: so wird jeder Tropfen des vergossenen Königs-Blutes eine Quelle des Segens und Gedeihens für das gesammte Volks- und Staatsleben, und unser theurer König und Kaiser wird vielleicht Selbst die Leiden preisen, die verruchte Hände Ihm, dem geliebtesten und verehrungswürdigsten aller Monarchen, bereiteten — und sprechen: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat Gutes daraus werden lassen.“

Wenn es dagegen nicht gelingen sollte, auf geordnetem Wege die, unter der Einwirkung thörichter Doktrinen, so lange gefährdeten und so gründlich erschütterten Schutzwehren politischer und kirchlicher Autorität wieder aufzurichten und fester zu gründen: so würde es freilich mit dem ganzen Segen Ihres bisherigen großartigen Regiments, mit der jungen Herrlichkeit des von Ew. M. gegründeten Reiches, wie mit dem alten Preußenthum ein schnelles Ende nehmen, das Chaos bräche herein, und Ew. M. würden vergeblich geblutet und geduldet haben. — Das möge Gottes Gnade und Ew. M. Weisheit und Entschlossenheit verhindern!

Mit den Meinigen bitte ich herzlich für die weitere Genesung und Kräftigung Ew. M., damit Allerhöchst-Dieselben binnen Kurzem die Zügel der Regierung mit von Neuem kräftiger Hand wieder zu ergreifen und damit dem gesammten Vaterlande zu bezeugen vermögen, daß der getreue landesväterliche Pflicht-eifer seines Kaisers auch durch die größten Ungeheuerlichkeiten nicht gemindert werden kann.

In tiefster Devotion bis an mein Ende

Ew. Majestät allerunterthänigster

v. Roon.

Geheimer Rat von Langenbeck an Feldmarschall Roon.

(Berlin, 22. 7. 78.)

Verehrter Herr und Gönner!

Ihren herrlichen Brief habe ich vorgestern bei der Morgen-Bisite dem Kaiser überreicht. Ich mußte den Brief auf den neben seinem Lehnstuhl stehenden Tisch legen, sodaß der Kaiser ihn sofort gelesen haben wird. —

Das Befinden des hohen Herrn hat sich in den letzten 8 Tagen in sehr erfreulicher Weise gebessert. Während die geistige Frische schon seit etwa 3 Wochen vollständig wieder hergestellt war, wollten die Körperkräfte nicht zunehmen. Der Kaiser ging sehr wenig und nur in unserm Beisein und mußte in und aus dem Lehnstuhl gehoben werden. Jetzt steht Er schon allein auf,

geht viel im Zimmer und auf der Veranda umher und zeigt in Seinen Bewegungen weit größere Sicherheit und Elastizität. Als ich Ihm gestern Morgen bei der Promenade gleich nach dem Aufstehen sagte, der Paradeschritt sei doch nahezu wieder da, machte Er 3—4 Schritte, welche der Potsdamer Wachtparade Ehre gemacht haben würden.

Vorgestern und gestern ist der Kaiser ausgefahren, was Ihm sehr gut bekommen ist, und ich fange nun wirklich zu hoffen an, daß der alte Kräftezustand wiederkehren wird. Den linken Arm gebraucht der Kaiser schon ganz gut, der rechte ist jedoch noch vollkommen unbrauchbar.

Ob die alte ruhige Gemüthsverfassung jemals wiederkehren wird, weiß ich nicht; der Kaiser ist noch immer sehr leicht bewegt. Als ich Ihn vorgestern bei der Abendvisite wegen der gelungenen Ausfahrt beglückwünschte, sagte Er mit sehr bewegter Stimme: „das verdanke ich Ihrer großen Sorgfalt“ — und als Er uns gestern Abend mit dem Bemerken entließ, daß dieses wohl unser letzter Abendbesuch sei, wurde er wieder sehr weich — — —

Das wird nicht eher besser werden, als bis der Kaiser wieder Truppen sieht, und ich hoffe, daß Er den Manövern des 11. Armee-Korps, wenn auch nur zu Wagen, wird beiwohnen können.

Die übliche Badekur in Gastein haben wir, der weiten Reise wegen, aufgegeben. Der Kaiser wird hoffentlich in etwa 8 Tagen nach Teplitz gehen, von dort nach der Mainau, sodann nach Wilhelmshöhe und schließlich nach Baden.

Hoffentlich findet der Kaiser in Teplitz gute Gesellschaft, und es wäre gar schön, wenn Sie auf einige Zeit hingehen könnten. Die Bäder in Teplitz würden Ihnen gewiß nicht schaden. —

Ich muß mich ankleiden um den letzten Morgenbesuch bei'm Kaiser zu machen, da die Übersiedelung nach dem Babelsberg um 12 Uhr stattfindet. Dieser letzte Gang wird mir recht schwer. Die mühevollen, ja aufreibenden Krankenpflege wurde uns in hohem Maße erleichtert durch die liebenswürdige Nachsicht und Hingebung des hohen Kranken.

In steter Verehrung der Ihrigen

B. v. Langenbeck.

* * *

Roon an Moriz von Blandenburg.

Krobniß, 25. 8. 78.

— — Nach dem trauten Zimmerhausen möchte ich wohl sehr gern noch einmal vor meinem Ende kommen, und Dir dort, im dankbaren Andenken an die dort von Deinen Eltern und Dir erfahrene Liebe, die Hand drücken; aber wird's glücken? Du weißt, daß ich leider in der Ausführung auch meiner liebsten Pläne von so vielen kleinen Erbärmlichkeiten behindert und abhängig bin . . . Geschicht's, so könnte es nur in der ersten oder der letzten Septemberwoche sein. Auf alle Fälle halten wir an der Hoffnung Cures Kommens nach Krobniß fest. — — — Von Politik mag ich gar nicht anfangen. Auch mich bekümmert das

Gewordene, und vielleicht mit größerem Rechte, denn ich habe, noch im Amte, vielleicht aus Kurzsichtigkeit, Manches gebilligt oder doch geschehen lassen, dessen Folgen wir nun zu tragen haben

Meine Hoffnung belebte sich von Neuem, als die letzte, die Auflösungs-Katastrophe, hereinbrach. Es hätte ja noch Alles wieder, wenn auch mit Ach und Krach, ins rechte Geleise gebracht werden können, wenn man nicht planlos die Dinge sich hätte entwickeln lassen, wie es der Zufall gab

Ich denke mit schwerer Sorge an die Zukunft, die unsern Kindern droht, und begreife, daß man schwermüthig darüber werden kann, da nicht abzusehen ist, wie das Lose wieder fest zu machen und die Ungesundheit des Volkes zu heilen sein wird. Es giebt nur Einen Trost: „Gott sitzt im Regimente!“ Man kann darüber viel eher sprechen als schreiben. Mir wenigstens fehlt die Kraft zum letzteren. Wie würde es mich erfreuen, wenn ich mit Dir — sei es hier oder in Z. — wieder in lebendigen Gedanken-Austausch von Mund zu Mund treten könnte. — —“

In der That machte Noon's Befinden im September nochmals eine Reise nach Pommern möglich, so daß das Wiedersehen der Freunde in Z. erfolgen konnte. — — Aus einem späteren Schreiben an Blanckenburg — es war das letzte, das er an diesen gerichtet hat (vom 10. Dezember 78.) sind noch nachstehende Mittheilungen erwähnenswerth:

. . . . Wenn Du wieder nach St. kommst, kann Dir W. von hier und von uns das Neueste erzählen. Er hat uns gestern verlassen, nachdem er Freitag früh hier angelangt war, um der Feierlichkeit beizuwohnen, mit welcher am Sonntage die (etwa vor Jahresfrist im Bau vollendete) Familiengruft eingeweiht und von ihren ersten Bewohnern bezogen worden ist. Es war mir eigentlich ganz gegen den Strich, Bernhard's ¹⁾ Staub, der in der Kirche von Gütergoß ruhte, noch einmal reisen zu lassen; allein als Helm's jüngeres Knäblein durch Gottes Gnade endlich erlöst worden und die gebeugten Eltern einen Trost zu finden schienen, daß die kleine Leiche hier zur Ruhe bestattet würde: so habe ich auch in die gleichzeitige Uebersiedelung der großen gewilligt, welche mein Schwager, der Hofprediger, hierher geleitete. Letzterer hielt dann Sonntags den Dank-Gottes-Dienst in unserer Kirche, reichte uns das heilige Abendmahl, und segnete Nachmittags, unter Gesang und Gebet, des Sohnes und des Enkels sterbliche Reste, sowie die hübsch ausgeschmückte Familiengruft ein. Jene ruhen nun in ihren Kammern und haben Frieden. Vivat sequens! — d. h. möge er leben, auch wenn er gestorben ist! — — Nun ist mir doch ein anständiges Unterkommen gesichert, d. h. meiner irdischen Hülle. Möge sich Gott der armen Seele erbarmen! — —

Der zweite Brief, den ich hier morgen schreiben will, soll an den geliebten Landesvater gerichtet sein, um Ihm zu gratulieren zur Restauration Seiner Gesundheit und seiner Herrschaft. Es war mir ein niederschlagender widriger Ge-

¹⁾ Der bei Sedan gefallene Sohn.

danke, daß dieser Herr, nach Allem was Er erlitten, erlebt und erstritten hatte, seine glorreiche Laufbahn mit jenem fluchwürdigen Attentat schließen sollte — daß ein solches Ende die letzte von der Geschichte über ihn zu registrirende Thatsache sein könnte. Und das wäre geschehen, wenn Er die Zügel, die Ihm gebühren, nach seiner Heilung nicht wieder ergriffen hätte. Ganz abgesehen von allen daran zu knüpfenden Mißdeutungen und Verdächtigungen würde eine solche Berufs-Entziehung eine Undankbarkeit, ja eine Auflehnung gegen Gottes Gnade gewesen sein, durch welche Er geheilt und wiederhergestellt worden ist. — — Und die Berliner? — Die Ostentation, mit dem sie Seine Heimkehr gefeiert, war mir a priori recht sehr zuwider, besonders im Hinblick auf ihre abscheulichen Wahleresultate, und ich wünschte lebhaft, daß der Herr sich den ganzen Spektakel ernstlich verbitten möchte. Seine Gutherzigkeit und Großmuth hat Ihn daran verhindert; und nun mag es, nachdem die Demonstration ohne Mißklang verlaufen, vielleicht auch so das Richtige gewesen sein, wäre es auch nur des Auslandes wegen. —

Uns geht es leidlich. Wir haben nach Eurer betrübten, viel zu frühen Abreise noch manchen Besuch gehabt. Aber jetzt ist es ganz einsam hier — und still. — Anna ist wieder ganz Weihnachten. Zum Frühjahr plant sie eine Badekur in Kissingen, da mir der Rakoczy so gut gethan habe — und ich bin nicht ganz dawider, besonders wenn auch Du den Brunnen an der Quelle mit uns trinken wolltest. Aber ich denke: das ist noch langehin — — wer weiß, wer dann noch lebt. — —"

* * *

Aus dem Briefe an Se. Majestät (vom 10. Dezbr. 78.)

„. . . Euer Majestät haben dem berechtigten Abscheu vor den erlebten volksverderblichen Verirrungen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den würdigsten Ausdruck und damit Ihren Getreuen wiederholte Veranlassung zu tief empfundenem Danke gegeben. —

Alles, was wir seit den letzten 30 Jahren — Bedauerliches und Segensreiches, Großes und Gewaltiges und zugleich Entsetzliches und Verabscheuungswürdiges — erlebten, bewegt freilich zu sehr ernstern Betrachtungen, aber solche dürfen uns die Freude an dem sichtbaren Himmelssegne nicht stören, der auf dem Regimente und der Person unseres theuren Landesvaters ruht, der Gott den Herrn freudig bekennt, Herz und Haus Ihm offen hält und das Volk zu Ihm zu sammeln trachtet — und für den das Wort des Psalmisten geschrieben ist:

„Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht und was er macht, das geräth wohl.“

In tiefster Ehrfurcht

* * *

Se. Majestät der Kaiser und König an Feldmarschall Roon.

Berlin 26. 12. 78.

Durch Ihr Schreiben vom 10. d. M. bei Gelegenheit meiner Rückkehr nach Berlin und der Wieder-Übernahme meines schweren Amtes, und Alles was Sie

aus Veranlassung dieses Abschnittes in meinem Leben sagen, haben Sie mir eine sehr große Freude gemacht und danke ich Ihnen von Herzen für dieselbe.

Es ist ein schweres Jahr was wir zu Grabe tragen! Die mir zugefügten körperlichen Leiden verschmerzte ich leichter als die, welche dem Herzen und Gemüthe geschlagen sind! Doch auch beglückende Eindrücke sind mir zu Theil geworden, durch Theilnahme und Mitgefühl, so mir von allen Seiten zu Theil wurden, und dazu gehört auch Ihr Andenken an diese schweren Tage! Wohin wir gekommen wären ohne den 2. Juni ist nicht zu berechnen, und wie ich es öffentlich ausgesprochen, will ich gern geblutet haben, wenn Manchem die Augen geöffnet sind und wir zum Besseren steuern! Der Anfang ist gemacht durch das neue Gesetz, aber nun muß noch der gelockerte Boden der Kirche befestigt werden!

Anliegend sende ich Ihnen meinen Weihnachten, klein an Dimension, aber vielsagend und bedeutungsvoll. Ein Andenken für die, die mir nahe stehen!

Mit meinen Grüßen für die Ihrigen schließe ich als

Ihr stets dankbar ergebener

Wilhelm.

Das „kleine“, aber unvergleichlich kostbare Geschenk — das letzte, welches der Feldmarschall von seinem heißgeliebten Könige empfing — ist eine einfache silberne Medaille, in einem unscheinbaren, kornblau gefütterten Etui, kaum so groß wie ein Zweimark-Stück; sie zeigt auf der Vorderseite ein gothisches W. und auf der Rückseite nur die vielsagenden Worte: „Zur Erinnerung 1878.“ Sie wird von Koon's Nachkommen als denkwürdigstes Erbstück allezeit bei den Familien-Schätzen bewahrt werden.

(Schluß folgt.)

R. v. D.



Die Physik vor hundert Jahren und heute.

Von

P. von Zech.

In unsern Lehrbüchern der Physik wird meist das Wasserrad von Segner angeführt, ein Gefäß mit Ausflußröhren, das sich um eine Achse drehen kann. Die Drehung erfolgt, indem Wasser aus dem Gefäß durch die Röhren seitlich senkrecht zur Achse ausfließt. Das Wasserrad, das eigentlich mehr als Modell dient, wurde in dieser Einfachheit von Segner, erstem Lehrer der Mathematik und Naturlehre an der Universität Halle, erfunden, der Mitglied der Akademie in London, Petersburg und Berlin war und ein Werk „Einleitung in die Naturlehre“ in mehreren Auflagen in Göttingen erscheinen ließ, die letzte Auflage im Jahr 1770. Man kann dieses Werk als eine Übersicht über den damaligen

Stand des Wissens in Deutschland über die Physik betrachten, wir wollen es deshalb etwas im einzelnen ansehen.

Der ganze Inhalt ist in zehn Abschnitten behandelt und enthält verschiedenes, was wir zur Mechanik und zur Astronomie rechnen. Der erste Abschnitt handelt von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, vom Begriff der Naturlehre. Sie macht uns die Körper bekannt, erforscht ihre Eigenschaften und zeigt, was sie wirken und warum sie so oder so wirken. Was die allgemeinen Eigenschaften der Körper anlangt, so ist die erste die Ausdehnung derselben, die zweite die Undurchdringlichkeit, die dritte die Beweglichkeit, die vierte die Veränderlichkeit der Figur. Das ist alles, was wir bei den Körpern wahrnehmen, wir finden dagegen nicht das Geringste, woraus wir schließen könnten, daß sie sich ihrer selbst bewußt wären.

1. Ausdehnung. Ein ausgedehntes Wesen ist nicht notwendig ein Körper, weil mit der Ausdehnung nicht notwendig die übrigen Eigenschaften der Körper verknüpft sind, und man sich etwas Ausgedehntes vorstellen kann, welches nicht undurchdringlich ist, wie in der Geometrie geschieht. Nicht anders stellt man sich gemeiniglich den Schatten vor. Man schreibt ihm Länge, Breite, Tiefe und eine gewisse Figur zu; aber niemand hält ihn für einen Körper, weil er durchdringlich ist und wirklich durchdrungen wird, wenn man etwas in denselben setzt.

Indessen ist ein jedes ausgedehnte Wesen teilbar, und die Teile, welche man sich in demselben vorstellt, sind wieder ausgedehnt. Man nehme eine Linie, deren Anfang A und Ende B sei. Ein Punkt C derselben teilt sie in zwei Teile AC und CB, welche wieder ihre Ausdehnung haben müssen, weil sonst entweder A oder B von dem Punkte C nicht entfernt wären. Wenn man so weiter schließt, so muß man sagen, daß man sich ohne Aufhören Teile eines ausgedehnten Wesens und Teile dieser Teile vorstellen könne, oder daß jedes ausgedehnte Wesen sich ohne Ende teilen lasse. Man hat sich sehr häufig einen Körper aus sehr kleinen Teilen zusammengesetzt zu denken und nennt diese Teile Punkte, heutzutage nach französischer Sitte Molekel (kleine Masse), besser Partikel oder Massenteilchen, zum Unterschied von dem, was man in der Mathematik Punkt nennt (ohne Gestalt und Ausdehnung).

Die Körper sind aus ihren Massenteilchen nicht zusammengesetzt, wie ein Haufen Sand aus seinen einzelnen Körnern besteht, welche bloß aneinanderliegen und übrigens keine Gemeinschaft haben. Die Teile hängen vielmehr auf gewisse Art aneinander, stärker oder schwächer, so daß sie fester oder weicher oder flüssiger erscheinen.

2. Raum der Körper. Man stellt sich etwas von den Körpern verschiedenes Ausgedehntes vor, worin alle Körper enthalten sind dergestalt, daß ein jeder besondere Körper mit einem Teil dieses ausgedehnten Wesens gleich ausgedehnt ist; und nennt dasselbe überhaupt den Raum. Ist ein Körper mit einem Teil dieses Raums gleich ausgedehnt, so sagt man, daß er diesen Teil des Raums fülle. Stellt man sich aber den Raum oder einen seiner Teile ganz ohne Körper vor, so wird derselbe ein leerer Raum genannt.

3. Dichte und dünne Körper. Stellt man sich einen Körper vor, welcher in seinem Raum vollkommen so ausgedehnt ist wie dieser Raum und nicht den geringsten Teil desselben leer läßt, so ist Gestalt und Größe des Körpers mit der desselben Raums völlig einerlei, und der Körper muß vollkommen dicht genannt werden. Stellt man sich vor, daß ein vollkommen dichter Körper mit sehr viel kleinen Löcherchen, deren keines für sich sichtbar ist, durchbohrt worden und daß diese Löcher durch den Raum, welchen der Körper einnimmt, dergestalt ausgeteilt sind, daß in jeden zwei Teilen dieses Raums, die einander gleich sind, auch gleich viel Körperliches, das ist gleich viel Materie zurückgeblieben, so ist der Körper zwar nicht vollkommen dicht, aber doch durchaus von einerlei Dichtigkeit. Weil die Löcherchen so klein angenommen worden sind, daß dieselben nicht bemerkt werden können, so wird die Größe des Körpers dem Ansehen nach durch dieselben nicht geändert, das heißt der Körper scheint noch eben den Raum zu füllen, den er füllte, als er noch vollkommen dicht war. Die kleinen Zwischenräume kann man sich ganz leer vorstellen oder auch annehmen, daß sie mit einer andern Materie gefüllt sind, der übrig bleibende Teil heißt die Masse des Körpers. Wenn man einen löcherigen Körper teilt, die Teile desselben von einander absondert, so wird immer eine Menge Zwischenräume aufgehoben. Je weiter man mit der Teilung fortschreitet, desto mehr Zwischenräume verschwinden. Endlich verschwinden sie ganz, woraus folgt, daß jeder Körper in vollkommen dichte Teilchen sich zerfallen läßt. Diese Teile scheinen weder durch Natur noch durch Kunst noch weiter geteilt zu werden. Die in diesem Sinn unteilbaren Teilchen der Körper werden Atome genannt. Sie sind vollkommen fest, und jedes Atom hat seine bestimmte Gestalt und Größe. Ob alle Atome gleiche Gestalt und Größe haben oder nicht, läßt sich schwerlich ausmachen. Die Verschiedenheit der Eigenschaften der Körper kann von verschiedener Zusammensetzung gleicher Atome oder von Zusammensetzung aus verschiedenen Atomen herrühren. Noch weniger läßt sich die Größe der Atome bestimmen.

Diese Einleitung in die Naturlehre giebt den Begriff des Massenteilchens und des Atoms mit einer Präzision, die wir in den heutigen Lehrbüchern vergebens suchen. Diese bleiben in der Regel bei der Übersetzung des Wortes stehen, Atom sei ein nicht weiter zu teilendes Massenteilchen, kommen aber damit in Widerspruch mit dem Begriff der Teilbarkeit, den sie vorher aufstellen.

Der zweite Teil des ersten Abschnitts über Ruhe und Bewegung zeigt keine Änderung gegen das, was unsere heutigen Lehrbücher lehren, ebenso wenig der zweite Abschnitt über das Gleichgewicht.

Im dritten Abschnitt werden die Flüssigkeiten behandelt. Man muß sich die flüssige Materie als eine Menge schwerer Punkte vorstellen, deren jeder sich zwar von den übrigen so leicht nicht absondere, aber doch an und neben denselben von einer ungemein geringen Kraft bewegen läßt. Die Flüssigkeit kommt zur Ruhe, wenn die Oberfläche völlig eben und horizontal geworden ist. Nicht alle Körper sind von gleicher Schwere, oder wenn zwei Körper gleich groß sind, haben sie deswegen nicht einerlei Gewicht. Man spricht deswegen von einer

besondern Schwere, wobei man eine bestimmte Größe des Körpers als Einheit zu grunde legt. Wiegt man z. B. 2 Kugeln von gleicher Größe, so verhalten sich ihre besondern Schweren wie ihre Gewichte. Am bequemsten ist diese Methode bei Flüssigkeiten, die man nach einander in dasselbe Glasgefäß einfüllt und abwägt, eine Methode, von der man heute noch Gebrauch macht.

Wie die Teile der flüssigen Materien einander, den Boden und die Wände eines Gefäßes, so drücken sie auch einen festen Körper, der in denselben versenkt ist. Es wird jeder Körper, welcher ganz oder zum Teil von einer flüssigen Materie umgeben ist, von derselben so stark gehoben, als die flüssige Materie wiegt, deren Raum er einnimmt. Wiegt man zwei Körper, die in dieselbe Flüssigkeit eingetaucht sind, so erhält man das Verhältnis ihrer besondern Schwere.

Der vierte Abschnitt behandelt die vornehmsten Eigenschaften der Luft in einer den heutigen Anschauungen und Darstellungen ganz entsprechenden Art, die Wirkung des Drucks der Luft bei Hebern und bei Pumpen, die Größe des Luftdrucks und das Barometer, Höhe der Luft über der Erde. Der fünfte Abschnitt handelt von der anziehenden Kraft. Wenn wir sehen, daß zwei Körper A und B beständig bemüht sind, sich einander zu nähern, so daß sich A gegen B oder B gegen A bewegt, je nachdem der eine Körper zurückgehalten und der andre frei ist, so drücken wir diese Erscheinungen dadurch aus, daß wir sagen, A ziehe den Körper B oder B den Körper A an, oder auch, die beiden ziehen einander an. Wenn wir finden, daß die zwei Körper bemüht sind, sich von einander zu entfernen, so sprechen wir von Abstoßung.

Die Schwere ist die Wirkung einer anziehenden Kraft, und da die von derselben herrührende Bewegung überall gegen die Erde gerichtet ist, so ist ihre Ursache die Anziehung der Erde. Ein andres Beispiel eines ziehenden Körpers ist der Magnet. Auch die Haarröhrchenanziehung wird hier behandelt, sowie die Eigenschaft der Härte, Weichheit und Elastizität. Es werden hier nur die Thatfachen aufgeführt, eine Theorie giebt es nicht. Die Arbeiten von Laplace über Kapillarität und von Ampère über Magnetismus werden erst später in die Physik eingereiht.

Mit dem sechsten Abschnitt „von dem Feuer“ treten wir in das eigentliche Gebiet der Physik ein. „Jedermann, heißt es, nennt dasjenige Feuer, so uns Wärme und Licht giebt, was es auch im übrigen sein mag; wir schließen auf Anwesenheit des Feuers sowohl, wenn beide zusammen da sind, als auch wenn wir nur eines antreffen. Beide zugleich sind da bei der Flamme und denjenigen festen und flüssigen Körpern, welche glühen. Wir unterscheiden die Ursache der Wärme von der Ursache des Lichts, bis gezeigt werden kann, daß sie im Grunde einerlei und nur den Umständen nach verschieden sind, in welcher sie wirken.

Die Wärme äußert sich bei allen Körpern dadurch, daß sie dieselben nach allen Seiten ausdehnt, ohne daß noch zur Zeit gewisse Gesetze wären bemerkt worden, nach welchen sich diese Ausdehnung richtet.“ Mehr wissen die physikalischen Lehrbücher von heute auch nicht zu sagen. Von den Thermometern

wird das von Fahrenheit und das von Reaumur als die gewöhnlichsten aufgeführt.

Die meisten Mittel, welche fähig sind, in einem Körper Wärme zu erregen, bringen auch Licht hervor, und unter diesen Mitteln ist das bekannteste das Reiben. Es giebt Körper, welche bei geringem Reiben ohne merkliche Wärme Licht von sich geben. Dieses Feuer, welches in verdünnter Luft am leichtesten sichtbar zu machen ist, wollen wir das elektrische nennen. Heutzutage wird zur Erregung des elektrischen Feuers das gemeine Glas vorzüglich gebraucht. Eine geriebene Röhre giebt gegenüber einem genäherten Knöchel des Fingers einen Blitz und einen Laut. Bei diesem Zustande, der längere Zeit fort dauern kann, aber nach und nach aufhört, ist die Röhre wirklich elektrisch. Sie erhält die Kraft, leichte Körper anzuziehen und wieder von sich zu treiben. Mit Siegelack, Schwefel und andern Körpern wird eben dergleichen zu Wege gebracht. Statt der Röhre wird bei den Elektrifiziermaschinen eine Kugel benützt oder ein Zylinder. Auch Scheiben wurden schon benützt. Das Feuer hat allem Ansehen nach keine Schwere. Man hat bei glühendem Eisen nicht den geringsten Zuwachs am Gewichte merken können und man findet nicht, daß das elektrische Feuer stärker unterwärts als aufwärts wirke. Es scheint allerdings, daß Feuer einem Körper Gewicht zuführe, z. B. wenn Blei geschmolzen und längere Zeit im Feuer erhalten wird, bis es zu einem roten Pulver, Minium, wird, wobei ein Zuwachs an Gewicht stattfindet. Allein es scheint dies nicht das Feuer zu sein, das gleichsam zusammenklebt und mit dem Körper zusammen sich mischt und dessen Gewicht vermehrt. Es ist viel wahrscheinlicher, daß ein Teil der Luft dasjenige ist, was verdickt wird und an den Körpern haftet und ihr Gewicht vermehrt. Die Erfahrung kann mit der Zeit vieles lehren, aber eine völlige Entdeckung dieses Geheimnisses ist noch so bald nicht zu hoffen. Lavoisier hat noch im vorigen Jahrhundert wenigstens teilweise Klarheit verschafft (*traité de chimie* 1789.)

Das Licht selbst, vermittelt dessen wir sowohl eine Flamme oder glühende Kohle als alles Übrige sehen, muß etwas Körperliches sein, weil man es durch Körper aufhalten oder zwingen kann, daß es nach einer andern Linie wirke, als sonst geschehen würde. Denn für sich geht die Wirkung des Lichtes immer nach einer geraden Linie fort, welches daraus zu schließen ist, daß man bloß Dinge sieht, von welchen man nach dem Auge eine gerade Linie ziehen kann, die durch keinen Körper hindurchgeht, der das Licht aufhalten oder aus seiner Direction bringen könnte. Es erstreckt sich aber die Wirkung des Lichts von jedem Punkt eines leuchtenden Körpers nach allen Seiten in geraden Linien. Es wird kein Ausfluß aus dem Auge zum Sehen erfordert, wie sich einige der Alten fälschlich eingebildet haben, sondern das Auge thut nichts dabei, als daß es das Licht, welches von außen in dasselbe fällt, empfängt. Es erklärt unter den Eigenschaften der Körper, die wir kennen gelernt haben, keine das Licht sowohl, als wenn man sich dasselbe als eine Menge von ganz kleinen Körperchen vorstellt, deren jedes von allen übrigen abge sondert ist, die sich in einer geradlinigen Be-

wegung befinden und durch schnell aufeinander folgende Stöße, die Empfindung bei uns veranlassen, welche wir das Sehen nennen.

Nach dieser Vorstellung verfließt immer einige Zeit, indem das Licht von dem leuchtenden Körper bis zu uns kommt; und je nachdem die Zeit, in welcher das Licht von demselben bis zu uns kommt, kurz oder lang ist, geht das Licht geschwinder oder langsamer. Wie groß diese Geschwindigkeit ist und ob sie immer einerlei bleibe, wird sich später ergeben; daß sie aber sehr groß sein müsse, sieht man daraus, weil, wenn man einen finsternen Ort auf einmal erleuchtet, die uns näheren Dinge nicht früher sichtbar werden als die entfernteren. Es wird also die Emanationstheorie als Theorie des Lichtes angenommen, da die Erscheinungen der Diffraction von Fresnel erst in diesem Jahrhundert (1815) theoretisch erklärt und damit die Undulationstheorie, die Young am Ende des vorigen Jahrhunderts auseinandergesetzt hatte (theorie of Light and colours), gegenüber der Emanationstheorie festgestellt wurde. Noch im Jahre 1816 hielt sich Biot in seiner Experimentalphysik an die Emanationstheorie, nach ihm wird aber durchweg von den bekannten Physikern die Undulationstheorie als allein richtig dargestellt. Die Arbeiten von Malus über Polarisation, Fresnel über Diffraction, Fraunhofer über Farbenzerstreuung, Schwebel über Beugungsercheinungen, ließen keinen Zweifel mehr übrig, wenn alle zusammen betrachtet wurden. Die heutige Physik spricht nur noch von der Undulationstheorie und trennt gewöhnlich zwischen den Erscheinungen, die sich aus der geradlinigen Bewegung des Lichtes ergeben, und denjenigen, welche nur durch Annahme der Wellenbewegung ganz erklärt werden können. Die ersten aus der geradlinigen Bewegung des Lichtes folgenden werden im siebenten Abschnitt behandelt, die Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, Spiegel und Linsen, Regenbogen in gleicher Art wie heute behandelt, wie es schon durch Euler (1770) und Newton (1704) geschehen war.

In dem achten Abschnitt sind Bewegungen zusammengestellt, die noch heute an verschiedenen Stellen der Physik gleicherweise behandelt werden, springende Wasser, geworfene Körper, Schwingungen von Saiten oder Federn, Grundlagen der Lehre vom Schall, Bewegung der Luft in Röhren. Man sieht, daß der Schall in verschiedenen Dingen mit dem Licht übereinstimme, und man kann auf den Gedanken kommen, daß selbst die Farben etwas dergleichen sein dürften als die Töne. Sollte also das Licht nicht ebenfalls in einer schütternden Bewegung einer elastischen Materie bestehen, wie der Schall von nichts Anderem als von einer schütternden Bewegung der Luft herrührt, und sollte nicht das Sonnenlicht von diesem Körper nach allen Punkten der Oberfläche einer Kugel eben so fortgesetzt werden, wie der Schall von dem schallenden Körper nach allen Seiten fortgeführt wird? Man muß, damit dies geschehen könne, sich eine gar sehr dünne und ungemein stark elastische flüssige Materie vorstellen, welche in dem ganzen unermesslich großen Raum, in welchem wir etwas sehen können, vollkommen gleich ausgeteilt ist und denselben ganz füllt in dem oben gegebenen Sinn, sodaß sie sich wenigstens bis an die äußersten sichtbaren Sterne erstrecken

muß. Die Materie wird auch sonst mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen, und — — Äther, Himmelsluft genannt. Sie kann keine Schwere haben, weil sie sich sonst an gewissen Stellen des Raumes anhäufen würde. Die Mutmaßung aber, daß sich die Sache wirklich so verhalte, ist alt und erst neulich von einem der größten Männer unsrer Zeit (Euler 1747) erneuert worden, welcher gezeigt hat, wie aus derselben dasjenige, was die Erfahrung von Licht und Farbe weist, hergeleitet werden könne, indem er annimmt, daß wir diese oder jene Farbe sehen, je nachdem die Erschütterungen des Äthers geschwinder oder langsamer aufeinander folgen, sodaß mehr oder weniger Schläge in einer bestimmten Zeit erfolgen. Freilich ist schwer zu begreifen, wie den Lichtteilchen, die so gar klein angenommen werden müssen, eine Bewegung beigebracht werden könne, mit welcher sie mit der ungemein großen, unsere Einbildung weit übersteigenden Geschwindigkeit von der Sonne und den Sternen bis zu uns kommen sollten. Der Weg, welchen viele dieser Lichtteilchen zu machen hätten, erfordert eine Zeit von vielen Jahren, und doch sollten sie nichts treffen, was ihre Bewegung hemmen oder vom geradlinigen Weg abbringen könnte. Es erscheint also das Licht doch als Bewegung kleiner Körper, und es ergeben sich Schwierigkeiten, deren Auflösung der Verfasser andern überlassen muß.

In den letzten zwei Abschnitten werden die Bewegungen der himmlischen Körper abgehandelt und die allgemeine Schwere, die Geschwindigkeit des Lichtes, die Bahnen der Planeten und Kometen, also was wir heutzutage der Astronomie zuteilen, und die Bewegungen in der Erdatmosphäre, was der Meteorologie von heute zugeschrieben wird.

Was vorangeht, ist eine Übersicht dessen, was ein Lehrbuch der Physik oder Naturlehre am Ende des vorigen Jahrhunderts behandelte. Es fehlte noch in den einzelnen Abschnitten an einer Darstellung des Zusammenhangs der einzelnen Erscheinungen, wir finden in jedem eben nur eine Zusammenstellung dessen, was man unter einen Gesichtspunkt bringen konnte, die höchstens gerade durch diese Nebeneinanderstellung eine Einsicht in die Natur verschaffen sollte. Auch war von einem genauen Messen der Erscheinungen noch keine Rede und infolgedessen unmöglich, den ursächlichen Zusammenhang von Größen auszudrücken, die sich durch ihre Kleinheit der unbewaffneten Sinnesbeobachtung entziehen.

Die Periode der Physik von hier an bis zu unsrer Zeit, also im neunzehnten Jahrhundert, wird im allgemeinen durch die Rolle charakterisiert, welche Mathematik und Philosophie in ihr spielen. Die Mathematik, ein unentbehrliches Werkzeug für das exakte physikalische Denken, gewinnt in diesem Zeitraum einen überwiegenden Einfluß und führt zur Behandlung auch solcher Probleme, welche vom Standpunkt der Physik ziemlich bedeutungslos sind und bloß rein mathematisches Interesse bieten. Was die Philosophie betrifft, so hat diese in unsrer Periode so ziemlich jene Führerrolle eingebüßt, welche ihr sonst beschieden gewesen. Erst in der allerneusten Zeit mehren sich die Anzeichen, daß die Philosophie wieder den ihr gebührenden Einfluß auf die Gestaltung der Naturwissenschaften zurückgewinnen werde.

Mit der Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie hat sich einer der Ringe geschlossen, aus denen sich das Lehrgebäude unsrer Physik aufbaut. Sie erscheint als das allgemeinste Naturgesetz; sie erklärt jede Erscheinung als eine mechanische und zeigt die Überführbarkeit der Erscheinungen ineinander.

Als allgemeiner Charakterzug des ganzen Zeitraums kann das Bestreben hingestellt werden, die Mechanik auf die ganze Physik auszudehnen, d. h. alle Vorgänge der Erscheinungswelt, sofern sie Gegenstand der Physik sind, als Bewegungsvorgänge zu erklären, auf welche die Prinzipien der Mechanik Anwendung finden. Entsprechend jenem Streben nach Verallgemeinerung der mechanischen Vorgänge über das gesamte Gebiet der unorganischen Erscheinungen in der Natur, haben wir die Aufrichtung des allgemeinen mechanischen Maßsystems durch Gauß in den Vordergrund der Darstellung zu rücken. Derselben reiht sich die Erweiterung der mechanischen Grundbegriffe durch Poinsot würdig an. An Ausdehnung, wenn auch nicht an prinzipieller Wichtigkeit überragt die Entwicklung der Lehre vom Galvanismus alles, was in dieser Periode auf unserm Gebiete geschaffen wurde. Von großer Wichtigkeit ist ferner die Entwicklung der Optik, welche in unserm Zeitraum der Undulationstheorie gegenüber der von Newton und seiner Schule so lange hartnäckig verfochtenen Emissionstheorie zum Siege verhalf, dann die fast beispiellose rasche Entwicklung der Chemie und endlich im Anschluß an die zur Präponderanz gelangte mechanische Anschauung die Gastheorie und Gasmechanik, welche ihren Abschluß in der Thermodynamik und dem Aufstellen des Gesetzes von der Erhaltung der Energie findet.

Wenn wir die Reihe jener Forscher überblicken, welche in unserm Zeitraum die Physik gefördert haben, so bietet sich eine kleine Zahl von solchen Männern aus der endlosen Schar aller jener dar, welche sich um unsre Wissenschaft Verdienste erworben, die durch ihre Bedeutung über alle andern hervorragen, und die zugleich durch ihre Thätigkeit und durch die Errungenschaften, welche wir ihnen verdanken, geeignet erscheinen, als Zentra zu dienen, an die sich die ähnlich gerichteten Bestrebungen ihrer Zeitgenossen ungezwungen gruppieren lassen.

Gauß und Poinsot vertreten die Fortschritte auf dem Gebiet der Mechanik und der Astronomie, in der Theorie des Erdmagnetismus und der Elektrizitätslehre sind es: Ampère, G. S. Ohm und Faraday; in der Lichttheorie: Fresnel; in der Gastheorie und Gasmechanik: Gay-Lussac, in der Wärmetheorie: Robert Mayer.

Was in unsrer Periode geleistet wurde, kann in folgendem zusammengefaßt werden:

1. Weltsystem. Die Bervollkommnung der Fernröhre und astronomischen Meßinstrumente haben unsre Kenntnis vom Sonnensysteme wesentlich bereichert. Den verbesserten Beobachtungsmitteln und Beobachtungsmethoden ist die Auf-
findung zahlreicher, bis dahin unbekannter Himmelskörper zu verdanken, vor allem der aus mehreren hundert kleiner Planeten bestehende Asteroidengürtel, der als Planetenring die weiten Räume zwischen Mars und Jupiter ausfüllt, deren erstes Glied am 1. Januar 1801 einem menschlichen Auge sich enthüllte; ferner der

Neptun an den äußersten Grenzen des Sonnensystems, dessen Entdeckung vermöge der durch seine Masse verursachten Störung des innern Nachbarn als eine glänzende Bestätigung der Richtigkeit des Gravitationsmechanismus betrachtet werden muß. Das Erscheinen großer Kometen hatte zur Aufstellung von Theorien über die Beschaffenheit dieser sonderbaren Weltkörper angeregt, wozu die Spektralanalyse dann eine festere Handhabe gab. Dazu kommen die Untersuchungen der Gestalt und Größe der Erde, d. h. die Gradmessungen und Landesvermessungen.

2. Erscheinungen des Luftkreises. Alexander von Humboldt gebührte das Verdienst, in jenen Regionen der Erdoberfläche die ersten messenden Beobachtungen ausgeführt zu haben, welche von dominierendem Einfluß sind auf die meteorologischen Verhältnisse der ganzen Erdoberfläche. Durch die Erkenntnis der Regelmäßigkeit, welche in den tropischen Witterungserscheinungen herrscht, wurde die Überzeugung geschaffen, daß eine solche Gesetzmäßigkeit, wenn auch vielfach gestört, auch in den meteorologischen Verhältnissen der höheren Breiten existieren müsse. Durch die Einführung der Isothermen hat Humboldt ein höchst wichtiges Mittel geboten, mittelst dessen man jetzt verschiedene gleichzeitige Witterungsverhältnisse an verschiedenen Orten der Erde übersichtlich darzustellen im Stande ist.

Römß und Dove machten sich um die Förderung der jungen Wissenschaft der Meteorologie verdient durch Benützung zahlreicher Beobachtungen und deren scharfsinnige Erklärung.

3. Mechanik. Die Förderung der Mechanik, wie sie von Gauß und den großen französischen Geometern ins Werk gesetzt wurde, hat nicht so sehr neue Sätze als Resultate erzielt, welche eine systematischere Fügung der ganzen Mechanik anbahnten. Ein Beispiel für die Anwendung der allgemeinen mechanischen Grundsätze auf molekulare Vorgänge ist die analytische Theorie der Kapillarität, wie sie von Gauß, Laplace, Young und Poisson aufgestellt wurde. Jeder von diesen Forschern ging von einer andern Annahme aus, die gewonnenen Resultate weichen aber nicht von einander ab.

4. Akustik. Die wichtigste Errungenschaft auf diesem Gebiete ist die akustische Theorie Ohm's, welche einerseits die endgültige Lösung des alten Problems der Saitenschwingungen anbahnte, andererseits durch die analytische Definition des Wortes Klang die neuern, so fruchtbaren akustischen Untersuchungen hervorrief.

5. Die Optik. Die Lehre vom Licht hat riesige Fortschritte aufzuweisen. Die lange Reihe höchst interessanter Experimentaluntersuchungen und die große Menge schöner neuer Lichtphänomene, welche das Resultat dieser Untersuchungen sind, haben endlich zu einer konsequenteren, den Erscheinungen besser entsprechenden Annahme über das Wesen des Lichts geführt. Die Emanationstheorie, auf der ganzen Linie geschlagen, mußte nach erbittertem Kampf das Feld räumen, verdrängt von der Undulationshypothese. Allein als die letztere sich bezüglich der Schwingungsrichtung des lichterzeugenden Äthers, von der Logik der erfahrenen Thatsachen förmlich gedrängt, für die Transversalrichtung der Schwingungen entscheiden mußte, wobei dem subtilen Äther die Eigenschaft der Inkompressibilität zugesprochen wurde, da bedurfte es einiger Zeit, bis die wissenschaftliche Welt

sich mit jener fremdartigen Vorstellung befreunden und derselben als mechanische Erklärung Realität zuerkennen konnte.

In diese Zeit fällt auch die Entdeckung einer höchst wichtigen Wirkung der Lichtstrahlen auf gewisse Substanzen, welche zur Erfindung der in unsern Tagen so vielfach verwendeten Photographie leitete. Ihre Erfindung ist an die Namen Daguerre, Niepce und Talbot geknüpft.

6. Elektrizität und Magnetismus. Die gewaltige Revolution in der Elektrizitätslehre unsres Jahrhunderts wurde durch die Entdeckung des Galvanismus hervorgerufen. Im 18. Jahrhundert galt es den Kampf um Franklin's unitarische und Spencer's dualistische Theorie; jene schien allmählich die Oberhand zu gewinnen namentlich durch die von Franklin gegebene richtige Erklärung der Wirkung der Verstärkungsflasche und seiner Deutung der atmosphärischen Elektrizität. Galvani hat sich mit der weitem Untersuchung seiner wichtigen Entdeckung nur kurze Zeit beschäftigt. Das Wesentliche der Erscheinung hat durch zweckentsprechende Versuche erst Volta aufgedeckt. Galvani erklärte das Zucken des Froschpräparats durch tierische Elektrizität, die bei Berührung von Muskel und Nerven entstehe; Volta dagegen läßt durch den Kontakt verschiedener Metalle Elektrizität entstehen und zeigte, daß dies auch ohne Zwischentreten eines organischen Körpers stattfindet: der sogenannte Fundamentalversuch Volta's, der zur Konstruktion der Volta'schen Säule führte. Volta machte diese seine Säule zuerst in England bekannt. Im Jahre 1801 zeigte er in Folge einer Einladung des Konsuls Bonaparte seine Experimente mit ihr vor dem Institut in Paris. Professor Pfaff in Erlangen, der zufällig in Paris anwesend war, verbreitete Volta's Theorie in Deutschland, und es begann nun der Streit zwischen der Kontakttheorie und der chemischen Theorie des galvanischen Stroms. Die gewaltige Revolution in der Elektrizitätslehre wurde durch die Entdeckung des Galvanismus hervorgerufen. Was vordem bloß geahnt worden, die Verwandtschaft des Magnetismus und der Elektrizität, wurde durch die großen Entdeckungen auf dem Felde des Galvanismus zur evidenten Wirklichkeit. Der Magnetismus ist kein Privilegium des Eisens mehr, es ist eine allgemeine Eigenschaft aller Materie. Durch die Entdeckung der Wechselwirkung von galvanischen Strömen und Magneten, sowie durch Erschließung neuer Elektrizitätsquellen (besonders die Entdeckung der Thermo-Elektrizität) wurde die Erfindung solcher Meßapparate möglich, welche uns gestatten, die mannigfachsten Zustandsänderungen der Materie in die ihrer physiologischen Natur gemäß schärfsten Gesichtswahrnehmungen umzusetzen, wodurch das Studium der verschiedenen Erscheinungskreise in mächtiger Weise gefördert wurde. Wir wollen hier nur an den Thermomultiplikator und seine Anwendung zur Erforschung der Wärmespektren verschiedener Licht- und Wärmequellen erinnern.

Die Physik unsrer Tage ist in rascher Entwicklung begriffen, und da sie diesen Prozeß seit langer Zeit mit beschleunigter Geschwindigkeit verfolgt, so ist schon daraus ersichtlich, daß sie die Wissenschaft vergangener Tage um ein Bedeutendes überragen müsse. Die heutige physische Weltanschauung ist die

mechanisch-atomistische. Der Satz von der Erhaltung der Energie, der in der That nichts Andres ist als der Satz vom ausgeschlossenen „perpetuum mobile“, hat mit dieser Ansicht absolut nichts zu thun. Es ist im Grunde genommen dieses Naturgesetz nichts Andres als eine besondere Form des Kausalitätsgesetzes, d. h. jenes allgemeinen Denkgesetzes, ohne welches ein geordnetes Denken im allgemeinen nicht möglich ist. Ob die atomistische Theorie, wie es jetzt den Anschein hat, mit unsrer Grundanschauung über das Wesen der Dinge stets vereinbar bleiben oder ob es eine Zeit geben wird, wo eine dynamistische Anschauung Platz greifen oder aber vielleicht noch eine andre, bisher ungeahnte Erklärung das Feld behaupten werde, das ist eine Frage, über welche sich heute kaum Vermutungen aussprechen lassen.

Es darf allerdings nicht geleugnet werden, daß die gegenwärtig zu Recht bestehende atomistische Theorie uns an vielen Punkten in unlösbare Widersprüche verwickelt, und es wird eine Aufgabe der nächsten Zukunft zu bilden haben, diesen von streng fachmännischer Seite bisher fast unberücksichtigten Schwierigkeiten mit Ernst zu Leibe zu gehen. Eine wissenschaftliche Hypothese entspricht nur dann ihrem Zwecke vollkommen, wenn sie in sich widerspruchslös und im Einklang mit sämtlichen bekannten Thatsachen ist. Allerdings kann nun nicht geleugnet werden, daß die Aussichten für die Aufstellung einer in dieser Beziehung in jeder Richtung zufrieden stellenden Theorie derzeit noch sehr gering sind und daß es voraussichtlich noch lange dauern wird, bis wir über die Konstitution der Materie eine zufriedenstellende Anschauung erlangen werden. Solange dieses Ziel nicht erreicht ist, haben wir die Atomtheorie bloß als eine sogenannte mathematische Hypothese zu betrachten, wohl geeignet, als ein Gleichnis für den wirklichen Vorgang zu gelten, nicht aber als dessen eigentliches Wesen.

Die Benennung „Naturphilosophie“ ist seinerzeit in Verruf gekommen, als ihr hehrer Name zur Benennung willkürlicher Spekulationen verwendet wurde. Es wird die Aufgabe einer Naturphilosophie, welche diesen Namen mit mehr Berechtigung trägt, bilden, unsre Vernunft durch die Aufrichtung eines in logischer Beziehung unanfechtbaren Natursystems zufrieden zu stellen.

Die Denk- und Forschungsarbeit einer Reihe geistig hochentwickelter Männer hat im vergangenen Jahrhundert an der Ausbildung der Physik gearbeitet und die, wie anfangs zu zeigen versucht wurde, Einordnung von Erscheinungen verschiedener Art in einige Abschnitte umgewandelt in zusammenhängende Darstellung des ganzen Gebiets; so sehr jedoch unser heutiges Wissen das in dem Werke Segner's vom Jahre 1770 Gegebene übersteigen mag, es ist ein stetiger Entwicklungsprozeß, der uns von der Wissenschaft jener Zeit trennt, ein Prozeß, der in immer regerer Weise die Aufmerksamkeit dem Bildungsgange der physikalischen Grundtheorie zuwendet.



Englands Weltherrschaft, Irland und Ägypten.

Von einem vormaligen Botschafter.

November 1891.¹⁾

Ein liberaler englischer Staatsmann,²⁾ hat vor kurzem aus eigener Anschauung ein Bild des britischen Weltreiches, seiner Kolonien und Dependenzien mit sachkundiger Feder entworfen. Dieses Reich, in welchem die Sonne schon längst nicht mehr untergeht, ist ein Phänomen, das in der Geschichte der Menschheit nicht seinesgleichen hat. Das römische Reich gruppierte sich um das Mittelmeer und umfaßte die Länder und Völker, in welchen hellenische Kultur vorherrschte. Das britische Reich wird von allen Meeren des Planeten umspült und beherrscht 400 Millionen Menschen, welche ihre Impulse aus dem Westminster-Palaste empfangen. Die Königin von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien, besitzt in Asien ein Reich von 230 Millionen, in Canada eine Kolonie, deren Flächeninhalt dem europäischen Kontinente gleichkommt, in Australien Dependenzien, welche ebenfalls so groß sind wie ganz Europa, auch in Afrika Kolonien, deren Bedeutung erst in einem Menschenalter zu übersehen sein wird. Daneben verfügt die britische Krone über einen Gürtel von festen Punkten: Gibraltar, Malta, Cypern, Aden, Hongkong, Vancouver u. s. w., welche die Seemacht in allen Meeren sichern. Wie dieses gewaltige Reich entstanden ist, wie sich das Konglomerat von Gesetzen, Parlamentsakten, Traditionen und Gewohnheiten, welches man die britische Konstitution nennt, im Laufe der Zeiten entwickelt hat, hat Green³⁾ anschaulich dargelegt.

Disraeli pflegte zu sagen, England sei eine venetianische Republik mit einem erblichen Dogen. Im Jahre 1688 begründeten allerdings die großen Whig-Familien, welche Wilhelm von Oranien herbeiriefen, eine aristokratische Republik mit monarchischer Spitze. Seit der Reformakte von 1832 ist jedoch ein Umschwung eingetreten, welcher Gefahren birgt, die nicht zu unterschätzen sind. Die hypnotisierte Aristokratie ahnt kaum, daß sich die aristokratische Republik über Nacht in eine demokratische verwandelt hat. „Wie soll nun des Königs Regierung geführt werden?“ rief der Sieger von Waterloo, als Lord Grey's Reform-Bill die Sanktion des Oberhauses erhalten hatte. Seitdem sind zwei Menschenalter vergangen, Reform-Bills sind auf Reform-Bills gefolgt, Disraeli's Sprung in das Dunkle „leap in the dark“ ist durch Gladstone noch überboten worden, und die Massen

¹⁾ Wir geben diesen uns im November vorigen Jahres zugegangenen Artikel unverändert, da er über die englischen Parteiverhältnisse am Vorabende der Parlamentswahlen helles Licht verbreitet. In Ägypten hat sich die Sachlage durch den plötzlichen Tod Tewfik Pascha's im wesentlichen nicht geändert. Die Opposition scheint nach wie vor auf der Räumung des Nilthales zu bestehen, während die Regierung in der Thronbesteigung eines achtzehnjährigen Khedive nur einen Grund mehr dafür erblickt, in Ägypten vorläufig zu verbleiben.

Die Redaktion.

²⁾ Problems of Greater Britain, by Sir Charles Dilke. London 1889.

³⁾ Green, History of the English People. London 1886.

betheiligen sich heute mit nahezu allgemeinem Stimmrecht an den Wahlen des souveränen Unterhauses. Und dennoch bleibt scheinbar alles beim Alten. Das Banner der Königin weht in Bombay wie in Calcutta, in Melbourne wie in Sidney, in Quebec wie in Capetown, und die englische Sprache ist zu einer Weltsprache geworden, welche die französische außerhalb Europas längst verdrängt hat. Es ist wahr, einige Kolonien wie Canada und Australien beherbergen kaum so viele Einwohner als London. Aber trotz des Neuseeländers, den Lord Macaulay auf den Trümmern der Themsestadt über die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge philosophieren läßt, ist die Vermutung nicht zu gewagt, daß unter allen Völkern der Erde der angelsächsischen Rasse die Zukunft gehört.

Ein Reich von so ausgedehntem Besitzstande ist gerade wegen der Ubiquität seiner Macht überall verwundbar. Es hat deshalb mehr als jedes andere ein Interesse an der Erhaltung des Weltfriedens und des durch die bestehenden Verträge gesicherten Territorialbestandes. Dieses Interesse teilt England mit den drei Kontinentalmächten, welche sich zur Verteidigung des status quo in Mitteleuropa verbunden haben. Im gegebenen Falle wird auch dieses gemeinsame Interesse sich in gemeinsamer Aktion manifestieren, namentlich wenn die Regierungen des Dreibundes jeder Hoffnung entsagen, Allianzen mit England für Eventualitäten der Zukunft abschließen zu können. Denn solche Allianzen widersprechen nun einmal allen Traditionen der insularen Politik.

In diesem Augenblicke erscheint der Weltfrieden durch keine akute Frage bedroht. Der britische Premier-Minister hat es am 9. November in Mansion House emphatisch betont, wie er am politischen Horizonte kein Wölkchen zu entdecken vermöge. Ebenso optimistisch haben sich der deutsche Reichskanzler und der italienische Premierminister ausgesprochen. Aufrichtiger hat dagegen der Kaiser von Oesterreich am 11. November in seiner Ansprache an die österreichisch-ungarischen Delegationen den Frieden noch immer als bedroht und die von ihm herbeigesehnte Stunde als noch nicht gekommen bezeichnet, in welcher er seinen Völkern die Entlastung von den Kriegsrüstungen zu verkündigen die Freude haben werde. In der That sind die Gefahren, welche die russisch-französische Allianz in sich trägt, nicht zu unterschätzen. Denn bedroht kann, wie die Dinge liegen, der Frieden nur werden durch Rußland und Frankreich. Beide Nachbarn Deutschlands sind kriegsgerüstet und eroberungssüchtig, beide sind die natürlichen Gegner des status quo und gerade deshalb in Zukunft die natürlichen Gegner des britischen Reiches. England hat seit 1815 Konstantinopel beschützt, wohl wissend, daß der Besitz der Meerengen, wenn er dauernd in die Hände Rußlands überginge, die Herrschaft dieser Macht über das Mittelmeer wie über den europäischen Kontinent zur notwendigen Folge haben würde. Es ist ein Irrtum zu glauben, Deutschland habe kein Interesse an der Lösung der orientalischen Frage und müsse sich hüten, wie man gemeinhin sagt, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es herrscht vielmehr eine völlige Interessengemeinschaft gerade in diesem Punkte zwischen allen Kontinentalmächten und England. - Denn so gleichgültig es auch

für die jeweilige britische Regierung sein möge, ob der Schwerpunkt der kontinentalen Politik in Wien, Berlin oder Paris liege, so wenig ist es mit den Interessen des Inselreiches zu vereinigen, daß die Russifizierung des Kontinents dem Petersburger Kabinet gelingen sollte. Deutschland, Oesterreich, Italien, ja selbst Frankreich sind für die britischen Staatsmänner nur untergeordnete Faktoren im Vergleiche mit dem russischen Koloß, der England in Asien zugleich und in Europa bedroht. Wenn der Krieg zwischen diesen beiden Weltmächten noch nicht ausgebrochen ist — denn der Krimkrieg war nur ein Vorspiel —, so ist dies hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß sich in St. Petersburg wie in London noch niemand gefunden hat, der die Verantwortung hätte auf sich nehmen wollen, zu einem solchen Weltbrande das Signal zu geben. Auch heute liegen dafür keine Anzeichen vor. Das allein hat Lord Salisbury in seiner jüngsten Tischrede sagen wollen. Ganz wolkenrein ist darum der politische Horizont Englands noch keineswegs.

Zwei Wolken fallen sofort in die Augen: im Innern Irland, in der auswärtigen Politik Ägypten.

Die irische Frage ist seit Jahrhunderten die offene Wunde des britischen Reiches. Vergebens haben sich die Tudors wie die Stuarts mit deren Lösung beschäftigt. Nur mit Gewalt und immer wieder mit Gewalt hat England die träge, aber heißblütige keltische Bevölkerung der Schwesterinsel in Ordnung halten können. Als der Protestantismus in England siegte, steigerte sich der Gegensatz der Rassen durch die Antithese des Glaubens. Irland blieb katholisch und war daher immer bereit, fremde Glaubensgenossen, heute Spanier, morgen Franzosen, als Befreier zu begrüßen. Kein König hat Irland so grausam gezüchtigt als Cromwell. Der Protektor hat alle Besitzverhältnisse zerstört und die Schwesterinsel als erobertes Land behandelt. Ein jahrhundert-jähriger, unauslöschlicher Haß war die Folge dieser Politik. Als der jüngere Pitt¹⁾ mit staatsmännischer Hand das korrupte Parlament in Dublin aufhob, die irischen Vertreter nach London berief und die Union durchsetzte, trat äußerlich wenigstens ein Zustand ein, welcher die irische Frage als gelöst erscheinen lassen konnte. Das Feuer des Nationalhasses glomm jedoch unter der Asche fort, und der Agitator O'Connell erinnerte die britischen Staatsmänner an die Leiden und Bedürfnisse seiner Landsleute. So bedenklich diese Agitation war, so wurde die Auswanderung doch noch bedenklicher. Die Iren verließen massenweise ihr Vaterland, flüchteten über den Ozean und fanden in den Vereinigten Staaten gastliche Aufnahme. Dort verlor notgedrungen der eingewanderte Ire einen Teil seiner nationalen Untugenden. Er wurde arbeitsam, zuweilen erfinderisch und gelangte unter dem Schutze einer unbändigen Freiheit zu Wohlstand und Gesittung. Aber der alte Haß folgte ihm über das Meer. Das irische Element errang einen kaum geahnten Einfluß und blieb weit mehr als das deutsche seinen nationalen Eigentümlichkeiten treu. Gewandte Agitatoren konnten daher in Amerika die

¹⁾ Lord Rosebery hat in einer soeben erschienenen Schrift: Pitt — die irische Politik dieses großen Staatsmannes glänzend verteidigt und erläutert.

Sebel ansetzen, Geheimbünde gründen und einen Guerillakrieg entzünden, der den britischen Optimismus empfindlich berührte. Die Mordthaten der Fenier, die mit ihren Dynamitbomben die Fenster des Westminster-Palastes erzittern machten, trugen den Terrorismus nach England hinüber.

Da fand sich ein protestantischer Engländer, dessen Familie seit mehreren Generationen in Irland ansässig war, um den Unfug von der Straße in das Parlament selbst zu versetzen. John Stuart Parnell gab der bisher verachteten irischen Brigade im Unterhause eine unerhörte Bedeutung. Es war ihm allmählich gelungen, die Zahl seiner Anhänger im Parlamente auf 86 zu bringen und diese mit unverkennbarer Energie zu disziplinieren und zu leiten.

Obstruktion war das erste Mittel, das er anwandte. Er ermüdete damit das Unterhaus, dessen Thätigkeit durch endlose, unfruchtbare Debatten nur allzu oft neutralisiert wurde. Endlich gelang es ihm, sich bei Gladstone Gehör zu verschaffen und diesen zu überzeugen, daß, wenn die irische Frage nicht im Sinne der Nationalpartei eine Lösung finde, die Aktion der britischen Regierung selbst, wenn nicht verhindert, doch wesentlich erschwert werden müsse. Der greise, exzentrische Staatsmann, immer geneigt, seinen eigenen Weg zu gehen, ließ sich überreden und nahm das von dem ungekrönten Könige von Irland diktierte Programm: Irland für die Irländer — unter gewissen Reserven an. Als sich aber Gladstone als Home Ruler entpuppte, zeigte es sich, daß ihm seine eigene Partei keineswegs zu folgen bereit war. Namentlich war es die mächtige liberale Aristokratie, welche gegen die Zerreißung des vereinigten Königreiches energisch protestierte. Auch unter den sogenannten Radikalen fand der Gesetzesvorschlag Gladstone's Widerspruch. Bright und Chamberlain trennten sich nicht ohne Bedauern von ihrem Führer. Die Wahlen ergaben eine so überwiegende Majorität für die Union, daß die Konservativen unter Salisbury's Leitung ein Koalitions-Ministerium bilden konnten, welches nunmehr seit fünf Jahren England regiert. Durch weise Gesetze und deren konsequente Handhabung ist es gelungen, der irischen Anarchie bis auf weiteres Halt zu gebieten. Inzwischen ist jedoch namentlich infolge des Prozesses mit der „Times“, aus welchem Parnell siegreich hervorging, ein Umschwung in der öffentlichen Meinung eingetreten, welcher, was auch Salisbury sagen möge, ominös für die Regierung ist. Die partiellen Ersatzwahlen, welche zu gunsten der Gladstonianer ausgefallen, geben den letzteren Hoffnung, in den bevorstehenden allgemeinen Parlamentswahlen den Sieg davonzutragen. Mögen auch die Prophezeiungen von einer Majorität von 100 Stimmen gewagt erscheinen, so ist doch der Sieg der Liberalen nicht unwahrscheinlich, es müßte denn ein unerwartetes Ereignis die öffentliche Meinung in andre Bahnen lenken. Jedenfalls steht trotz des Zwischenfalles, welcher den Bruch Gladstone's mit Parnell herbeiführte, und trotz des Todes des letzteren die irische Frage auf dem Programm der liberalen Partei. Darüber lassen die Reden Gladstone's und John Morley's keinen Zweifel. Am 16. Januar 1891 sagte John Morley in Newcastle u. a.: „Was auch geschehen möge, wir bleiben unsern Verbindlichkeiten treu. Irland hat auf uns seine Hoffnung ge-

setzt; diese Hoffnung wird nicht betrogen werden. Die Stunde ist kritisch, die Anzeichen sind drohend, aber in der Gefahr bewährt sich das Metall, aus welchem die Menschen gebildet sind. Sieger oder besiegt, wir werden kämpfen bis zum Ende. Wenn sich der Pulverdampf der Schlacht, die in Irland wütet, verzogen haben wird, werden auf der englischen Küste die freundschaftlichen Feuerzeichen wiederum sichtbar werden."

So lagen die Dinge, als der plötzliche Tod Parnell's, anstatt die irische Nationalpartei zu vereinigen, dieselbe in zwei getrennte Gruppen spaltete, die sich, wie die letzten Wahlen in Cork¹⁾ beweisen, mit erbitterter Feindschaft gegenüberstehen. Auch über diese Wirren werden die nächsten Parlamentswahlen entscheiden. Als man Morley fragte: „Und wenn nun der zweiundachtzigjährige Gladstone vor den Wahlen sterben sollte?“ — antwortete er: „Er wird nicht sterben.“ Das heißt mit andern Worten: wenn Gladstone stirbt, wird er in Morley wieder aufleben. In der That scheint dieser frühere Journalist, der sich als Chef-Redakteur der „Fortnightly Review“ und der „Pall Mall Gazette“ bekannt gemacht hatte, bevor er unter Gladstone das Staatsamt des irischen Sekretärs übernahm, berufen, die Rolle seines Chefs im Unterhause zu übernehmen. Sir William Harcourt, der ursprünglich dazu bestimmt schien, ist durch sein Augenleiden unmöglich geworden. Die irische Frage hat Morley zur Geltung gebracht, wie immer sie gelöst werde, er wird seine Stellung behaupten. Freilich ist seine strenge und feste Auffassung der Dinge nicht jedermanns Sache. Er schmeichelt niemand, weder den Arbeitern noch den Patrioten. Vielen erscheint seine Wiederwahl zweifelhaft, jedenfalls ist er gegenwärtig der Wortführer seiner Partei. Gladstone hat es ihm überlassen, das Programm derselben zu formulieren. Am 1. Oktober verkündigte er seinen Wählern in Newcastle, der Achtstundentag und die Organisation der Arbeit im allgemeinen würden in dem neuen Gladstone'schen Parlament gelöst werden. Ebenso versprach er den Bewohnern von Wales die Aufhebung des Zehnten, den ersten Schritt für die Entstaatlichung der Kirche. Mehr denn je betonte er das Prinzip der Autonomie Irlands und gab nicht un- deutlich zu verstehen, daß die voraussichtliche Feindseligkeit des Oberhauses seine Partei nicht abhalten werde, diese Reform durchzusetzen.

Morley's Gegner belächeln diese Drohungen, welche sich gegen die Grundfesten der englischen Verfassung richten. Vielleicht mit Unrecht. Morley ist, wie u. a. sein vielbesprochener Essay²⁾ beweist, ein Freidenker, immer bereit, cant und Pharisäertum zu bekämpfen und heilig gehaltene Traditionen als antiquierten Blunder über Bord zu werfen. Er hat sich die Art seines Chefs, des Holzhackers von Sawarden, geborgt, um den insularen Urwald zu lichten von Vorurteilen, welche die meisten seiner Landsleute noch für unentbehrlich für die Erhaltung des Reiches erachten.

¹⁾ In Cork, wo an der Stelle Parnell's eine Ersatzwahl nötig wurde, erhielt der anti-parnellistische Kandidat beiläufig 3000, der parnellistische 2000, der unionistische (Regierungskandidat) nur 1000 Stimmen.

²⁾ John Morley, On Compromise. London.

Natürlich zählt er neben der Staatskirche auch das House of Lords zu diesen Vorurteilen. Die Rolle, welche die erbliche Pairie seit 1832 dem Unterhause gegenüber gespielt hat, ist allerdings trotz aller Erbweisheit nicht die beneidenswerteste. Bei alledem sind die Lords volkstümlich geblieben. Wenn es der Demokratie gelingen sollte, das Erstgeburtsrecht und damit die Erblichkeit zu vernichten, dann würden wir in England vor einer Umwälzung stehen, die sich jeder Berechnung entzieht und die Krone selbst in den Strudel hinabziehen könnte. Sagte doch schon vor dreißig Jahren der alte Lord Palmerston von seinem Kollegen Gladstone: „Wenn der einmal wirklich an das Ruder kommt, dann ist in England die Republik nicht mehr fern.“

Birmingham ist dank Mr. Chamberlain das Hauptquartier der liberalen Unionisten geworden. Am 24. November fand dort eine Versammlung dieser Partei statt, um das Programm von Newcastle, welches John Morley für die Gladstonianer entwickelt hatte, in Erwägung zu ziehen. Lord Salisbury begab sich in Person nach Birmingham und beantwortete in einer längeren Rede die Hauptpunkte der oppositionellen Manifestation. „Union oder Nicht-Union,“ sagte er, „das ist die Frage. Irland preisgeben, wäre ein Zeichen der Schwäche. Die Macht Englands und sein Reichthum beruhen auf seinen Kolonien. Verlieren wir Irland, so verlieren wir diese. Wird Home Rule zur Thatsache, so ist die Rebellion unausbleiblich, diese aber würde uns nötigen, Irland zurückzuerobern und die seit sieben Jahrhunderten befolgte Politik der Vergewaltigung fortzusetzen. Ein Sieg der Gladstonianer würde demnach weder nach innen noch nach außen Frieden bringen und die angedrohte Reorganisation des Oberhauses nur die Macht und das Ansehen des Unterhauses schwächen.“

Mr. Chamberlain hat bei einem am darauffolgenden Tage dem Premier-Minister gegebenen Bankett diese Politik als diejenige seiner Parteigenossen bezeichnet und versichert, daß diese fest zu den Konservativen stehen würden bis zur endgültigen Lösung der irischen Frage.

Nächst der irischen Frage, welche im Innern den Hauptangriffspunkt der Opposition bildet, ist es nach außen namentlich die ägyptische, deren Lösung von den nächsten Parlamentswahlen beeinflusst werden könnte. Die ägyptische Frage datiert von den Vergeudungen des verschwenderischen Khedive Ismael Pascha. Im Interesse der Staatsgläubiger und im Interesse des Suez-Kanals machten die europäischen Mächte dieser Wirtschaft ein Ende, ersetzten den Khedive durch seinen Sohn und stellten die Staatsschulden unter die Kontrolle einer englisch-französischen Kommission. Trotzdem arteten echt orientalische Intrigen schließlich wie bekannt in Militäraufstände aus, welche das Einschreiten der Mächte im Jahre 1882 wiederum notwendig machten. Bekannt ist, wie das liberale Gladstone'sche Ministerium, welches am Ruder war, Alexandrien bombardierte, und da sich die französische Regierung weigerte, die Ordnung herstellen zu helfen, ein Landheer entsandte, um der Militär-Revolution ein Ende zu machen. Nach dem alten Grundsatz „die nicht mit thaten, nicht mit raten“, erklärten die Engländer nach Besiegung Arabi Pascha's, die Kontrolle allein in die Hand nehmen zu müssen. Das sogenannte

Kondominium verschwand, und die französischen Protestnoten blieben unbeachtet. Gladstone hatte jedoch von Anfang an erklärt, England handle nur im Einverständnis aller europäischen Mächte, respektiere die Rechte der Pforte und nehme nur temporär von dem Nilthale Besitz, um in den Finanzen Ordnung zu schaffen und die Regierung des Khedive vor inneren und äußeren Feinden zu schützen. Diese Versicherungen, welche Lord Granville in mehreren Depeschen dokumentierte, wurden von Lord Salisbury, als er das Auswärtige Amt im Jahre 1886 übernahm, wiederholt. Mehrfach an dieses Versprechen erinnert, entwarf die britische Regierung im Jahre 1887 einen Vertrag, kraft dessen sie sich unter gewissen Bedingungen verpflichtete, im Jahre 1890 Ägypten zu räumen. Der Vertrag, welchen der britische Botschafter in Konstantinopel, Herr Drummond-Wolff, der Pforte unterbreitete, blieb jedoch unvollzogen, da der Sultan die Ratifikation verweigerte. Wiederum waren es die Franzosen, welche, wie man sagt, den Abschluß verhinderten, indem sie der Pforte vorstellten, die Bedingung, unter welcher England die Räummung verspreche, sei nicht annehmbar. Und doch war diese Bedingung, wenn man bedenkt, daß England allein Gut und Blut für die Sache geopfert hatte, nicht unbillig. Denn England behielt sich nur das Recht vor, Ägypten von neuem zu besetzen, falls Zustände eintreten sollten, ähnlich denen, die im Jahre 1882 das bewaffnete Einschreiten nötig gemacht hatten. Die Weigerung des Sultans, den Vertrag zu ratifizieren, hat die notwendige Folge gehabt, daß die Engländer unter der Firma des Khedive das Land weiter regieren. Es ist ein Zustand eingetreten wie derjenige, der sich im indischen Reiche häufig wiederholt. Die nominelle Unabhängigkeit der Vasallenfürsten hindert England nicht, mit einigen wenigen Beamten Länder zu administrieren, deren Flächeninhalt nicht geringer ist als der Deutschlands oder Frankreichs.

Beati possidentes. Lord Salisbury hat am 9. November seinen Standpunkt in der ägyptischen Frage unverhohlen dargelegt. Das Regierungsprogramm resumiert sich in dem bekannten: *j'y suis, j'y reste*. Den Einspruch der Pforte wie den der Franzosen würde Salisbury unbeachtet lassen können, wenn die Opposition im eigenen Lande nicht diesen Punkt ausgesucht hätte, um das Koalitions-Ministerium aus dem Sattel zu heben. Gladstone hat sich bisher vorsichtig genug in Newcastle dahin ausgesprochen, wie er nur wünschen könne, daß Lord Salisbury Mittel finden möge, diese heikle Frage aus der Welt zu schaffen. Gladstone wird jedoch dem Premier die Antwort auf seine, wie die Liberalen sagen, herausfordernde Rede vom 9. November nicht schuldig bleiben. Äußerungen seiner Parteigenossen, wie die Lord Kimberley's und Morley's, lassen darauf schließen. Morley namentlich hat in seiner am 22. September in Cambridge gehaltenen Rede scharf betont, Ägypten sei der schwache und wunde Punkt der englischen Politik, und Lord Salisbury habe durch sein Liebäugeln mit dem Dreibunde eine Allianz hervorgerufen, die den britischen Interessen gefährlicher werden könnte als jede andre. Am 1. Oktober in Newcastle hat er diese Erklärung wiederholt und die Räummung des Nilthales als einen Hauptpunkt im Programme der Liberalen bezeichnet. Trotzdem würde es jedoch voreilig sein,

wollte man ohne weiteres annehmen, Gladstone, falls er wieder an das Ruder käme, werde sich beeilen, die britischen Truppen aus Ägypten zurückzuziehen. Es ist eine alte Erfahrung, und man hat es häufig wiederholt, die Liberalen, wenn in der Opposition, versprechen immer sehr vieles, und halten, wenn sie zur Gewalt gelangen, nichts. Umgekehrt versprechen die Konservativen nichts, gewähren aber zuweilen mehr, als sie versprochen haben. So könnte sich Lord Salisbury, falls die Wahlen zu seinen Gunsten ausfallen, Frankreich gegenüber zu Konzessionen verstehen, welche er der Opposition gegenüber abgelehnt hat. Ägypten ist jedenfalls eine Verlegenheit, und für Deutschland wie für Oesterreich und Italien könnte es nur erwünscht sein, wenn das Nilthal und der Suez-Canal definitiv unter den Schutz Englands gestellt werden könnten. Ist doch seit der Schlacht von Tel-el-Kebir in Tunis ein Präcedenzfall geschaffen worden, welcher Nachahmung verdient.

Man sieht, das nächste englische Parlament wird Probleme zu lösen haben, von denen mehr abhängt als die Existenz eines Ministeriums. Der Brei wird jedoch nicht so heiß gegessen als gekocht, und Lord Salisbury wird sich mit der Auflösung des Parlaments nicht beeilen. Interim fit aliquid. Diejenigen, welche in diesen unvermeidlichen Kämpfen drohende Gefahren für das britische Reich erblicken, möchten wir daran erinnern, daß sich die insulare Politik nicht mit unserm kontinentalen Maßstabe messen läßt.

Im Jahre 1858, kurz nach dem Orsini-Attentate und kurz nachdem Lord Palmerston über die Conspiracy-Bill gefallen war, drohte ein Krieg zwischen England und Frankreich. Die öffentliche Meinung in Paris und namentlich in den Reihen der Armee war erbittert und beschuldigte wieder einmal „das perfide Albion“, daß es Königsmörder unter seinen Schutz nehme. In diesem Augenblicke sagte Napoleon III. einem deutschen Diplomaten¹⁾, von England sprechend:

„Ici en France je suis le seul à connaître ce curieux pays. On y est toujours comme à bord d'un grand vaisseau au milieu des brouillards et à la merci des tempêtes. Le branle-bas sonne à tout moment. Il y a un mouvement perpétuel et l'on se croit toujours à la veille d'une révolution. Mais en regardant de près on s'aperçoit qu'il n'en est rien et que le bon navire marche et avance toujours.“

Seitdem hat der französische Cäsar, nachdem er seine Freiheit und seine Krone verloren, auf englischem Boden in der Verbannung die müden, träumerischen Augen geschlossen. Das britische Staatsschiff aber, welches er nicht ohne Neid beobachtete, streicht, nach wie vor Sedan, durch die schäumenden Wellen der inneren und äußeren Politik und behauptet seinen Kurs, unbeirrt durch kontinentale Wechselfälle und Katastrophen. Mit welcher Siegeszuversicht die Mannschaft in die Zukunft blickt, das bezeugen Lord Salisbury's jüngste Reden, wie es die beiden Schriften bezeugen, die wir im Eingange erwähnt haben. So hüllt sich der Oxford-Historiker in den vom Premier-Minister perhorreszierten Mantel des Pro-

¹⁾ Graf Bixthum, Denkwürdigkeiten. St. Petersburg und London 1852—1864. Bd. I. S. 258.

pheten, nachdem er die Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien erzählt, um die Folgen des englisch-amerikanischen Friedensschlusses vom Jahre 1782 zusammenzufassen:

„ . . . Am Ende des Krieges,“ sagt er ¹⁾ „dachte man in England weniger an das, was man behalten, als an das, was man verloren hatte. Wir waren getrennt von den amerikanischen Kolonien, und in dem ersten Augenblicke schien diese Trennung dem Todesurteile unserer Größe gleichzukommen. An Reichtum und Bevölkerung übertrafen die amerikanischen Kolonien bei weitem den Rest des Reiches, und die amerikanischen Kolonien waren unwiderruflich verloren. Es ist nicht zu verwundern, daß England unter dem ersten Eindrucke eines solchen Verlustes sich am Rande des Zerfalles wähnte und daß die bourbonischen Könige Englands Stellung als Weltmacht für vernichtet erachteten. Wie durchaus unbegründet eine solche Auffassung war, sollten die darauf folgenden Jahre zeigen. Englands Energie wurde in der That angespornt zu erneuter Anstrengung durch die kritische Lage, in der es sich befand. Die Entwicklung seiner Industrie, welche dem Kriege folgte, gab dem Lande eine materielle Überlegenheit, die es vordem nie gekannt hatte. Das rasche Anwachsen des Reichtums, welches diese Industrie hervorbrachte, erhob England von neuem zu einer Mutter von Nationen, da ihre Pioniere in den Gewässern des Stillen Ozeans Kolonien gründeten ebenso groß als jene, die an den Küsten Amerikas verloren gegangen waren Wie groß die Bedeutung des Verlustes von Amerika auch für die Geschichte Englands war, für die Weltgeschichte war er ein Ereignis von unabsehbarer Tragweite. Wenn die Suprematie der englischen Nation eine Zeit lang abgeschwächt wurde, so wurde dadurch die Suprematie der angelsächsischen Rasse begründet. Seit der Unabhängigkeitserklärung der amerikanischen Kolonien floß das Leben des englischen Volkes nicht in einer Strömung, sondern in zweien, und während die ältere in ihrem Laufe nahezu unverändert blieb, hat sich die jüngere rasch zu einer Macht entwickelt, welche die Weltlage gründlich verändert hat. Im Jahre 1783 zählte Amerika drei Millionen Bewohner, dünn verteilt an der Küste des Atlantischen Ozeans. Heute zählt die Nation vierzig Millionen, welche das ganze Gebiet des Kontinentes zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean inne haben. An Reichtum, materieller Kraft wie an Zahl übertrifft dieselbe das Mutterland bei weitem. Schon bilden die Amerikaner den Hauptzweig der angelsächsischen Rasse, und in nicht allzu fernher Zeit muß die wesentliche Strömung der Geschichte dieser Rasse nicht sowohl dem Laufe der Themse und der Mersey, sondern dem des Mississippi und des Hudson folgen. Aber so geschieden auch diese Strömungen sind, so beweist doch jedes Jahr immer klarer, daß im Geiste das englische Volk eins ist. Die Entfernung, welche England von Amerika trennte, schwindet alle Tage mehr und mehr. Die Bande, welche beide vereinen, werden alle Tage fester. Die sozialen und politischen Unterschiede, die vor hundert Jahren eine unübersteigliche Schranke

¹⁾ History of the English People, by G. R. Green (Honorary Fellow of Jesus' College, Oxford) vol. IV. pag. 269—71.

zu bilden drohten, verwischen sich alle Tage mehr. Gegen diese stumme und unvermeidliche Macht der Dinge kämpft der engherzige Geist der Isolierung diesseits und jenseits des Ozeans vergebens. Es ist möglich, daß die beiden Zweige des englischen Volkes für immer politisch getrennt bleiben werden. Es ist wahrscheinlich genug, daß der ältere sich abermals teilen werde und daß das englische Volk im Stillen Ozean ein ebenso abgesondertes politisches Dasein erringt als die beiden Zweige diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans. Aber der Geist und der Einfluß aller dieser Zweige wird Eines bleiben. Und dadurch, daß sie Eines bleiben, wird sich, bevor ein halbes Jahrhundert vorüber ist, die Weltlage gründlich verändern. Wenn zweihundert Millionen Angelsachsen das Stromgebiet des Mississippi bevölkern und fünfzig Millionen ihre Herrschaft über ganz Australien ausdehnen werden, dann wird diese gewaltige Macht durch Großbritannien sich fühlbar machen in dem alten Europa, dessen Völker im Vergleich damit zu untergeordneter Bedeutung herabsinken müssen. Welche Folgen diese Veränderung der Weltlage haben werde, wird der kühnste Träumer nicht zu träumen wagen. Aber Eins ist unvermeidlich: In den Jahrhunderten, die vor uns liegen, wird den Angelsachsen der Vorrang in der Welt gehören. Englische Institutionen, englische Sprache, englische Denkweise werden die Hauptzüge bilden im politischen, sozialen und Geistesleben der Menschheit."



Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Bei dem einen Amanuensis galt ihm als Vorzug, daß er mit dem gegenwärtigen Stand der Forschung, in deren Umkreis die zunächst bevorstehende litterarische Beschäftigung fiel, durch ein vor kurzem gehörtes Kollegium vertraut gemacht worden war; bei dem andern, daß er die nachgeschriebenen Hefte in guter Ordnung hielt und präzise, ihm stets gegenwärtige Kenntnisse besaß; einem dritten erkannte er Rezeptivität für seinen Ideengang und Verständnis für die Erfordernisse der Konzeption zu; bei einem vierten war ihm der Umgang mit demselben überhaupt und insbesondere lieb, daß er seine Handschrift ohne Anstoß lesen könne. Es kam vor, daß ihm über die Eigenschaften desjenigen, der ihm zur Annahme empfohlen wurde, in sehr bestimmter Weise, wenn auch unbeabsichtigt, Angaben, deren Zutreffen ihm sehr erwünscht gewesen wäre, zgingen, die sich aber nach der Hand als ganz unrichtig herausstellten; er entdeckte alsdann im persönlichen Verkehr andre Vorzüge und setzte sich über die erfahrene Täuschung mit

einem Scherzwort leicht hinweg. Durch kleine Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, die zum Teil aus der Lage und den Verhältnissen, in denen er sich befand, aus den Umständen, unter denen die Arbeit vollzogen wurde, wie er sich selbst nicht verbarg, mit einer gewissen Notwendigkeit und Regelmäßigkeit entsprangen, ließ er sich nur auf Augenblicke, in der ihm von Natur verliehenen heiteren Gemütsstimmung stören; er gewann sie immer bald wieder. Es ging in das Seltsame, wie er auch bei wirklichen Anfällen leichter Art, die ihn bestrafen, in allem Ernst eine gute Seite zu entdecken meinte. Infolge eines Armbruchs, den er sich zugezogen, hatte er einen Gipsverband anlegen müssen; er vergaß nicht als Vorteil, der sich daraus für ihn ergeben habe, zu bemerken, daß dadurch ein früher vorhandenes rheumatisches Leiden gehoben worden sei. Bei schwereren Schickungen, von denen auch er nicht verschont blieb, mochte er wohl im religiösen Glauben die höchste und allgemeinste Tröstung finden. Mehr hervortrat die Erkenntnis, daß solche zu erfahren das gemeinsame Los der Menschen sei. Der inneren Beunruhigung wurde Ranke allemal bald Herr, er befreite sich von ihr, indem er den Geist auf andre Objekte ablenkte, durch Hingebung an die litterarische Arbeit, die auch unterdes unablässig gefördert ward. In dem langen Laufe der Jahre, während deren ich bei Ranke gewesen bin, hat es sich nur ein einziges Mal zugetragen, daß eine trübsinnige und melancholische, auf ihn selbst bezügliche Betrachtung zu ausführlichem, schriftlichem Ausdruck gekommen ist. Es geschah im Konzept eines Briefes, den er an seinen Freund von der italienischen Reise her, an Alfred von Reumont, abzuschicken beabsichtigte¹⁾. Die Krankheit und der Tod Friedrich Wilhelm's IV., seiner eigenen Gemahlin, der Königin-Witwe Elisabeth waren die dunkeln Punkte, von denen aus sich in jenem Moment für ihn über sein Gesamtleben, das doch, worauf ich ihn zuletzt aufmerksam zu machen mir die Freiheit nahm, mit mannigfachen Segnungen bedacht gewesen und eher im ganzen als ein glückliches zu bezeichnen ist, ein unheimlicher Schatten, in dem dies in düsterstem Lichte erschien, ausbreitete, das war aber eben nur eine seltene Ausnahme. Die muntere Sinnigkeit, die ihn für gewöhnlich beseelte, die Geistesfrische und der Geistesmut, mit dem er alles in Angriff nahm, die Lebensenergie, die er sich bis ins höchste Alter bewahrt hatte, wirkten nicht sowohl als Beispiel, das den Wetteifer rege macht, da demselben nachzuahmen doch ein vergebliches Bestreben gewesen wäre, als vielmehr gleich wohlthuender Atmosphäre, in der man freier aufatmete, von den Fesseln der materiellen Gegenwart sich weniger bedrückt empfand, auf die Gehilfen ein. Ranke's ganzes Verhalten zu ihnen, nämlich in allgemeinem Betracht und nach den Grundzügen desselben, war geeignet, diesen Eindruck zu unterhalten und wohl auch zu verstärken.

Auf Temperamentseigentümlichkeiten der Einzelnen, selbst deren Gewöhnungen, wenn sie mit diesen oder dem Charakter in Zusammenhang standen, nahm Ranke eine sehr weit gehende Rücksicht. Die Vielseitigkeit seines Wesens ermöglichte

¹⁾ Vergl. S. W. Bd. 53/4 S. 511. Schreiben vom 8. Juni 1874. (Nr. 272).
Deutsche Revue. XVII. Februar-Heft.

ihm Fähigkeiten, Gemüthsart, Bildung der andern treffend zu erfassen und demgemäß ihnen entgegenzukommen, danach sie in seinem Dienst zu verwenden und ihnen ihre Aufgaben zuzuweisen. Die Form des Umgangs, die gesprächsweise eingeflochtenen Äußerungen trugen zwar das Gepräge der Unbefangenheit und Zwangslosigkeit, bisweilen selbst der Vertraulichkeit an sich, aber es war dabei doch eine stete Selbstbewachung, eine reflektierende Berechnung im Spiel. Jedes Wort, das in moralischen oder in persönlichen Beziehungen wurzelnde Gefühle hätte verletzen können, vermied er mit ängstlicher Scheu. Die geistigen Interessen und Eigenheiten seiner Amanuensen erkennend, prüfend und sie berücksichtigend, hielt sich Ranke gewissermaßen in einem allgemeinen Gedankenkreis. In Beziehung auf den gesellschaftlichen Verkehr stellte er gar keine der sozialen Position, die er inne hatte, dem Ruhm, der ihm zu teil geworden war, dem Alter, das er erreicht; irgendwie entsprechende und durch sie gerechtfertigte Anforderungen; er wußte vielmehr mit jeder Weise desselben fertig zu werden. Niemals und in keiner Hinsicht machte er die Superiorität seines Geistes geltend; er schien bei der Arbeit selbst das Bewußtsein davon verloren zu haben. Es war bald nach meinem Eintritt, als ich mich mit der Frage an ihn wandte, ob es mir gestattet sei, stilistische und sachliche Bedenken, die mir aufstießen würden, ihm vorzutragen. Darum, war seine Antwort, müsse er mich vielmehr bitten; seine Werke würden, wenn sie gedruckt wären, von Tausenden und abermals Tausenden gelesen und beurteilt, um so erwünschter sei es ihm, schon vorher von Einwendungen, die man machen könne, Kenntniß zu erhalten¹⁾. Andre werden ihre Zweifel, ohne vorher um die Erlaubnis besonders nachzusuchen, vorgebracht haben; ich wüßte nicht, daß sich jemand über unfreudliche Behandlung auf diesen Anlaß hin zu beklagen Ursache gehabt hätte, obwohl, wie es ja selbstverständlich ist, die ihm mitgetheilten Einreden keineswegs immer von Ranke beachtet wurden, auch nicht in solchen Fällen, in denen die Mehrzahl der Gelehrten sich nachher zu Gunsten ihres Inhalts entschieden hat. Ich selbst bin in meinem Widerspruch bisweilen sehr hartnäckig gewesen und habe so manches mal immer neue Gründe für die von mir gefaßte Meinung ins Feld zu führen versucht. Hatte dies schließlich den Erfolg, daß Ranke die Irrthümlichkeit einer von ihm aufgestellten Behauptung erkannte und dieselbe verwarf, wie dies beispielsweise bei der zuerst von ihm mit großer Bestimmtheit und Sicherheit ausgesprochenen Annahme, daß das eusebianische Leben Konstantin's unecht sei, der Fall war, so erinnerte er sich dessen anerkennend noch nach Jahren²⁾. Als ein zum Ziele führendes Mittel, Ranke von seiner

¹⁾ Ranke äußerte einmal, als ich mich wegen meiner häufigen Einreden entschuldigte, daß die von mir erhobenen Einwände „immer einen gewissen Grund hätten“. Gerade durch die Relativität des Ausdrucks wurde die Annahme unterstützt, daß damit seine wirkliche Meinung ausgesprochen sei.

²⁾ Weltgeschichte IV., 2, 261. — Die Inkongruenz zwischen den übrigen, auf Konstantin bezüglichen Schriften des Eusebius und der Biographie erschien Ranke anfänglich so groß, daß er meiner Verteidigung der Echtheit der letzteren die Frage entgegengesetzte: „Halten Sie den Kirchenvater Eusebius für einen Schuft?“ In betreff der Schriftsteller des Altertums war Ranke überhaupt geneigt, auf die moralische Beurteilung zurückzugehen. Er verwarf schon

ursprünglichen Ansicht, die ich für schlechterdings unrichtig hielt, abzubringen, hatte ich die Bemerkung verwenden zu können geglaubt: die Behauptung der Unechtheit sei weder neu noch originell, sie finde sich vielmehr in Meusel's Bibliotheca historica. Allein das hatte nicht die von mir gewünschte Wirkung. Ranke entgegnete: „Wie können Sie mich und diesen Kompilator mit Einem Mundaufmachen nennen!“ — Es war die Lektüre einer französischen Abhandlung, die meinen Einreden zu Hilfe kam, so daß Ranke schließlich seine Meinung änderte. Mit dem Bekenntnis, daß er nahe daran war, in eine irrtümliche zu verfallen, hat er auch öffentlich nicht zurückgehalten. Im allgemeinen betrachtete ich indes Nachprüfung der Ranke'schen kritischen Aufstellungen weder als meinen Beruf noch als die von mir zu erwartende oder zu beanspruchende Dienstleistung, wenn ich auch öfter mit leiser Andeutung einer abweichenden Meinung hervortrat. Mein Bestreben war vielmehr meist in der Hauptsache darauf gerichtet, für die von Ranke gefaßte Ansicht weitere Argumente herbeizuschaffen, kleine Versehen in der Erörterung, die Anstoß geben und das Gewicht der sonstigen Beweisführung schwächen konnten, zu beseitigen und leicht vorauszufehenden Einwürfen zu begegnen. Wie aus anderen Motiven hielt ich mich zu dieser Beschränkung auch deshalb verpflichtet, weil die Erfahrung lehrte, daß Ranke selbst in den Gebieten der Geschichtswissenschaft, mit denen er sich nicht in Spezialstudien beschäftigt hatte, und in denen seine Kenntnisse, wie er sich wohl bewußt war, denen der eigentlichen Fachgelehrten nicht im geringsten gleichkamen, doch in Widerstreit mit ihren Meinungen durch scharfsinnige Kombination, sichere Handhabung der Methode, Verständnis für schriftstellerische Komposition, wie aus dem weiteren Fortgang der historischen Forschung erhellte, das Richtige getroffen oder doch derselben neuen Antrieb gegeben hatte. Das bewahrheitet sich über seinen Tod hinaus; die Fortsetzung der Kontroverse über die Barusschlacht ist beispielsweise vornehmlich durch ihn und durch die von ihm gegebene Auseinandersetzung der wesentlichen Unterschiede der erhaltenen Berichte aufs neue in Anregung gebracht worden. Die allgemeinen historischen Ansichten und Auffassungen Ranke's übten auf mich, indem sie mich sympathisch berührten — durch die Erhebung über Parteimeinungen, durch die von den Gegensätzen der Gegenwart absehende, dem eigensten Wesen gerecht werdende Würdigung der Ereignisse und Persönlichkeiten, durch eine schonende, die Schwierigkeiten der Lage, in der sich die letzteren befanden, berücksichtigende Beurteilung, von vornherein einen überwältigenden Eindruck. Nicht, daß ich mich mit der Überzeugung von der Untrüglichkeit und unfehlbaren Richtigkeit jeder Einzelheit, die damit verknüpft war, — in dieser Hinsicht hegte ich vielmehr öfters starke Zweifel — durchdrungen hätte; aber die von Ranke aufgestellten und festgehaltenen Gesichtspunkte brachten es zu Wege.

aus diesem Gesichtspunkt die von ihm immer nur mit Lächeln erwähnte Kirchhoff'sche Ansicht über Herodot, die er dahin zusammenfaßte, daß dieser sich von Perikles habe bestechen lassen. — Von der in neuester Zeit wieder sehr zweifelhaft gewordenen Unechtheit der unter dem Namen des Dino Compagni erhaltenen *Istoria fiorentina* ist Ranke nie überzeugt worden. „Und das soll alles unecht sein?“ sagte er, als ich aus derselben ein längeres Stück vorgelesen hatte.

Ich leugne nicht, daß die Stellung eines Amanuensis bei Ranke auch ihre unangenehmen Seiten hatte, wie solche mit einem derartigen Verhältnis gleichsam unvermeidlicher Weise wohl immer oder doch in der Regel verbunden sein werden. Ranke hatte den Wunsch, daß wir uns bei der Arbeit, was ja für diese selbst von Nutzen sein mußte, behaglich und in eine gewisse Bequemlichkeit versetzt fühlen sollten. Allein daran fehlte doch viel. Der Arbeitstisch war zu klein. Wenn am Abend Lampe und Lampenschirm auf demselben standen, war es unmöglich, einen Folioband darauf zu legen; man sah sich genötigt, diesen, um das Herunterfallen zu verhüten, mit den Händen zu stützen, was beim Schreiben, das rasch von statten gehen und leserlich ausfallen sollte, sehr lästig war. Am Vormittag kam man in die Lage, wenn zwei Foliobände zugleich benutzt wurden, den einen stehend in der Hand zu halten. Im Winter war der Fußboden des Arbeitszimmers kalt und dieses selbst oft nicht hinreichend erwärmt, man saß in dickem Rock mit Filzschuhen oder mit Pelz gefütterten Stiefeln. Diese äußeren Umstände, an sich gewiß sehr untergeordneter Art, waren doch besonders für sensitive Naturen darin zeitweise sehr hindernd, dem Gegenstande der Arbeit, wie Ranke es wünschte, mit ihm eine ununterbrochene, stete Aufmerksamkeit zu widmen, ihren Fortgang zugleich mit selbständigem Nachdenken zu begleiten und seine eigene Intention halb auf dem Wege der Divination zu erfassen. Während Ranke von seinen Amanuensen irgendwie erhebliche Kenntnisse, Fertigkeiten oder Fähigkeiten nicht beanspruchte, verlangte er hingegen von ihnen eine rege, ungeschmälerte, in gewissem Grade selbstlose Hingebung an das jedesmalige Objekt seiner Studien. Immer lag es einem jeden von uns ob, sich über den unter Mitwirkung des Kollegen erfolgten Fortschritt der Arbeit zu orientieren. Vielleicht diejenige seiner Anforderungen, die zu befriedigen am schwierigsten war, bestand darin, daß er, selbst angeregt von außerordentlicher Gedächtniskraft¹⁾, nach langer Zeit, bisweilen nach dem Verlauf von Jahren auf irgend eine früher einmal vorgekommene Erörterung oder Feststellung, nicht gerade immer mit großer Bestimmtheit, zurückkam und dann wie als selbstverständlich voraussetzte, daß ihr Inhalt uns noch vollkommen gegenwärtig sei, und wir den Ort, an dem die darauf bezügliche Niederschrift sich finde, sofort anzugeben wüßten.

Ranke ging hierin bisweilen sehr weit, wie er denn unter anderm von einem Amanuensis über einen sieben Jahre vor dessen Eintritt angelegten Exzerptenband Auskunft begehrte und höchst unzufrieden war, daß dieser eine solche zu geben nicht vermochte. Eine Befreiung von den Arbeitsstunden war, auch wenn für dieselbe dringende Anlässe vorlagen, wenigstens in den letzten Jahren, sehr schwer zu erlangen; um ihrer sicher zu werden, wurde List oder Eigenmächtigkeit an-

¹⁾ Ranke erzählte, daß er in seiner Jugend die homerische Ilias und die Aeneide Virgil's auswendig gewußt, aus Ovid's Metamorphosen hunderte von Versen habe hersagen können, wenn ihm einige Anfangsworte angegeben worden seien. Ich möchte glauben, daß in Wirklichkeit seine Gedächtniskraft auch in den Jugendjahren nicht so stark und umfassend gewesen sei: denn danach würde er in die Reihe von Persönlichkeiten gehören, bei denen die mnemonische Befähigung im höchsten Grade entwickelt war.

gewandt. Vorher war es damit übrigens anders bestellt; Ranke zeigte sich in der Berücksichtigung persönlicher Interessen nachgiebig und hielt eine von Zeit zu Zeit eintretende Entbindung von dem Gleichmaß des gewöhnlichen Pensums auch in geistiger Beziehung für zuträglich. Das war in der Periode der Fall, in der er noch für sich allein arbeiten konnte. Die Lösung des Verhältnisses fand nicht immer ganz in Frieden statt. Ranke war einerseits geneigt, es als ein Unrecht anzusehen, das ihm geschehe, wenn diese zu einer ihm ungelegenen Zeit, etwa Behufs der Erlangung einer amtlichen Stellung, erfolgte, und andererseits kaum jemals zu bewegen, dem Abgehenden, was diesem öfters mit Rücksicht auf sein späteres Fortkommen erwünscht gewesen wäre, ein schriftliches Zeugnis über dessen Thätigkeit bei ihm auszustellen. Ohne Zweifel hatte er für die Weigerung seine guten Gründe; aber seine Handlungsweise wurde doch von manchem als Härte und als Egoismus ausgelegt. Übelwollen war nicht das Motiv, das ihn bestimmte; er versagte sich der Bitte desjenigen Amanuensis, dem er am meisten Empfänglichkeit für seine Ideen zuschrieb, eine solche, von der er sich selbst überrascht erklärte, dem er durchaus wohlgesinnt blieb, und den er noch nach dem Abgang mit einer Arbeit betraut hat. Es könnte sein, daß das Gewicht der zu übernehmenden Verantwortlichkeit, eine Art von Gewissenhaftigkeit ihn zurückhielt; die Besorgnis, daß sein Urteil von andern nicht als zutreffend erkannt werden würde; der peinliche Zwang, der sich daraus ergab, daß die niederzuschreibenden Zeilen zur Kenntniß des Beteiligten gekommen wären. Und am Ende waren doch die empfangene Anregung und Schulung eine bessere und wertvollere Mitgabe für Beruf, Leben und Stellung als einige, mit Ranke's Namensunterschrift versehene Zeilen. Wie dem auch sein mag, so ließ doch Ranke bei den jedes Mal von ihm beschäftigten Amanuensen es nicht an Aufmunterung und Lob, an Bezeugungen des Vertrauens und der Zufriedenheit fehlen; es lag auch nicht in seiner Art, damit andern gegenüber zurückzuhalten oder Tadel und Mißfallen in direktem Verkehr zu unterdrücken. Dadurch geschah es, daß man auch bei dem ersteren den Eindruck nicht bloßer Höflichkeitsformeln, sondern aufrichtiger Meinungsäußerung empfing, dem ja nicht entgegen war, daß dieselbe je nach den Umständen ein wechselndes Kolorit an sich trug. Die Überzeugung, daß er bei seinen litterarischen Arbeiten schlechthin auf die Unterstützung seiner Amanuensen angewiesen sei, daß er dieselben ohne diese nicht ausführen könne, kam manchmal in sehr auffälliger, zu irrthümlichen Annahmen leicht Veranlassung gebender Form zum Ausdruck. Das wirkliche Verdienst erschien danach in viel zu hoher Schätzung. Ranke war nicht weit entfernt davon, den eigenen Anteil an seinen in den spätesten Lebensjahren erschienenen Werken auf die Ideen zu beschränken, was dem Sachverhalt so sehr entgegen ist, daß es sich kaum fassen läßt, wie er überhaupt dazu kam, sich in dieser Weise auszusprechen. Worte der Anerkennung habe ich insbesondere an den Sylvesterabenden vernommen, die er, die letzten Male stets nur mit mir allein vereint, bei Punsch und Pfannkuchen feierlich beging. Die Mitternachtsstunde wurde bis auf die Sekunde mit gespannter Aufmerksamkeit erwartet und wahrgenommen. Der Reihe nach trat das Dienstpersonal in den Saal, in dem Ranke

auf einem Lehnstuhl Platz genommen hatte, zuerst Frau Lobbe, dann das Hausmädchen, früher ihre Tochter, später eine ihrer Nichten, zuletzt der Diener¹⁾, der bisweilen in Eile aus einem benachbarten Lokal, in dem er sich vergnügte, herbeigeholt werden mußte. Ein jeder brachte seinen Glückwunsch vor, so gut er es vermochte; herzlich gemeint war derselbe immer: denn alle erfreuten sich im Grunde sehr wohlwollender Behandlung. Ranke war in zwar ernster und gehobener Stimmung, aber auch beredt; er gedachte des im jüngst vergangenen Jahre Erreichten; man stieß mit den Gläsern auf dessen glückliche Förderung im nächsten, auf die Erfüllung der Grundbedingung dafür, daß Ranke eines die Arbeit nicht allzusehr und allzuhäufig behindernden körperlichen Zustandes und ungeschwächter Geistesfrische sich erfreue, mit den Gläsern an. Ich verabschiedete mich bald nach der Mitternachtsstunde, um Ranke in der Einsamkeit den Erinnerungen, Gedanken und Betrachtungen zu überlassen, die in seiner Seele sich regten. Ranke's Grundsatz und Gewöhnung war es, seine gesamten Geisteskräfte konzentriert und in höchster Potenzierung zu jeder Zeit nur einer Neuschöpfung und dieser möglichst ausschließlich zuzuwenden, um die belebende Idee völlig auszudenken, die vorbereitenden Studien mit Gründlichkeit und Umsicht, zugleich in wünschenswertem Umfang anzustellen, ungestört durch eine andre ableitende Gedankenreihe sich in den Zusammenhang der einzelnen Momente untereinander zu vertiefen. Die Ausgabe der sämtlichen Werke wurde unterdes hauptsächlich nur so weit fortgeführt, als es sich um Aufnahme bereits gedruckter Schriften Ranke's, bei denen keine wesentlichen oder umfassenden Veränderungen vorzunehmen waren, in die Sammlung handelte. In dem Falle, daß solche stattfinden, besonders selbständige Ergänzungen oder völlig neue Ausarbeitungen hinzugefügt werden sollten, oder wenn bisher nur handschriftlich vorhandene, meist schon vor längerer Zeit abgeschlossene Konzeptionen, die der berichtigenden und vervollständigenden Nacharbeit mehr oder minder bedurften, zur Publikation vorbereitet wurden, benutzte Ranke hierzu meist die Intervalle zwischen dem Abschluß der einen und dem Beginn der andern von zwei neuen Produktionen. Vornehmlich nach der handschriftlichen (Mai 1876), noch mehr nach der im Druck zu stande gekommenen Vollendung (Januar 1877) der Denkwürdigkeiten Hardenbergs's wandte sich Ranke der Förderung der Gesamtausgabe seiner Werke zu. Bei der vierten Ausgabe des Buches, Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert; vom Jahre 1877, das bereits in der dritten (vom Jahre 1857) den Titel führt: die Osmanen und die spanische Monarchie, sind für den neu-hinzugefügten Teil — der bereits gedruckte blieb fast ganz so, wie er war, — in dem Manuskript, das vorlag, vorzugsweise das dritte Kapitel Alba

¹⁾ Der Diener Ranke's, der während der zwölf letzten Lebensjahre bei ihm war, heißt Richard Dalli; ein Bruder von ihm hatte vorher ein Jahr lang diese Stellung bekleidet. Beide sind Brüder des Hausmädchens zur Zeit des Todes der Frau von Ranke. In der Stabilität der Verhältnisse, in der Vorliebe Ranke's, möglichst denselben Kreis von Personen zu seiner ständigen Umgebung zu haben, liegt wenigstens für seine spätere Lebensperiode etwas Charakteristisches.

in den Niederlanden, und die beiden letzten in eingreifender Weise umgestaltet worden. Die Beiträge „Zur venezianischen Geschichte“ wurden, von den Notizen und der sporadisch vorkommenden Berücksichtigung der neueren Litteratur abgesehen, im großen und ganzen so abgedruckt, wie sie Ranke vorläufigst niedergeschrieben hatte. Hingegen haben die ursprünglichen Aufzeichnungen für die historisch-biographischen Studien fast durchgehends eine sehr wesentliche, auf der Kenntnissnahme der inzwischen erfolgten Publikationen und prüfender Aneignung der durch dieselben erzielten Ergebnisse beruhende Transformation erfahren; am meisten die Abhandlung über Savonarola, wenn auch in dieser, wie in den übrigen die fundamentale Anschauung bewahrt blieb. Sogleich nach der Ausarbeitung der historisch-biographischen Studien verfaßte Ranke (zu Anfang des Sommers 1877) die beiden Artikel über König Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV. für die Allgemeine deutsche Biographie; einzig in betreff des letzteren kamen bisher unbenuzte Archivalien, indes nur für einzelne Punkte und überhaupt nicht gerade in beträchtlichem Umfang zur Verwendung¹⁾. Daran schloß sich sofort die Durchsicht des bereits gedruckten Teiles der Geschichte von Serbien²⁾ und die Konzeption des in der vierten, unter dem Titel: „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“ erschienenen Ausgabe hinzugekommenen Teiles, der in seinem erzählenden Hauptbestand auf den Berichten des preussischen Gesandten in Belgrad Meroni beruht. Dies war das letzte Werk, dessen Drucklegung im Juni 1879 vollendet wurde, bevor Ranke zu der seit dem Herbst des Jahres 1877 in aller Form und direkt vorbereiteten Abfassung der Weltgeschichte schritt. Die Ausführung der von ihm vorläufigst mit voller Bestimmtheit und Sicherheit des Entschlusses gehegten Absicht überraschte mich nicht, wie es bei den Fernstehenden der Fall gewesen zu sein scheint. Zwar war mir damals noch unbekannt, daß Ranke in der ersten Zeit seiner Berliner Professur bis zu seiner italienischen Reise³⁾ und noch nach derselben, zuletzt im Sommersemester 1833,⁴⁾

¹⁾ Bei der Abfassung des Artikels über Friedrich Wilhelm IV. legte Ranke durch die Erinnerung an die von mir zur Zeit der Abfassung des Buches: Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen — es waren seitdem sechs Jahre vergangen — zufällig gemachte Bemerkung, daß meiner Information nach bei dem König bereits zur Zeit der Berliner Konferenzen im Mai 1849 auffällige Symptome von dessen Erkrankung wahrgenommen seien, eine Probe seiner erstaunlichen Gedächtniskraft ab.

²⁾ „Die serbische Revolution.“

³⁾ Im Wintersemester 1825/6: Allgemeine Weltgeschichte, erster Teil, bis auf den Untergang der Hohenstaufen; im Sommersemester 1826: Allgemeine neuere Geschichte vom dreizehnten Jahrhundert bis 1788; und in demselben Semester: Neueste Geschichte von 1789—1815; — im Wintersemester 1826/7: Grundzüge der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

⁴⁾ Im Sommersemester 1833: die Universalgeschichte in ihrem allgemeinen und inneren Zusammenhang. Dazu kommen noch die zugleich hodegetischen Vorlesungen: im Sommersemester 1831: Neuere Geschichte seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit Vorausschickung einiger öffentlichen Vorlesungen über das Studium der allgemeinen Historie (aus dem Heft über diese einleitenden Vorlesungen stammen die Mitteilungen im Vorwort S. VII. ff. zur zweiten Abteilung des neunten Teiles der Weltgeschichte); im Wintersemester 1831/2 über das Studium der Geschichte.

Vorlesungen über die Weltgeschichte gehalten hatte; wohl aber wußte ich von der beschränkten Erneuerung derselben im Sommersemester 1848 und im Wintersemester 1848/49.¹⁾ Und in einer der ersten Stunden, seit ich an seinen Studien teilnahm, äußerte Ranke, daß „wir mit der Zeit auf das Altertum zurückkommen würden“, eine Äußerung, die zwar, da er sich sehr gut erinnerte, daß sich meine wissenschaftlichen Bestrebungen früher besonders auf dieses gerichtet hatten, zunächst für mich persönlich berechnet war, um mich durch eigenes Interesse an ihn zu fesseln, der doch aber ein ernstlicher Vorfaß seinerseits entsprechen mußte.

Im Frühjahr 1871, als bei Gelegenheit der, wie ich schon bemerkt habe, von ihm nachgesuchten Dispensation von der Verpflichtung, Vorlesungen an der Universität zu halten, der ihm übertragenen Herausgabe der Denkwürdigkeiten Hardenberg's Erwähnung geschah, — er mochte wohl annehmen, daß dadurch sonst die Erfüllung des eben berichteten Versprechens für mich in allzu unbestimmte Ferne gerückt werde —: sagte er geradezu heraus, daß er dieses erst dritthalb Jahre später begonnene, erst nach sechsundeinhalb Jahren vollendete Werk als das letzte betrachte, das der in Aussicht genommenen Beschäftigung mit dem Altertum vorausgehen werde. Er deutete später an, daß er, mit dem Altertum beginnend, doch über dessen Ausgang fortzuschreiten gedenke.²⁾ Im Januar 1875, also inmitten der auf die Denkwürdigkeiten Hardenberg's bezüglichen Arbeiten, erwähnte er, daß unter seinen nicht veröffentlichten akademischen Abhandlungen sich eine über die solonische Verfassung befinde;³⁾ von der über die römische Archäologie des Dionys von Halicarnas⁴⁾ hatte er mir während meines Aufenthalts in Königsberg Nachricht zukommen lassen, so daß ich auch von seinen Spezialstudien über griechische und römische Geschichte vorlängst Kenntnis hatte. Danach darf meinem Dafürhalten nach, was von den persönlichen Einwirkungen anderer, sei es des Generals von Manteuffel⁵⁾

1) Der erste Teil der Weltgeschichte oder Geschichte der alten Welt; römische Geschichte vom universalhistorischen Standpunkt. Die römische Geschichte hat Ranke noch einmal im Sommersemester 1852 vorgetragen. Das für das Wintersemester 1826/7 von Ranke angezeigte Kollegium über die Geschichte der alten Völker kam nicht zu stande, „obchon“, wie man in dessen eigenhändiger Aufzeichnung in den Universitätsakten liest, „sich zum Anfang dreißig eingefunden und sich gemeldet hatten, weil nur zwei das Honorar zahlen wollten.“

2) Die Form des Ausdrucks war: er werde mit mir zufrieden sein, wenn ich mich in den übrigen Teilen der Geschichte ebenso bewährte wie in denjenigen, die bisher den Gegenstand der gemeinsamen Beschäftigung gebildet hätten; dies waren die neuere und neueste Geschichte gewesen; durch die Erklärung wurde somit das Mittelalter als in das geplante Werk mit eingeschlossen bezeichnet, während dies in Beziehung auf die neuere Zeit zweifelhaft blieb.

3) Die Materialien für dieselbe waren nach der alphabetischen Folge der Namen der Autoren, denen Ranke sie entnommen hatte, von ihm in einem Foliopappband zusammengetragen.

4) Die römische Archäologie des Dionys hatte Leopold Ranke mit seinem Bruder Ferdinand in der aus den zwanziger Jahren herrührenden Tauchnitz-Ausgabe gemeinsam durchgelesen und dabei dem gedruckten Text Emendationen und Konjekturen beige geschrieben. Ranke bezeichnete dieses Exemplar scherzweise als die beste Edition; im Ernst dachte er an einen Vergleich der Beischriften mit den Textrezensionen von Ritschl und Kießling.

5) Karl Heinrich Reck, Leben des General-Feldmarschalls Edwin von Manteuffel, S. 247.

oder des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welche letztere von Ranke selbst bezeugt ist¹⁾, auf dessen Entschluß, eine Weltgeschichte zu schreiben, berichtet wird, einzig und zwar auch dies nur unter Restriktion und Zweifel auf den Moment der Inangriffnahme des Werkes bezogen werden. Das Allerwahrscheinlichste, ja geradezu mit Sicherheit Vorauszusetzende ist, daß Ranke zu den beiden ihm vertrauten Personen, wie zu mir, vermutlich jedoch mit noch größerer Bestimmtheit lange vorher sich über die beabsichtigte Folge seiner litterarischen Arbeiten ausgelassen hat, und daß diese Gelegenheit genommen haben, ihn gesprächsweise — nach der Herausgabe der Denkwürdigkeiten Hardenberg's — daran zu erinnern, was sehr wohl in der Form einer von ihnen ausgehenden Anregung, eines von ihnen gehegten Wunsches geschehen konnte. In Wirklichkeit waren ihre Worte nur eine Rückwirkung von Ranke's eigenen Äußerungen, gleichsam ein Wiederhall derselben, höchstens eine Mahnung an die Ausführung der lange vorher von ihm gefaßten und bei ihm feststehenden Absicht.²⁾ Es war einige Zeit vor den unmittelbaren Vorbereitungen für die Abfassung der Weltgeschichte, als Ranke mir das von ihm für die Vorlesungen über die Geschichte des Orients und Griechenlands im Altertum zusammengestellte Heft zeigte und es als die Grundlage für den ersten Teil derselben bezeichnete. Ich darf nicht unterlassen zu bemerken, daß dieses Heft mit Erörterungen über die Welterschöpfung, die Bildung und die Umbildungen des Erdballs, die Entstehung des Menschengeschlechts und damit zusammenhängende Themata begann. Damals war Ranke jedoch sofort entschieden, diese Abschnitte in der Publikation fortzulassen. Ob daraus etwa gefolgert werden kann, daß Ranke zu der dies motivierenden Auffassung von dem Wesen und dem Bereich der Historie erst nach seinem letzten über die Geschichte des Altertums als den ersten Teil der Weltgeschichte gehaltenen Vorlesungen gelangt ist, überlasse ich dem Urteil anderer. Ich möchte glauben, daß das früher geschah; daß die allmähliche Berufürzung der hierher gehörigen Materialien ihrer gänzlichen Ausscheidung vorausging; und daß es dieser auf Anlaß der seit der italienischen Reise eintretenden intensiveren Beschäftigung mit dem Mittelalter und der neueren Zeit gekommen ist, wodurch die essentielle Differenz zwischen dem prähistorischen und dem spezifisch geschichtlichen Stoff um so mehr zum vollen Bewußtsein gebracht wurde, als zugleich die wissenschaftliche Behandlung des ersteren, immer selbständiger sich gestaltend, in ihrem Fortschritt eigene Disziplinen begründete.³⁾

¹⁾ Otto von Ranke, Zu Leopold von Ranke's Heimgang, S. 8.

²⁾ Aus den Worten Ranke's an seinem neunzigsten Geburtstage: „Ich, meines geringen Orts, würde nicht daran gedacht haben, eine Weltgeschichte zu verfassen, wenn nicht für mich im allgemeinen das Problem der beiden großen Weltgewalten nach langen Kämpfen und Abwandlungen wäre entschieden gewesen, so daß es einen unparteiischen Rückblick auf die früheren Jahrhunderte gestattete“ (Leopold von Ranke an seinem neunzigsten Geburtstage, 21. Dezember 1885. Ansprachen und Zuschriften gesammelt von Theodor Töche, S. 29 = S. W. 51/2, S. 597 ff.) muß man folgern, daß er sich dazu nach der Entscheidung des deutsch-französischen Krieges und zwar aus spontanem Antrieb entschlossen hat.

³⁾ Einer der geistvollsten oder vielleicht der geistvollste von Ranke's Schülern (wenigstens in seinen Vorlesungen), auch der am meisten universalgebildete und in gewissem Betracht tief-

Übrigens las Ranke doch in dieser Zeit mit innerer Teilnahme und Befriedigung das Werk von Hermann Burmeister, Geschichte der Schöpfung; er sprach sich über dasselbe beifällig aus. Es mag wohl sein, daß die in diesem Buche öfters vorkommende, ein kritisches Element in sich tragende Abgrenzung des sicheren und positiven naturgeschichtlichen Wissens von den mehr oder minder wahrscheinlichen Annahmen und Hypothesen, der Sinn des Autors für historische Anschauungen und Kombinationen, das Charakteristische der in manchem Betracht der seinigen analogen geschichtlichen Ansicht, daß die germanisch-romanischen Völker, indem sie zugleich die aus dem Judentum entsprungene Religiosität und die griechisch-römische Bildung in sich aufnahmen, die Kulturträger der neueren Zeit geworden seien, eine gewisse Anziehungskraft auf ihn ausübten.

Auch andre, dem Stoffe nach verwandte, wengleich in ausschließlichem Bezug zur Menschengeschichte stehende Werke, besonders solche über Ethnographie, wurden gelesen¹⁾; es war für Ranke, wie er erkannte und aussprach, ein unabweisliches Erfordernis, über die herrschenden Meinungen, über die wirklichen oder vermeinten Resultate der anthropologischen Forschung sich über die Grenzen hinaus, die er für die eigene Untersuchung und Darstellung sich gesteckt hatte, zu unterrichten: denn nur dadurch konnte er über die Basis, auf der er selbst sich zu bewegen gedachte, sicher und ihrer Beziehungen zu dem gegenwärtigen Standpunkt der allgemeinen Wissenschaft inne werden. Bei der Lektüre ergab sich, was schon an sich vorauszusetzen war, daß Ranke die in der Richtung des Darwinismus liegenden Hypothesen über die Herausbildung der menschlichen Organisation aus der tierischen durchaus verwarf; dieselben erschienen ihm, besonders wenn die Autoren den Versuch machten, nicht zwar sie an sich begreiflich zu machen, aber den Verlauf des angenommenen Prozesses nach seinen einzelnen Stadien in den successiv hervorgebrachten Formen sinnlich zu vergegenwärtigen und deren genetische Ursächlichkeit darzulegen, geradezu lächerlich²⁾. — Eine andre Vorstudie, die noch mehr Zeit in Anspruch nahm, bestand darin, daß die Auffassungen und Vorstellungen von Historie, vornehmlich von Universalhistorie nach den charakteristischen Merkmalen, wie dieselben in den bedeutendsten litterarischen Produktionen auf diesem Gebiet im Laufe der Zeit zur Erscheinung gekommen sind, unter den Gesichtspunkt der Fortentwicklung festgestellt wurden³⁾. Diese Anfänge ließen keinen Zweifel, daß Ranke mit einem sinnigste von ihnen (er urteilte über Dante's Divina commedia ganz anders, als Ranke selbst), freilich auch einer der am wenigsten litterarisch produktiven, der ohne eigentliche originale Begabung war und in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen der Konzentration entbehrte, Siegfried Hirsch begann seine Vorlesungen über die Geschichte des Altertums mit einem Kapitel: die Urwelt und die Anfänge der Geschichte, in welchem wenigstens in der Kürze von der Erdbildung, der animalischen Schöpfung, dem Alter des Menschengeschlechts, der primitiven Kultur desselben die Rede war.

¹⁾ Dazu gehörte unter andern Peschel's Völkertunde.

²⁾ Wie in Friedrich Müller's Allgemeiner Ethnographie.

³⁾ Davon ist manches in die über die griechischen und römischen Historiker handelnden Abschnitte, vornehmlich aber in die Beilage der zweiten Abteilung des ersten Teiles „Zur Chronologie des Eusebius“ übergegangen.

sehr weit aussehenden Werke umging. Das hatte ich auch von vornherein angenommen. Ich konnte mir nicht denken, daß Ranke nur einen Essay über die Weltgeschichte abzufassen, in Raisonsnements über deren Verlauf sich zu ergehen gedachte. Für eine andre Weise der Ranke'schen Geschichtschreibung, als eine Darstellung, die auf eine selbständige und kritische Durchforschung des Quellenmaterials begründet, in welcher der Zusammenhang nicht willkürlich gesetzt, sondern durch die Thatsächlichkeit als wirklich vorhanden nachgewiesen wird, fehlte mir überhaupt das Verständnis. Eine gewisse Ausführlichkeit wurde auch dadurch bedingt, daß Ranke seiner Weltgeschichte eine eigentümliche Bestimmung des Begriffes zu Grunde legte, der sowohl im Einzelnen festzuhalten war, wie in der Kontinuität seiner successiven Verwirklichung hervortreten mußte; und daß, wenn hiermit ein neues formales Prinzip aufgestellt, der Umfang der zugehörigen Erscheinungen umschrieben, die Beziehung, unter der sie in Betracht zu ziehen seien, definiert wurde, es nicht anders sein konnte, als daß in Korrelation dazu ein besonderer Ideengehalt, dem Tiefsinn der Auffassung entsprungen, von der Originalität des Gedankens getragen und zugleich von diesem gegenüber der Fülle der Wahrnehmungen einheitlich gestaltet, sich entwickelte und durch die Beherrschung der geschichtlichen Ereignisse sich manifestierte. Der mutmaßliche Umfang des geplanten Werkes, die Länge der Zeit, die zu dessen Vollendung erfordert werden würde, die Unerläßlichkeit der Konsevation des geistigen Produktionsvermögens schreckten mich trotz des hohen Alters, welches Ranke bereits beim Beginn erreicht hatte, nicht. In mir wirkte die Erinnerung nach, daß schon damals, als die Veranstaltung einer Ausgabe der sämtlichen Werke angekündigt wurde, die Meinung eine sehr verbreitete gewesen war und manchen von der Subscription zurückgeschreckt hatte, daß es Ranke, der zu jener Zeit zu Anfang der Siebziger stand, kaum vergönnt sein werde, an den vorgelegten Plan auch nur ernstlich Hand anzulegen, keineswegs aber die Ausführung irgendwie beträchtlich zu fördern; und daß diese dann später, als die Veröffentlichung neuer Werke dazwischen trat, den Meisten in unabsehbare Ferne gerückt zu sein schien.

Jetzt war die Edition im Verlauf von fünfzehn Jahren über den vierzigsten Band hinaus vorgeschritten, und die Zusage des Prospekts, die vielen als chimärisch galt, daß noch Ungedrucktes werde mitgeteilt werden, mehr, als man irgend hätte beanspruchen können, erfüllt worden. Mir schien die Größe des neuen Unternehmens, dessen Fortsetzung sich von Jahr zu Jahr übertrug, indem sie dem Dasein einen bestimmten und bewußten, gewissermaßen sich von selbst fortspinnenden Zweck gab, von weitem her ein in ununterbrochener Thätigkeit zu erstrebendes Ziel vorhielt, als eine Art psychisches Mittel zur Verlängerung des Lebens; Ranke selbst war der Vorstellung nicht unzugänglich, wie er einmal im Anschluß an eine vom ersten Napoleon herrührende Äußerung¹⁾ verwandten Sinnes gestand, daß der Entschluß, nicht sterben zu wollen, einen gewissen Einfluß haben könne, die Endkatastrophe hinauszuhalten. Ich gab mich gerne und mit einer gewissen

¹⁾ Nach dem Attentat vom 24. Dezember 1800 (3. Nivôse IX.)

Zuversicht dem Glauben hin, daß es Ranke beschieden sei, das Alter des griechischen Geschichtschreibers Timäus, der in seinem sechsundneunzigsten Jahre mit Tode abging, zu erreichen; und ich rechnete, nachdem einige Bände im regelmäßigen Turnus zur Ausgabe gelangt waren, aus, daß dann unter Voraussetzung eines gleichartigen Fortgangs mit dem bisherigen das Werk zum Abschluß gebracht sein würde. Und wollte man nicht in eine so entlegene Epoche zurücksteigen, nicht ganz so weit gehender Hoffnung Raum geben, so konnte man an den zeitgenössischen deutschen Geschichtschreiber denken, der noch nicht vor einem Dezennium im dreiundneunzigsten Lebensjahre verstorben war, an Friedrich von Raumer.

Über die Anlage der Ranke'schen Weltgeschichte und die etwa in der Ausführung bemerkbaren Mängel zu sprechen, ist hier nicht der Ort; beides liegt, wie außer meiner Absicht, auch außer meiner Kompetenz. Dagegen möchte ich mir erlauben, auf einige besondere Umstände, unter denen das Werk zu stande gekommen ist, aufmerksam zu machen, da diese zwar für die Würdigung desselben an sich von keiner oder doch nur untergeordneten Bedeutung sind, aber bei der Beurteilung nach der persönlichen und biographischen Seite hin doch wohl nicht außer acht gelassen werden dürfen. Ranke war sich der Schwierigkeit des Unternehmens, und daß es ihm damit keineswegs ganz nach Wunsch gelingen merde, von vornherein vollkommen bewußt; er wollte dieser Einsicht schon durch die Wahl des Titels, als welchen er zuerst: Versuch einer Weltgeschichte bestimmte, Ausdruck geben, verzichtete jedoch darauf aus buchhändlerischen Rücksichten¹⁾. Insofern Ranke an eine selbsteigene Vollendung dachte und eine solche überaus erwünscht sein mußte, war es an sich höchst empfehlenswert, wenn er für die Veröffentlichung der einzelnen Partien, deren äußerer und innerer Umfang keiner schlechthin feststehenden Bestimmung unterworfen, sondern wobei eine gewisse Freiheit der Bewegung vorbehalten wurde, sich Termine mit gleichmäßiger Abgrenzung setzte und sich auch dem Publikum gegenüber bindend, in welchem dadurch die Hoffnung, allmählich im Fortgang der Zeit das Ganze in die Hände zu bekommen, erweckt und unterhalten wurde, nicht gerade formell, aber thatsächlich und — so zu sagen — nach dem Rechte der Gewöhnung, zu regelmäßiger Förderung des Unternehmens verpflichtete.

¹⁾ Auf diesen ursprünglich beabsichtigten Titel wird noch in der Vorrede zur Weltgeschichte S. IX hingewiesen; in dem Schreiben an den Verleger vom 9. April 1880 (Aus den Briefen Leopold von Ranke's an seinen Verleger S. 129 Nr. 155) gedenkt Ranke des dann gewählten, aber ebenfalls aufgegebenen: Allgemeine Ansicht der Weltgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Etwa um eine halbe Stunde später kehrte auch Gertrud Heidelerche zurück, auf welche Hanne-Soffe sichtlich wie gestern gewartet hatte, um dieselbe zum Lichtanzünden auf ihr Zimmer hinaufzubegleiten. Ein wenig wortarm erwies sich anfänglich die Wirtstochter heut ebenfalls, doch nicht aus Mißmutigkeit, sondern aus einer gewissen Unsicherheit über das Wie desjenigen, was sie sagen wollte. Dann indes half ihre natürliche Mitgift ihr rasch über dies unschlüssige Zaudern hinweg und ließ sie mit ruhiger Überzeugung äußern: „Junge Mädchen sind wir ja beide, ob Sie vornehmer sind als ich, macht bei der Hauptsache wohl nichts aus. Was ich da vorher auf der Heide zu Ihnen und zu — na, zu ihm — gesagt, war Unsinn von mir, und dafür bitt' ich um Entschuldigung. Wenn ich nicht dumm gewesen wäre, hätt' ich das vorher wissen können, denn es ist noch nie jemand unsrer Milch halber aus der Stadt hierher gekommen, und ein Mädchen bin ich ja auch. Mädchen aber, mein' ich, sind dazu in der Welt, daß sie sich beistehen, wenn sie sich bei dem helfen können, wozu sie in der Welt sind. Also wenn Sie irgend einen Beistand von mir brauchen, so bin ich immer da.“

Bei dieser umstandslosen Auffassung der Sachlage ward Gertrud zwar ein wenig rot, allein sie konnte sich der innerlichen Richtigkeit der vorgebrachten Anschauungsweise nicht entziehen, wie auch, dem abendlichen Vorfall Rechnung tragend, keine Verständnislosigkeit für die geäußerten Meinungen zur Anwendung bringen. Deshalb nahm sie die Hand des frischen, hübschen Mädchens und antwortete: „Ich bin schon für das mir geliehene Kleid sehr dankbar, liebe Hanne-Soffe, und falls ich aus irgend einem Grunde noch einen weiteren Beistand brauchen sollte, werde ich es gewiß sagen. Aber ich glaube nicht, wüßte nicht, wozu dieser —“

„Das kann man nie im voraus wissen,“ fiel die philosophisch Veranlagte ein. Sie fügte allerdings keine weitere Begründung dieses vorsichtigen Hinblicks in die Zukunft bei, aber sie entbehrte in sich selbst einer Veranlassung dazu nicht. Der Gesichtsausdruck Gertrud's stand ihr nicht ganz im Einklang mit der Vorstellung, welche sie sich von der Miene einer in so schöner Mondennacht von der stillen Heide Heimkehrenden machte. Es lag etwas in den Zügen, was Hanne-Soffe an diejenigen Stoffel's erinnerte. Nicht in Wirklichkeit — oder doch, auch das thaten sie merkwürdiger Weise in der augenblicklichen Beleuchtung — doch bildlich, an die schüchterne Einfältigkeit Christoph Dffenkop's wurde sie durch das heutabendliche Aussehen und Behaben ihrer Hausgenossin eigentümlich gemahnt. Freilich keineswegs zum Nachteil der Erscheinung Gertrud Heidelerche's, im Gegen-

teil stand ihr diese etwas befangen-unsicher veränderte Wesensart außerordentlich reizvoll.

Die Wirtstochter wollte sich fortbegeben, doch noch an der Thür fiel ihr noch ein, zu sagen: „Wir haben vor einer halben Stunden noch einen Gast ins Haus bekommen, eine steinalte Person“ — die Sprecherin ging ein wenig unbarmherzig von dem Vorzug ihrer eigenen Jahre aus — „die angefahren kam und französisch und englisch und Gott weiß was mit mir reden wollte. Sie wollte auch von keinem gesehen werden, ich denk' mir, weil der Wind sie unterwegs nicht schön genug gemacht hat, denn sie fragte, ob ich ihr morgen früh ordentlich die Locken zu drehen verstünde, und ist gleich in ihre Stube gegangen. Aber einen halben Schinken hat sie aufgeessen und eine Kanne Milch dazu ausgetrunken. Das Bier war ihr zu — ich weiß nicht, was sie sagte — zu schock — schockig —“

„Wohl zu choquant,“ fiel Gertrud ein, die mit großgeöffneten Augen zugehört hatte, und sie fügte, unwillkürlich auflachend nach: „Aber, Hanne-Soffe, — „steinalt“ — vielmehr comme on s'exprime, à la fleur de l'âge, in den „besten Jahren“ —“

Sie brach ab: „Wahrhaftig? ein solcher Gast ist im Dreiangel angekommen? Das ist doch wirklich ein seltenes Jahr! Wie sieht denn die Dame mit dem guten Appetit aus?“

Das beschrieb die Befragte sehr genau und anschaulich, und Gertrud Heiderche stand einige Augenblicke nachsinnend da. Dann legte sie den Arm vertraulich um die Schulter der Tochter Peter Sötebier's und erwiderte:

„Sie haben vorhin gesagt, liebe Hanne-Soffe, Mädchen müßten sich immer untereinander helfen, und ich bin überzeugt, die Dame ist auch ein Mädchen. Deshalb bitte ich Sie, drehen Sie ihr morgen früh die Locken recht schön zu recht — und dann können Sie ihr vielleicht morgen noch einen Dienst leisten —“

Sie bog sich noch vertraulicher, fast als ob sie mit einer Schwester spreche, zu dem netten Mädchen herunter und tuschelte diesem eine Weile lang eilig ins Ohr, worauf Hanne-Soffe am Schluß, Zustimmung nickend, doch zugleich mit der Befriedigung eines Philosophen über das Eintreffen seiner Voraussage entgegnete:

„Sehen Sie wohl, daß Sie doch Beistand brauchen können. Man soll nichts verreden.“

* * *

Die Sonne des nächsten Morgens ging wie immer in diesem wundersamen Jahre auf und wie immer sah sie auch bei ihrem ersten Herüberblinzeln vom Horizont schon den Professor Anton Schabacker gleich einem großen, dunklen, grüingebänderten Insekt über Heide und Moor dahinflattern oder richtiger stelzen. Seiner Vergnügung zum Feuchten gemäß mehr über das letztere und vorzugsweise in einer bestimmten Richtung, welche die Mutmaßung weckte, daß er sich der Meinung Klas Schleesack's über den Fundort des Schatzes angeschlossen habe

und den Fußstapfen desselben nachzugehen bemüht sei. Denn in den jüngsten Tagen hatte er unverkennbar sein Augenziel fast ausschließlich ebenfalls auf den Galgenbruch verwandt, beunruhigte die Frösche dort in einer, ihren sämtlichen Vorfahren vollständig unbekannt gewesenen Hochgradigkeit und versetzte, aus der Ferne angesehen, in entomologische Zweifel, ob er unter die langbeinigen Land- oder Wasserschnaken zu klassifizieren sei. Er befand sich indes nicht allein in dem weiten, vielfach von Buschwerk und hohem Gefrät durchzogenen Revier, sondern ausnahmsweise war auch Hanne-Soffe auf die Idee verfallen, die schöne Morgenfrühe zu einem Spaziergang in die bedenkliche Wirr- und Wildnis des Galgenbruchs zu benutzen. Wenigstens kam sie jetzt von diesem zurück, vorsichtig bei jedem Schritt mit dem Fuß vor sich hintastend, um ihre sauberen Strümpfe nicht in Berührung mit verdächtig gurgelnden Bodenstellen geraten zu lassen, und so erfreute sie sich ab und zu von weitem an dem Anblick der Silhouette des auf- und niedertauchenden Botanikers, ohne jedoch ihrerseits von ihm gleicherweise wahrgenommen zu werden. Sein Augenmerk richtete sich allerdings nicht auf bewegliche Gewächse von Fleisch und Blut, wenn sie auch von der Natur noch so wohlgebildet hervorgebracht worden sein mochten, allein einen wesentlichen Anteil zu ihrem Angesehenbleiben trug doch der Umstand bei, daß Hanne-Soffe sich allemal hurtig hinter einen Busch niederduckte, wo der Blick über freies Land zu ihr hinüber gelangen konnte. Dann zwirbelte sie sich mit den Fingerspitzen die Lippen zusammen, als ob diese kauende Bewegung einen besonderen Lachreiz bei ihr hervorrufe, und ihre Augen wurden von einem Ausdruck philosophischer Lebensbetrachtung durchglänzt, welche die Welt trotz allem Gewaltigen, was sich gegenwärtig in dieser zutragen mochte, heut Morgen lediglich aus einem spaßhaft-heitern Gesichtswinkel aufzufassen schien.

Auch die Sonne hatte etwas nicht nur im Sinn der üblichen Redensart Lachendes heut und beschaute sich, höher aufsteigend, mit besonderer Bergnüglichkeit das tausendfältige Kleinleben, welches sie von Stunde zu Stunde regsamer aus der Nachtruhe und Nachtkühle wieder wachrief. Es flirrte und schwirrte, frabbelte und zappelte überall an Halmen, Stielen und Blättern von kleinem, fluggeschwindem und ungeflügeltem Kerbgetier, das sich seines Daseins freute oder je nach Umständen auch weniger Anlaß zu fröhlichen Empfindungen besaß. Auf den Rücken in den Sand gepurzelte Käfer sprattelten umsonst mit den Beinen gegen den Himmel, schwimmunkundige Schmetterlinge arbeiteten schiffbrüchig wie mit umgekippten Segeln auf Wassertümpeln herum, und auf dem Frühstücksgang befindliche Raupen erlitten unliebsame Begegnungen mit gleichfalls hungrigen, stärker an Beißzangen und Kauwerkzeugen ausgerüsteten Mitgeschöpfen. Möglicherweise diente augenblicklich im Reichsparlament zu Frankfurt am Main die Insektenrepublik einem begeisterten Redner zum Gleichnis, Beispiel und Vorbild, um an ihr die Segnungen eines naturgemäßen freien Gemeinwesens zu erläutern. Aber wenn man sich die Sache ein wenig genauer betrachtete, fiel es nicht ganz leicht, sich der bedauerlichen Erkenntnis zu verschließen, daß auch dieser unmonarchische Musterstaat an mancherlei Unzuträglichkeiten litt und zu guter letzt

nicht weniger — vielleicht noch etwas mehr — auf der Grundlage errichtet war, daß der Stärkere allemal, wo es ihm möglich fiel, es als sein unveräußerliches Naturrecht ansah, den Schwächeren aufzufressen. Es lag allerhand Lehrreiches in dieser Beobachtung, für die praktische Nutzbarkeit möglicherweise mehr als in aller historischen, philosophischen und staatswissenschaftlichen Gelehrsamkeit der zeitweiligen Neubegründer der deutschen Reichswohlfahrt in der Paulskirche, und es mochte wohl sein, daß dieser Gedanke mit zu dem heutigen humoristischen Lachen der Sonne beitrug, die gleichzeitig gerade so drüben in die tiefsinnigen Professorengeichter wie hier auf die bunt übertummelte Sumpfniederung um den Dreiangel herabblickte.

Der Professor Schabacker dagegen bekümmerte sich nicht um dasjenige, was ihn nicht anging, das hieß um die Insektenwelt, oder höchstens nur insoweit, als eine Raupe ihm dann und wann zum Anhaltspunkt für das in der Nähe Vorhandensein ihrer von ihm gesuchten Futterpflanze zu dienen vermochte. Nur einmal, wie es jetzt vormittägig heiß geworden, hielt ein Anblick ihn ein paar Sekunden in seinem rastlosen Eifer an. Vor einem Strauch breitete sich das geschickt und fachkundig geflochtene Netz einer Spinne aus, in dem sich eine langbeinige Kohlschnake verfangen hatte und hilflos mit den mageren Gliedmaßen sich loszumachen suchte. Doch das Zappeln nutzte ihr nichts, denn die Spinne, nicht gerade häßlich, nur ein bißchen verschrumpfelt von Hautaussehen, zog energisch neue Fäden aus ihrem Webeapparat und unwickelte den Eingefangenen damit, so daß er immer regungsloser in dem kunstvollen Maschenwerk festsaß. Der Botaniker betrachtete den Vorgang einige Augenblicke mit der gleichgültigen Miene eines Naturforschers, doch dann ward er offenbar plötzlich von einer menschlichen Teilnahme angefaßt, denn seine Stockzwinge fuhr hilfreich in das Netz hinein. Dies zerriß, aber es war zu spät; die Spinne ließ sich zugleich mit ihrem ermatteten, kampfunfähig gewordenen Opfer auf den Boden fallen und zog es geschwind unter Blätter und Gehälm mit sich in einen sicheren Schlupfwinkel hinein. Es war das nach ihrer Art und gewissermaßen auch ihr Recht, denn warum war die Schnake ihr ins Netz gegangen? Sie verspürte eben auch Hunger und wollte das, was sie eingefangen hatte, behalten, und Professor Anton Schabacker mußte wohl oder übel ihrem Verfahren eine Berechtigung zuerkennen und setzte seine botanische Umwanderung fort.

So stieg die Sonne denn nach ihrem Kontrakt mit der Erde noch weiter aufwärts, und die Zeit kam heran, zu welcher wohl besonders mit Einbildungsfinnen ausgerüstete Leute sich in der Natureinsamkeit dann und wann scheu umblicken können, weil sie aus der Sonnenstille plötzlich irgendwo ein Mittagsgespensst auftauchen zu sehen befürchten. Von solcher Phantasiestärke und daraus erfließender Furchtsamkeit fühlte sich indes Anton Schabacker vollständig frei; ein Mittagsgespensst trug weder einen lateinischen Gattungs- und Speziesnamen, noch gehörte es in irgend welche Ordnung eines natürlichen oder künstlichen Pflanzensystems hinein, und damit entfiel in durchaus unanzweifelbarer Weise seine Daseinsmöglichkeit im Naturhaushalt. Nur der Mittagshunger gemahnte

den Botaniker an den Zenithstand der Sonne, lenkte seinen Fuß mechanisch einer etwas erhöhten, trockenen Bodenstelle zu, auf der er sich schon in den letzten Tagen zur eiligen Bewältigung seines aus dem Dreiangel mitgeführten Mundvorrats niedergelassen. Er fand dieselbe auch jetzt auf, setzte sich und biß in sein mit Schinken belegtes Butterbrot hinein. Doch bildete ihm dies keinen Genuß, sondern nur eine von der leiblichen Notdurst aufgezwungene, höchst unliebsame zeitvergeuderische Beschäftigung, und während seine Zähne menschlich kauten, blieben seine Augen wissenschaftlich in Thätigkeit und durchmusterten ihren Blickbereich nach den etwa in ihm vorhandenen botanischen Schätzen. Der in der Paulskirche zu ernennende Generalstabs-Stratege des neuen deutschen Reichskriegsheeres hätte die Gegend umher als ein „sehr kouiertes Terrain“ bezeichnet; Erde und Wasser wechselten äußerst mannigfaltig in Gestalt von kleinen gelben Sandtöpfeln und Heidekrautblüten, Sumpfrüchen, Moorhängen und Tümpeln, und dazwischen trieb die Natur ein verschwenderisches Gewucher von Strauchgebüsch, Schilfgehälm und hochstaudig breitblättrigem Gefräut aller Art auf, zwischen das die Sonne in heiterster Hochsommerlaune ihr Funkengeriesel wie einen hüpfenden, tanzenden Goldregen hineinwarf.

Was für ein absonderes Gewächs schimmerte denn da undeutlich durch den Strahlenschleier unter dem Erlenbuschschatten herüber? War es Wasserhanf oder Wasserliesch? Eine ziemlich hoch aufragende, blaßrötliche Blumenkrone schien's, deren Untergestell von einem Laubvorhang verdeckt wurde.

Der Professor Anton Schabacker griff auf einmal mit der linken Hand nach dem Sitz seines Herzens, während die rechte hastig seine Goldbrille zum Klappknopf der Gläser vom Nasenrücken herunterriß. Das war nicht Wasserhanf und nicht Wasserliesch — das konnte nichts Andres sein als die Gesuchte, die Teure, die Einzige — das Dreiblatt, die Mondblume, die rötliche Blütentraube von *Menyanthes trifoliata* mit ihren trichterförmigen Kelchen und violetten Staubbeuteln. Und hier hatte er schon zweimal in der Mittagsstunde gefessen, ohne Ahnung, nur wenige Schritte von seinem Lebensglück und -Ziel entfernt zu sein!

Er sprang vorwärtsstürzend auf, und zugleich mit seinem Herzen schwoll seine Lippe über, daß er laut ausstieß: „Hab' ich dich endlich, du Versteckspielerin, du Blume der Blumen!“

Da begab sich das Wunderbarste des gesamten wundersamen Jahres 1848, denn *Menyanthes trifoliata* antwortete mit zärtlich hingebender Stimme:

„Oh, Anton — ja, du hast mich!“

Zugleich aber riß Anton Schabacker seine beiden Lider so weit wie noch niemals im Leben auseinander. Wenn das kein Mittagsgespensst war, so gab es überhaupt keins auf der Erde! Zum erstenmal mußte er an ihr Vorhandensein glauben und befand sich einem solchen gegenüber und wußte nicht, wie man sich vor einem derartigen geisterhaften Spuk zu verhalten habe. Sein Mund brachte nur stotternd unbewußt hervor:

„Mikasia — —!“

Insofern jedoch das Antworterteilen nicht zu den herkömmlichen Bräuchen der Mittagsgespenster zu gehören pflegt, diese vielmehr nach der Aussage von Kundigen es nur in ihrer Art haben, mit stummredenden, unheimlichen Augen anzusehen, so konnte auch für denjenigen, der den morgendlichen Führerindienst Hanne-Soffe's nicht wahrgenommen, kaum länger im Zweifel bleiben, es sei keine körperlose Erscheinung, sondern in wirklicher Leibhaftigkeit Fräulein Mikasia Rosenbach, Vorsteherin des von der ungesügten Zeit verödeten Instituts für Töchter gebildeter Familien in der Königsstraße zu Berlin, die in schicklicher Ordnung ihrer Kleider und mit wohlgeflochtenen Schläfenlocken auf dem trocknen Erdfleck unter dem schattenden Erlenbusch dasiße. Denn wenn auch der Blick ihrer Augen das ungewiß-unheimlich Redende der Mittagsgespenster nicht entbehren mochte, so erwiderten ihre Lippen doch abermals, nur sanft vorwurfsvollen Tones jetzt:

„O Anton, wie kann es geschehen, daß ein Bräutigam kurze Wochen vor dem bestimmten Hochzeitstage ohne Abschied von seiner Braut fortgeht und ohne daß sie weiß, wo er verweilt, so daß sie vor Angstigung hätte ergrauen müssen, wenn ihr liebendes Herz ihr nicht als Wegweiser zu ihm gedient hätte! Wäre das eine Mitgift gewesen, die du dir gewünscht, Anton, mich mit silbernen Fäden der Sorge auf dem Scheitel gleich einer vom Mehltau betroffenen Blume zum Altar zu führen?“

„Liebe Mikasia,“ stammelte der Professor Anton Schabacker — „Mehltau — Erysiphe — fällt nicht auf die Blumen, nur auf die Stengel und Blätter — ich hatte deshalb nach dieser Richtung keine Besorgnis —“

Er schluckte ein paarmal — es blieb keine andere Artbestimmung übrig — was er hier undeutlich von weitem gesehen, war keine optische Täuschung und ebensowenig *Menyanthes trifoliata*, sondern das von *poudre de riz* zu einem weißrötlichen Schmelz überstäubte Antlitz seiner Braut Mikasia Rosenbach. Wie er zu dem Verlöbniß mit ihr gekommen, konnte er sich im Augenblick nicht mehr entsinnen, ihm war nur dunkel, daß ein durch Erbschaft in ihren Besitz geratenes köstliches Herbarium die Triebkraft dazu gebildet habe, und ihr gegenwärtiges Hiersein begriff er gleichwenig. Aber beides verhielt sich unzweifelhaft so, und er stotterte etwas geistesabwesend hinterdrein:

„Ja — liebe Mikasia — ich weiß auch kaum, wie es gekommen. Ich wollte — wollte dir etwas recht seltenes — einen Schatz — in die Ehe mitbringen — und deshalb —“

„O mon cher, hattest du denn nicht genug an dem, welchen du besaßest, und suchtest noch nach einem andern Schatz?“

„Ja, gewiß — liebe Mikasia — übergenuß — aber dies Jahr stiftet so viel Unheil an — unter Menschen und Pflanzen — und ich fürchtete, die *Menyanthes* könnte dabei ganz zu Grunde gehn — und ich dachte — dachte sie dir zum Brautfranz —“

„Ach, Anton“ — lispelte Fräulein Mikasia Rosenbach, verschämt, doch behutsam ihre eine Hand leicht über ihr Gesicht deckend.

„Ja — richtig — als Brautfranz —“ wiederholte der Botaniker, mit einem irrsuchenden Blick über das Revier vor sich hingleitend. „Das ist der einzige Schmuck, der deiner würdig ist — und ich will sie — muß sie — du bist wohl auch im Dreiangel abgestiegen — dort treffen wir uns wieder — heut Abend“ —

Wie eine langbeinige Schnake hob er hurtig die Füße, um sich zu dem von ihm angegebenen hohen Endzweck wieder auf seinen Entdeckungswandergang zu machen. Aber diese Entfernung mit der von ihm gesteckten Frist war nicht nach dem Sinn Nikasia's, die nicht umsonst den Vormittag lang in ihrem Maschenetz gewartet haben wollte, und mit der Energie der Pensionatsvorsteherin aufspringend, eilte sie hinter ihm drein und rief:

„Warte, Anton, ich gehe mit dir!“

„Nein — das kannst du nicht — liebe Nikasia — das wäre zu mühsam für deine zarten Füße,“ versetzte er flüchtig rückgewendet mit unruhigem Ton.

Doch sie erwiderte heroisch-bestimmt: „Ich habe ja gelobt, an deiner Seite durchs Leben zu schreiten und alle Beschweris und Gefahr mit dir zu teilen!“

„Nein — nein — ich darf solches Opfer nicht annehmen!“ rief Anton Schabacker und holte weitflasternd mit den Beinen aus, um in dem Wettstreit wechselseitiger Sorglichkeit und Uneigensüchtigkeit durch einen raschen Vorsprung den Längeren zu ziehen. Er verschwand in einem Buschgewirr; da hörte er hinter sich ein Platschen, wie wenn ein vorzeitlicher Riesenfrosch sich ins Wasser geplumpft hätte und gleich darauf einen halberstickten Schrei: „Horreur! Anton! Hilfe! Ich sinke unter!“ Mechanisch bog er den Kopf aus dem Laubdickicht zurück; in ihrer Opferfreudigkeit war Fräulein Nikasia Rosenbach blindlings geradeaus über eine dünn übergrünte Sumpfsdecke gelaufen, plötzlich bis an die Hüften hindurchgebrochen, und das Wasser von der Grundtiefe quirlte und gurgelte aus dem braunen Moorloch um sie auf. Ihre weitausgestreckten Arme suchten sich an dem Gewächstum der noch haltenden Oberfläche neben ihr anzuklammern, doch die Pflanzen rissen in ihren Händen ab, und sie sank unverkennbar mit jeder Sekunde noch bedenklicher abwärts.

Einen Augenblick sah der Professor Anton Schabacker diesem unvermuteten Vorgang reglos mit der betrachtend konstatierenden Miene des Naturforschers zu, und nur seine Brust weitete sich unwillkürlich von einem tiefen Atemzug. Aber dann flackerte plötzlich aus dem Hintergrunde seiner beiden auf eine der Hände seiner versinkenden Braut gerichteten Augen ein fieberhaftes Glanzgeleucht auf, er stieß in einem Gemisch von Entzücken und tödlichen Schreck aus: „Halt! Geh' nicht unter — geh' nicht unter, bis ich da bin! Du hast sie!“ und er schnellte sich mit dem Satz eines gewaltigen Heuspringers vorwärts, achtlos auf die verhängnisvolle Sumpfsbruchstelle zu. Nun streckte er sich sachverständig der Länge nach auf den bedrohlichen Boden hin, reckte lang seinen einen Arm vor und sagte mit zitternder Hast: „Gieb her — schnell — aber ums Himmelswillen laß nicht los!“ Seine Finger spannten und krümmten sich dabei, als ob er merkwürdiger Weise nur mit der Absicht umgehe, eine der von der Hand Nikasias abgerissenen und noch festgehaltenen Pflanzen zu packen, doch Fräulein

Nikasia Rosenbach umflammerte mit einer ihrer Lage nicht ganz zu verdenkenden Entschiedenheit krampfhaft seine Hand und arbeitete sich an dieser mit der Gliederbehendigkeit der Todesangst in erstaunlicher Schleunigkeit aus dem Moorloch auf festen Boden hinauf. Da stand sie, mit der unteren Hälfte ihres leiblichen Wesens triefend und von einer schwarzbraunen Torfsschlammkruste überzogen, schlang, alle jungfräuliche Zurückhaltung in diesem Moment vergessend, beide Arme um den Hals ihres Bräutigams und schluchzte: „O Anton, nun gehört mein Leben dir erst ganz an, da du mich für dich gerettet hast, und es soll nie auch nur einen Augenblick mehr von deiner Seite weichen, das gelobe ich dir mit einem heiligen Schwur!“

„Am Gotteswillen, du zerdrückst sie ja!“ rang der Botaniker atemlos hervor.

„Wen? Was?“

„Die *Menyanthes trifoliata* —“

Zu der That hatte — je nach der Weltanschauungsweise — der Himmel oder der Zufall diese unschätzbare Pflanze Nikasia Rosenbach bei ihrem unfreiwilligen Bade in die ahnungslose Hand gegeben, und der Professor löste jetzt mit ängstlicher Behutsamkeit die blaßrötliche Blütentraube aus ihren noch immer zusammengekniffenen Fingern. Verwundert blickte sie ihm zu: „Was ist denn das?“

„Bitterklee — auf deutsch,“ murmelte Anton Schabacker.

„O Anton, das war Schicksalswille, mir zu deuten, daß ich diese Hand nie wieder lassen solle!“ Und sie hängt ihren Arm in den seinigen mit einer zangenhaften Unablösbarkeit, welche kundgab, daß sie in diesem Augenblick den ersten Beginn mit der Ausführung des soeben von ihr geäußerten und beschworenen unverbrüchlichen Entschlusses mache. Mit fast tonloser Kehle wiederholte der unentrinnbar Gehaltene: „Ja, es war Schicksalswille —“, und geisterhaft auf die Blume in seiner Hand niederstarrend, fügte er nach: „*Trifoliata* — das Dreiblatt — ja, es sollte zu unsrer Hochzeit —“

„O Anton, was sprichst du, Teurer!“ fiel Fräulein Nikasia Rosenbach rosenhaft errötend ein, da sind wir doch nur erst im Zweiblatt —“

Erschreckt brach sie ab und stieß aus: „O Himmel, wer kommt da? Ich muß mich verbergen, wie Eva im Paradiese, denn du wirst nicht wollen, Anton, daß ich in diesem Zustande von andern Augen als denen meines Mannes erblickt werde!“

Aber es war zu spät; mit langen Schritten nahte Daniel Ulfilas heran, dessen Blick schon während des vormittägigen Unterrichts oftmals durch das Fenster des Schulraums zu dem fern am Horizont sich hin und wieder bewegendem Schattenriß des „Professors“ hinübergewandert war. Er hatte sich heut allein auf dem Katheder vor seiner Tribus befunden, denn die neue Lehrerin Gertrud Heidelerche war zum erstenmal ausgeblieben, und die Ahnung eines schicksalschweren, weltgeschichtlichen Vorganges erfüllte sein Gemüt mit tief bewegenden Fragen. Um eine Antwort auf diese zu erlangen, hatte er zum Freudengeheul der Triarier schon eine Viertelstunde vor dem Ruf der Mittagsglocke seine menschenbildnerische Thätigkeit eingestellt, war wie vom Wind getragen hierher

geeilt und trat nun, mit dem gebührenden Respekt seinen Hut abziehend, heran. Doch großerweitert verweilte dabei sein Blick auf der unerwartet vor ihm emporgetauchten Begleiterin Anton Schabacker's, der sich, noch immer etwas mit Sprechschwierigkeit behaftet, räuspernd äußerte:

„Ah, Sie sind es, Herr Schullehrer — ein kleiner Unfall — doch hoffentlich ohne nachtheilige Folgen. Nur müssen wir uns beeilen, heimzukommen —“

„Ein Unfall?“ wiederholte Daniel Ufilas, die Bedeutung des Wortes, wenn auch noch nicht nach ihrem ganzen Umfange, so doch voll erfassend. „Ja, hoffentlich ohne erschütternde Folgen.“

„Eigentlich — ein Glücksfall,“ brachte der Botaniker, das letzte Wort ein wenig ungewiß zwischen den Zähnen zerbeißend, heraus — „denn ich hätte sie sonst nicht gefunden.“

Fräulein Mikasia hatte inzwischen vergessen, daß sie sich schicklicher Weise vor keinen andern Augen als denen ihres — allerdings erst zukünftigen — Mannes so zeigen könne, und fiel sicher bestätigend ein:

„Ja, er hat den Schatz gefunden, nach dem sein Verlangen stand; nun hat er gottlob nichts mehr hier zu thun, als daß er ihn heimführen muß.“

„So, Sie müssen?“ betonte der Poppenroder Gelehrte ernst das Schlußwort seiner Entgegnung.

„Ja — ich muß wohl — ich habe keinen Grund mehr, mich länger hier aufzuhalten,“ stotterte Anton Schabacker, von einem sanftkräftigen Zug des Armes seiner Braut in die Richtung gegen den Dreiangel vorwärts gedrängt.

„Dem Willen des Schicksals muß der Sterbliche sich unterordnen, denn es ist das stärkere, und er leistet ihm nicht ungestraft Widerstand,“ versetzte Daniel Ufilas mit einem hörbar von innerer Erschütterung durchflungenen Tone, und er schritt schweigend neben den beiden über Heide und Sandflächen einher. Die letzteren sogen noch da und dort einen erquickenden Tropfen aus den Strümpfen und Rocksäumen Fräulein Mikasia Rosenbach's ein, doch oberflächlich sorgte die heiße Mittagssonne dafür, den Torfüberzug derselben aus dem schlammigen Aggregatzustand in einen gedörrten umzusetzen, so daß die Trägerin mehr und mehr wie eine in bräunlicher Staubwolke wandelnde Fee dahinging. Vor der Wirtschaftsthür Peter Sötebier's verabschiedete sich der Schullehrer mit einer tief ehrerbietig teilnahmsvollen Verbeugung, wie die Mitempfindung eines tragischen Geschickes sie ihm abzwang, von dem Professor Anton Schabacker, der seine Gefährtin scheinbar die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufführte, in Wirklichkeit indes die willenskräftig von ihr geleitete schwächere Paarenhälfte ausmachte. Hier beriet Fräulein Mikasia mit Hanne-Soffe über einen einstweilig erforderlich gewordenen Wechsel ihrer Kleidungsstücke, welcher auch alsbald unter der findigen Beihilfe der Wirtstochter ins Werk gesetzt wurde. Der Professor wollte zartsinnig während dieses Vorganges die Stube verlassen, allein seine Braut huschte eilig an ihm vorüber, drehte den Thürschlüssel um, versenkte ihn in ihrer Tasche und sagte mit einem Augenausdruck zärtlichen Vorwurfs: „Nein, bleib', Anton! Könntest du nach so langer Trennung schon wieder, wenn auch nur für Minuten, von mir

gehen? Ich vertraue dir ganz, daß du dich umwendest und nicht eher in meine Arme eilst, bis ich rufe: „Nun komm', mein Teuerster!“ Und Anton Schabacker rechtfertigte diese Zuversicht in garnicht zu überbietendem Maße; er trat ans Fenster, stand abgekehrten Gesichtes wie eine unbewegliche — sehr dünne — Salzsäule und blickte ohne die leiseste Anwendung zum Mißbrauch des in ihn gesetzten bräutlichen Vertrauens in das heiße Sonnengeflimmer auf der Heerstraße hinaus.

Über diese aber strebte unbräuchlicher Weise heute in den Mittagstunden Daniel Ufilas seiner Burgkemenate in Poppenrode zu. Eine Pflicht, der er sich nicht entziehen durfte, trieb ihn zur hastbeschwingten Wanderung durch die Hitze, und schwere Tropfen fielen ihm von der Stirn, als er, heimgelangt, die Feder ergriff und schrieb:

„So eben in der Sumpfniederung hujus loci, welche der „Galgenbruch“ benannt wird, geschehen und von mir mit leiblichen Augen gewahrt. Es ist der Abgesandte des Königs von Preußen, der unter dem Infognito des Professors Anton Schabacker hier verweilt, bei seinen dortigen Forschungen nach den vergrabenen Krönungsinsignien von einer am gestrigen Abend gleichfalls infognito hier eingetroffenen weiblichen Persönlichkeit überrascht worden, deren Willen man auf den ersten Blick als dem seinigen übergeordnet erkannte. Sie giebt in Miene, Stimme und Bewegungen die Gewöhnung des Herrschens kund; ihr Auftreten ist nach dem Ausdruck des lateinischen Sprichwortes *sua viter in modo, sed fortiter in re*, das heißt, sie verbirgt unter den Formen höfischer Etikette das unbedingt Gebieterische, dessen Oberhoheit jeden Widerstand zur Unmöglichkeit gestaltet. Es scheint, daß ein körperlich thatkräftiges Eingreifen von ihrer Seite stattgefunden hat, um den preußischen Gesandten an der Auffindung des Schazes zu verhindern, denn ihre Kleidung wies mit der unteren Hälfte unverkennbar auf eine energische Betheiligung an jener in einem Moorbruch hin. Mutmaßlich hat sie mit der furchtlosen Entschlossenheit, die sich eines hohen Zweckes bewußt ist und ihn um jeden Preis zu erringen strebt, der Todesgefahr Troß geboten; was und wie es sich zugetragen, wird wohl immer von einem weltgeschichtlichen Schleier überhüllt bleiben, und welchem deutschen Fürstenhause die geheimnisvolle Widersacherin der preußischen Absichten angehört, vermag der pflichtbewußte Chronist heut' noch nicht mit unumstößlicher Gewißheit zu verzeichnen. Nur andeutend kann er die hohe Wahrscheinlichkeit betonen, daß sie Blut des erlauchten Welfenstammes in sich tragen dürfte, welches sie unwiderstehlich antreibt, die Krone ihres großen Ahnherrn selbst mit Einsetzung von Leib und Leben vor der Entdeckung und Besitzergreifung durch Mitbewerber zu bewahren. Ihrer Erscheinung nach befindet sie sich in sogenannten mittleren Jahren, erfüllt nicht mit vollem Vertrauen an eine natürliche Beschaffenheit ihres Haares und ihrer Zähne und entbehrt des Reizes, welchen weibliche Jugend selbst bei im Range untergeordneten Persönlichkeiten auf das männliche Gemüt ausübt, erregt indes den Eindruck, als ob sie in vorurteilsfreier Sinnesart der Eingehung einer morga-

natischen Verbindung keine Abneigung entgegenbringen würde. Jedenfalls ruhen alle weiteren Entschlüsse und Bethätigungen des preussischen Abgesandten vollständig willenslos in ihrer starken Hand, und wir werden die Fortführung desselben von hier demnächst zu gewärtigen haben.

So verläßt denn auch dieser Vertreter des monarchischen Prinzipes nur um ein Kurzes nach dem Bevollmächtigten der republikanisch-demokratischen Partei den hiesigen Entwicklungsschauplatz, und es verbleiben auf ihm nur Se. k. k. Hoheit und Ihre k. Hoheit zurück, um sich der erhabenen Aufgabe fortzuwidmen, ob es ihnen gelinge, durch Erzielung eines menschlichen Bundes zwischen ihnen die sich verhängnisvoll widerstreitenden Interessen der beiden großen Vormächte Deutschlands zu versöhnen und zu vereinigen. Möge es gelingen und möge es mir vom Schicksal vorbehalten sein, vermittelt Aufgebotes aller meiner Kräfte und Achtsamkeit diese Hoffnung der Zukunftswohlfahrt des deutschen Volkes der Verwirklichung entgegen zu führen! Ich vernehme um mich her ein schnelleres Schreiten der Weltgeschichte, die Entscheidung ist nahe. Aber ich fühle auch, daß ich nach Erfüllung der mir zubemessenen Pflichtleistung das Recht in mir trage, zum Lohn meine Brust gleichfalls jener menschlichen Regung hinzugeben, durch welche die Natur, fürstliche Herzen aneinander knüpfend, nicht allein die Zwietracht von Völkern verhütet, sondern auch den bescheideneren Lebensansprüchen eines sich in der Stille bergenden Verdienstes um jene Vorschub und Sicherung zu leihen verheißt.“

* * *

Gertrud Heidelerche hatte der Sinn heut nicht nach der Wissensbereicherung der jungen Criticarierinnen gestanden, sondern sie war seit dem frühen Morgen auf ihrem Zimmer geblieben, um dann und wann nach „Hermann und Dorothea“ zu greifen, das Buch aufzuschlagen und doch nur mit den Augen über den Rand desselben weggehend, dazusitzen. Ihr Behaben und Wesen zeigte eine entschiedene Abänderung gegen früher und noch gegen gestern. Da nach dem großen Vorgang Homers der gelegentliche Vergleich mit einem Korn zur Mühle tragenden Esel selbst den heldenmütigen Aias nicht schändete, so konnte man auf Gertrud vielleicht nicht unzutreffend das Gleichnis anwenden, daß sie etwas von einem jungen Füllen besaß, welches, von einem geheimnisvoll herüberschimmernden und winkenden Punkt in der Weite angelockt, bedachtlos, tolldreist über Gräben und Hecken, Stock und Stein darauf zugelaufen war. Nun aber hatte es das Ziel erreicht, stand verdußt, sich scheu umsehend, fern von der heimatlichen Koppel allein in der Fremde da und wußte nicht, was es denn eigentlich gewollt. Es war doch ein eigener und höchst nachdenklicher Fall für solch ein junges Ding, so nur auf sich selbst angewiesen, sich in eine unbekante Gegend begeben zu haben, die wohl eine recht artige grüne Bodendecke darbot, doch darunter mutmaßlich allerhand brüchige Stellen verbarg, in welche der unerfahrene Fuß bei einem Fehltritte leichtlich in bedenklichster Weise einsinken konnte.

Unter derartigen Empfindungen und Betrachtungen fand Hanne-Soffe, von ihrer Morgenwanderung zum „Galgenbruch“ heimkehrend, ihre Hausgenossin und berichtete dieser über den Führerdienst, den sie nach der gesternabendlichen Abrede mit Gertrud Fräulein Nikasia Rosenbach geleistet. Sie erwies sich offenbar von dem Zweck dieses Ganges und den einschlägigen Umständen genau unterrichtet, denn sie fügte lachend nach, daß sie sich überzeugt halte, der in Rede stehende männliche Hausgast des Dreiangels sei in so sichern Händen wie ein an einen Bindfaden festgeknoteter Grasshüpfer, und wenn er sich nicht ein Bein ausreißt, so falle ihm kein Entrinnen möglich. Nun war diese etwas tierquälerisch-grausame Einfangung unfraglich ihrem Ursprung nach ein Werk der briefstellernen Hände Gertrud Heidelerche's, das sie, vielleicht halb im Übermut, doch zum größten Teil aus dem Selbsterhaltungstrieb begonnen, und man hätte glauben müssen, daß sie von dem glücklichen Gelingen ihrer Anstiftung sich höchst befriedigt zeigen werde. Aber statt dessen äußerte sie jetzt seufzend und zur Verwunderung der Wirtstochter, ihres Hierbleibens könne nicht länger sein, da sie jedenfalls sonst von ihrer alten Institutslehrerin erkannt werde, und sie müsse deshalb noch heute abreisen. Dem erwiderte Hanne-Soffe sachverständig, daß im Gegenteil die bezweckte Sicherung binnen kürzestem vollkommen bevorstehe, da zweifellos der glückliche Bräutigam veranlaßt sein werde, spätestens bis morgen mit seinem Schatz von hier abzureisen und die Luft völlig rein zu hinterlassen. Gertrud brauche darum nur heute vorsichtig in ihrer Stube auszuharren, um gegen jede Entdeckung geschützt zu bleiben. Das war, wie alles bei der Tochter Peter Sötebier's, durchaus logisch gedacht, allein die Zuhörerin konnte sich trotzdem in ihrer gegenwärtigen Gemütslage der Folgerichtigkeit nicht anbequemen, sondern beharrte bei ihrer Auffassung von der Notwendigkeit für sie, den Dreiangel zu verlassen. Dazu schüttelte indes Hanne-Soffe den Kopf; das Behaben der Sprecherin erschien ihr immer verwunderlicher und gemahnte sie immer mehr an die hilfsbedürftige Einfältigkeit Stoffels, und sie fragte, ob Gertrud denn wieder in ihrer Männerkleidung davonzugehen gedenke. Daran hatte die letztere nicht gedacht, ward bis in die Schläfen rot und verneinte hastig; das sei eine unbesonnene Thorheit gewesen und das thue sie um keinen Preis wieder. „Dann weiß ich auch keinen Rat,“ meinte die andre, „denn mit meinen Kleidern lasse ich Sie nicht weg, dazu bin ich zu vorsichtig.“ Nun fiel Gertrud Heidelerche ihr plötzlich halb schluchzend um den Hals: „Ach, liebe Hanne-Soffe, was soll ich denn thun? — ich weiß mir ja nicht zu raten und zu helfen!“ — „Man muß immer das thun, was allein vernünftig und wozu man auf der Welt ist,“ antwortete die junge Weltweise gelassen; „für Sie ist das einzig Vernünftige, jetzt ruhig auf Ihrer Stube zu bleiben und zu warten, bis ich wieder komme, um Ihnen zu sagen, wie es mit den beiden im Galgenbruch gegangen ist und was ich mir als das Klügste überlegt habe.“ Und so erheblich Gertrud Heidelerche die Tochter der Wirtschaft zum Dreiangel im allgemeinen an Geistes- und Wissensschätzen überragen mochte, so fühlte sie doch gegenwärtig einen so beunruhigenden, fremdartig brüchigen Boden unter ihren Füßen, daß Hanne Soffe's

kräftige leibliche und gemüthliche Naturveranlagung ihr wie ein Baumstamm vor- kam, an den sie sich festklammern müsse, um nicht haltlos unterzusinken. Das that sie mit körperlichen und geistigen Armen, versprach geduldig in ihrer Stube auf das Wiederkommen ihrer Rats- und Hilfsgenossin — die ja auch „ein Mädchen war“ — zu warten, und diese verließ das Zimmer. Draußen be- sann sie sich einen Augenblick, um sich „das Klügste zu überlegen,“ brachte es offenbar mit schneller Findigkeit auf und lief hurtig durch die noch immer früh vormittägige Sonne wieder in Busch und Heide, doch diesmal in der Richtung gegen Helbertshufen hinaus.

Es vergingen fast zwei Stunden, ehe Hanne-Soffe — merkwürdiger Weise aus dem entgegengesetzten Windrosenstrich, nämlich auf der Heerstraße von Poppenrode her — doch mit einem Gesichtsausdruck voller Befriedigung über den zurückgelegten Weg heimkam. Bald darauf traf auch der Professor Anton Schabacker mit seiner weiblicher Beihilfe bedürftigen Braut ein, und so rann noch ziemliche Weile dahin, bevor die Wirtstochter Gertrud Heidelerche ihre Mittagsmahlzeit aufs Zimmer zu bringen vermochte. Die Genannte hatte keines- wegs darauf gewartet, denn sie besaß heut durchaus keinen Anflug von Appetit, allein Hanne-Soffe meinte: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen und ist notwendig zu allem, was man thun will.“ Als vorteilhaft die Gölust anregende Tischmusik oder Tischgespräch erzählte sie, in welcher Verfassung das glückliche Liebespaar, das sich im Galgenbruch gefunden, heimgekommen sei und wie die Braut es nicht über ihr Herz bringen gekonnt, auch nur während der Wiederherstellung ihrer Toilette in einem andern Raum als ihr Bräutigam zu verweilen. Das trug die Berichterstatterin in höchst schicklichen, doch auch sehr munteren Wendungen vor und belebte dadurch den mangelnden Appetit ihrer Zuhörerin, so daß diese unvermerkt nach und nach einen rechtschaffenen Teil des Inhalts der Mittagsschüsseln doch ihren Zweck erfüllen ließ. Dann meinte Hanne-Soffe, Gertrud habe an der nicht mehr zertrennlichen Vereinigung des für ein- ander geschaffenen Paares drüben ein gutes und verdienstvolles Werk vollbracht, wofür sie sicherlich Himmelslohn einernten werde; zunächst nach dem Essen aber sei es, wie alle Tiere auf der Weide zeigten, von der Natur eingegeben, eine Zeit lang auszuruhen, und das möge sie jetzt thun. Später am Nachmittage werde es nach der Sachlage ratsam sein, daß sie das Haus bis zum Eintritt der Dunkelheit verlasse. Zu diesem Behuf, um sie in geeignetem Zeitpunkt un- gesehen hinauszubringen, verhiess die findige Wirtstochter wiederzukommen, und Gertrud Heidelerche hatte sich so sehr alles eigenen Denkens und Wollens ent- äußert und sich lediglich der Hut und dem Halt Hanne-Soffe's anheimgegeben, daß sie nicht einmal fragte, aus welchem Grunde sie denn nachher keine sichere Zuflucht mehr in ihrer Stube finden werde. Sie sagte einfach, wie selbst- verständlich, zu allem „Ja“ und blieb abermals wartend allein zurück. Nur dem wohlgemeinten Rat, zur Förderung der mittägigen Verdauung etwas aus- zuruhen, d. h. zu schlafen, konnte sie mit dem besten Willen nicht nachkommen. Sie versuchte wohl folgsam, sich hinzulegen, aber es trieb sie gleich wieder auf,

raftlos in ihrem Zimmer hin und her zu wandern, als werde sie doch von Gewissensbissen über ihr Thun beunruhigt und hege keineswegs die Zuversicht, den ihr verheißenen Himmelslohn einzuscheuern. Im Gegenteil regte die krampfhafteste Besessenheit, mit der ihre zierlichen Finger sich ineinander flochten, schlangen und preßten, den Eindruck, als ob ihr bei dem Gedanken an die Ernte recht bänglich zu Mute sei, und ihre Wangen wechselten in merkwürdiger Schnelligkeit zwischen der Farbe weißer Sternblumen und sehr dunkler Rosen hin und her. Warum, ließ sich nicht entscheiden, denn ihre fest und manchmal atemlos zusammengedrückten Lippen enthielten sich jeder Erläuterung des Grundes. Aber es stand zu vermuten, daß diese verschiedenartige Färbung sich in einem Kausalitätsverhältnis zu verschiedenartig in ihr hin und wieder fliegenden Vorstellungen befinde.

So wanderte die Sonne nun auf der nachmittägig ihr vorgeschriebenen Bahn weiter, und dann klopfte es an die Thür, und Hanne-Soffe kam und flüsterte: „Es ist Zeit; das Fräulein hat den Herrn Professor jetzt auf seiner Stube eingeschlossen und sitzt mit dem Schlüssel in der Tasche und schreibt; so sieht uns niemand.“ Wozu es eigentlich Zeit sei, war Gertrud noch immer unerfindlich, doch sie dachte auch noch immer nicht darüber nach, sondern folgte ihrer Führerin hurtig-bereit über die Treppe und durch die Hinterthür ins Freie hinaus. Danach weiter, waglos in die Heide, zwischen Birken und Föhren hinein, eine geraume Strecke in der Richtung auf Poppenrode zu. Sie ging, ohne die Lippen zu rühren neben ihrer Begleiterin, doch auch ihre Augen leisteten ihr nicht recht den gewöhnlichen Dienst. Es lag etwas wie ein flimmerndes Maschengewebe vor ihnen, durch das sie nur im allgemeinen die bereits schräg über Blatt und Halm spielenden Sonnenlichter um sie her wahrnahm. Sie wollte indes auch gar nichts sehen und ebenso wollte sie gleichfalls nicht fragen und nicht wissen, wohin und wozu sie hier gehe. Das ging sie durchaus nicht, sondern lediglich Hanne-Soffe an, die ja „das Klügste“ ausgedacht hatte und der wortlos und blindlings zu folgen sie unfraglich am besten that.

Dann sah sie einmal oder fühlte sie eigentlich mehr auf dem Boden etwas schwärzlich Bewegliches um sie her, das sich zu einem Gewimmel verdichtete, und es kam ihr zur Erkenntnis, das seien Heidschnucken, und zugleich verband sich ihr damit die Empfindung, alsdann werde auch der junge „Master“ derselben sich in der Nähe aufhalten. Scheublinzelnd schlug sie die Augen halb auf, doch gleichzeitig geriet es mit einer Beruhigung über ihre Wimpern, denn wirklich stand Toffel im weißen Mantel unweit von ihr, und unverkennbar war es kein gefälschter, sondern der echte Christoph Ossenkop, da sein aufgehobenes schüchternes Gesicht unter dem breitkrämpigen Hut deutlich den Herankommenden entgegen-sah. Das war sehr beschwichtigend; Gertrud Heidelerche fühlte sich plötzlich von aller herzklopfenden Unheimlichkeit, die sie auf dem Wege hierher begleitet, erlöst und hörte, ohne mehr von dem bisherigen Hämmern gegen ihre Brustwandung betäubt zu werden, Hanne-Soffe sagen:

„Nun machen Sie alles auch genau so, wie ich es Ihnen vormachen will.“

Damit drehte die Sprecherin den Kopf um, bewegte sich einige Schritte vorwärts und fuhr fort:

„Weil du denn gar so dumm bist, Stoffel, daß man zuletzt zu dir kommen muß, statt daß du, wie es sich gehört, zu mir gekommen wärst, so will ich deiner Einfältigkeit ein End' machen, damit sie mich nicht länger verdrießt —“

Und bei den letzten Worten zeigte die Tochter Peter Sötebier's, was sie darunter verstehe, daß ein Mädchen nach ihrer Ansicht zeitweilig die Verpflichtung haben könne, eine nicht gedeihlich vorwärts schreitende Angelegenheit in ihre eigene Hand zu nehmen. Denn mit ihrer linken Hand nahm sie Christoph Dffenkop den Hut vom Kopf, warf denselben gleichgültig zu Boden, schlang den rechten Arm um seinen Hals und küßte ihn dreimal gerade auf den Mund. Danach sagte sie atemholend: „Wenn du nicht von deinen Schafen so einfältig geworden wärest, hättest du mir das längst gethan und gewußt, daß ich lange darauf gewartet habe.“

Mit herunterhängenden Armen, wie entgeistert, nur dunkelrot übergossenen Gesichts hatte Toffel dies Unerwartetste seines Lebens über sich ergehen lassen, und nicht wenig war im ersten Augenblick auch Gertrud Heidelerche davon überrascht worden. Dann jedoch sah sie dem Vorgang mit schnell reisendem Verständnis, Interesse und Wohlgefallen zu, freilich ohne sich noch recht erklären zu können, warum sie nach der Aufforderung Hanne-Soffe's ihr in diesem Thun nachzueifern solle. Aber sie hatte ja wirklich eine eigentümliche vertrauliche Zuneigung zu Christoph Dffenkop gefaßt, und er sah in seinem ihm jäh vom Himmel auf die Lippen heruntergefallenen Glück, wenn auch noch, seiner Erscheinung nach, mehr auf den Mund geschlagen, so hübschgesichtig, feinsinnig und rührend-einnehmend aus, daß es Gertrud durchaus keine Überwindung kostete, ihn ihrerseits auch durch einen freundlichen Kuß zu dem nachmittägigen Ereignis zu beglückwünschen.

So trat sie nunmehr ebenfalls zu diesem Behuf gegen ihn hinan; Hanne-Soffe blickte ihr indes verständnislos fragenden Ausdrucks kurz ins Gesicht, ward dann wie von einem plötzlichen, mühsam gebändigten Lachkrampf angefallen und wies stumm mit der Hand an der Schulter Toffel's vorbei. Mechanisch folgten Gertrud's Augen der gedeuteten Richtung, da schoß ihr auf einmal das Blut noch viel dunkler in Wangen, Stirn und Schläfen als dem jungen Master, denn hinter dem Föhrengezweig neben dem letzteren hatte sich etwas Lebendiges, das keine Heidschnucke war, hervorbewegt, und ganz zweifellos stand nur wenige Schritte vor ihr der Doktor Hermann Greifenhain ohne Hirtenmantel und Hut in üblichem städtischem Anzug da. Und er sah sie an, und sie sah ihn an, und des weiteren rührten beide nicht den kleinen Finger dabei.

„Nun?“ sagte Hanne-Soffe ein wenig ungeduldig, „ich habe es Ihnen doch vorgemacht.“

Das erfüllte Gertrud Heidelerche, über die es mit einer halben schwindelnden Betäubung gekommen, jählings mit einer andern, richtigeren Auffassung.

Nicht bei Toffel hatte sie das absonderliche Verfahren ihrer Hierherführerin nachmachen sollen, sondern —

Aber so weit erstreckte ihre Folgsamkeit unter die Anleitung der Tochter Peter Sötebier's sich denn doch nicht. Ein rasches Verständniß ging ihr auf, daß die letztere, wie sie am Morgen Fräulein Mikasia Rosenbach in den Galgenbruch geführt, so es als „das Klügste“ ausgedacht, den gestern abendlichen verkappten Heidschnuckenmaster für heut Nachmittag an diesen Platz herzubestellen. Allein zugleich fühlte sie, daß sie doch noch über so viel Selbständigkeit gebiete, dies Zusammentreffen nach ihrer Willensmeinung anzusehen, darzustellen und zu regeln, und so äußerte sie jetzt mit einem, ihres Dafürhaltens gut vorgebrachten Tone des Erstaunens:

„Wie unerwartet, Herr Doktor, daß ich Sie nochmals hier vorfinde! Sie haben sich wohl bei Christoph in die Lehre gegeben, um sich weiter in dem von Ihnen gewählten neuen Lebensberuf auszubilden.“

Damit mochte es sich nun verhalten, wie es wollte, jedenfalls schien der Einfluß Toffel's insoweit nicht ohne Wirkung auf Hermann Greifenhain geblieben, daß dieser zunächst für dasjenige, was er vorbringen wollte, keine Worte fand. Er hätte sagen können, Fräulein Ljuba irre sich durchaus in ihrer Annahme, mit Miene und Lippen gut Komödie zu spielen, im Gegenteil sei dies ihr herzlich schlecht gelungen und sie besitze für solche Leistungen absolut kein Talent, so daß sie besser thue, von allen schauspielerischen Versuchen abzustehen. Doch sein Stottern ließ dies nicht zum Ausdruck gelangen, und er würde vielleicht gar nichts zu erwidern gewußt haben, wenn sein Goethe'scher Namensvetter ihm nicht noch im rechten Augenblick mit einer Erinnerung zu Hilfe gekommen wäre und ihm die Verse in den Mund gelegt hätte:

„Sedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.
Und er faßte sich schnell und sagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwidern,
Deinetwegen kam ich hierher! Was soll ich's verbergen?“

Das sprach oder rezitierte der Doktor und Privat-Dozent Hermann Greifenhain eigentlich ohne viel Nachdenken, nur weil es ihm gerade hilfreich ins Gedächtnis und in den Mund geriet und ihm im großen und ganzen den Umständen zu entsprechen schien. Wenn er aber mit vorbedachter Wahl nach einer Entgegnung gesucht hätte, um Gertrud Heidelerche gegenüber siegreich das Feld zu behaupten, so würde er schwerlich auf eine wirkungskräftigere verfallen sein können. Denn daß „ihr Auge nicht Liebe blicke“, klang ihr trotz allem im Innern als ein fürchterlicher Spott, und daß es gar von „hellem Verstand“ reden solle, erschien ihr geradezu als ein unertragbarer Hohn. Sie empfand alles eher, als mit Verstand gehandelt zu haben und mit Verstand hier zu stehen; ebenso fühlte sie, von Hanne-Soffe sei nicht die geringste Unterstützung mehr für sie zu erhoffen, und alle Selbstherrlichkeit, über die sie noch verfügte, hatte sich ihr, vom Kopf und Herzen abwärts gefallen, lediglich in den Füßen behauptet.

So ließ sie sich instinktgemäß auch auf nichts Weiteres mehr ein, als ihr Heil den letzteren anzuvertrauen, daß heißt, sie drehte sich antwortlos um und lief spornstreichs durch die Heide davon. Diese bestand nun allerdings nicht aus Felsstufen, wie die Stiege, auf der Hermann einst Dorothea hinuntergeführt, aber zu ebenem Weg gebahnt war sie doch auch keineswegs, vielmehr sehr mannigfaltig mit kleinen Hügeln und Thälern, Heidebulten, Ginster- und Pflanzkrautstauden durchsetzt. Und da Gertrud in ihrer Eilfertigkeit alle diese Laufhindernisse sowohl mit den Augen als mit den Füßen als nicht vorhanden betrachtete, so erging es ihr noch übler als ehemals Dorothea. Denn der letzteren „knackte nur der Fuß, sie drohte zu fallen“; die hier Fortflüchtende aber verwickelte sich, strauchelte und fiel wirklich, und wenn der Sturz in das weiche Sandgeriesel auch ein sehr ungefährlicher sein mochte, so reichte er doch gerade aus, um sie im Augenblick ihres letzten Eigentumsrestes an Besinnung und Willensbesitzes zu berauben. Sie blieb einfach liegen, wo sie hingefallen war, und drückte ihr Gesicht, wie man es dem Strauß aufbürdet, um nichts mehr um sich herum zu sehen und zu hören, in den Sand.

Das bildete nun aber einen wörtlichen Zwischenfall, welcher die bisherige ungeschlüssige Behabensähnlichkeit zwischen Christoph Ossenkop und Hermann Greifenhain plötzlich aufhob und diesem Seele und Gliedmaßen im Nu mit dem Bewußtsein der ritterlichen Verpflichtungen eines jungen Mannes des neunzehnten Jahrhunderts bei solchem Vorkommnis durchdrang. Da es ihm nicht an dem Mut und dem Antrieb gebrochen hätte, sich ohne Besinnen in einen Abgrund hinterdrein zu stürzen, war es freilich nur eine verhältnismäßig geringfügige Leistung, daß er sich mit drei Sprüngen der reglos Hingesunkenen nachschleunete, um zum Beistand an ihrer Seite niederzuknien. Und zwar übte er diesen vermittelst That und Rede, mit den Händen und dem Munde in einer dreiteiligen, gewissermaßen nach den Vorschriften der Kunst fortschreitenden Skala. Denn zuerst fragte er besorgt: „Sie haben sich doch nicht verletzt, Fräulein Ljuba?“ und dabei suchte er die Angeredete mit noch etwas zaghaft berührenden Händen aufzurichten. Dann hielt er, dies letztere entschlossener ins Werk setzend, seinen einen Arm unter ihrem Nacken durchgeschlungen und flüsterte nur halblaut: „Sie sagten doch, Ljuba, ich dürfe Ihnen wieder vor Augen kommen, wenn ich mich nicht mehr mit Volksrechten und Barrikaden, sondern mit dem Hüten von Schafen befassen würde. Warum halten Sie denn jetzt, da ich es gethan, Ihre Zusage nicht, sondern wollen von mir fort und mich allein bei den Heidschnucken lassen? Habe ich das verdient?“ Und den Schluß seiner Beistandsleistung, die letzte Stufe der Skala, vollendete Hermann Greifenhain in der Weise, daß er den Kopf der Liegenden allgemach sacht höher gegen seine Brust heraufschob und nichts mehr sprach, sondern seine Lippen nur noch dazu verwandte, sie niederzubücken und auf diejenigen des hochroten Gesichtes dicht unter ihm festzuschließen.

Fest zugeschlossen hielt auch die Inhaberin des letzteren ihre Augen, so daß sie von der ganzen Welt, der Erde um sie her und dem Himmel über ihr nicht das Geringste sah. Dagegen hatte sie die an sie gerichteten Worte gehört, und

ihre Gerechtigkeitsliebe konnte keine Einwendungen dawider aufkommen lassen, sondern mußte ihnen als durchaus auf Folgerichtigkeit fußend, Beipflichtung zollen. Derjenige ihrer Sinne aber, der augenblicklich von allen sich am lebhaftesten geltend machte und eigentlich ganz allein die Oberherrschaft an sich riß, war der des Gefühls. Er erlöste sie von einer ungeheuren herzklopfenden Angst, daß sie nach der Vorschrift Hanne-Soffes Hermann Greifenhain zuerst küssen müsse, denn sie fühlte ja, daß seine Lippen ihr diese unmögliche Aufgabe abnahmen. Und da sie dies thaten, befand sich ja alles in der gebührenden Ordnung, und es war selbstverständlich, daß sie auch ihren Arm um seinen Hals schlang und ihn wieder küßte.

Auch das meint Johann Wolfgang Goethe, „es sei der Mensch in seinem dunklen Drange des rechten Weges immer sich bewußt,“ und wer nunmehr noch außer der mählich niedergehenden Sonne in den stillen Heidewinkel hineinzublicken vermocht, hätte keinen Zweifel in eine neue Doppelbestätigung dieses Lebensweisheitspruches gesetzt. Unfraglich hatte Hanne-Soffe den besten Weg zu Stoffel's Schüchternheit eingeschlagen, doch auch der Weg, den Gertrud Heide-lerche von Berlin zum Dreiangel gemacht, war nicht minder der richtige gewesen, da er — allerdings mittelst einiger Hirsen, Linsen und Erbsen — Hermann Greifenhain von seinem Abweg auf den Weg hierher gebracht, und es war keines unter den Gesichtern, das nicht über die heutnachmittägige Wegvereinigung und Weggenossenschaft leuchtendste Befriedigung ausdrückte. Unerläßlich schien damit verbunden, daß auch die Lippen sehr häufig wieder die Wege zu einander suchten und fanden; die beiden jungen Paare wollten sich offenbar in dieser neuesten Wegkundigkeit nicht wechselseitig vor einander brüsten, wer das andere an Findigkeit überbiete, sondern hatten sich in bescheidener Selbstgenüge so hinter Vorhänge von Laub- und Nadelholzgezweig zurückgezogen, daß die Augen hierhin und dorthin nicht herüber und hinüber zu reichen vermochten. Im Grunde war diese Maßnahme freilich überflüssigster Art, denn erstens hatten die respectiven Augen besseres zu thun, als auf anderes als ihre eigenen Angelegenheiten acht zu geben, und zweitens hätten sie im letzteren Falle in der Entfernung nichts wahrgenommen, als was sie genau ebenso in der nächsten Nähe betrachten konnten. Es stellte sich nämlich wieder die Richtigkeit der Anschauung Hanne-Soffe's heraus, daß der Hauptsache nach ein Mädchen wie das andre sei; nur bereicherte sie ihren Wissensschatz gegenwärtig noch durch die Erfahrung, daß auch einfältige junge Männer, wie Stoffel, mittelst zweckmäßiger Anleitung außerordentlich rasch zur Ablegung ihrer Lippenschüchternheit gelangen konnten, und Gertrud oder Ljuba blieb in dieser Kenntnismehrung nicht hinter der Tochter Peter Sötebier's zurück. Vielleicht zwar nicht unwesentlich durch ihr eigenes Verdienst; von ihren Augen war zweifellos kein unbefugtes Abgucken an fremdem Vorbild, wie sie sich zu verhalten habe, zu besorgen, denn sie behielt dieselben hartnäckig geschlossen, aber unverkennbar bedurfte sie auch keineswegs der Belehrung von auswärts, sondern fand in sich selbst alle Erfordernisse zur gründlichsten Erfassung ihrer gegenwärtigen einzigen Aufgabe vorbereitet. So gedieh diese bei dem

wechselseitigen Unterricht zwischen ihr und Hermann Greifenhain ohne vielen Wortaufwand schnell bis zu ungeahnter Vollkommenheit, und der hingebende Eifer, mit dem beide sich ihr ausschließlich widmeten, trieb augenscheinlich das Blut in ihren Adern zu immer regerer Lebendigkeit an, so daß ihre Gesichter sich mehr und mehr mit der heißen und dunklen Färbung eines übermäßig beschleunigten Herzschlags übergoßen.

Möglicherweise trug indes etwas auch der Tag die Schuld daran, denn die Hitze desselben hatte mit dem herannahenden Abend nicht abgenommen, sondern war noch schwüler geworden. In der Ferne grollte es auch ab und zu, und wenn die Augen Muße und Interesse dafür besessen hätten, würden sie im Westen absonderlich aufgetreppte Wolkengiebel gewahrt haben. Doch achtete hüben und drüben weder Ohr noch Blick auf die abendlichen Veranstaltungen des Himmels, bis einmal ein schärferes und näheres Rollen doch unwillkürlich sämtliche Köpfe von ihrer ansprechenden Beschäftigung innehalten und aufhorchen ließ. Es erschien zuerst auch wie ein Wolkengetöse, aber nun rief die Stimme Hanne-Soffe's herüber: „Das ist kein Donner, sondern ein Wagen von Poppenrode her; wer mag da kommen?“ Und es zeigte sich jetzt überraschend, daß Christoph Ossenkop heute seine Heidschnucken nur in geringer Entfernung von der Heerstraße weidete, auf der das rollende Fuhrwerk daherkam, wie gestern Abend das andre Fräulein Nikasia Rosenbach aus der Richtung von Helbertshufen gebracht.

Das bildete aber unter allen Umständen in dieser Welt ein nicht außer Betracht zu lassendes Ereignis, welches selbst die so interessant und emsig in Anspruch Genommenen von ihren vortrefflichen Sitzstätten auftrieb, um ihre Augen mißbegierig durch den Busch hinüber zu recken. Das Gefährt kam staubumwirbelt näher und außerdem ihrem Erkundigungsdrang dadurch entgegen, daß es auf den Ruf eines Insassen: „Kutscher, halten Sie, daß man einmal atmen kann! Wie weit ist es denn noch nach dem — dem — der Teufelsherberge?“ unweit vor den verborgenen Hörern anhielt. „Sind gleich da, Herr, im Dreiangel,“ antwortete der Befragte, am Hut rückend, und der erste Sprecher versetzte mit merklichsten Anzeichen höchst mißvergnügter Laune: „Eine niederträchtige Staubschluckerei, statt Unter den Linden sich die Kehle mit Eiskaffee zu fühlen! Den Genuß werde ich der Kuhmilchliebhaberin auch aufs Kerbholz schneiden!“

Der Mißgelaunte war ein wohlbehäbiger, sorgfältigst rasierter und behandschuhter Herr in den sogenannten besten Mannesjahren, dem eine goldene Uhrkette von erheblicher Schwere auf der etwas vorgebuchteten, sommerlichen weißen Biquéweste ruhte. Unbehagen über seine Lebensalterstufe sprach sich indes in seinen Zügen nicht aus, er schien dieselbe im Gegenteil durchaus nicht als eine bedauerlich in absteigender Linie befindliche zu betrachten, sondern vollkommen durch dasjenige befriedigt, was sie ihm — mit Ausnahme der unliebsamen staubwirbelnden Gegenwart — an mannigfachen Hilfsmitteln zur Verannehmlichung seines Daseins jetzt vielleicht noch ausgiebiger als in früheren Perioden seiner Erdentage vergönnte. Außer ihm befanden sich noch zwei Persönlichkeiten in dem eleganten und bequem eingerichteten Wagen; zuvörderst ein langaufgeschossener,

206

hagerer, etwas gallengesichtiger Herr in unbestimmbaren Jahren, tadellos frisiert, falls die gelbliche Haarbedeckung seines Kopfes ihm als Naturmitgift angehörte, und sodann eine junge, hübsche, dunkelköpfige Dame, deren Teint, Haare und Augen die Beimischung einiger Tropfen südlicheren oder östlicheren Blutes zum germanischen zur Wahrscheinlichkeit gestalteten. Auf dies elegante und einnehmende weibliche Wesen fiel der gespannt durch das Gebüsch lugende Blick Gertrud Heidelerche's zuerst, und ihre Hand fuhr hastig zum Mund herauf, denn dieser hatte unbedachtsam, fast laut hörbaren Tones den Ausruf: „Franziska!“ hervorgestoßen.

Das Fuhrwerk hielt noch, und der ältere Herr fügte seiner mißvergnügten Äußerung nach: „Also gut, wenn wir nur aus dem Höllennehl an eine Quelle kommen, meinethwegen im Dreiangel oder wo! Dann werde ich sagen, wie es in dem Ding da, der Komödie am Ende hieß — kleine Person spielte die verliebte Prinzessin famos —: „Ich habe das Meinige gethan, mein lieber Staatsanwalt, thun Sie das Ihre.“ An dem Abend sagte ich gleich: Eine Künstlerin, die zu solchen Hoffnungen berechtigt, darf man nicht ohne Unterstützung lassen; wäre unverantwortlich.“

Mehr um die Nasenflügel als um den Mund des Sprechens zwinkerte ein von der Rückerinnerung zufriedengestellt lächelnder Zug, und Fräulein Franziska Langenfeld fiel jetzt ein: „Ach, wie ich mich freue, unsre arme Ljuba aus dieser traurigen Gegend, in die sie sich so thöricht freiwillig verbannt hat, zu erlösen!“ Ihre Augen schauten dabei taubenfromm-mitfühlend umher, nur im Hintergrunde ihrer Lider blinkte ein wenig ein kurz glitzernder Lichtreflex auf, die Peitsche des Kutschers flatschte, und der Wagen rollte, sich wieder in eine Staubwolke einwickelnd, weiter, dem Dreiangel zu.

Die im Busch Versteckten standen noch reg- und lautlos nachhorchend, dann sagte Hanne-Soffe zuerst: „Wer kommt denn da wieder zu uns?“ Zugleich jedoch sah sie in das Gesicht Gertrud's, das seine bisherige Röthe völlig eingebüßt hatte, so daß es in der Färbung mehr den Wollgrasfloeken umher ähnelte, und sie fuhr rasch fort: „Was haben Sie? Ist's Ihnen nicht gut?“

„Mein Vater und meine Freundin waren's,“ erwiderte die Befragte ziemlich tonlos, und ebenso versetzte sie auf die unwillkürliche Frage Hermann Greifenhain's, wer denn der andre sei: „Der Staatsanwalt, Freiherr von Landschade — der, von dem ich dir sagte, daß mein Vater mich mit ihm —“

Sie sprach nicht aus, man sah, daß ihre Gedanken den jüngsten Vorfall noch nicht zu bewältigen vermochten, und alles, was sie über die Lippen brachte, war ein ratloses: „Was nun —?“

„In den Dreiangel kannst du nicht zurück —“

„Natürlich nicht —“

Diese Bemerkungen waren begreiflich, aber eigentlich überflüssig gewesen, und Doktor Hermann Greifenhain strengte seinen Kopf zu ernstlichem Nachdenken an. Das Gesuchte kam ihm indes schnell, und er faßte ihre Hand: „Du mußt

dich verbergen und kommst zunächst für die Nacht mit mir nach Poppenrode in meine Behausung bei dem Schulmeister —“

Doch nun goß sich auf einmal wieder das dunkle Rot über die Wollgrasfarbe des ganzen Gesichts der jungen Zuhörerin aus. Das war gewiß ein zweckentsprechender Vorschlag, den sicher auch Hanne-Soffe für „das Klügste“ hielt, und die Zufluchtslose würde ihn ebenfalls annehmbar befunden haben, wenn — sie wußte es sich in ihren verworrenen Gedanken nicht recht klar zu machen — wenn — wenn es noch gestern und nicht heute Nachmittag gewesen wäre — und wenn die Luft nicht so heiß und schwül gedrückt hätte, daß sie so eiligen, beängstigenden, Atem nehmenden, das Blut in die Schläfen jagenden Herzschlag verursachte —

„Nein!“ stieß Gertrud-Ujuba aus und machte hastig ihre Hand los. Es waren das Gründe, von denen sie fühlte, daß man sie einem andern schwer oder eigentlich unmöglich auseinandersetzen könne, und um dem zu vermutenden Ansinnen einer solchen Erläuterung zu entgehen, griff sie nochmals zu dem Mittel, das sie heute hier schon einmal — freilich erfolglos oder mit entgegengesetztem Erfolg — angewandt hatte, das hieß, sie lief, so hurtig sie dazu im stande war, davon. Allerdings besaß nun Hermann Greifenhain bereits im Nachfolgen Übung und bewährte dies auch sogleich; aber diesmal straukelte die Fortlaufende nicht, sondern drehte sich statt dessen nach einer kurzen Weile sicher auf ihren Füßen um und sprach mit der Bestimmtheit, die ihr Willen inzwischen gewonnen hatte, zurück:

„Nein, bleib' und habe keine Sorge um mich! Ich komme schon unter für die Nacht, geh' du nach Poppenrode, dorthin schicke ich dir Nachricht, wo du mich morgen in der ersten Frühe findest. Und — es war der schönste Tag meines Lebens — nein, für heute ist er vorüber, Hermann, wir wollen den Platz zwischen uns lassen — und gute, gute Nacht, Hermann!“

Sie winkte, ihre Hand legte sich auf die Lippen und winkte noch einmal von diesen aus, und die Bestätigung, daß es der schönste Tag ihres Lebens gewesen, strahlte aus ihren Augen. Aber diese redeten zugleich unweigerlich, daß er für heute vorüber sei, und aus dem Sonntagskleid Hanne-Soffe's sah den zurück Gehalteneu zwar ein sehr, vielleicht ein wenig zu sehr liebewarmes Mädchen an, doch auch eine junge Stadtdame, die über ihrer ländlichen Tracht und Eingewöhnung doch die Schicklichkeitsvorschriften aus dem Institut des Fräuleins Nikasia Rosenbach noch nicht vollständig vergessen hatte. So blieb der Doktor Hermann Greifenhain, wenn auch sehr ungerne, vor dieser entschiedenen Willensäußerung stehen und sah nur noch, wie seine Dorothea, behende über Heide und Ginster fortwandernd, zwischen Birken und Föhren verschwand. Wohin sie ihr Wegziel richtete, wußte er nicht, ihr aber war es plötzlich und beruhigend aufgegangen, sie hielt gegendkundig ihren Fuß darauf zu, und das Klopfen ihres Herzens beschwichtigte sich immer mehr, wie sie bald in nicht mehr weiter Entfernung den Kirchturm von Altenhagen vor sich aufsteigen sah. Friedlich und schuhverheißend, noch von einem letzten Sonnenschimmer rötlich angeglänzt, lag

er da, und die junge Unterkunft Suchende schritt nach wenig Minuten dem ihr bekannten, freundlich umgrüntem Pfarrhaus entgegen.

Hier war sie wieder Gertrud Heidelerche, wie dieser Name für sie von hier seinen Ursprung genommen, sie trat auf den Flur ein, in dessen schon stark grauendem Zwiellicht ihr Katharina Hollerbusch von der Küche her entgegenkam. Schnell fragte die Eintreffende: „Ist der Herr Pastor zu Hause? Ich muß heute Nacht hier bei ihm bleiben.“

„Was müssen — was — wollen — Sie?“ antwortete die alte, getreuliche Pfarrhauswirtschafterin, merklich ihrem Gehör nicht recht trauend.

„Ein Bett oder ein Sofa oder einen Stuhl, was ist mir gleich, nur daß ich die Nacht hier im Hause zubringen kann.“

Und jetzt erst erkannten Katharina Hollerbusch's ein wenig doch von den Jahren mitgenommene Augen durch die rasch sich verdichtende Dämmerung, wer eigentlich vor ihr stehe und mit ihr spreche. Diese jähe Erkenntnis aber war für die Tragfähigkeit ihrer fünfzig Jahre sorglicher Pflichterfüllung zu viel, ihr Mund stieß nur hervor: „Sie?“ und hinterdrein: „die Nacht?“ und die Hände krampfhaft über ihrem grauen Scheitelhaar mit den Fingern ineinanderflechtend, lief sie ohne ein weiteres Wort zum Erstaunen Gertrud's durch die Hinterthür in den Garten davon.

In dieser, „Klein-Poppenrode“ benannten freundlichen Dase stand der Pastor Wolfgang Schaffenrath, zu ihrem Gedeihen mit der Handhabung einer Gießkanne beschäftigt, und sagte, als er den Schritt seiner langjährigen Lebensgenossin von der Thür her vernahm: „Es ist wohl eigentlich ein überflüssiges Thun heute, denn es scheint, daß der Segen des Himmels sich binnen kurzem reichhaltiger ergießen wird, als die Menschenhand es vermag. Doch der Mensch thue, was er für förderlich achtet, und erwarte dann das noch Bessere von glücklicher Fügung —“

Aber weiter gelangte der Sprecher in der Entwicklung seiner philosophischen Lebensanschauung nicht, denn Katharina Hollerbusch stand jetzt und zwar nun mit hoch über den Kopf aufgestreckten Händen dicht vor ihm und fiel ihm zitternd, stammelnd, schluchzend ins Wort:

„Wolfgang — also darauf hast du gewartet — und das nennst du das Bessere — und du glaubst, das werde dir den Segen des Himmels eintragen? Nein, Wolfgang, daß du mich das noch erleben lassen mußt! Du hast es ja gesagt, und ich wußte es ja genug schon selbst — ich habe ja kein Vermögen — nichts als die grauen Haare, die ich hier bekommen — und für dich mag es ja noch nicht zu spät sein, wenn es auch in deinen Jahren mir kein natürlicher Wunsch mehr, wie du sagst, sondern sehr unnatürlich scheint. Aber daß du es eine glückliche Fügung nennst und es so auf einmal ohne alle Vorbereitung über mich kommen läßt, wo du es doch vorher gewußt hast — denn sonst hätte sie nicht die — die — ich kann nicht sagen, was — daß ich den Tod am Schlag hätte haben können — das, Wolfgang, das hätte ich nicht von dir gedacht —“

Hier mußte Katharina, um nicht zu ersticken, tief nach Atem ringen und gab dadurch Wolfgang Schaffenrath zum ersten Mal die Möglichkeit, mit begrifflosem Staunen zu entgegnen:

„Aber, liebe Käthe, ich verstehe dich nicht. Ich habe doch auf deinen Wunsch an den letzten Abenden den Besuch des Dreiangels aufgegeben und hege keine Ahnung, was dich in dergleichen Gemütsregung versehen mag. Es muß ein Irrtum in deiner Vorstellung obwalten, über den du mich besser im Hause weiter unterrichtest, denn der erhoffte Regen beginnt schon zu fallen.“

Das that dieser allerdings und zwar in sehr großen, glänzenden Tropfen. Die im Westen hochaufgetreppten Wolkengiebel hatten sich in den letzten Minuten mit außerordentlicher Beschleunigung weiter in den Zenith hineingebaut und schoben sich nach allen Seiten zu formlosen, grauschwarzen Gemäuermassen auseinander. Doch schienen sie Fensterlücken zu besitzen, in denen bläuliche Lichter angezündet und aus denen volle Wasserkübel heruntergeschüttet wurden, während hinter ihnen ein Gepolter näher daherkam, als ob dort auf unsichtbaren Bodenräumen mit Riesenfugeln Regel geschoben werde. Indes faßte weder Auge und Ohr noch das Gefühl Katharina Hollerbusch's etwas von dieser raschen Verwandlung der Himmelsumstände auf, sondern sie empfand nur, daß sie wieder Atem hatte, und hörte nur auf die letzten Worte Wolfgang Schaffenrath's und erwiderte auf diese mit einem Ton bitterlichen Seelenschmerzes:

„Ja, leider, Wolfgang, war die Vorstellung, die ich mir — dreißig Jahre lang — von dir gemacht, ein Irrtum! Aber ich habe dir ja keine Vorwürfe zu machen, denn es ist ja deine Sache, und ich gehe dich ja vor der göttlichen und irdischen Rechtsfakung nichts an. Aber daß ich noch einmal mit dir in das Haus hineingehe, das glaubst du selbst nicht! Das glaubst du selbst nicht, daß ich das Haus noch wieder betrete, in welchem die — die — ich will mich ja zusammennehmen — deine Braut —“

„Meine Braut?“ wiederholte der Pastor fast sprachunfähig vor Verwunderung.

„Und hättest du es mir vorher gesagt, Wolfgang, daß du es so im Sinne hättest, da wäre ich ja — ganz ruhig — denn es geht mich ja nicht an, und mit dem Wunsch für dein Bestes fortgegangen. Aber daß du sie bei Nacht ins Haus kommen läßt, um hier zu bleiben und, während ihr beide noch ledig seid, unter einem Dach mit dir zu sein — das, Wolfgang, streitet gegen alles göttliche und menschliche Gebot und gegen rechtliche Sitte und weibliche Zucht und Schamhaftigkeit — und mit einer — einer Person, die das thut, bleibe ich keinen Atemzug im Hause zusammen. Ich brauche ja nicht zu verhungern, denn meine Hände können ja noch arbeiten — als Stallmagd oder als Viehhüterin bei einem Bauern, und vielleicht trifft mich der Blitzschlag, daß ich gar nichts weiter mehr nötig habe — das wäre das Allerbeste —“

Damit versiegte und versagte der herzschluchzende Ausbruch aus den Lippenfleusen Katharina's, die Wolkenschleusen über ihr aber öffneten sich dafür desto rückhaltsloser und platschten ihr, wie sie jetzt den Rücken drehte und geradeaus der

Gartenthür zulief, erbarmungslosen Guß auf ihr graues Haar herunter. Einen Augenblick stand Wolfgang Schaffenrath noch wie versteinert, dann that er das Nämliche, was vor einigen Stunden Hermann Greifenhain gethan, und trotz seinen fünfzig Jahren kaum minder hurtig als jener mit den jungen Beinen. Er sprang seiner alten Haus- und Lebensgenossin nach, erfaßte sie noch an der Pforte, da ihr Kleid an einem Holzsplitter derselben hängen geblieben war, und sagte, ihr den Arm zugleich kräftig festhaltend und zärtlich um den Hals schlingend:

„Meine liebe Käthe, es waltet hier eine Täuschung ob, über die wir uns zuvor, ehe du im Regen das Haus verlässest, doch noch gemeinsam Klarheit erwerben wollen. Denn ich besitze wohl eine Braut, aber keine andre als diejenige, welche seit dreißig Jahren ihr Leben dann unter nämlichen Dache mit mir verbracht hat, ohne daß du einen Anstoß daran genommen. Das kann ich dir mit einem Worte, welches an Eidesstatt gültig ist, bekräftigen, wie ingleichem, daß ich niemals daran gedenken werde, eine andre Braut in unser Haus einzuführen, das dir doch wohl zu nicht minderem Teile angehört als mir.“

Katharina Hollerbusch hatte zuerst noch eine Anstrengung gemacht, sich loszuwinden, wobei ein vernehmliches „Ratsch!“ von ihrer linken Seite her klang, da ihr festgehafter Rock sich von dem Holzsplitter losriß. Aber dann lag sie, an Körper- und Willenskraft gleichmäßig erschöpft, in dem haltenden Arm des Pastors, wie Gertrud Heidelerche zuvor im Sande, und brachte nur stammelnd vom Munde:

„Oh — das kannst du wirklich mit einem Eid schwören, Wolfgang? Und dein und mein Haus nennst du's, in das ich noch länger hineingehöre? O Gott, was für ein schreckliches Jahr ist das — und der große Riß im Kleid auch noch dazu! Aber wer ist denn die Gertrud, die bei uns über Nacht bleiben will?“

„Gertrud — das junge Fräulein aus dem Dreiangel?“ fiel Wolfgang Schaffenrath überrascht ein. „Befindet die sich drinnen bei uns im Hause? Da muß etwas vorgefallen sein, was sie um Beihilfe hierher bringt. Komm' schnell aus dem Regen, liebe Käthe!“

Er zog sie mit sich, und die Herzensbekümmernis Katharinas hatte sich so weit zu der sanfteren Gemütsregung der Neugierde abgeschwächt, daß sie ihm, so schnell es ihr möglich fiel, Folge leistete. Die verwundert drinnen noch auf dem Flur Wartende trat ihnen mit der Frage entgegen: „Ich komme Ihnen wohl als etwas ungelegener Gast, Herr Pastor?“

„Nun ja —“ antwortete dieser in ein wenig unwillkürlicher und offenherziger Verlegenheit — „nein, das nicht — ich meine nur, es ist nicht wohlgeraten, mein liebes Fräulein, daß man Heimlichkeiten besißt —“

Eigentlich entsprang diese Bemerkung einer leichten Selbstanschuldigung des Sprechers und erstreckte ihren Inhalt auf das Verhehlen seiner Bekanntschaft mit der jungen Fremden vor seiner alten Hausgefährtin. Gertrud konnte indes die Worte nicht wohl anders als auf sie bezüglich auffassen und erwiderte:

„Zu der Einsicht bin ich in den letzten Tagen auch gründlich gekommen, Herr Pastor — ich konnte nur vorher nicht anders. Aber jetzt habe ich gottlob nichts mehr zu verheimlichen, auch vor Ihnen nicht, und bin hier, Ihnen Alles zu sagen und Sie noch einmal um Rat und Beistand zu bitten —“

Sie warf dabei einen Blick auf Katharina Hollerbusch, als ob sie mit ihm allein zu reden wünsche, doch Wolfgang Schaffenrath zog hastig beflissen den Arm der letzteren fester in den seinigen und entgegnete: „Ich besitze keinerlei Geheimnisse vor meiner lieben Käthe, und was Sie mir mitzuteilen für gut befinden, wird bei ihr ebensowohl in sicherem Verwahrsam behütet sein.“

Dann klatschte der Regen in Strömen rund um das Pfarrhaus nieder, und drinnen in der trocknen, behaglichen Wohnstube sprach Gertrud Heidelerche wohl eine Viertelstunde allein, bis sie selbst kaum etwas mehr über sich wußte als ihre beiden aufmerksamen Zuhörer. Es kam ein eigenes Gefühl stiller und eigensuchtloser, gewissermaßen poetischer Befriedigung über Wolfgang Schaffenrath, wie er erfuhr, daß derjenige, für den er in seiner Empfindung manchmal im Garten des Dreiangels als Stellvertreter gedient, wirklich in der Welt vorhanden und seit heute Nachmittag der Verlobte Gertrud Heidelerche's sei. Nüchtern und leise lächelnd saß er und sah den beschwichtigenden Eindruck, den die Erzählung auf Katharina übte, und erst als die Sprecherin abschließend innehielt, sagte er:

„So haben wir mithin, wenn ich richtig vernommen, die junge Heidelerche fortan Fräulein Ljuba Hortleder zu benennen.“

Dazu nickte diese ebenfalls bejahend, und Frage und Antwort gingen danach geraume Zeitlang mannigfaltig weiter, bis der Pastor zuletzt sprach:

„Nun ja, es kommt nach gutem Wort Rat über Nacht, in welcher Ihr Vater mit seinen Begleitern zumal bei dem Unwetter sicherlich hier nach Ihnen nicht suchen wird. So wollen wir auf solche Eingebung verhoffen, und ich werde noch vor Anbruch des Tages einen Boten an den Herrn Doktor Greifenhain nach Poppenrode entsenden, daß er sich in der Frühe zu gemeinsamer Erwägung hier einfinde. Was alsdann am dienlichsten zu geschehen hat, mag solche Rat-schlagung fördern; nunmehr thut Ihnen die Ruhe not, zu deren Erlangung, so gut unser Haus sie zu bieten im stande ist, meine liebe Käthe Ihnen sicherlich durch ihre Fürsorge verhelfen wird.“

Dies that die Genannte, jetzt völlig zur Bereitwilligkeit der nächtlichen Aufnahme des fremden Gastes umgewandelt, indem sie unter Mithandanlegung Ljuba's in einer Kammer aus verschiedenen, noch überflüssig vorhandenen Bettstücken ein Lager am Boden herrichtete, während der Pastor sich noch seinen Meerschäumkopf drunten anzündete und rauchend nachdenklich in der Wohnstube hin und wieder schritt. So betraf ihn Katharina Hollerbusch bei ihrer Rückkehr, setzte sich an den Lampentisch und gab sich sorgsam der Heilung des „Ratsches“ in ihrem Kleide hin. Ihre Miene zeigte ein Gemisch von etwas befangenem Bedenken an den abendlichen Vorgang im Garten und von weiblicher Anteilnahme am Ausgang der Liebesangelegenheit Ljuba Hortleder's; doch konnte ihr Gesicht noch als drittes nicht ganz verhehlen, daß trotzdem im Stillen ein

länger andauernder Aufenthalt des schönen jungen Mädchens im Hause nicht zu ihren Herzenswünschen gehöre. Eifrig stopfend, saß sie, doch dann den Kopf einmal hebend —

„Lieber Wolfgang—“

Er blieb stehen und blickte sie aus seinem Nachdenken heraus an.

„Lieber Wolfgang — verzeihe mir — ich war heute Abend — und auch schon früher — recht thöricht. Aber ich denke jetzt nicht an mich —“

Die Sprecherin bückte sich über ihre Arbeit, da sie fühlte, daß es ihr bei den letzten Worten etwas rot ins Gesicht stieg, und fuhr so fort:

„Ich meine, ob es nicht ein Mittel gäbe, dem jungen Brautpaar behilflich zu sein, daß es nicht —“

„Länger hier bei uns bleibt,“ schwebte Katharina eigentlich als Vollendung des Satzes vor. Aber da sie diesen Schluß nicht hinzufügen konnte und keinen andern vorrätig besaß, ließ sie ihre Meinung überhaupt apokryphisch unbeendet.

Wolfgang Schaffenrath stellte indes keine Vermutungen über das seinem Gehör nicht zuteil werdende an, sondern erwiderte, sich mit den Fingern die Stirn reibend:

„Nun ja — eine arge Nacht und ein verwunderliches Jahr — es gäbe ja vielleicht in diesem Anbetracht eine Möglichkeit. Ich habe dir nichts zu verzeihen, liebe Käthe — vergieb du mir — ich meine, wir sind allzumal Menschen und als solche menschlichen Anwandlungen unterzogen. Ich werde über etwas, das mir vorschwebt, nachdenken und das Ergebnis morgen früh deiner Beurteilung anheimstellen. Denn es handelt sich um das Wichtigste, wofür uns hier auf der Erde eine Fürsorge auferlegt ist, und wo es in Gefährdung gerät, ist es uns wohl verstatet und geboten, die Klugheit des Kopfes als Hilfsgenossin für die Rechte des Herzens heranzuziehen. Gute Nacht, meine liebe Käthe — mir ist ebenfalls noch der Gedanke dabei gekommen — nun ja, morgen — und schlaf wohl!“

Und Wolfgang Schaffenrath bückte sich zur höchsten, stummen Verwunderung seiner alten Lebenswegbegleiterin vor, küßte sie auf die Stirn und ging in seine Schlafstube hinüber.

(Schluß folgt.)



Die Gründe der Verhaftung Justus Gruner's in Prag in der Nacht vom 21. bis 22. August 1812.

Von

Justus von Gruner.

Die Angelegenheit der Überwachung und Verhaftung Justus Gruner's, sowie die Wegnahme seiner Papiere, bedarf trotz allem, was darüber geschrieben worden, noch der Aufklärung." So schrieb Alfred Stern 1885.¹⁾ In der That ist sowohl von seinen Zeitgenossen in ihren Memoiren als auch in Geschichtswerken über jene Epoche die in der Nacht vom 21—22. August 1812 zu Prag erfolgte Verhaftung Justus Gruner's erwähnt worden. Es sind dabei die verschiedensten Gründe für dieses Ereignis angegeben, ohne daß durch dieselben die Frage, warum denn Gruner eigentlich verhaftet wurde, völlig und endgültig gelöst wäre. Sehen wir zunächst, was darüber bisher von Zeitgenossen und Historikern gesagt worden ist.

Arndt meint, die Verhaftung sei wahrscheinlich auf französische Zumutung geschehen.²⁾ Dagegen behauptet Barnhagen an zwei Stellen, um Gruner vor den Franzosen zu retten, habe ihn die österreichische Regierung verhaften lassen.³⁾ In dem bei Brockhaus erscheinenden „Zeitgenossen“ wurde bald nach Gruner's Tode von einem seiner Bekannten, Namens Cramer,⁴⁾ seine Biographie veröffentlicht und in derselben zuerst die Behauptung aufgestellt, die Verhaftung sei auf Betreiben des Staatsrates von Bülow von Oesterreich gefordert worden.⁵⁾ Im dritten Bande seines Leben des Freiherrn von Stein veröffentlichte Perß die Abschrift eines Briefes von einem Vertrauten, worin es heißt, die Verhaftung sei auf Befehl des geheimen Staatsrates von Bülow erfolgt.⁶⁾ Dr. Karl von Weber stellte dann aus den Akten des königlich sächsischen Archives in Dresden fest, daß die Verhaftung Gruners von seiten der preußischen Regierung in Dresden von dem Polizeidirektor von Brand und dann in Wien von dem Minister Metternich erbeten worden sei.⁷⁾ Springer in seiner Geschichte Oesterreichs schreibt über diese Angelegenheit folgendes: „Von Gruners Gegenwart wurde die österreichische Regierung durch die feigen preußischen Minister befreit, welche, selbst im Neze der französischen Allianz gefangen, seine Wirksamkeit fürchteten

¹⁾ Stern Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit S. 390.

²⁾ Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, S. 123.

³⁾ Barnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge IV. S. 315 und Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens II. S. 361.

⁴⁾ Nach einer handschriftlichen Bemerkung Barnhagens in seinem Nachlaß in der königl. Bibliothek zu Berlin.

⁵⁾ Zeitgenossen VI., Abtlg. I., S. 76.

⁶⁾ Perß III., S. 131.

⁷⁾ von Weber, Aus vier Jahrhunderten. Neue Folge I., S. 362—367.

und seine Verhaftung verlangten.¹⁾ Razmer schreibt: „In Prag unmittelbar für Stein und die Russen thätig, mußte er von Österreich, um der Verbindung mit den Franzosen willen, welche auf sein politisches Treiben aufmerksam gemacht worden waren, wenigstens scheinbar geopfert werden.“²⁾ In seiner deutschen Geschichte berichtet Treitschke: „Im Sommer 1812 war er auf Metternich's Befehl nach Peterwardein auf die Festung gebracht worden, weil er von Prag aus eine Schilderhebung gegen Napoleon vorbereitete und mit Jahn's „Deutschem Bunde“ insgeheim verkehrte.“³⁾ Seeley schreibt über die Verhaftung: „Am 22. September jedoch wurde Gruner in Prag von der österreichischen Regierung, wie es heißt, auf das Andringen der französischen Partei in Preußen, verhaftet und nach Munkasch abgeführt.“⁴⁾ Krones begründet die Verhaftung mit den folgenden Worten: „Die französische Polizei, Savary und dessen Agenten kamen hinter Gruner's geheime Korrespondenz und wollten seine Auslieferung bei der Wiener Regierung erzwingen. Diese aber kam dem zuvor, indem sie am 22. August 1812 Gruner in ostensibler Weise verhaften und nach Peterwardein schaffen ließ, wo er, sonst gut gehalten, im schützenden Gewahrsam blieb, um erst im Herbst 1813 auf Betreiben des rehabilitierten Genossen, des Staatsministers Stein, frei und seiner amtlichen Laufbahn unter gänzlich geänderten Verhältnissen wieder zurückgegeben zu werden.“⁵⁾

So viele und zum Teil sich widersprechende Annahmen lagen vor, als endlich durch den Aufsatz „Stein und Gruner in Österreich. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Befreiungskriege“ im 53. Bande der „Deutschen Rundschau“⁶⁾ mehr Klarheit in die bis dahin so dunkle Geschichte der Verhaftung Gruner's zu kommen schien. Was Dr. von Weber schon 26 Jahre früher aus den Akten des Dresdener Staatsarchivs festgestellt hatte, die Verhaftung Gruner's sei auf den Wunsch der preussischen Regierung erfolgt, das bestätigte Fournier nunmehr durch den Abdruck einer Abschrift des Bülow'schen Briefes, in welchem die Verhaftung und Auslieferung Gruner's und seiner Begleiter, sowie die Beschlagnahme seiner Papiere, Rechnungen und Kassenbestände verlangt wurde. Die Frage, weshalb die preussische Regierung an die österreichische dies Ansuchen gestellt habe, beantwortet Fournier mit den folgenden Sätzen: Janke „hatte sich ein Jahr zuvor in den von Jahn und Friesen gegründeten geheimen „Deutschen Bund“ eingeschmuggelt und denselben jetzt, wo dessen Mitglieder dem Gruner'schen Plane dienten, dem Staatsrat von Bülow, der nunmehr unter dem Minister Fürsten

¹⁾ Springer, Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden 1809. I., S. 209.

²⁾ von Razmer, Aus dem Leben des Generals Oldwig von Razmer I., S. 75—76.

³⁾ Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert II., S. 192.

⁴⁾ Seeley Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Lehmann II., S. 492.

⁵⁾ Krones, Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration. 1792—1816. Mit besonderer Rücksicht auf das Berufsleben des Staatsmannes Freiherrn Anton von Baldacci, S. 228.

⁶⁾ Fournier, Stein und Gruner in Österreich. Deutsche Rundschau 53, S. 120—142, 214—247, 348—362.

Wittgenstein das Ressort der geheimen Polizei versah, als staatsgefährlich veruraten. Bülow, ein Verwandter Hardenberg's, war, gleich Wittgenstein, ein eifriger Anhänger der französischen Partei, überdies mit Gruner, wie dieser wiederholt bestätigt, persönlich verfeindet und deshalb für Sanke's Mitteilungen nur zu empfänglich. Hardenberg selbst wurde gegen seinen ehemaligen Polizeichef dadurch eingenommen, daß Sanke versicherte, Gruner habe sich gegen Vertraute geäußert, er besitze Papiere, die König und Kanzler zu compromittieren im stande seien und die er, falls man ihn an Napoleon ausliefern wollte, bekannt machen würde. Das letztere Moment gab offenbar den Ausschlag.¹⁾ Den Beweis für diese Behauptung, welche, wenn sie wahr wäre, auf den sonst als so patriotisch gesinnten Mann ein höchst bedenkliches Licht werfen würde, den Beweis dafür hat aber Fournier weder in seiner Abhandlung „Stein und Gruner in Osterreich“ noch in seiner Erwiderung auf meinen Artikel „Professor Fournier und Gruner's Aufenthalt in Osterreich“²⁾ zu bringen vermocht. Die Frage also, weshalb die preußische Regierung ihren Antrag bei der österreichischen stellte, ist noch immer eine unbeantwortete, eine offene.

Der Grund, daß alle diese verschiedenen Ansichten über die in Rede stehende Frage entstanden sind, ist der folgende. Einige der angeführten Autoren haben gar keine Akten, die andern aber die vorhandenen nur teilweise benutzen können. Ich will damit nicht behaupten, daß nicht vielleicht noch später etwas auf die Gründe der Verhaftung Gruner's Bezügliches gefunden werden könnte, glaube aber nicht, daß dadurch die Resultate der folgenden Untersuchung berichtigt werden können. Ehe ich jedoch nun in den nachstehenden Zeilen auf Grund des mir vorliegenden gedruckten und handschriftlichen Materials die Frage nach den Gründen der Verhaftung Gruner's zu beantworten suche, scheint es mir notwendig zu sein, die Geschichte derselben, wenn auch nur ganz kurz, zu erzählen.

Während der preußische Hofrat Sanke seine vergebliche Reise nach Dresden und von dort zurück nach Berlin machte, um von dem Dresdener Polizeidirektor von Brand die Verhaftung und Auslieferung Gruner's und seiner bei ersterer beschlagnahmten Papiere zu erbitten, hatte der Staatskanzler Hardenberg am 9. August von Breslau aus an Metternich einen Brief per Stafette abgesendet, in welchem er dem österreichischen Minister die bevorstehende Ankunft des Dr. Bärwald, — unter diesem Namen machte Sanke seine Reise nach Dresden und später nach Wien, — mit dem Bülow'schen Briefe ankündigte. Indessen war es dem Vicepräsidenten der Polizeihofstelle, Freiherrn von Sager, gelungen, bei der Abreise des russischen Gesandten Grafen Stackelberg von Wien Papiere zu erhalten, die zuerst klar bewiesen, daß Gruner mit dem russischen Kriegs- und Polizeiminister in Verbindung und Korrespondenz stehe und sich in Prag in

¹⁾ Fournier, S. 351–352.

²⁾ Mein Artikel und Fournier's Antwort. Deutsche Rundschau, Augustheft 1890. S. 294 bis 305.

einer russischen Mission aufhalte¹⁾. Hager hatte sich darauf mit Metternich ins Einvernehmen gesetzt, und sie hatten deshalb beschlossen, Gruner aus Oesterreich ausweisen und ihm einen Paß nach jedem Orte ins Ausland, an den er sich begeben wollte, geben zu lassen. Schon war dieser Befehl an den Oberstburggraf nach Prag abgegangen, als Metternich auf Grund des Hardenberg'schen Schreibens vom 9. August Hager aufforderte, die Ausweisung Gruner's vor der Hand zu unterlassen. Der Eilbote, welcher diesen Befehl an den Oberstburggrafen, Grafen Kolowrat brachte, traf so zeitig noch ein, daß dem Befehle Folge geleistet werden konnte, und daher blieb Gruner noch einstweilen in Prag unbehelligt.

Am Abend des 15. August langte endlich der Hofrat Janke, wie er selbst in seinem „Bericht über meine Reise nach Wien“ schreibt²⁾, dort an und begab sich am folgenden Tage zum Minister Metternich, welchem er den Bülow'schen Brief überreichte und mit dem er eine längere Unterredung hatte. Der Minister verwies den Hofrat für den folgenden Tag an den Vicepräsidenten der Polizeihofstelle. Sodann hatte Metternich mit Hager über die Angelegenheit eine längere Unterredung. Am 17. August ließ Hager dann Janke zu sich rufen und hatte mit demselben eine zweistündige Unterredung. Nach derselben berichtete er an den Minister: „Obgleich vollkommen mit dem Wunsche Bülow's und rücksichtlich Bärwald's und mit der Ansicht Euer Excellenz einverstanden, daß Gruner's Papiere und Effekten in Beschlag zu nehmen, ihn anzuhalten und mit Papieren und Effekten jedoch erst wenn man davon zuvörderst für Oesterreich den nöthigen Gebrauch gemacht haben wird, an Preußen auszuliefern, in der Wesenheit vollkommen einverstanden³⁾, getraue ich mich doch ohne Aller Höchste Begnugung Seiner Majestät des Kaisers die diesfällige Execution um so minder ohne weiteres einzuleiten, als Euer Excellenz mir gestern selbst zu erkennen gaben, daß Sie Seine Majestät mit der Pièce des Bülow noch gar nicht bekannt machen konnten und es sich doch immer um ein wichtiges Ereigniß handelt, wobey man ein wenigstens späterhin entstehendes Aufsehen nicht wohl wird hintanhaltend können. Da ich mir übrigens die Ehre gebe, gegenwärtige Note durch den Hof-Secretair Schosular an Euer Excellenz abzusenden, so dürfte es nur von Ihnen abhängen, mir den Aller Höchsten Beschluß, falls Seine Majestät geruhen Sich mündlichen Vortrag von Euer Excellenz erstatten zu lassen, morgen noch durch Schosular zu übersenden, damit ich Abends noch mit Estafette die nöthigen Aufträge nach Prag erlassen und auch den Bärwald seine Rückreise antreten machen könne.“ Am 18. August genehmigte der Kaiser Franz die Verhaftung Gruner's,

¹⁾ Bericht Hager's an den Kaiser Franz vom 7. September 1812. Archiv des Ministeriums des Innern in Wien.

²⁾ Königl. Geheim. Staatsarchiv Berlin Rep. 74, H X, 18 a.

³⁾ Es ergibt sich aus diesem Satze, daß Hager der Ansicht Metternich's zustimmte und nicht umgekehrt, wie Fournier S. 354 es sagt. Das, was Hager dem Grafen Metternich geraten haben soll, wie Fournier meint, hat der Vicepräsident dem preussischen Hofrat gegenüber geäußert.

und noch an demselben Tage gab Hager in einem Schreiben an den Grafen Kolowrat diesem die Befehle zu der Verhaftung.

Am 21. August traf der mit diesem Schreiben gesandte Polizeikommissar in Prag ein, und in der folgenden Nacht wurde Bruner nebst seinen Begleitern verhaftet und seine Papiere und Gelder mit Beschlagnahme belegt. Dies geschah, wie befohlen war, so geheimnisvoll, daß man im Publikum nicht wußte, wo denn eigentlich Bruner geblieben war. Bereits am 26. August war Metternich in der Lage, durch einen Brief Hardenberg die Verhaftung Bruner's anzuzeigen. Am 24. August erstattete der Oberstburggraf dem Vicepräsidenten einen Rapport über dasjenige, was er gefunden, und den Eindruck, welchen Bruner's Verhaftung in Prag gemacht hatte. Am Schlusse dieses Schriftstückes heißt es: „Bruner's Papiere und die Briefe und Aussagen, welche ich bereits in meinen Händen habe, dokumentiren nicht nur allein alles jenes, was in dem mir von Euer Excellenz mitgetheilten Memoire des Herrn von Bülow enthalten ist, sondern decken noch andere merkwürdige Umstände und Details auf, welche Bruner zum schweren Verbrecher an Frankreich machen. — Oesterreich und Preußen wollte er gehoben wissen, bloß gegen Frankreich war sein Bestreben gerichtet, und sollte er oder seine Papiere in die Hände dieser Macht kommen, so ist sein Leben ohne Rettung verwirkt. Möge dieses Loos dem unglücklichen Bruner, den Exzentrizität und eine auf falsche Ansichten gegründete leidenschaftliche Anhänglichkeit an Deutschland, zu seinen Fehlritten verleitete, nicht zu Theil und er auf eine andere Art unschädlich gemacht werden; möge ich nicht das Werkzeug seyn, durch welches er in ein unvermeidliches Verderben gestürzt wird.“

Am 29. August reiste Janke mit einem Schreiben Metternich's an Hardenberg und einem solchen Hager's an Kolowrat von Wien nach Prag. Hier erhielt der Hofrat von dem Oberstburggrafen einige Mittheilungen über die Verhaftung Bruner's und über den Inhalt seiner Papiere. Dann reiste er nach Dresden, wo er, obwohl er dem Grafen Kolowrat gesagt hatte, er halte Brand für falsch und wolle sich daher dort nicht aufhalten, diesem am 1. September einen Bericht über das, was er wußte, erstattete¹⁾. In Berlin übergab Janke dann das Schreiben Metternich's an Hardenberg. Das Anerbieten des österreichischen Ministers, Bruner in Oesterreich zu behalten, nahm der preußische Staatskanzler an. In seinem Präsidial-Vortrag vom 7. September beantragte dann der Vicepräsident bei dem Kaiser, daß Bruner „in einer Festung, oder sonst an einem sichern Ort, den Euer Majestät hierzu bestimmen dürften, bis zum hergestellten Frieden in sichere Verwahrung und anständige Versorgung zu nehmen, und alle weitere Untersuchung mit ihm, da die Hauptsache erhoben ist, bis auf einige minder bedeutende Nebenumstände, die Euer Majestät Unterthanen wegen Korrespondenz-Beförderung, und wegen begünstigter Reise nach Rußland betreffen, zu unterdrücken sey.“ Erst am 25. Oktober befahl der Kaiser den Gefangenen nach Peterswardein zu schaffen.

¹⁾ Weber I, Seite 366—368.

Stellt man nun die Frage, auf deren Beantwortung es hier ankommt, welche Gründe haben Hardenberg oder die preußische Regierung denn eigentlich veranlaßt, den Antrag auf Gruner's Verhaftung und Auslieferung zu stellen, so wird man zunächst in dem Briefe des preußischen Staatskanzlers vom 9. August nach einem solchen suchen, aber keinen darin finden. Natürlich wird sich nun der Blick ganz unwillkürlich auf den Bülow'schen Brief vom 6. August richten, um zu prüfen, ob sich in demselben vielleicht der Grund für den preußischen Antrag findet. Nach einer längeren Auseinandersetzung über eine unter verschiedenen Namen bestehende geheime Verbindung und Gruner's geheime Thätigkeit heißt es dann weiter¹⁾: „Euer Excellenz werden sich aus diesen Umständen hochgeneigt überzeugen, wie strafwürdig in ihren Zwecken, wie künstlich verborgen in ihren Machinationen, wie ausgebreitet in der Zahl der Mitglieder aus allen Ständen in mehreren Staaten, und wie höchst verderblich und gefahrdrohend überhaupt die Verbindung ist. Sie wird dadurch um so gefährlicher, daß die Mitglieder derselben sich des heillosen Kunstgriff's bedienen, im Publikum glauben zu machen, die Landesherren und obersten Behörden der verschiedenen Staaten, worin das Unwesen betrieben wird, begünstigten den Verein und dessen Zwecke. Von Seiten des hiesigen Gouvernements, ist man unablässig bestrebt, den Verhältnissen der Verbindung immer genauer auf die Spur zu kommen, ihrer Tendenz entgegen zu arbeiten, und sowohl das Ganze als einzelne Mitglieder desselben, unschädlich zu machen. Dieser Zweck wird aber nur dann vollständig erreicht werden können, wenn man den ausgebreiteten Stamm an der Wurzel angreift, und mit einem Schlage das Ganze auseinander sprengt. Euer Excellenz stelle ich es ganz gehorsamst anheim, welche Mittel Sie hierzu nach Ihrem erleuchteten Ermessen, und nach den Ihnen vielleicht schon außerdem zugekommenen Anzeigen, gegen Johnson und Andere, zu ergreifen für nöthig erachten. Dringend erforderlich zur Abwendung eines vielleicht nahen Unheils, scheint es mir aber für das Kaiserlich Oesterreichische- für das Königlich Sächsische- und für das hiesige Gouvernement zu sein, den vormaligen Staatsrath Gruner zu Prag, so schnell wie möglich unschädlich zu machen.“ Nachdem er dann die Bitte um die Verhaftung Gruner's und die Saisierung seiner Briefe, Rechnungen und Kassenbestände vorgebracht hat, fährt Bülow fort: „Da die Untersuchung gegen den p. Gruner, welcher ohnehin ein hiesiger Landesunterthan ist, und sich schon in seinen vorigen Verhältnissen als hiesiger Staatsdiener, durch seinen Antheil an der Verbindung strafwürdig gemacht hat, wegen der bei dem mir anvertrauten Departement vorhandenen Nachrichten, nur hier vorzugsweise vollständig und mit ganzem Erfolge geführt werden kann; so darf ich noch die ganz gehorsamste Bitte hinzufügen; daß Euer Excellenz geneigen mögen, nach der Verhaftung des p. Gruner und seiner Begleiter, die Auslieferung derselben, und der vorgefundenen Papiere, Rechnungen und Kassenbestände, hierher, und zwar an den hiesigen Staatsrath und Polizei-

¹⁾ Ich zitiere nach der mir zugekommenen Abschrift aus dem Haus- Hof- und Staatsarchiv in Wien, wo das Original dieses Briefes von Bülow liegt.

Präsidenten Le Coq unter einer vollkommen sichernden Begleitung, zu veranlassen."

Es ist doch zum mindesten recht auffallend, daß Bülow verlangt, Metternich möge, um die Verbindung mit einem Schlage auseinanderzusprengen, gegen Johnson und andre nach seinem erleuchteten Ermessen vorgehen, anstatt daß er, wie man erwarten sollte, Metternich ersucht, derselbe möge, um den erwähnten Zweck zu erreichen, den Bruner und seine Begleiter verhaften lassen. Für seine Bitte darum hat der Chef der höheren und Sicherheitspolizei aber nicht diesen, sondern einen ganz anderen und zwar höchst auffälligen Grund angegeben. Es scheint ihm dringend erforderlich zur Abwendung eines vielleicht nahen Unheils, Bruner so schnell wie möglich unschädlich zu machen. Offenbar handelt es sich darum, Bruner's Person und seiner Papiere gleichzeitig habhaft zu werden, um dem vielleicht nahen Unheil zu entgehen. Die preußische Regierung scheint gefürchtet zu haben, daß, wenn sie die gegen Bruner zu ergreifenden Maßregeln ebenso wie die gegen Johnson und andere dem erleuchteten Ermessen Metternich's überließe, dieser dann Bruner nicht verhaften, sondern lediglich ausweisen lassen würde. Ein solches Vorgehen aber muß doch wohl der preußischen Regierung zur Abwendung des vielleicht nahen Unheils nicht genügt haben. Es wird sich daher zunächst darum handeln herauszubringen, welches dann eigentlich das „vielleicht nahe Unheil“ war, respektive was Bülow oder die preußische Regierung darunter verstanden haben könnte.

Schon in Berlin hatte Bruner, wie bekannt, den Plan ausgearbeitet, zu dessen Ausführung er alsdann in Prag thätig war. Der russische Gesandte in Berlin, Graf Lieven, hatte den Plan Bruner's dem preußischen Kriegsmister Hacke vorgelegt. Derselbe hatte dann, — vielleicht unter Mitwirkung von Scharnhorst, — den Plan gebilligt.¹⁾ Bruner selbst aber hatte nicht ohne Wissen Hardenberg's seine Stelle in Prag eingenommen.²⁾ Es kann also daher um so weniger zweifelhaft sein, daß Hardenberg den Plan seines früheren Polizeichefs kannte, als der letztere in seinem Verhöre am 26. August 1812 aussagte, nach der tuchler Haide habe er noch niemand, als Anführer der dort zu bildenden Bande, gesendet teils, weil er den Befehl zum Handeln aus Rußland noch nicht erhalten hätte, „theils weil ich dem Herrn Staatskanzler von Hardenberg bei meiner Abreise aus Berlin versprochen hatte nichts zu thun, was den preußischen Staat unmittelbar gefährden könne, und daher erst einer sicheren Überlegenheit und günstigerer Umstände für diesen Staat bedurfte.“³⁾ Leicht möglich, ja auch wahrscheinlich, daß Hardenberg dem Versprechen Bruner's nicht völlig traute und deshalb befürchtete, der letztere könne doch etwas unternehmen, was den preußischen Staat gefährden könne. Eine solche Befürchtung aber konnte sich schon deshalb leicht

¹⁾ Martens Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères VII. pag. 50.

²⁾ Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen II. S. 198.

³⁾ Archiv des k. k. österr. Ministeriums des Innern in Wien.

in Hardenberg regen, weil eine Anzeige des Hofrates Janke vorlag, in welcher derselbe schreibt: „So eben erfahre ich, daß er“, — nämlich Gruner, — „zu einer Unternehmung einen ehemaligen Schillschen Offizier in die Weichselgegend senden wird. Dieser Mann geht übermorgen früh von hier zu seiner Bestimmung ab.“¹⁾ Wenn aber einmal derartige Befürchtungen und Anzeigen gegen Gruner vorhanden waren, welches bessere Mittel gab es dann, als diesen gefährlichen Mann zu verhaften. War er erst hinter hinter Schloß und Riegel, dann hatte man vor ihm Ruhe. Allerdings wäre es für Preußen ein großes Unglück gewesen, wenn die Bande in der tuchler Haide zu früh losgebrochen wäre. Was aber hatte Oesterreich damit zu thun, zumal, wenn Gruner infolge der Ausweisung die Provinzen dieses Staates schon längst verlassen hätte?

Es ist nicht unmöglich, daß auch aus diesem Grunde die preußische Regierung die Verhaftung Gruner's verlangt hat, aber der eigentliche Grund, der Hauptgrund wird nicht dieser, sondern ein ganz anderer gewesen sein. Es ist klar, daß das „vielleicht nahe Unheil“ ebenso bedrohlich für die preußische wie für die österreichische Regierung gewesen sein muß. Wenn man unter dem angeführten Ausdrucke Bülow's die Verhaftung Gruner's durch die Franzosen versteht, dann war die Angelegenheit nicht nur für Preußen, sondern auch für Oesterreich eine höchst gefährliche. In seinem Bericht vom 7. September 1812 an den Kaiser schreibt der Vize-Präsident der Polizeihofstelle darüber folgendes: „Es läßt sich nicht leugnen, daß die preußische Regierung durch Gruner sehr compromittirt wird, sie scheint dessen Verständnisse mit Rußland, und dessen Pläne längst gewußt, und, wenn auch nur stillschweigend, anafngs gebilligt zu haben. Dieses leuchtet schon aus dem Umstande ein, daß er mit preußischen Polizei-Vertrauten sein gefährliches Spiel trieb, daß viele preußische Beamte darin verwickelt sind.“

Graf Kolowrat bemerkt daher nach meinem Ermessen sehr richtig, daß, wenn wie zu besorgen, das Grunersche Komplot zur Kenntniß der französischen Regierung käme, und Gruner österreichischer Seits an Preußen ausgeliefert werden würde, nicht nur ein unangenehmer Handel für Preußen erwachsen, sondern auch Gruner und sein Anhang verlohren seyn würden.“²⁾ Wenn schon der höchste österreichische Polizeibeamte nach der Durchsicht der bei Gruner's Verhaftung beschlagnahmten Papiere und des mit demselben angestellten Verhöres sich so äußern konnte, was würde da nicht ein Réal oder ein Savary aus denselben Papieren haben herauslesen können und welche viel schärfere Verhöre würde die französische Polizei abgehalten haben! Aber schwerlich würden Savary und Réal Preußen allein beschuldigt haben, hatte doch Oesterreich den Verbrecher gewähren lassen und ihn auch dann noch nicht einmal an Frankreich ausgeliefert, als seine Thätigkeit zu gunsten Rußlands schon längst entdeckt war. Keinesfalls hätte die Ausweisung Gruner's aus den österreichischen Staaten auf die französische zu gunsten der

¹⁾ Königl. Geheim. Staatsarchiv Berlin Rep. 77. Tit. 518.

²⁾ Archiv d. k. k. Ministeriums d. Innern in Wien.

österreichischen Regierung gewirkt, wenn die französische Polizei Gruner außerhalb Österreichs gefangen genommen und dabei seine sämtlichen Papiere mit Beschlag belegt hätte. Die Mitschuld der österreichischen Regierung würde dann in den Augen der französischen nur noch gewachsen sein.

Diese Gefahr hat allerdings der Graf Kolowrat übersehen, Sager dagegen befürchtet. In dem Berichte des letzteren vom 17. August 1812 an Metternich schreibt er, daß Sanke ihn mit der Zumutung überrascht habe, gleichzeitig mit Gruner auch den Prager Polizeioberkommissar Eichler, der in die Gruner'sche Angelegenheit verwickelt war, verhaften zu lassen. Durch die Notiz, welche das französische Gouvernement davon erhielt, würde leicht in den Augen dieses letzteren der Sache eine Wichtigkeit gegeben werden, „welche selbes veranlassen könnte, von dem österreichischen Gouvernement weit mehr Aufschlüsse zu fordern, als es in dem österreichisch-preussischen Interesse liegen mag zu gewähren¹⁾“. Auch Metternich erkannte diese Gefahr vollkommen und schrieb deshalb an Hardenberg am 28. August 1812 folgendes: „Une Considération qui ne me paroit pas devoir être négligée, c'est celle que nous devons tâcher de ne pas meler un tiers dans nos recherches²⁾“. Hardenberg antwortete auf diese Mahnung am 4. September: „Je suis entièrement de votre avis, mon cher Comte, qu'il ne faut point y meler de tiers et comme cela sera beaucoup plus facile, sie Vous voulez bien garder le Sieur Gruner et les personnes principales qui pourront se trouver impliquées, en Autriche, je ne hésite pas de me declarer pour cette alternative, comptant, que vous nous communiquerez les papiers, que nous agirons dans le plus parfait concert et que vous nous donnerez toutes les informations utiles et nécessaires³⁾.“

Unter dem Dritten, dessen Einmischung man in Wien und Berlin fürchtete, kann nun aber kein anderer zu verstehen sein als Frankreich, denn diejenige Macht, welche außer jenem noch an der Verhaftung interessiert war, Rußland, erfuhr die Angelegenheit. Am 3. September schrieb Metternich unter den Augen des Kaisers Franz an den russischen Gesandten, Grafen Stackelberg, welcher sich zu der Zeit in Eggenberg aufhielt, und teilte ihm die Verhaftung Gruner's mit⁴⁾. Stackelberg berichtete dann am 16. September an den Grafen Romanzow⁵⁾, und dieser trug ihm am 27. September (8. Oktober) auf, für die Freilassung Gruner's und die Zurückgabe seiner Papiere seinen ganzen Einfluß aufzuwenden. „Au cas où Monsieur de Stackelberg, heißt es dann weiter in dem Extract aus dieser Depesche des Grafen Romanzow an den Grafen Stackelberg, „trouvât de l'opposition près de notre Cabinet et qu'il le jugeât indispensable à la réussite de les demarches, le Chancelier l'autorisoit à avouer que le Sieur Gruner étoit aux services de la Russie et à le réclamer comme tel avec ses papiers.⁶⁾“

1) Archiv d. k. k. österr. Minist. d. Innern, Wien.

2) König. Geheim. Staatsarchiv Rep. 92, Gruner.

3) K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

4) K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

5) Archiv in St. Petersburg.

6) Königl. Geheim. Staatsarchiv, Rep. 77, Lit. 518.

Aus alle dem bisher Gesagten geht ganz klar hervor, daß man sowohl von preußischer als auch von österreichischer Seite sehr eine Einmischung Frankreichs in diese Angelegenheit fürchtete. Um wie viel mehr mußte man dann vorher schon eine Verhaftung Gruner's durch die Franzosen fürchten, da doch durch dieselbe nicht nur Preußen, sondern auch Oesterreich kompromittiert wurde. Es wird sich nun darum handeln, festzustellen, ob man in der That eine Verhaftung Gruner's um diese Zeit zu erwarten hatte. Die Aufhebung des Herzogs von Enghien in Ettenheim am 15. März 1804 und seine wenige Tage darauf im Schloßgraben von Vincennes stattgefundenen standrechtliche Erschießung hatte der entsetzten Welt nur zu deutlich gezeigt, wessen dieser Napoleon eigentlich fähig war. Die in der Nacht vom 24. zum 25. Oktober desselben Jahres in Hamburg erfolgte Aufhebung des englischen Geschäftsträgers bei dem niedersächsischen Kreise, Ritter Humboldt, und dessen Transportation nach Paris bewiesen, daß Napoleon auch als Kaiser sich über jede Schranke des Völkerrechts hinwegsetzte. Nach diesen beiden Proben seiner Art zu handeln konnte man schwerlich erwarten, daß der französische Kaiser zu einer Zeit, wo er der Gebieter von beinahe dem ganzen Europa war, vor einer abermaligen Verletzung des Völkerrechtes zurückschrecken würde, welche in diesem Falle doch noch mit weit mehr Berechtigung geschehen konnte als in den beiden andern. Übrigens wußte auch Gruner recht gut, wie er bei der französischen Regierung angeschrieben stand. Es geht dies aus der Eingabe an den König hervor, in welcher er um seinen Abschied bittet. Die darauf bezügliche Stelle lautet¹⁾: „Die französischen Behörden kennen mich als einen entschiedenen Gegner ihres verruchten Systems. Sie wissen sehr wohl, welches Dienstverhältniß ich hier hatte und wie sehr ich darin ihnen entgegenzuarbeiten und zu schaden suchte. Auch habe ich es keinen Hehl, daß ich dieses System hasse und verachte und daß ich lieber mein Dasein aufopfern als mich an dasselbe anschließen würde. Das französische Gouvernement kann und muß mich daher eben so verfolgen, als ich dasselbe. Auch weiß ich mit Bestimmtheit, daß es dazu entschlossen ist.“ Wenn nun der Plan Gruner's nicht so geheim gehalten war, als es die Vorsicht gebot, wenn etwas von dem Plane bekannt geworden und zur Kenntniss der französischen Regierung gelangt war, dann, das kann doch wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dann würde dieselbe auch unter abermaliger Verletzung des Völkerrechtes zugegriffen haben, Gruner in Prag haben verhaften, über die Grenze bringen und vor ein Kriegsgericht stellen lassen.

Nunmehr wird die Frage zu beantworten sein, ob zu der Zeit, als Gruner's Verhaftung beantragt wurde und dann stattfand, bereits etwas von den Plänen desselben an die Öffentlichkeit gedrungen war. In der That scheint dies, wie aus den Akten zu entnehmen ist, der Fall gewesen zu sein. Zunächst geht dies aus dem Konzepte eines Briefes vom 25. Juli 1813 hervor, welcher an „den Herrn Gr*** in Peterwardein“ Freiherr von Sager schrieb. „Euer Wohlgeboren

¹⁾ Königl. Geheim. Staatsarchiv, Rep. 92, Gruner.

wissen sehr wohl, daß besondere Staatsverhältnisse“, so heißt es in dem Konzepte¹⁾, „im vorigen Jahre Ihre Anhaltung und eine mit keinem Aufsehen verbundene geheime Verwahrung motivierten, dieses alles geschah Ihres eigenen Besten wegen, und es würde sehr schlimm um Sie gestanden haben, wenn nach dem, was Sie projektirt und zum Teil in Ausführung gebracht hatten, wenn nach dem, was hiervon bereits transpirirt war, eine fremde Macht auf Ihre Auslieferung bestanden hätte.“ Es geht aus diesen Worten deutlich und klar hervor, daß von dem Plane Gruner's oder von seiner Thätigkeit in Prag, vielleicht auch von beiden etwas in die Öffentlichkeit gedrungen sein muß, ehe das Verfahren gegen denselben eingeleitet wurde. Unter den im Ministerium des Innern in Wien aufbewahrten säsierten Papieren Gruner's befindet sich auch ein lateinischer Brief, der den folgenden Wortlaut hat: Carlsbad d. 26. Juli 1812. *Horribile quidem dictu, Vir plurimum reverende, sed verum, prodiones fuisse nuperrimas. Turpissimum hunc quidem sycophantem nescio, certum vero, me partim a Dresdensi magistratu in Lipsia, partim a Beroliniensi municipalitate in Vinaria (Weimar?) quaesitum ac requisitum fuisse, nec minus adhuc esse. Quod Lipsiam attinet, certissimam celerrimamque notificationem accepi ab amico, illius loci policeos ministro, Vinariensem vero monitionem mihi dedit avunculus D. — Nullum aliud remedium mihi erat, nisi celerrima fuga in Bohemiam, et feliciter tam fines saxonicas reliqui, quam hoc loco adveni. Pro dolor vero! mihi non licitum est, in regionibus austriacis proficiscendi porro; itaque mihi proposui, Mariaebergam, prope fines bohemicas, tendendi. Benignitas Tua ergo me jam saepius probata, jucundissimam mihi spem affert, jussus Tuos illo loco accipiendi, nec non pecunias, quibus totaliter ac jam longe careo; — tristissima est situatio, eaque eo majus, quo minus ne unam quidem literam a carissima manu tua intra menses duas accepi. Caeterum ne credas, Vir aestumatissime, me levem ob causam, fugacem fuisse; minime! Non modo in Saxonia, sed etiam in Bavaria nostri amici, nisi celerime fugiant, erunt captivi, nam haec amicus meus Hofiensis, rerum montanearum iudex clare mihi dixit.*

Terque quaterque et iterum Te obsecro, jussus, resque auxiliares mox mihi mittendi, nam periculum est in mora. Sub sigillo ac inscriptione amici mei Mariaebergensis, juris consulti et advocati Jahn omnia tute accipiendi spero.

Vale, atque cura ut valeas. Summo cum amore et reverentia simplici Tibi morior. Eisenhart.“

Aus diesem Briefe und den angeführten Sätzen des Schreibens von Hager an Gruner geht hervor, daß die Thätigkeit des letzteren und seiner Agenten nicht verborgen geblieben war. Unter den Berichten, welche der Prager Stadthauptmann dem Oberstburggrafen erstattete und die von diesem dem Vizepräsidenten der Polizeihofstelle übersandt wurden, befindet sich auch einer, aus dem

¹⁾ Archiv d. Minist. d. Innern, Wien.
Deutsche Revue. XVII. Februar-Heft.

zu entnehmen ist, daß die französische Regierung von den geheimen Antrieben in Deutschland nicht ununterrichtet gewesen zu sein scheint. In dem Berichte des Stadthauptmanns vom 14. August 1812 heißt es nämlich: ¹⁾ „Die schleunige Abreise des Hauptmann von Helmenstreit nach Deutschland, hat einen doppelten Zweck, einestheils nämlich die Glieder des geheimen Bundes vor einem gewissen Baron von Hagen zu warnen, von dem man zu Berlin bereits überzeugt ist, daß er von Seiten des Kaisers Napoleon dazu verwendet werde, die geheimen Verhältnisse in Deutschland zu erspähen, weshalb Hagen aller Orten herumreiset.“

Als Gruner im Jahre 1815 die Generaldirektion der gesamten Polizei von Paris und dessen Umkreis von den Kabinetten „der vier großen europäischen Höfe“ übertragen war, erhielt er ein Schreiben des hannoverschen Hof- und Kanzleirates Ruhmann aus Hannover. ²⁾ Aus diesem Schreiben geht hervor, daß man einen ehemaligen hannoverschen Amtschreiber, Otto Palm, verhaftet und vor die Polizeikommission gestellt hatte, deren Mitglied Ruhmann war. Im Jahre 1812 ist dieser Palm geheimer Polizeiagent des berühmten Réal gewesen. Die Kommission nun hat festgestellt, daß dieser französische Polizeiagent im Herbst 1812 eine Reise durch das nördliche Deutschland nach Prag und Wien gemacht hat. Beinahe unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob nicht dieser geheime Polizeiagent Palm und jener von dem Stadthauptmann Lilienau erwähnte Baron von Hagen vielleicht ein und dieselbe Person sind. Möglicherweise könnte man die Antwort in den Akten der Untersuchungskommission finden. Diese scheinen aber nicht mehr vorhanden zu sein.

Nach allem dem wird man nicht leugnen können, daß der preussische Staatskanzler mit vollem Recht fürchten konnte, die französische Regierung werde Gruner und zwar sehr bald verhaften lassen. Da nun aber, wie schon weiter oben nachgewiesen worden ist, der Staatskanzler alle Ursache hatte, die Folgen einer derartigen Verhaftung seines ehemaligen Polizeichefs zu fürchten, so wurde er durch diese Furcht bewogen, seinen Antrag bei dem österreichischen Minister zu stellen. Dies dürfte denn auch wohl, wenn nicht der einzige, so doch der Hauptgrund Hardenberg's für sein Vorgehen gegen Gruner gewesen sein. Dafür, daß die Furcht vor dem zu frühen Losbrechen der Bande in der Tuchler Heide den Staatskanzler bewogen habe, die Verhaftung zu fordern, dafür fehlt, wie schon früher bemerkt, jeder Beweis.

Zu Anfang dieser Untersuchung habe ich erwähnt, daß Barnhagen an zwei Stellen in seinen Werken behaupte, die Verhaftung Gruner's sei erfolgt, weil ihn die Österreicher vor den Franzosen retten wollten. Die Familientradition sagt, Hardenberg habe Gruner zu demselben Zwecke verhaften lassen. Daß die österreichische Regierung bei der Verhaftung Gruner's schon an dessen Rettung vor den Franzosen gedacht hat, ist wohl mehr als zweifelhaft. Nach der Untersuchung jedoch that sie es. Am 28. August 1812 hatte Metternich an Hardenberg ge-

¹⁾ Archiv d. Minist. d. Innern Wien.

²⁾ Nachlaß Gr.'s im Besiß des Verfassers.

(schrieben¹⁾): „Nous vous livrerons alors les Coupables, et je vous prierai de m'indiquer le lieu où il sera possible de vous les passer en excitant les moins d'attention que faire se pourra. Une Considération qui ne me paroît pas devoir être négligée, c'est celle que nous devons tacher de ne pas meler un tiers dans nos recherches; vous jugerez vous même mieux que je ne puis le faire s'il voudra mieux tenir les chefs en lieu de sureté chez nous ou chez vous.“ Aus der Nachschrift zu diesem Briefe ersieht man, daß Metternich durchaus nicht mehr gesonnen war, die gewünschte Auslieferung des Gefangenen zu gewähren. Er schreibt nämlich: „Gruner à été transféré dans un autre lieu que Prague, il jouira de la liberté qu'il sera possible de lui laisser, on le fera bien vivre.“ Was Metternich eigentlich in dem Briefe vom 28. August hat sagen wollen, darüber giebt er selbst genau Auskunft in dem Schreiben vom 29. November 1812, welches an Graf Stäfelberg gerichtet ist²⁾. „Lebzelttern m'a parlé de votre voeu relatif à Gruner. Veuillez bien faire entrevoir chez vous, (en sus de la lettre que je vous ai adressé à son sujet), que Gruner a été arrêté sur requisition prussienne, que le Roi désiroit son extradition, que nous avons adressé au Roi la demande, s'il se croyait assez independant pour refuser son extradition à la France, si jamais cette puissance le demandait. Que sur cette représentation le Roi nous avait prié de le garder chez nous en bonne et sûre surveillance. L'affaire n'était jusque là que Prussienne; elle est devenue autrichienne par les découvertes que nous a procurées la saisie de ses papiers. Vous savez en attendant que nous ne sommes pas tourmentans; Gruner est en bonne garde; très content d'être sûr que la France est étrangère à sa position; et vivant des fonds assez considérables que l'on a saisis sur lui et qu'il destinait à la solde de ses agens, à celle de ses brigands et à la corruption de nos Serviteurs. Telle est son attitude actuelle; si ses fonds devoient lui manquer, je vous en reparlerai.

Quand un jour, mon cher Comte, je pourrai vous revoir, je vous fournirai quelque preuves materielles qui vous mettrout à même de juger de l'inéptie et de la folie qui caractérisent les plans que cet homme avoit osé créer avec quelques misérables, et qui feront reculer un Prince vertueux et loyal comme l'est votre Maitre.“

Daß Metternich die Gefangenhaltung Gruner's als eine Sache ansah, welche demselben seines eigenen Besten wegen passierte, geht aus den Akten deutlich hervor. Am 19. November war Gruner in Neusalz angekommen und hatte in der Nacht vom 19. zum 20. einen Brief an Hager geschrieben, in welchem er den Vicepräsidenten bat, derselbe möge sich darüber äußern, was er in Peterwardein zu erwarten und ob er gar keine Hoffnung auf eine baldige Befreiung habe. In Folge dessen schrieb Hager am 2. Dezember an Metternich. Er gedente sich keineswegs mit Gruner in eine Korrespondenz einzulassen, bâte aber um die Ansicht Metternich's, ob er nicht durch den Kommandierenden in Peterwardein dem

¹⁾ Königl. Geheim. Staatsarch. Rep. 92 Gruner.

²⁾ R. R. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Gefangenen einige Winke über seine wahre Lage geben lassen solle. Metternich antwortete darauf am 7. Dezember. Sager möge sich vor der Hand darauf beschränken, dem Gefangenen „durch den Herrn Feldmarschall-Lieutenant Marziani in dem Sinne der hierüber unter dem 25. 8ten erflossenen Allerhöchsten Entschliebung zu bedeuten, daß nicht nur die nöthigen Befehle ertheilt worden sind, damit es ihm an seinem gegenwärtigen Aufenthalts Orte an nichts mangle, sondern er auch auf jede mit dem Umstand, daß dieser Aufenthalts Ort gegenwärtig um seines eigenen Bestens willen durchaus geheim gehalten werden muß, vereinbarliche Rücksicht und Schonung zählen kann: daß es ihm unbenommen bleibt, die ihm eben lezhin aus Berlin zugekommenen, seine privat Angelegenheiten betreffenden zwey Schreiben durch eben den Weg der Behörde, durch welche diese ihm behändiget worden sind, zu beantworten: daß aber in Ansehung der Frage über die Dauer seines Arrestes, er sich wohl von selbst bescheiden werde, daß hierüber so lange die Umstände fortdauern, welche diese Verfügung unvermeidlich gemacht haben, nicht wohl etwas im voraus bestimmt werden kann.“ Danach handelte Sager dann auch. Als er sich endlich entschloß selbst an Gruner zu schreiben, — er that dies am 25. Juli 1813, — sagte er ihm in seinem Briefe: „Euer Wohlgeboren wissen sehr wohl, daß besondere Staatsverhältnisse im vorigen Jahre Ihre Anhaltung und eine mit keinem Aufsehen verbundene geheime Verwahrung motivirten. Dieses Alles geschah Ihres eigenen Besten wegen.“ Also nicht nur die geheime Verwahrung, sondern auch die Anhaltung ist nach Sager's Ansicht zu Gruner's eigenem Besten geschehen.

Während also die Auffassung der österreichischen Regierung aus den Akten ganz klar hervorgeht, findet sich eine ebenso deutliche Dokumentierung der Auffassung seitens der preußischen Regierung nicht. Aus einem vom 23. Dezember 1815 aus Berlin datierten und an den Fürsten Hardenberg gerichteten Briefe Gruner's muß man nämlich entnehmen, daß der erstere dem letzteren einen ganz andern Grund als den oben nachgewiesenen für sein Vorgehen im Jahre 1812 angegeben hat. In dem angeführten Schreiben Gruner's heißt es ¹⁾: „Oder wäre es wahr, was man halb laut im diplomatischen Zirkel sagt: „ein Mann, der 2 Jahre lang Gefangener gewesen, könne nicht Gesandter werden?“ dann bewiese dies, wie gegründet meine Bitte um eine öffentliche Erklärung über jenen Vorgang war, welche ich beim förmlichen Wiedereintritte in preußische Dienste machte. Demals antwortete mir indes Stagemann auf Euer Durchlaucht Befehl: Hochdieselben hielten die Art meiner Wiederaufstellung für eine hinreichende Ehrenerklärung, und ich, gewohnt immer Ihrer höheren Einsicht und Bestimmung zu vertrauen, beruhigte mich dabei.“ Aus diesen Sätzen geht hervor, daß Hardenberg über den Grund der Verhaftung mit Gruner gesprochen und ihm einen andern als den oben nachgewiesenen dafür mitgeteilt haben muß, denn sonst würde schwerlich der letztere den ersteren gebeten haben, eine Erklärung über jenen Vorgang zu veröffentlichen. Es ist nun so unwahrscheinlich gerade nicht, daß Hardenberg, welcher durch die

¹⁾ Königl. Geheim. Staatsarch. Rep. 92 Hardenberg S 13 a.

Beröffentlichungen Napoleon's im Moniteur vom 21. März 1804 zum entschiedenen Gegner des französischen Kaisers geworden war, sich zu Anfang August 1812 nebenbei auch noch gesagt hat: ich kann den Gruner vielleicht später noch einmal recht gut gegen Napoleon gebrauchen, darum will ich ihn jetzt vor den Händen der französischen Polizei retten. Damit würde auch übereinstimmen, was Hardenberg am 4. September 1812 an Metternich schreibt¹⁾: „S'entend qu'il faudra tenir surtout Gruner en lieu de parfaite sureté, le traitant toujours bien, ce que vous serez sans doute porté à ordonner d'après votre façon de penser.“ Möglicherweise hat Hardenberg eine Äußerung Gruner gegenüber gethan, in welcher er sagte, er habe ihn vor der französischen Polizei retten wollen und deshalb verhaften lassen. Da der letztere aber den Hauptgrund von dem Vorgehen des Staatskanzlers nicht kannte, bat er dann bei seinem förmlichen Wiedereintritt in den preußischen Staatsdienst um eine öffentliche Erklärung, welche Hardenberg aber unmöglich geben konnte.

Die früher erwähnte Sendung des Hofrates Janke nach Dresden macht allerdings den Eindruck, als ob sie nicht recht mit dem Gesagten in Einklang gebracht werden könne. Es drängt sich ganz unwillkürlich die Frage auf, warum denn eigentlich diese Sendung Janke's überhaupt stattgefunden hat. Es findet sich nun allerdings in dem oben erwähnten Schreiben Bülow's vom 6. August 1812 an Metternich als Gruner's zeitweiliger Aufenthaltsort Liebenwerda in Sachsen, statt Liebwerda in Böhmen angegeben. Daher spricht auch Bülow die Befürchtung aus, daß das „vielleicht nahe Unheil“ auch Sachsen treffen könne. Man würde diese Annahme des Staatsrates von Bülow möglicherweise als ein Mißverständnis ansehen können, wenn nicht ein Schreiben des Hofrates Janke vom 3. August 1812 an Hardenberg gerichtet vorläge, in welcher Janke geradezu Liebwerda als Gruner's Hauptaufenthalt nennt. Daß dieses Schreiben auch Bülow vorgelegen hat, dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen. Es ist nun aber im höchsten Grade auffallend, daß Hardenberg an Metternich schreibt, ohne den Erfolg der Sendung Janke's nach Dresden abzuwarten. Noch weit auffallender aber ist es, daß der Staatsrat die Anweisung des Staatskanzlers, den Hofrat nach Wien zu senden, erst dann erhielt, als der letztere bereits aus Dresden zurückgekommen war²⁾. Es liegt deshalb nahe anzunehmen, daß Bülow ohne den Befehl dazu von Hardenberg erhalten zu haben, auf seine eigene Verantwortung hin Janke nach Dresden gesendet habe. Diese Annahme gewinnt dadurch noch mehr an Wahrscheinlichkeit, daß nicht nur Gruner selbst gesagt hat, Bülow sei mit ihm verfeindet, sondern daß auch Friesen in seinem Briefe an Stein und ein „Extrait d'une lettre de Berlin du 9. Octobre 1812“ Bülow als Feind Gruner's bezeichnen. Außerdem aber schreibt auch Sager in seinem Berichte an Metternich vom 17. August 1812⁴⁾: „Gleich wie ich nicht irren dürfte, daß in der beab-

1) R. R. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

2) Königl. Geheim. Staatsarch. Rep. 74 H X 18a.

3) Königl. Staatsarch. Rep. 74 H X 18a.

4) Archiv des k. k. österr. Minist. des Innern, Wien.

sichtigten Maßregel wider Gruner viele Persönlichkeit, wenn nicht von seiten Hardenberg's, doch von Bülow Gruner's Nachfolger und von Bärwald, oder Janke selbst, mit im Spiele sind."

Höchst merkwürdig ist auch der Bericht des Prager Stadthauptmann Lilienau an den Oberstburggrafen Kolowrat vom 17. August 1812. Lilienau meldet nämlich darin folgendes: das Benehmen Gruner's sowohl vor der Ankunft Friedrich Wilhelm III. als auch während dessen kurzen Aufenthaltes in Prag schien neuerdings die Vermutung zu begründen, daß sich der Staatsrath mit Erlaubnis des Königs in Prag aufhalten möge. Derselbe habe, obwohl erst fest entschlossen, dem Könige seine persönliche Aufwartung zu machen, doch bei näherer Erwägung seiner derzeitigen Lage und der übrigen Verhältnisse seiner eigenen Äußerung zufolge es für klüger gehalten, die persönliche Aufwartung vor der Hand zu unterlassen, um die Aufmerksamkeit der politischen Landesbehörden von sich abzulenken. Infolgedessen habe Gruner den österreichischen Oberst Grafen Bentheim von seinem Vorsatze verständigt und durch den hessischen Oberst von Thümel den Flügeladjutanten des Königs Major von Thiele und den Kabinettsrat von Schaale von seinem Aufenthalt in Prag unterrichten lassen. Diese beiden Männer hätten Gruner einen Besuch abgestattet und sich einige Stunden bei ihm aufgehalten. Durch dieselben habe dann der Staatsrath unter Angabe der wichtigsten Beweggründe seiner unterbleibenden persönlichen Aufwartung dem Könige seine persönliche Verehrung bezeugen lassen und geäußert, daß er, wenn er einigermaßen wieder hergestellt sei — Gruner war damals krank — dem Könige in Teplitz seine unterthänigste Aufwartung zu machen hoffe, was derselbe mit Wohlgefallen aufgenommen und noch an dem nämlichen Tage dem Staatsrat seine ununterbrochene Huld und Gnade auf demselben Wege habe versichern lassen. Der Oberstburggraf übersandte diesen auffallenden Bericht dem Vizepräsidenten der Polizeihofstelle. Als der Letztere den Bericht erhielt, war bereits das Verfahren gegen Gruner eingeleitet. Um so größer war nun das Erstaunen Hager's über die Meldung Lilienau's, und er zögerte daher nicht, dem Kaiser den Bericht des Stadthauptmanns vorzulegen und sein Erstaunen über denselben auszudrücken. „Ich eile,“ so schreibt Hager an Franz am 22. August, „pflichtschuldigt alle diese Wahrnehmungen,“ — den Lilienau'schen Bericht legte er dem Schreiben bei, — „zu Euer Majestät allerhöchster Kenntniß zu bringen, kann aber bei dieser Gelegenheit mein Befremden nicht verbergen, wie diese Nachrichten, wenn sie anders wahr sind, mit den preußischer Seits anher gemachten Mittheilungen und mit den Eröffnungen des vom Minister Grafen (sic!) von Hardenberg anher gesendeten Hofrat Janke in Einklang gebracht werden sollen.

Nach des letzteren Angaben muß ich glauben, daß der König von Preußen mit den Plänen und Arbeiten des Jugendbundes, den er anfangs begünstigte, unzufrieden sey und deshalb ein strenges Verfahren gegen Gruner angeordnet habe, nach Inhalt gegenwärtigen Bericht Schreibens, scheint der König für seine Person Grunern und seinen Freunden nicht abgeneigt, es hat vielmehr das Ansehen, daß es die Sache des Fürsten Wittgenstein sey, Grunern zu stürzen, weil es ihn sogar

interessiert, wer vom Gefolge des Königs den Gruner in Prag besuchte." In der That hatte Fürst Wittgenstein, welcher im Gefolge des Königs die Reise nach Tepliz mitmachte, dort dem Inspektionskommissar Hoch am 18. August 1812 eine solche Frage vorgelegt.

Hier wird zum ersten Male in dieser Angelegenheit der König von Preußen erwähnt. Wie sich derselbe dazu verhalten haben soll, geht aus der Abschrift eines Briefes von Friesen¹⁾ an Stein durch den darin enthaltenen Satz hervor²⁾: „Der Kanzler scheint sich jetzt des Schrittes zu schämen, der König mißbilligt ihn.“ Diese Ansicht Friesen's wird bestätigt durch ein im Petersburger Archive befindliches Aktenstück mit der Aufschrift: *Extrait d'une lettre de Berlin du 9 d'Octobre 1812*“. Der Anfang desselben lautet: „L'arrestation de Monsieur Gruner s'est faite à l'instigation du Chef de la police secrète le conseiller d'Etat de Balors (sic!), ennemi du premier, homme violent, vaniteux. Le Chancelier Hardenberg parait être honteux de cette mesure, le Roi desapprouve.“³⁾ Wenn, wie es ja kaum zweifelhaft ist, der Bericht des Prager Stadthauptmannes an den Oberstburggrafen vom 17. August 1812 wahre Angaben enthält, dann ist es natürlich, daß der König sich durch die Verhaftung des Staatsrates compromittiert fühlen mußte, waren doch nicht allein zwei Männer aus seiner nächsten Umgebung nur wenige Tage vor der Verhaftung bei Gruner gewesen, sondern er selbst hatte ja dem Staatsrat gleichzeitig seine ununterbrochene Gnade und Huld versichern lassen. Dadurch werden denn auch die angeführten Sätze aus dem Briefe Friesen's und dem Extrakte erklärlich. Was nun die Hardenberg betreffenden Stellen dieser beiden Schriftstücke anlangt, so sind dieselben nicht schwer zu verstehen. Wenn der Staatskanzler nicht einmal später im stande war, dem Staatsrat den wahren Grund seines Vorgehens anzugeben, so konnte er noch viel weniger damals den Freunden und Anhängern des Verhafteten gegenüber sich über seine Gründe äußern. In Folge dessen hatten diese den Eindruck, als schäme sich der Staatskanzler seiner Anordnung.

Faßt man zum Schlusse das Resultat der Untersuchung zusammen, so findet sich folgendes: Hardenberg ließ um Gruner's Verhaftung bitten aus Furcht, daß die Franzosen den letzteren verhaften und seine Papiere mit Beschlag belegen würden, wodurch der preußische Staat in eine unangenehme Verwickelung kommen könnte, zugleich aber auch mit der Nebenabsicht, Gruner vor den Händen der Franzosen zu retten. Die österreichische Regierung ließ Gruner auf Antrag der preußischen verhaften, weil sie genaueres über das Treiben der „Tugendbundisten“ dadurch zu erfahren hoffte, dann aber hielt sie ihn vor den Franzosen seines eigenen Besten wegen verborgen.

Noch eine Bemerkung sei gestattet. Dnken sagt in seinem Buche „Österreich und Preußen im Befreiungskriege“ folgendes:⁴⁾ „In den ersten Tagen des

¹⁾ Harnisch. Mein Lebensmorgen. S. 300—301.

²⁾ Berk III. S. 132.

³⁾ Dieser Extrakt ist nicht aus Friesen's Brief gemacht, denn er weicht wesentlich von dem Briefe ab.

⁴⁾ Dnken I. S. 5.

September 1812 ergriff der Staatskanzler von Hardenberg die Gelegenheit, die ihm ein eben eingelaufener, ausführlicher Bericht über den Stand der russischen Waffen darbot, um mit dem Grafen Metternich einen Briefwechsel anzuknüpfen, in dessen Geheimnis nur der österreichische Gesandte in Berlin, Graf Zichy, nicht aber der preussische Gesandte in Wien, Wilhelm von Humboldt, eingeweiht war.“ Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich, daß dieser Briefwechsel schon eröffnet war und zwar durch Hardenberg's Schreiben vom 9. August 1812 an Metternich. Am 26. und 28. August antwortete dann der letztere dem ersteren, und Hardenberg wieder antwortete auf den Brief vom 28. August am 4. September. In seinem ersten Briefe, dem vom 26. August, hat nun Metternich auch schon die allgemeinen Angelegenheiten berührt. Er schreibt nämlich: „Les affaires générales, mon cher Baron, ne prennent que trop la tournure que je leur ai prédite. Assurement le Cabinet russe n'a t il aucune excuse d'avoir appelé par tous les moyens en son pouvoir 500/m hommes sur ses frontières au depends des malheureux intermédiaires; il avait sans doute tout le temps pour attendre et laisser venir ce qu'il fait maintenant.“ Darauf hin schüttete dann Hardenberg in dem von Dnken angeführten Briefe Metternich sein Herz aus.



Zeitbeschwerden.

Klagen aus dem Strafrechtswesen.

Während die breiteren Schichten unserer gebildeten Bevölkerung allmählich anfangen den neueren zur Zeit noch theoretischen Bestrebungen im Gebiet des Strafrechts einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, hat sich seit langer Zeit schon in denselben Volksklassen ein erhebliches Interesse an der praktischen Bethätigung unserer Strafrechtspflege herausgebildet. Diesem Interesse trägt unsere Tagespresse, was die Quantität des Gebotenen anbetrifft, reichlich Rechnung, denn kaum ein Tag vergeht, an dem nicht die Blätter bald kürzere, bald längere Berichte über Verhandlungen der Strafgerichte aus den verschiedensten Orten des deutschen Vaterlandes bringen. Dem bei dem Morgenkaffee und der ersten Zigarre des Tages behaglich sein Leibblatt durchstudierenden Leser mag nun oft genug, wenn er derartige Verhandlungen und dann zum Schluß die Urteile der erkennenden Gerichte liest, ein Gefühl des Staunens und der Verwunderung über die in den Urteilen niedergelegten Resultate der Verhandlungen überkommen. Manch' kräftiger Fluch, manches Kopfschütteln mag die Lektüre ob der gefällten Urteile begleiten, und doch würde der Laie gewaltig irren, wollte er die Verkehrtheiten, die ihm die Urteile nach dem vorausgegangenen Bericht der Verhandlungen mit Recht zu enthalten scheinen, samt und sonders den armen Richtern in die Schuhe schieben. Der größere Teil der Schuld liegt vielmehr an ganz anderer Stelle, an einer echten rechten Zeitbeschwerde, dem modernen juristischen Reportertum. Derjenige allein, der solche Berichte liest, nachdem er den betreffenden Verhandlungen als unparteiischer Fachverständiger beigewohnt hat, kann den Unterschied zwischen dem Bilde, wie es in den Gerichtsverhandlungen entrollt worden ist, und der in der Presse von demselben gegebenen Darstellung in seinem ganzen Umfange ermessen. Wenn er trotzdem mit dem geplagten und — was Bequemlichkeit bei der Verfolgung der Verhandlung anbetrifft — meist

recht stiefmütterlich behandelten Berichterstatter nicht gar zu streng in das Gericht geht, so geschieht dies, weil er am besten weiß, wie schwer es selbst für den an solche Verhandlungen gewöhnten Laien ist, dem Gange derselben mit vollem Verständnis zu folgen und nun erst alle die Licht und Schattenpunkte, welche die Verhandlung ergeben hat, so wiederzugeben, daß das Bild bei dieser Reproduktion an Wahrheit und Vollständigkeit nicht verliert. An der Mangelhaftigkeit dieser, allerdings, wie bereits betont, recht schwierigen Darstellung liegt es meistens, daß der logisch denkende Leser das an sich völlig zutreffende Urteil nicht versteht, wie jemand einen an sich richtigen Schluß nicht verstehen kann, zu welchem ihm unrichtige Ober- und Unterfälle vorgelegt worden sind.

Erwägt man nun, wie wichtig die Berichterstattung über diese das Rechtsgefühl des Volkes lebhaft berührende, vor der Öffentlichkeit stattfindende Thätigkeit unserer Strafgerichte ist, dann kann der Wunsch, diese bisher meist etwas stark von oben herab angesehene Seite des journalistischen Berufes fachkundigen Personen anvertraut zu sehen, als unberechtigt kaum erscheinen. In dieser Beziehung kann uns vor allem England als Vorbild dienen, dessen gute Zeitungen sich auch durch klare, präzise, sachgemäße Berichte über die Gerichtsverhandlungen auszeichnen. Dort hat nämlich die starke im Anwaltsstande herrschende Überfüllung viele zur Ausübung der Anwaltschaft berechnete Juristen dazu geführt, sich der Spezialität der forensischen Journalistik zuzuwenden. Ob wir je dazu kommen werden, ob wir selbst einen solchen Zustand herbeiwünschen sollen, mag ja recht zweifelhaft sein. Da aber eine Änderung der bestehenden Verhältnisse, welche geeignet sind, dem Rechtsgefühl des Volkes vielfach das Vertrauen an der Tüchtigkeit unserer Rechtsprechung zu benehmen, dringend erforderlich erscheint, so darf wohl die Frage aufgeworfen werden, ob nicht eine ausreichende Anzahl juristisch hinlänglich vorgebildeter Personen vorhanden sein sollte, welche fähig und geneigt wären, sich dieser bisher gemeinhin unterschätzten Aufgabe guter Berichterstattung über wichtige oder interessante Gerichtsverhandlungen anzunehmen?

Wenn wir im Eingang bereits sagten, daß ein großer Teil der den Gerichten in die Schuhe geschobenen Schuld nicht die ihrige sei, so haben wir damit schon angedeutet, daß es uns fern liegt, die Unfehlbarkeit der Richter proklamieren zu wollen. Im Gegenteil, wir meinen, auch sie fehlen und sogar häufig genug über das nun einmal von jedem Menschenwerk unzertrennliche Maß hinaus.

Wir wollen hier nicht von sogenannten Fehlprüchen reden, wie sie der berufsmäßige Jurist so oft — und wohl meist mit Recht — den Geschworenen zum Vorwurf macht, ohne daß er selbst ihnen stets entgeht. Wir denken hier vielmehr an zwei andere Spielarten, nämlich die Fälle, wo der Richter in der Schuldfrage fehlt, weil er sich in juristische Doktrinen und Lüsteleien verliert, und wo er, dem praktischen Leben zu sehr entrückt, außer stande gerät, den Bedürfnissen desselben und dem richtigen Rechtsgefühl des Volkes in dem Maße der Strafe Rechnung zu tragen. Auch hier wieder gehen viele der täglich dem Richter gemachten Vorwürfe an die falsche Adresse; sie treffen mit Recht den Gesetzgeber, der in der Rechtsentwicklung stehen geblieben ist und Thaten, welche dem allgemeinen Rechtsgefühl unserer Zeit nicht strafbar erscheinen, noch mit Strafe belegt — wie z. B. in Preußen das Spielen in deutschen, jedoch nichtpreußischen Lotterien — oder umgekehrt, was noch häufiger der Fall ist. Sie treffen ebenso mit Recht den Gesetzgeber, wenn er für das Strafmaß verkehrte Normen aufstellt, wie z. B. kaum Streit darüber ist, daß eine gesetzliche Minimalstrafe von einer Woche Gefängnis für einen ganz unbedeutenden, aber von zwei Personen und daher „gemeinschaftlich“ begangenen Hausfriedensbruch unhaltbar erscheint, wie es z. B. widersinnig ist, irgend einem modernen Krösus eine höhere Geldstrafe als gemeinhin einige wenige tausend Mark auferlegen zu können.

Dessenungeachtet verbleibt aus der täglichen Praxis noch genug übrig, worüber man mit unseren Strafgerichten rechten darf. Greifen wir nur einmal das Gebiet der Beleidigungen heraus. Wohin uns hier eine ungesunde Doktrin geführt hat, hat der Reichsgerichtsrat Mittelstädt im Septemberheft der *Revue* in ebenso schlagender wie eleganter Weise dargethan. Die herrschende Theorie hält das Bewußtsein von dem ehrenfränkenden Charakter der Äußerung

zu ihrer Bestrafung als ausreichend. Die Überzeugung, daß es danach schwer ist, irgend einem nach der Situation völlig erklärlichen Gefühl des Unwillens Ausdruck zu geben, ohne Gefahr zu laufen, dem Gesetze oder vielmehr seiner auf die Spitze getriebenen Auslegung zu verfallen, muß auch den Richter durchdringen. Um so mehr hätte er Veranlassung, in der Ziehung dieser Grenze möglichst vorsichtig, d. h. nach Kräften bedacht zu sein, der freien Meinungsäußerung hinsichtlich der Feststellung dieses Bewußtseins die Kehle nicht gar zu sehr zuzuschüren. Und in noch weit stärkerem Maße gilt dies für diejenigen Fälle, für welche der Gesetzgeber durch den auch dem Laien hinlänglich bekannten § 193 — Wahrnehmung berechtigter Interessen u. s. w. — eine besondere Behandlung verständigerweise vorgeschrieben hat. Nach der herrschenden Lehrmeinung soll derjenige, dem der Schutz dieses Paragraphen zugestanden wird, nur dann der Strafe des Gesetzes verfallen, wenn die Absicht zu beleidigen oder die bewußte Überschreitung der für ihn erweiterten Grenzen des Rechtes zur freien Meinungsäußerung festgestellt wird. Da nun der § 193 stets erst dann praktisch werden kann, wenn eine sonst als Beleidigung strafbare That vorliegt, so vollzieht sich leider zu oft in der richterlichen Logik der *circulus vitiosus*, daß dem Angeklagten aus der Beleidigung selbst, welche überhaupt erst die Handhabe für die Anwendung des § 193 geboten hat, jene Absicht oder jene bewußte Überschreitung nachgewiesen wird. Der Richter, der so urteilt, vergißt dabei nur vollständig, daß er damit dem Angeklagten den Schutz des § 193, welchen er ihm eben erst zugestanden hat, sofort wieder fort eskamotiert. In dieser Beziehung stimmen wir mit Klagen überein, welchen die Kreuzzeitung in einem höchst merkwürdigen Artikel vom 17. Oktober d. J. „Justiz und Presse“ Gehör verschafft hat.

Viel häufiger als diese zum Glück immerhin seltener auftretenden Fälle direkt mißverständlicher Auffassung des Gesetzes sind diejenigen, in denen der Richter den Bildungsgrad des Angeklagten und seinen Seelenzustand im Augenblick der That genügend zu berücksichtigen unterläßt. Gar zu häufig wird bei der Prüfung der Frage nach dem Bewußtsein von dem beleidigenden Charakter der gebildete, ruhig denkende Mensch als Maßstab genommen. Da aber das Bewußtsein des Thäters und im Augenblick der That allein maßgebend sein darf, so zeigt sich schon hierin das Irrige jener vielverbreiteten Auffassung, die dann höchstens im Strafmaß, also an falscher Stelle, der Natur der Dinge gerecht zu werden versucht.

Es muß daher entschieden widersinnig erscheinen, wenn ein Gerichtshof einen ungebildeten oder im Augenblick der That zum Zorn gereizt gewesenen Menschen wegen Beleidigung verurteilt, nachdem im Beratungszimmer des Gerichts, eine Stunde lang, ohne Einstimmigkeit zu erzielen, darüber diskutiert worden ist, ob die fragliche Äußerung überhaupt objektiv als Beleidigung anzusehen sei. Dieser Umstand allein sollte auch für die in der Äußerung eine Beleidigung sehende Majorität schon genügen, um das Vorhandensein des rechtswidrigen Bewußtseins bei dem Angeklagten in Zweifel zu stellen, was zu seiner Freisprechung führen würde. Hierzu kommt hinzu, daß für den Sachmann auf Grund seiner täglichen Erfahrung kein Zweifel darüber besteht, daß die überwiegende Mehrzahl aller Beleidigungsklagen keineswegs aus verletztem Ehrgefühl, sondern aus irgend welchen anderen, und zwar meist verwerflichen Motiven erhoben wird, sodaß dem angeblich Beleidigten wenigstens in solchem Falle durch eine Freisprechung ein ungerechtfertigter Abbruch nicht geschieht.

Auf der anderen Seite wird da, wo der Verletzte in seiner Ehre stark gekränkt ist und das Vorhandensein von dem Bewußtsein dieser Kränkung bei dem Thäter unbedenklich feststeht, allzuhäufig in dem Strafmaß gefehlt. Mag gegen einzelne Zeitungsredakteure, wie jener Artikel der Kreuzzeitung vorwurfsvoll hervorhebt, hier und da einmal auf etwas empfindlichere Freiheitsstrafen erkannt worden sein, so sucht doch im allgemeinen gerade hier mehr wie auf dem sonstigen Strafthatgebiete die Mehrzahl der Gerichte sich ängstlich an der Minimalgrenze des gesetzlich gegebenen Strafrahmens zu halten und erzielt daher häufig Strafen, welche sich wie ein Hohn auf die That ansprechen. Ein hinterlistiger gemeiner Ehrabschneider hat etwa auf raffiniert systematische Art durch die allergrößten Beleidigungen und Verleumdungen die Ehre und den geschäftlichen Ruf eines unbescholtenen Mannes untergraben. Dafür erhält er, wie

thatfächl. ch kürzlich geschehen, eine Geldstrafe von 150 Mark, und dann spricht man von einer Sühne der That! Der arme Mann, der in der Not einen Diebstahl oder eine Unterschlagung geringfügiger Art verübt, erhält dagegen leicht eine vierzehntägige Gefängnisstrafe!

Wenn ja nicht geleugnet werden soll, daß ein energischer strafrechtlicher Schutz des Eigentums sowohl wie zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung zu fordern ist, so kann doch der Vorwurf nicht unterdrückt werden, daß diesen Gesichtspunkten gelegentlich ein unverhältnismäßig hohes Gewicht beigelegt wird und daß die Ehre und die körperliche Gesundheit nicht stets in gleichem Maße Berücksichtigung findet. Häufig genug erreichen die Strafmaße gegen gemeine Ehrabschneider und rohe Messerhelden durchaus nicht diejenige Höhe, welche erforderlich erscheint um in dem zu dergleichen Straftthaten geneigten Teil der Bevölkerung eine heilsame Furcht dauernd zu erzeugen.

Und doch tritt dem Richter kaum irgendwo anders das vorteilhafte Resultat energischen Eingreifens so schnell und so deutlich entgegen wie gerade hier.

In der richtigen Austeilung des Strafmaßes und wohl hier allein ist dem Richter Gelegenheit geboten, Kriminalpolitik zu treiben, hier aber wird sie auch von ihm verlangt, was nicht allen Gerichten stets gegenwärtig zu sein scheint.

Unser Strafgesetzbuch und die Art unseres Strafvollzuges räumen im Verhältnis zu früheren Zeiten den Gesichtspunkten der Humanität erheblichen Raum ein, und die neueren Bestrebungen auf dem Gebiet des Strafwesens suchen denselben noch zu erweitern. Wir stehen diesen Bestrebungen durchaus sympathisch gegenüber, aber Erfolg versprechen wir uns nur dann von ihnen, wenn dieser an der richtigen Stelle angewendeten Humanität eine ebenso richtig angewendete starre Energie in Maß und Art der zuerkannten Strafen gegenübersteht, und in dieser letzteren Beziehung, so will uns bedünken, bedarf unsere Strafjustiz noch der Verbesserung.



Litterarische Berichte.

Wer ist Rembrandt? Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte. Von Max Lautner. Mit 7 Tafeln in Photogravüre. Breslau 1891. J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Verfasser unternimmt nichts Geringeres als den Nachweis, daß die große Mehrzahl der unter Rembrandt's Namen gehenden Werke nicht von diesem herrührt. Rembrandt sei ein schlechter, auch bei seinen Zeitgenossen früh in Mißachtung geratener Mensch gewesen und habe deshalb solche Werke, wie sie jenem zugeschrieben werden, nicht hervorbringen können. Auch sei völlig unerklärlich, wie Rembrandt sich in den bekannten mißlichsten Vermögensverhältnissen hätte befinden können, wenn er der Urheber so vieler und so gut bezahlter Bilder gewesen wäre. Auch trügen diese Werke, wenn auch latent, eine andre Bezeichnung ihres Urhebers, nämlich die des Ferdinand Bol. Dieser sei ein Künstler von Gottes Gnaden und einer der wenigen Geistesriesen gewesen, welche für Jahrtausende gelebt und geschaffen haben. Rembrandt habe nur den Vorzug gehabt, diesem einige Jahre im Alter voraus zu sein und so vor ihm bekannt und geschätzt zu werden; Bol sei in Wahrheit der Lehrer und Inspirator aller gleich-

zeitigen und folgenden Maler Hollands gewesen. Rembrandt selbst sei nicht nur auf möglichste Steigerung der Nachfrage nach seinen Radierungen bedacht gewesen, sondern habe auch kein Bedenken getragen, Bilder seiner Schüler unter eigenem Namen zu verkaufen, die Kunsthändler aber hätten, um wachsende Nachfrage zu befriedigen, mit zunehmender Dreistigkeit Rembrandt's Namen auf die Radierungen und Bilder Bol's, wie anderer Schüler, gesetzt. Bol selbst habe Kenntnis von diesem Schwindel erlangt und habe seine Autorschaft durch jene latenten Bezeichnungen zu sichern gesucht (S. 397). Letztere zu entdecken sei erst dem Verfasser durch das von ihm erfundene photographische Verstärkungsverfahren gelungen.

Der Verfasser wird, wenn er mit den Jahren seinen Optimismus einigermaßen einzuschränken gelernt haben wird, selbst einsehen, daß auch Männer mit sittlichen Mängeln, besonders in der Kunst, hohes zu leisten vermögen; daß auch die hervorragendsten Männer von ihren Zeitgenossen nicht immer nach Gebühr geschätzt werden; daß auch ausgezeichnete und gesuchte Künstler sich in steten Geldverlegenheiten befinden können, besonders wenn sie, wie Rembrandt, nebenbei „Sammler“ sind; daß auch nicht sämtliche Bilder, welche ein Künstler macht, verkauft werden; daß aber das Publikum niemals so naiv ist, einen deswegen für einen großen Maler und Radierer zu halten, weil er ein großer Sammler ist (S. 389 ff.).

Des weiteren geben uns die Ausführungen des Verfassers zu folgenden Bemerkungen Anlaß.

Wenn an irgend einen Forscher, so ist an denjenigen, welcher mit dem Anspruch auftritt, Grundlagen zu einem Neubau einer ganzen, historischen Disziplin zu legen, die Forderung zu stellen, daß er sich in den Besitz des gesamten, gedruckten und handschriftlichen, Materials gesetzt habe und dasselbe sorgfältig und kritisch benütze. Daß der Verfasser den Versuch, eines der mit Recht gefeiertsten Bilder, „die Nachtwache“, im Ryksmuseum zu Amsterdam dem Rembrandt abzusprechen, mit unzureichender Ausrüstung unternommen hat, davon wird er selbst inzwischen durch die Nachweisungen holländischer Gelehrten überzeugt worden sein.

Wer, wie Lautner S. 240 ff., ein Bild deswegen einem Künstler abspricht, weil es sich nicht völlig mit der Schilderung deckt, welche ein Dichter von demselben gegeben hat, übersieht, daß die Schilderung eines Dichters unter keinen Umständen, auch nicht, wenn er dem Künstler recht nahe steht, mit dem Maßstabe gemessen werden darf, welcher an eine kunstwissenschaftliche Beschreibung anzulegen ist.

Wer eine Besonderheit auf einem Bilde zum Ausgangspunkte für das Urteil macht, daß der Maler desselben einer der größten Künstler aller Zeiten gewesen sei, muß sich vor allem unbedingte Sicherheit darüber verschaffen, daß jene Besonderheit wirklich vorhanden ist. Für L. ist eine solche Besonderheit das Kreuz, welches Bol auf dem Bilde der Dresdner Gallerie Nr. 1363 „Jacobs Traum“ statt der Himmelsleiter angebracht hat. „Das Kreuz ist die wahre Himmelsleiter des biblisch-christlichen Glaubens.“ „Der Künstler zeigt so in

seiner Schilderung jenes Traumes eine gewaltige Perspektive durch die ganze Geschichte der Kultur Menschheit hindurch.“ „Der Künstler, welcher den Traum Jacobs in dieser Weise interpretiert und dargestellt hat, ist ein Geist ersten Ranges gewesen.“ Es soll hier nicht erörtert werden, ob, wenn das Kreuz vorhanden wäre, ihm solche Bedeutung beigelegt werden dürfte. Aber, nachdem schon durch die dem Buche beigegebene Photogravüre Zweifel in uns erweckt worden waren, konstatieren wir auf Grund einer von sachverständiger und unbefangener Seite angestellten Prüfung, daß es sich nicht um ein Kreuz, sondern um einen Bogen (vielleicht einen Regenbogen, jedenfalls um eine atmosphärische Erscheinung) und einen Schattenstreifen handelt. Denn das angebliche Querholz des Kreuzes hat deutliche Bogenform, ist nicht rechtwinklig begrenzt und zeigt drei verschiedene Farbstreifen (oben hellgelb, unten dunkelgelb, in der Mitte dunkel mit neutralem Ton). Der angebliche senkrechte Balken zeigt nicht dieselbe malerische Behandlung wie „der Querbalken“, sondern dunkelgrauen Ton und gleicht dem rechts von ihm befindlichen Schattenstreifen.

Wenn wir uns somit gegen das Hauptergebnis und im wesentlichen auch gegen die Methode des Buches ablehnend verhalten müssen, so gereicht es uns andererseits zu aufrichtiger Befriedigung, auch mit Anerkennung nicht zurückhalten zu dürfen. Der Verfasser hat nicht nur zahlreiche Anstöße und Schwächen in den bisherigen Annahmen aufgedeckt und eine Fülle von feinsinnigen Urteilen und richtigen Bemerkungen eingestreut, sondern ist auch von sittlichem Ernst, sowie von größtem Eifer, ja von Begeisterung für seine Sache erfüllt. Und es steckt ein gut Stück geistiger Arbeit in dem Buche. Auch durch seine Erfindung eines photographischen Verstärkungsverfahrens, über welche er inzwischen in Liesegang's photographischem Archiv 1891 Nr. 674—678 ausführlich berichtet hat, scheint sich der Verfasser ein hochanzuschlagendes Verdienst erworben zu haben, doch glauben wir eine Beurteilung desselben sowie des Wertes seiner in Photogravüre gegebenen Faksimiles der Bol-Bezeichnungen der Zeit überlassen zu sollen, welcher nicht nur die vom Verfasser selbst (S. 232) in Aussicht gestellten weiteren Mitteilungen, sondern auch das Gutachten der von der Schlesischen Gesellschaft von Freunden der Photographie eingesetzten Kommission vorliegen werden. Un-erläßlich aber erscheint uns die Pflicht der Museumsverwaltungen und aller beteiligten Kreise, sämtliche in Frage stehenden Bilder — beispielsweise machen wir auf ein großes Bild von Bol in der Gallerie des Herzogs von Sagan aufmerksam — daraufhin zu untersuchen, ob und wie sich an ihnen die Bezeichnung Bol's findet. Desgleichen wünschen wir, daß das Buch von L. den Anlaß dazu bieten möge, daß die holländischen Archive von neuem daraufhin untersucht werden, ob sie nichts enthalten, was über das Verhältnis, in welchem Bol zu Rembrandt gestanden hat, eine Aussage macht. Erst dann wird es vielleicht gelingen, über die vorläufig noch rätselhaften Bol-Bezeichnungen ins Klare zu kommen.

✱

Goethe's Tasso und Runo Fischer nebst einem Anhang: Goethe's Tasso und Goldoni's Tasso von Franz Kern. Berlin 1892. Verlag von Nicolai.

Diese Schrift bezweckt, viele von Runo Fischer in seinem umfangreichen Buche über Tasso vorgetragene Behauptungen, Vermutungen und Auslegungen als falsch, unsicher und willkürlich zu erweisen und dabei auch das von Fischer stark angegriffene Drama zu verteidigen. Am bedenklichsten zeigen sich Fischer's Vermutungen über die Entstehung des Dramas, über eine angebliche „Antinomie“ und das Gefüge der Handlung und die Zeichnung der Charaktere. Verfasser behandelt in 6 Abschnitten 1. den Zusammenhang der Handlung, 2. die alte und neue Tassodichtung, 3. die Prinzessin Leonore von Este, 4. die Gräfin Leonore Sanvitale, 5. den Staatssekretär Antonio, 6. einzelne Stellen der Dichtung. Im Anhang (S. 87—102) giebt Verfasser eine genaue Analyse des Goldoni'schen Tasso (welches Drama Fischer nicht erwähnt hatte), weist die von anderer Seite aufgestellte Behauptung, Goethe habe die erste Anregung zu seinem Tasso durch den Goldoni'schen erhalten, als unbegründet zurück und vergleicht die beiden Stücke, woraus sich ergibt, daß ein Einfluß auf die Gestaltung des Goethe'schen Tasso durch Goldoni nicht nachzuweisen ist. Die Widerlegung Kern's macht einen durchaus überzeugenden Eindruck. Man begreift nicht, wie Fischer gegen den Text der Dichtung oft so blind sein konnte. Wir haben in Kern's Darstellung keine philosophisch-spekulativen Allüren, wenn nicht die unerbittliche Logik der Beweisführung bei philologisch genauer Erklärung des Textes. Das Ergebnis ist denn auch, daß es recht übereilt und noch viel spaßhafter war, wenn ein „Kritiker“ das Buch von Runo Fischer einen Kolossalbau nannte, durch dessen ehrfurchtgebietende Hallen jeder Leser mit Bewunderung und Freude eingehe zum völligen und richtigen Verständnis u. s. w. Uebrigens ist dies nicht die erste vom Verfasser dem Tasso gewidmete Arbeit. Früher erschien von ihm: „Goethe's Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Dramas“ (Berlin, Nicolai). B.

Das Justizwesen Bosniens und der Herzegowina von Eduard Eichler, Regierungsrat der Landesregierung in Sarajewo, herausgegeben von der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina. Wien 1889. Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei.

Das Werk giebt eine Uebersicht der in Oesterreichs Balkankolonie vor der Okkupation vorhanden gewesenen Rechtsverhältnisse, wie sie auf dem alten mohammedanischen Offenbarungs- und Gewohnheitsrecht und dem jüngeren osmanischen Gesetzesrecht beruhen. Ein zweiter Teil bietet eine Darstellung der Veränderungen, welche durch die Okkupation

und die daran angeschlossenen Maßnahmen der christlichen Regierung herbeigeführt sind; er zerfällt in zwei Abschnitte, welche die Zeit bis Ende Mai 1882 und seit jenem Zeitpunkte bis 1889 behandeln. Das Ganze stellt sich dar als eine in gefälliger Form und mit der Zuverlässigkeit einer amtlichen Veröffentlichung geschriebene Schilderung eines anscheinend gelungenen Kolonisationsversuches auf muslimischer Erde, welche für unsre Kolonialpolitik zwar wegen der gänzlich abweichenden Verhältnisse nicht als Norm, aber in mancher Hinsicht zur Anregung dienen kann; eine Gesamtdarstellung des materiellen muslimischen Rechtes ist in dem Buche nicht enthalten.

K. F.

Füchse mit brennenden Schwänzen. Von Friedrich Dufmeyer. Berlin 1891. Verlag von Eduard Kienzel.

Der Titel des vorliegenden Buches ist nicht bloß wunderlich, sondern im Hinblick auf den Inhalt auch falsch; denn während Simson's Füchse mit brennenden Schwänzen das Getreide, also das Gut der Feinde, zerstörten und diesen dadurch schaden, will der Verfasser durch seine Angriffe gerade das Schlimme und Böse seiner Gegner vernichten, den letzteren selbst aber nützlich sein. Eine größere Berechtigung des eigentümlichen Vergleiches könnte man vielleicht in der Art des Angriffs bei beiden sehen; der blind dahinstürmenden Raserei der Füchse könnte man den in heftigen Ausfällen und in derben, oft gar zu derben Worten sich äußernden Unwillen des Verfassers gegenüberstellen, und hiermit sei sogleich ein Tadel ausgesprochen, den wir nicht unterdrücken können. Man empfängt zwar, nachdem man nicht ohne Mühe über die ersten Seiten hin sich zu der Wahrnehmung durchgearbeitet hat, daß hier in der That etwas Ernstes gemeint sei, den entschiedenen Eindruck, daß der Verfasser in edler Aufwallung eines redlichen deutschen Gemütes und mit dem unverkennbaren Zweck der Besserung vielfacher Mißstände im sozialen Leben geschrieben hat; aber wer tadeln, lehren und bessern will, muß auch sich selbst Zügel anzulegen verstehen und muß statt der, wie es zuweilen scheint, absichtlich schwülstigen und überschwenglichen Darstellung eine einfachere anzuwenden wissen, die sich dann auch durch größere Klarheit auszeichnen wird. Ebenso mußte behufs größerer Uebersichtlichkeit und um dem durch das Lesen dieses Buches angestregten Geiste Ruhepausen zu gestatten, der ganze Inhalt in einzelne Abschnitte zerlegt, also eine bestimmte Disposition gegeben werden. Der Inhalt selbst ist mannigfaltig; der Verfasser wendet sich häufig, und zwar mit Recht und mit überzeugenden Beweisen, gegen gewisse Behauptungen des Rembrandtisten, gegen Verirrungen der modernen Bühne, den Sozialismus, die Fehler des Judentums, den Realismus der Gegenwart in Kunst, Litteratur und

Weltanschauung, die übertriebene Wertschätzung der Statistik, die Verweichlichung in der Jugenderziehung und gegen vieles Andre. Wie schon oben gesagt, ist die Darstellung oft zu derb und zu schroff, sie ist aber andererseits auch reich an geistvollen Gedanken, treffenden Bildern und Vergleichen und nützlichen Lehren. Daß bei der Reichhaltigkeit des Inhalts der Leser hier und da anderer Ansicht sein wird als der Verfasser, ist selbstverständlich und für diesen kein Vorwurf; mit der Warnung, durch die anfänglich sehr auffällig erscheinende Darstellungsart sich nicht beirren zu lassen, möchten wir dieses eigentümliche Buch den aufmerksamen Beobachtern der Gegenwart zur Lektüre empfehlen.

C. S.

Goethe's Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Dr. Karl Heinemann. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Heliogravüren. Leipzig 1891. Verlag von Arthur Seemann.

Die Goethekenner werden nichts Neues in diesem Buche finden, das nach des Verf. eigenen Worten ein Hausbuch für Frauen und Jungfrauen sein soll, aus dem sie sich erquicken und dabei die Kunst der Frau Rat lernen sollen, andre zu beglücken. Man kann dem Verf. den Fleiß im Zusammentragen des übrigens nicht schwer zu findenden Materials zuerkennen. Dagegen wäre für seinen Zweck ein größeres Kompositionstalent nicht übel gewesen und eine frischere, lebhaftere Erzählungskunst. Einen wesentlichen Teil des Buches machen die Abbildungen aus, von denen die Heliogravüre nach dem Seefah'schen Bilde und die Federkrizelei Goethe's, die sein Frankfurter Zimmer darstellen soll, neues bringen, und die Heliogravüre nach einer Photographie von dem einzigen Delbilde der Frau Rat dasselbe vortrefflicher als bisher wiedergiebt. Die übrigen Bilder sind von überall her entlehnt, zum Teil mit Angabe der Quellen, zum Teil ohne dieselbe, wobei es in mehreren Fällen zweifelhaft sein möchte, ob die Nachbildung berechtigt war.

Q.

Die Stanley'sche Emin-Expedition und ihre Auftraggeber. Nach den Berichten von Casati, Emin Pascha, Peters, Tophson und Stanley kritisch beleuchtet von H. Jaeger. Mit einer Uebersichtskarte. Hannover-Vinden 1891. Verlagsanstalt von Carl Manz (Manz und Lange).

In der vorliegenden Schrift wird der Versuch gemacht, den Kausalzusammenhang der einzelnen Ereignisse und die Zwecke und Pläne der Mitwirkenden der englischen Elfenbein-Expedition im Zusammenhange darzustellen. Das Buch ist sorgfältig und mit großem Scharfsinn gearbeitet, die Darstellung lieft sich zum Teil nicht leicht genug. Das Interesse an Stanley's Thätigkeit hat sich unendlich viel schneller verflüchtigt, als anfangs anzu-

nehmen war, und in dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, könnte fast an der Zweckmäßigkeit einer solchen Arbeit wie der vorliegenden gezweifelt werden. Doch ist die Mühe des Verf. keine vergebliche gewesen, da sie einen zuverlässigen Führer durch das Labyrinth von Selbstsüchtigkeiten und Intrigen bietet, die sich an das edle Unternehmen der Befreiung des inzwischen wieder verloren gegangenen Paschas zur geringen Ehre Europas geknüpft haben. K. F.

Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung von D. A. Ellissen mit einem Porträt F. A. Lange's. Leipzig 1891. Verlag von J. Bädcker.

Es ist ziemlich bekannt, daß F. A. Lange von Michaelis 1872 bis zu seinem Tode am 21. November 1875 Professor der Philosophie in Marburg gewesen ist, wohin er unter Falk berufen wurde. Was ihn uns so lieb macht und so bedeutend erscheinen läßt, ist aber nicht der Umstand, daß er ein Philosoph war und (außer andrem) jenes viel gelesene Buch „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart“ geschrieben hat. Vielmehr schätzen wir die Reinheit seiner Gesinnung, die Tüchtigkeit seines Wesens, die Fülle seiner Wirksamkeit und die eben so seltene wie fruchtbare Verbindung von Wissenschaft und bürgerlicher Thätigkeit. Auf ihn passen so recht jene beiden Worte: „Ich bin ein Mensch und das heißt Kämpfer sein“ und das andre: „Arbeit ist des Bürgers Zierde“. Er war ein Arbeiter, welcher mitunter 16 Stunden am Tage zu arbeiten hatte und manchen harten Bissen verdaut hat, den die Welt ihm zu kauen gab. Er war abwechselnd Dozent, Lehrer, Redakteur, Handelskammer-Sekretär, Buchhändler, Versicherungs-Agent u. s. w. In allen diesen Stellungen hat er, wie er verdiente, freilich viel Anerkennung gefunden, aber auch an sich erfahren, daß Vielseitigkeit dem, der sie besitzt, nicht leicht verziehen wird. (S. 160). Für uns ist die Unverdroffenheit vorbildlich, mit welcher er sich den Aufgaben des Bürgers in Gemeinde und Staat widmete, statt der Wissenschaft allein zu leben. Er gehörte zu den Wenigen, welche die volle Konsequenz ihrer politischen und sittlichen Ueberzeugung ziehen, und zögerte darum auch nicht, obgleich Familienvater, sein Amt als Lehrer aufzugeben, als man ihm aus seiner politischen Thätigkeit einen Vorwurf machte (S. 115 f.). Wenn „Reichtum ein Amt ist“ (S. 157. 233), so auch Wissen und Verstand und sittliche Ueberzeugung. Diese Dinge sind nicht dazu da, um unter den Scheffel gestellt zu werden, und die Kritik der Gesamtheit sorgt dafür, daß der Einzelne seine Befugnisse nicht überschreitet. Da das Leben des Staates sich aus der Thätigkeit aller seiner Bürger ergibt, so ist sehr wahrscheinlich, daß ein Staat, um gesund zu

bleiben, auf eine zwar ruhige und gefeszmäßige, aber möglichst umfassende Beteiligung aller Bürger am staatlichen Leben angewiesen ist. Er braucht also dringend Bürger und Beamte, welche sowohl guten Willen und Einsicht als auch besonders die nötige Wahrheitsliebe und den nötigen Mut besitzen, um das auszusprechen, was sie für richtig halten. Da Beispiel besser zu wirken pflegt als Lehre, so können wir uns freuen, an Lange ein Beispiel jener vereinigten Tugenden zu besitzen. Die vorliegende sorgfältige Sammlung der Thatfachen aus Lange's Leben verdient unsern Dank. Als Kuriosum sei erwähnt, daß über die Lehrer-Prüfung in der Philosophie das Zeugnis erteilt wurde (S. 74): „Die Antworten des Kandidaten waren derart, daß er sich im allgemeinen und unter Voraussetzung noch zu machender speziellerer Studien als befähigt erwies, den philosophischen Unterricht an einer höheren Lehranstalt zu erteilen.“ Jedenfalls muß man dem Examinator lassen, daß er mit philosophischer Besonnenheit Lange nicht leidenschaftlich überschätzt hat. B.

Römische Essays von Ersilia Gaetani Lovatelli. Autorisierte Uebersetzung. Mit einem Vorwort von Eugen Petersen. Leipzig 1891. Verlag von Carl Reißner.

Für denjenigen, welcher die Erzeugnisse der neuesten Litteratur mit Interesse verfolgt, ist es eine seltene Freude, ein Buch in die Hand zu bekommen, welches einmal nicht von den aufregenden Fragen der Gegenwart wie Sozialismus, Realismus, Schulreform u. a., sondern von allgemein wichtigen und interessanten Gegenständen handelt. Einen solchen Genuß bietet dem Leser das Buch der italienischen Schriftstellerin, welche mit ebensoviel Geist wie schriftstellerischer Gewandtheit, nicht minder aber mit umfassender Gelehrsamkeit höchst anschauliche Bilder menschlichen Fühlens und Denkens aus den verschiedensten Zeiten und Kreisen des Völkerlebens vor uns entrollt. Die Allgemeinheit des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode und die oft seltsamen und kaum erklärbaren Aeußerungen dieser Hoffnung, z. B. die sogenannten Totentänze des Mittelalters, werden eingehend und schön dargestellt, ebenso der Mythos von Amor und Psyche, wenn auch dieser wohl zu oft auf die Idee einer Wiedervereinigung nach dem Tode anstatt einfach auf das Bild irdischer Liebe bezogen ist. Bei der ebenso schönen Betrachtung der Rose und ihrer vielseitigen symbolischen Bedeutung im Altertum vermissen wir nur die Erwähnung dieser Blume als des Symbols des Geheimnisses, woher die lateinische

Wendung „sub rosa“ gleich unserm Ausdruck „unter der Blume“ stammt. Höchst interessant ist ferner die unter der Ueberschrift Parvula gegebene Schilderung altertümlicher Spielsachen, woraus wir ebenso wie aus dem Kapitel „Schlaf und Hypnotismus“ die Wahrnehmung schöpfen, daß bei aller Verschiedenheit des Altertums von der Neuzeit die wesentlichsten Neigungen und die tiefsten Anschauungen der Menschen immer dieselben gewesen sind. Reich belehrend ist auch die Abhandlung über den Isis-Kultus in Rom und seine weite Verbreitung und Wichtigkeit im römischen Weltreiche; vortrefflich schließlich das Schlußkapitel „Sonnenuntergang in Rom.“ Das dankenswerte Vorwort von Petersen giebt uns einen erwünschten Aufschluß über die Verfasserin dieses schönen Buches, dessen Lektüre ohne Zweifel jedem Leser Genuß und Belehrung gewähren wird. C. S.

Theodor Körner, ein Lebens- und Charakterbild. Festschrift zum hundertjährigen Geburtstag des deutschen Sängers und Helden von Gotthold Kreyenberg. Mit zahlreichen Bildnissen und andern Abbildungen. Dresden 1891. Verlag von E. Ehlermann.

Unter den vielen Schriften zur Feier des hundertjährigen Geburtstages von Th. Körner heben wir die vorliegende wegen ihres reichen Schmuckes an Bildnissen des Dichters und ihm naher Personen, sowie an andern künstlerischen Darstellungen heraus. Durch den Text geht der enthusiastische Schwung, den man körnerisch nennen kann. Eine tiefere kritische Arbeit war nicht beabsichtigt. Q.

Die Mystik im Irresein. Eine Entgegnung auf Baron Dr. Carl du Prel von Dr. Gustav Specht, Agl. Hilfsarzt in der Kreisirrenanstalt Erlangen. Wiesbaden 1891. Verlag von Bergmann.

Gegen die Behauptung des Münchener Spiritisten du Prel, daß im Irresein sich häufig mystische Phänomene zeigten und manche Geisteskrankheit nur ein larvirter Somnambulismus sei, wendet sich mit dem ganzen Rüstzeug des modernen Psychiaters die vorliegende Streitschrift. Da sie neben der Widerlegung der du Prel'schen Lehre beherzigenswerte Mitteilungen über Einrichtung von Irrenanstalten, Behandlung Geisteskranker, Aussicht auf Genesung u. dgl. enthält, da sie ferner in einem sehr flotten, wenngleich die Schranken wissenschaftlicher Diskussion gelegentlich überschreitenden Tone abgefaßt ist, so wird die Lektüre auch dem Laien empfohlen werden können. M. D.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.




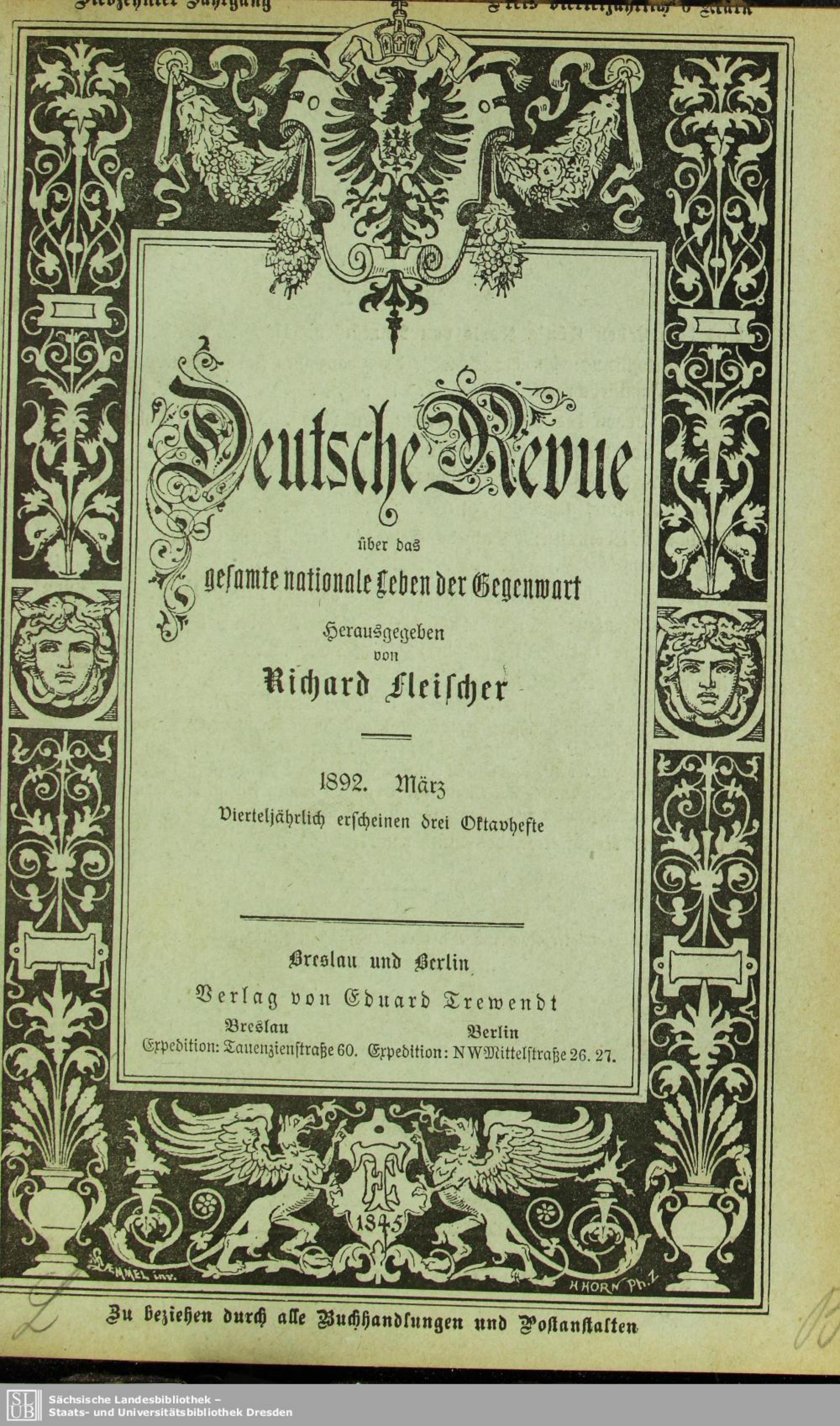
Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

1892. März
Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte

Breslau und Berlin
Verlag von Eduard Trewendt
Breslau Berlin
Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

März 1892.

	Seite
Aus dem Leben König Karls von Rumänien. II.	273
David Sibyllinus: An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Familienchronik. III.	288
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XXXIV. (Schluß) .	310
Graf W. von Roon, Generalleutnant: Gehört der Kriegsminister in das Hauptquartier der vom Monarchen befehligten Armeen?	321
Louis Robinson: Kind und Affe	332
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. V.	342
J. Frohschammer: Der Religionsfanatismus und der Krieg. I. . . .	353
Wilhelm Jensen: Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. VI. (Schluß)	368
Litterarische Berichte	393
Weltmorgen. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. — Die häusliche Erziehung in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. G. Stephan. — Erzherzog Johann von Oesterreich im Feldzuge von 1809. Von Hans von Zwiedinek-Südenhorst. — König Oedipus. Von Dr. Rudolf Meyer-Kaemer. — Die Kunst, wie man recht trinken soll nit daß man Tag und Nacht werd voll. Durch Gregorium Wickgramm.	
Gingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	396

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.


Diesem Hefte ist eine Beilage von Th. Neuther's Verlagsbuchhandlung über Martensen's christliche Ethik beigeheftet.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

Die Reise.

reitag den 11. Mai. Der Prinz stand um sechs Uhr auf, packte selbst noch an seinen Sachen, vollendete einige Briefe und empfing eine größere Anzahl von Beglückwünschungsdepeschen, die über Nacht aus Rumänien eingelaufen waren. Dann nahm er Abschied von jedem Mitgliede des väterlichen Hofhaltes und trat um zehn Uhr zu seinen Eltern ein, um dort das schwere Lebewohl zu sagen. Vater und Mutter segneten tief ergriffen ihren Sohn, der doch für einen Augenblick seine Fassung verlor, als seine innig geliebte Mutter ihn mit ihren Thränen benetzte und nicht aus ihrem Arme lassen wollte — schien ihr doch, als wenn sie ihn jetzt erst ins fremde Leben hinein, einem ungewissen Schicksal preisgäbe.

Der Prinz verließ das Zimmer seiner Eltern; er mußte aber durchaus Herr seiner Bewegung werden, ehe er sich auf sein Pferd schwang; denn keiner durfte in seinen Zügen lesen, welch' einen Abschied er soeben genommen, und daß der jugendliche Reitersmann das väterliche Haus nun für immer verließ. — Nachdem er noch seinen jüngsten Bruder umarmt hatte, bestieg er sein Pferd und sprengte — zum letzten Mal in preußischer Dragoner-Uniform — vom Jägerhofe fort, als gälte es einen Spazierritt. Droben am Fenster standen die Eltern und sahen dem schönen, gewandten Sohne nach, so weit die Blicke reichten. — Wann und wie würden sie ihn wiedersehen?

Er flog die große Allee entlang und bog dann in die Straße nach Schloß Benrath ein, wo sein ältester Bruder, Erbprinz Leopold, gegenwärtig weilte. Um 11¹/₂ Uhr hatte er das Schloß erreicht; nachdem er seinem Bruder und dessen Familie — auch seine Schwester Marie (die jetzige Gräfin von Flandern) traf er dort — begrüßt hatte, vertauschte er die preußische Uniform nicht ohne Bewegung mit einem Zivil-Anzuge. Dann brach er wieder auf; Erbprinzessin Antoinette und Prinzessin Marie begleiteten ihn; die erstere nur bis zum Bahnhofe, die

letztere noch einige Wegstunden. Auf dem Bahnhofe befanden sich viele Offiziere des 11. Husaren-Regiments, denen der Prinz — so schwer ihm die Notlüge wurde — sagen mußte, er begleite seine Schwester nach Köln und kehre mit dem Nachtzuge nach Berlin zurück. Um ein Uhr traf das Geschwisterpaar mit der Hofdame der Prinzessin, Fräulein von Larisch, in Deutz ein. Im Hotel, wo sie frühstückten, begegnete der Prinz vielen Offizieren vom 8. Kürassier-Regiment, denen er seine Anwesenheit wiederum mit einem Ausfluge erklären mußte. Um 2 Uhr reiste er bei strömendem Regen mit der Eisenbahn nach Siegburg und mit Extrapost weiter nach Schloß Ramersdorf zur Baronin Franque. Nach kurzem Aufenthalte mußte er sich hier zum letzten schweren Abschied von der Lieblingschwester entschließen, denn die Zeit drängte, und Bonn mußte noch vor Abgang des Sechsuhr-Zuges auf einem Ruderboot erreicht werden. Gerade im letzten Moment langte der Prinz, der die Stadt eilig zu Fuß durchmessen hatte, auf dem Bahnhofe an und traf im Koupee mit Kabinetsrat von Werner zusammen; Fürst Karl Anton hatte ihn, den langerprobten, treuen Diener des fürstlichen Hauses, seinem jungen Sohne zur Begleitung mitgegeben.

Der Regen strömte fort, und der Prinz fuhr mit schweren Gedanken, die ihm den Schlaf raubten, und in gespannter Erregung an Mainz und Darmstadt vorüber und traf am 12. Mai 7 Uhr früh in Freiburg i. Br. ein. Hier frühstückten die Reisenden; es war ein dem Prinzen von Kindheit an vertrauter Ort, an welchem er nun so heimlich vorüberreiste: eine Stunde weit von Freiburg, im lieblichen Umkirch, hatte er einst bei seiner nun verstorbenen Großmutter, der Großherzogin Stephanie von Baden, so manchen Sommer sorgenlos und glücklich verbracht.

Die Fahrt ging weiter über Neu-Basel, Waldshut, Turgi nach Zürich, wo der Prinz um zwei Uhr anlangte und im Gasthof zum Schwert an der Limmat abstieg.

Durch die Kahnfahrt auf dem Rhein bei Bonn hatte er seine Fußstapfen gewissermaßen verwischt, und es war seitdem leicht gewesen, sein Inkognito zu wahren.

In Zürich erwartete ihn der preußische Kammerherr Baron von Mayenfisch, den Fürst Karl Anton hierhin vorangeschickt hatte, und der ihn mit Kabinetsrat von Werner auf dieser schweren Reise begleiten sollte. Als Bedienung folgten dem Prinzen nur zwei Diener aus dem väterlichen Hause; einer von ihnen, sein Kammerdiener Seelos, welcher seit 1860 in seinen Diensten stand, war schon einmal mit in die Fremde gezogen, als er mit des Prinzen verstorbener Schwester, der jungen Königin von Portugal, nach Lissabon gegangen.

Das trübe Regenwetter klärte sich jetzt auf, es ward sonnig, aber kalt, und die Berge waren mit Schnee bedeckt.

Der Abend in Zürich verging in der Beratung über die Paß-Angelegenheit. An wen sollte man sich wenden, um für den Prinzen einen Schweizer Paß zu bekommen? Herr von Werner wollte an den Landammann von St. Gallen schreiben, befürchtete aber eine Indiskretion; so wurde beschlossen, bei ihm nur telegraphisch anzufragen, wann man ihn in St. Gallen sprechen könne.

Sonntag, den 13. Mai. Das Wetter war wieder unfreundlich geworden, gegen Mittag fiel starker Regen. Der Prinz ging morgens zur Kirche und speiste dann, um nicht aufzufallen, mit seinen Herren an der table d'hôte. Um zwei Uhr traf der rumänische Leutnant Linche von Paris ein und brachte Briefe und Papiere, auch die Proklamation, welche der Fürst bei seinem Eintreffen in Bukarest erlassen sollte. Man diskutierte über die Weiterreise, die durch die begangene Indiskretion und die zahllosen Glückwunschdepeschen aus Rumänien erschwert und gefährlich geworden war; auch konnten die begleitenden Herren, die Dienerschaft, das Gepäck, sowie die gezeichnete Wäsche und das silberne Reise-Necessaire mit dem Monogramm des Prinzen Verdacht erregen, — es mußten Mittel und Wege gefunden werden, damit der Prinz unerkannt die Reise zurücklegen konnte. Der Zufall schien ihm helfen zu wollen. Abends beim Souper im Hotel Bauer traf die Gesellschaft zufällig den Landammann Äpli von St. Gallen, welcher dem Prinzen von der Weinburg her, wo derselbe Gast des fürstlichen Vaters gewesen, bekannt war. Man sprach ihm von dem Wunsche, Pässe nach Odessa zu bekommen, ohne ihn derweil weiter in das Geheimnis einzuweihen, und er erwies sich als außerordentlich gefällig. Der Prinz kehrte früh in sein Hotel zurück, um seinem Vater zu schreiben, während die Herren seines Gefolges mit dem Landammann noch einige Details besprachen.

Am 14. Mai wurde beschlossen, daß Herr von Mayenfisch mit den beiden Dienern und dem größeren Teil des Gepäcks sofort nach München voranreisen, sich dort einen Paß nehmen und dann die Reise für sich, im Stil eines vornehmen Herrn, machen sollte.

Um 10 Uhr fuhr er fort; auch Leutnant Linche reiste voraus, während der Prinz und Herr von Werner sich damit beschäftigten, die Namenszüge aus der Wäsche zu trennen und die Krone über dem C vom Necessaire des Prinzen zu fragen. Das Gepäck, das durch Umfang und Zahl der einzelnen Stücke hätte Verdacht erregen können, wurde bis auf das Unentbehrlichste reduziert und machte fortan einen mehr als bescheidenen Eindruck.

Am Nachmittage unternahm der Prinz noch einen Spaziergang am Seeufer und fuhr abends mit Herrn von Werner nach St. Gallen. Der Zug hielt an jeder Station und erreichte sein Ziel erst um 10 Uhr. Vor Kälte halb erstarrt, ging der Prinz mit seinem Begleiter in einen kleinen Gasthof, wo er nicht befürchten mußte, erkannt zu werden, und beide Herren quartierten sich in einem einzigen, einfachen Stübchen ein. — Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß die Türkei und Rußland Rumänien militärisch besetzen sollten!

15. Mai. Der Prinz und sein Begleiter begaben sich nach dem Regierungsgebäude, wo sie den Landammann nun in das Geheimnis einweiheten und um seine Unterstützung baten. Herr Äpli hatte schon durch die Zeitungen erfahren, daß Prinz Karl von Hohenzollern die Wahl zum Fürsten von Rumänien angenommen hatte, und zeigte sich weniger überrascht, als die Herren erwartet hatten; mit großer Bereitwilligkeit vermittelte er ihnen die Reisepässe. — Da Fürst Karl Anton als Besitzer der Weinburg Ehrenbürger von St. Gallen war,

konnte sein Sohn sich ja mit gutem Gewissen eines Schweizer Passes bedienen. Derselbe lautete auf Karl Hettingen (nach dem Schlosse Hettingen des Fürsten Karl Anton in Hohenzollern), welcher in Geschäften nach Odessa reiste. Bei der Aufnahme des Signalements — blaue Augen, dunkle Haare, scharf geschnittene Adlernase, dunkler Flaum auf Wange und Oberlippe, schlanke Gestalt — wurde auf Wunsch des Prinzen als besonderes Kennzeichen noch eine Brille angeführt, durch welche er sich möglichst unkenntlich zu machen hoffte.

Um 11 Uhr fuhren die Herren mit der Bahn nach Rorschach, wo das Bahn-Personal den Prinzen erkannte — er mußte wiederum zu der Notlüge seine Zuflucht nehmen, daß er von einer Urlaubsreise nach Berlin zurückkehrte, da die preußische Armee mobil gemacht würde.

Um 12 Uhr bestieg er das Dampfschiff nach Lindau. Der Bodensee war stark bewegt, und es blies ein eisiger Wind; die Höhen waren weiß beschneit. Der Prinz blieb während der ganzen Fahrt auf dem Verdeck, obwohl die Wellen bis herauf schlugen; er gedachte seiner Kindheit und betrachtete wehmütig die ihm so vertraute, liebe Gegend. In der Ferne tauchte die schöne Weinburg auf, in der er seit fünfzehn Jahren jeden Herbst so glücklich zugebracht hatte. — Heimweh überfiel ihn und eine große Sehnsucht nach den Seinen, die er nun auf so lange verlassen hatte; aber er hatte sie freiwillig verlassen, einer großen, schweren Aufgabe halber, und sein Pflichtgefühl sagte ihm, daß er fortan nichts sein dürfe als der Sklave dieser Lebensaufgabe! . . .

Das Schiff konnte wegen des starken Sturmes nur mit Mühe in den Hafen von Lindau einlaufen. Der Prinz bestieg mit Herrn von Werner den Zug und traf abends in Augsburg ein. Unterwegs, bei Rempten, fiel Schnee, trotz des Maienmonats.

In Augsburg legte der Prinz sich gleich nach Tisch zu Bett; er war stark erkältet und mußte doch seine Reise am nächsten Morgen fortsetzen.

16. Mai. In München, wo er am Vormittag ankam, schloß sich Baron von Mayenfisch mit den Dienern ihm wieder an, d. h. reisten in demselben Zuge weiter, — der Prinz und Herr von Werner fuhren zweiter Klasse. Das Wetter war trübe, kalt und unfreundlich.

Über Rosenheim ging es nach Salzburg, der bayerisch-österreichischen Grenzstation. Mit Herzklopfen fuhr der Prinz in den Bahnhof ein. Alle Reisenden mußten die Koupees verlassen, und der Prinz bahnte sich einen Weg durch den mit Menschen überfüllten Perron nach dem Wartesaal; an der Eingangsthür wurde er von dem Zollbeamten aufgehalten, der die Pässe einzufordern hatte; ziemlich barsch frug er den Prinzen nach seinem Namen. Herr von Werner, der seinem jungen Herrn gefolgt war, streckte dem Beamten sofort seine Reisetasche entgegen und sagte: „Ich hab' hier meine Zigarren zu verzollen!“ — Der Prinz hatte in der Eile seinen angenommenen Namen vergessen, griff aber nach seinem Paß und gab ihn dem unwirschigen Beamten. Glücklicherweise hatte er seine Brille auf der Nase. Inzwischen ward er in den Wartesaal gedrängt und

setzte sich mit Herrn von Werner an einen Tisch, um etwas zu genießen; da traten österreichische Offiziere in den Saal, und der Prinz erkannte einige Herren vom Regiment „König von Belgien“, mit denen er in Schleswig 1864 zusammen gewesen war. Er versteckte sich hinter einer Zeitung und schien eifrig zu lesen, während die Offiziere ein paar Mal um den Tisch gingen.

Endlich ward das Signal zum Einsteigen gegeben. Nachdem der Prinz und seine Begleiter der flüchtigen Gepäckrevision beigewohnt und die Pässe auf dem Perron zurückgehalten hatten, nahm jeder wieder getrennt seinen Platz ein, und zwar der Prinz in einem überfüllten Koupee 2. Klasse, dessen Insassen ihm eine etwas zweideutige, gemischte Gesellschaft zu bilden schienen. Vor Abfahrt des Zuges trat plötzlich jener Beamte an das Koupee heran — es kam dem Prinzen so vor, als faßte er gerade ihn scharf ins Auge, und als er dann eine Bemerkung in sein Notizbuch schrieb, mußte der Prinz befürchten, daß der Beamte Verdacht geschöpft habe und nun über ihn nach Wien berichten würde, damit er bei der Ankunft dort beobachtet würde.

Um 6 Uhr abends verließ der Zug Salzburg. Die Fahrt durch die empfindlich kalte Nacht war dem Prinzen eine qualvolle und schien ihm kein Ende nehmen zu wollen; der Gedanke, daß sein kühnes Unternehmen scheitern könne, raubte ihm den Schlaf, und er beschäftigte sich damit, alle Eventualitäten zu überlegen, um gegen sie im voraus gewappnet zu sein.

Am 17. Mai, früh um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, langte der Zug in Wien an. Des Prinzen Aufregung stieg, als er die ungeheure Bewegung in der mit Militär überfüllten großen Bahnhofshalle sah. Schleunigst verließ er seinen Waggon und eilte, in seinen Mantel gehüllt, die Reisetasche in der Hand, dem Ausgange zu. Er erreichte ihn unbehelligt, obgleich er an zahlreichen österreichischen Generälen vorüber mußte, von denen er mehrere aus der Kampagne in Schleswig 1864 genau kannte. Er dankte Gott, als er endlich in der Droschke saß, und drängte den Kutscher, schnell abzufahren. Erst unterwegs gab er ihm die Weisung, ihn nach dem Pesther Bahnhof zu bringen; bald trafen auch seine Begleiter und die Diener mit dem Gepäck dort ein.

Als der Prinz beim Frühstück im Wartesaal mit den Herren die gegenseitigen Erlebnisse und Befürchtungen austauschte, fühlte er sich schon relativ sicherer, aber die zwei Stunden bis zum Abgang des Zuges dünkten ihn doch lang. Er besah sich den großartigen Bahnhof; auch hier herrschte infolge der Truppentransporte das regste Leben, und wieder überkam den Prinzen die Unruhe, daß er schließlich doch noch erkannt werden würde. Endlich war die Zeit verstrichen, und der Prinz bestieg, diesmal in Gemeinschaft mit Herrn von Werner, ein ziemlich schmutziges Koupee 2. Klasse; Herr von Mayenfisch nahm in der ersten Klasse Platz. Das Wetter war rauh, nur 4 Grad R. Wärme; dazu wehte ein eisiger Wind.

Um 11 Uhr wurde Preßburg passiert, später sah man aus der Ferne Gran, den Sitz des Primas von Ungarn, mit seiner großen Kirche. — Das Leben und Treiben auf den Stationen bot dem Prinzen manches Interessante: oft spielten

Zigeuner-Musikbanden auf den Bahnhöfen, und die Ungarn in ihren schwarzen Schnüren-Röcken machten einen selbstbewußten Eindruck.

Besth wurde um 5 Uhr erreicht; der Bahnhof war wieder überfüllt von Truppen, die auf die Beförderung nach Wien harrten. Der Prinz benutzte den zweistündigen Aufenthalt zum Speisen in dem gedrängt vollen Restaurations-Saale, wo die Ungarn lebhaft über Politik diskutierten.

Dann ging es weiter, wiederum die Nacht durch, welche wie die vorige kühl und unbehaglich war, über Szegled und Szegedin; im Morgengrauen erreichten die Reisenden Temesvar, auf dessen Bahnhof wiederum Militärtransporte der Abfahrt harrten.

Freitag, den 18. Mai. Vormittags 9 Uhr kam der Prinz mit seiner Begleitung in Bafiasch, der Endstation der österreichischen Staatsbahn, an. Die Stadt liegt an der Donau; das gegenüberliegende Ufer ist serbisch.

Der Zug sollte Anschluß an das Eilschiff Donau abwärts haben; infolge der großen Truppentransporte, zu denen man auch die Wasserstraße benutzte, gingen die Dampfer aber nicht regelmäßig mehr; die Abfahrt des nächsten Schiffes wurde den Reisenden für Sonntag Vormittag in Aussicht gestellt, doch auch das nicht einmal mit Gewißheit! So war der Prinz dazu verurteilt, zwei Tage in dem kleinen Neste zu bleiben, während jede Stunde länger in der österreichisch-ungarischen Monarchie die Gefahr des Entdecktwerdens vermehrte, und jeder Tag Verspätung seinem neuen Lande die schwierigsten Verwickelungen bringen konnte. Das Schicksal, welches noch so starke Beweise von seiner Beharrlichkeit und Geduld fordern sollte, stellte ihn hier an der Schwelle seines neuen Lebens zum ersten Mal auf die Probe.

In einem sehr schmutzigen Gasthose fanden Prinz und Gefolge kaum eine notdürftige Unterkunft. Um Aufsehen zu vermeiden, verkehrte man gar nicht mit einander; Herr von Mayenfisch und Lt. Linche blieben ganz für sich. Es wurde an Herr Nepf nach St. Gallen telegraphiert, daß er die Reise-Unterbrechung den besorgten Eltern, welche jede Stunde zählten, nach Düsseldorf melden solle.

Bei unbehaglich kaltem Winde unternahm der Prinz einen Spaziergang am Donauufer und besuchte eine kleine orthodoxe Kirche. Die Bevölkerung des Orts ist teilweise rumänisch, und die Bauern, wie man dem Prinzen sagte, sind ganz so wie in der Walachei gekleidet, was ihn natürlich außerordentlich interessierte.

Am Abend speiste die ganze Reisegeellschaft im Wirtszimmer, wo sich auch die Beamten von Bafiasch versammelten und über Politik diskutierten. Auch die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien kam zur Sprache, und man äußerte sich darüber in wenig schmeichelhaften Ausdrücken: „Der neue Fürst wird sich ebenso unmöglich machen wie der Cusa.“ — „Es wird nicht lange dauern, dann jagen ihn die Walachen davon!“ und dergl. mehr. Einer las dann aus der Zeitung vor, daß die Türken in Rumänien eingerückt wären und es zu Gefechten gekommen sei.

Prinz Karl hörte der Unterhaltung der Gesellschaft, die sehr wichtig that, eine Zeit lang zu und suchte dann seine Lagerstätte auf, die im höchsten Grade unfauber war.

Samstag, den 19. Mai. Der Prinz benutzte den ganzen Tag zum Briefschreiben; auch verfaßte er die Depeschen, welche er gleich nach seiner Ankunft auf rumänischem Boden abzuschicken gedachte. In dem Gefühl seiner Unsicherheit hielt er sich im Zimmer, um so mehr, da ein nach Belgrad bestimmter Dampfer mit zahlreichen Passagieren dort durchkam. Am Abend traf er im Gasthause wieder mit der Gesellschaft vom vergangenen Tage zusammen, und die Unterhaltung war so unerquicklich wie zuvor.

20. Mai, nach westländischem Kalender Pfingstsonntag. Der Festtag erwies sich dem jungen Fürsten als ein hoffnungsfreudiger; denn das Dampfschiff aus Belgrad langte an, um ihn Donauabwärts der neuen Heimat, der ersten Lebensaufgabe, die er sich gesetzt, zuzuführen. Schon um 8 Uhr Vormittags begab er sich aufs Schiff. Um 9 Uhr traf mit dem Besten Eilzug ganz unerwartet Ioan Bratianu ein; er war ohne Unterbrechung von Paris durchgereist. Die Herren des Gefolges benachrichtigten ihn sofort von des Prinzen Anwesenheit und bedeuteten ihm, daß er seinen jungen Fürsten einstweilen gänzlich zu ignorieren habe. Um 10 Uhr endlich setzte sich der Dampfer in Bewegung; Prinz Karl installierte sich in der 2. Klasse, ganz getrennt von seiner Reise-Begleitung und inmitten einer höchst ordinären Gesellschaft: Zwischen Frachtsäcken schrieb der Fürst von Rumänien an Kaiser Franz Joseph, dessen Reich er eben infognito durchfuhr, daß er die rumänische Krone nicht in feindlicher Absicht gegen Oesterreich annehme, sondern daß er zu dem mächtigen Nachbarstaat die freundlichsten Beziehungen zu unterhalten wünschte.

Bei Orschowa, wohin die Reisenden 1 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen, mußten sie wegen des niedrigen Wasserstandes einen Dampfer von geringerem Tiefgang besteigen, der sie durch die Schnellen des Eisernen Thores nach Mercierova brachte. — Hier hatte Prinz Karl die Grenze Rumäniens erreicht, welche durch den Lauf des Tscherna-Flusses gebildet wird; walachische Grenzjäger in grauen Mänteln hielten die Wacht.

Gegen vier Uhr kam Turnu-Severin, die erste rumänische Stadt, in Sicht!

Nicht ohne Herzklopfen betrachtete der Fürst dies bescheidene Städtchen, das sich auf einem Hügel aufbaut und im Hintergrunde durch die Ausläufer der Karpathen begrenzt wird. — Sein neues Land lag endlich vor ihm!

Jetzt erst schien er zur Bestimmung zu kommen; jetzt erst legte er sich volle Rechenschaft ab über den gewaltigen Schritt, den er gethan, über die schwere Verantwortung, die er auf sich genommen — aber nutzlos war er deshalb nicht geworden!

Die Ankunft.

Während Prinz Karl seinen schweren Gedanken nachhing, legte das Schiff an der Landungsbrücke von Turnu-Severin an. Ohne auf seine Reisegeellschaft zu achten, suchte er eiligst das Schiff zu verlassen, der Kapitän hielt ihn aber

mit dem Bemerken zurück, daß sein Billet doch auf Odessa laute — weshalb er also hier aussteigen wolle? — Der Prinz antwortete, daß er nur für einige Augenblicke ans Land zu gehen beabsichtige.

Unterdes waren Joan Bratianu und Leutnant Linche herangetreten und drängten den Fürsten vorwärts, so daß er mit raschem Schritt auf die Landungsbrücke sprang und das Schiff hinter sich ließ.

Sowie er das Land betreten, zog Bratianu den Hut, machte Front vor seinem Fürsten und ersuchte ihn, einen der bereitstehenden Wagen zu besteigen. In dem Augenblicke hörte der Fürst hinter sich sagen: „Bei Gott, das muß der Prinz von Hohenzollern sein!“ — Es war der Schiffs-Kapitän, der ihn glücklicherweise eine Minute zu spät erkannt hatte.

Bratianu, der von den rumänischen Maut-Beamten ehrfurchtsvoll begrüßt wurde, durchschritt mit dem Fürsten das Publikum, das sich, da es Sonntag war, zahlreich eingefunden hatte, um das Schiff zu begaffen; erstaunt starrten die Leute die Ankömmlinge an, deren Äußeres gleich erkennen ließ, daß es Ausländer waren; davon, daß ihr neu erwählter Fürst in ihrer Mitte weile, hatten sie aber keine Ahnung.

Fürst Karl fuhr an Joan Bratianu's Seite direkt nach dem Präsektur-Gebäude. Die Herren von Mayenfisch und von Werner folgten, nachdem sie die nötigen Anordnungen wegen des Gepäcks getroffen, mit Lt. Linche ebenfalls dorthin.

Der Präsekt fiel aus den Wolken, als Bratianu ihm sagte, wer der junge Mann sei, der eben vorgefahren war. Es wurde beschlossen, das Inkognito des Fürsten noch zu wahren, da man befürchten mußte, daß die türkischen Truppen, die unter dem Oberbefehle Omer-Pascha's in Rustschuck konzentriert waren, auf die Nachricht von Prinz Karls Landung die Donau überschreiten und auf Bukarest marschieren könnten.

Bratianu begab sich nach der Telegraphenstation, um die provisorische Regierung in Bukarest von des Fürsten Ankunft in Kenntnis zu setzen. Die unmittelbar eintreffende Antwort der Minister ersuchte den Herrscher, sofort die Weiterreise nach der Hauptstadt anzutreten, um jeder etwaigen Ruhestörung dort zuvorzukommen.

Auf das Begrüßungs-Telegramm Fürst Karls an die Fürst-Statthalter (Lieutenance-Princière) antworteten diese mit den herzlichsten Glückwünschen; sie gaben ihrer Freude Ausdruck, endlich ihren frei erwählten Fürsten zu besitzen.

Fürst Karl unternahm dann mit dem Präsekten, welcher französisch sprach, einen kurzen Spaziergang durch die Stadt, die auf ihn, der direkt aus dem schmucken; geordneten Westen kam, einen etwas verwahrlosten Eindruck machte.

Bei seiner Rückkehr ins Regierungsgebäude fand er dort die Autoritäten der Stadt versammelt; denn die Nachricht von seinem Eintreffen war inzwischen doch wie ein Lauffeuer durch den Ort gegangen. Der Empfang, der keinen offiziellen Charakter hatte, wurde rasch abgethan, da die Postpferde schon vor der Thür standen und die Reisenden vorher noch zur Stärkung einen Imbiß einnehmen wollten.

Punkt acht Uhr bestieg der Fürst mit Bratianu — die deutschen Herren folgten — den mit acht kleinen Pferden bespannten offenen Wagen, und in rasendem Tempo fuhren sie in die Nacht hinein.

Die Bespannung war mehr als primitiv, alle Augenblicke riß etwas an dem spinnwebähnlichen Geschirr. Die beiden Postillone (Surugiu genannt), von denen je einer vier Pferde lenkte, schrien und jauchzten fortwährend, um ihre Tierchen anzufeuern; im wildesten Galopp erklimmen sie auf einer gebahnten Straße die steile Böschung bei Turn-Severin, hinter welcher das Terrassenland der Kleinen Walachei beginnt.

Zweimal im Laufe der Nacht wurden die Pferde gewechselt, und gegen vier Uhr morgens erreichte man den Siufluß, wo einige Zeit gewartet werden mußte, bis die Fähre in Stand gesetzt war.

Ein dichter, kalter Nebel zog vom Flusse herauf, und der Fürst und seine Begleiter waren fast erstarrt von dem eisigen Winde, der über das Land blies. Die Postillone zogen den Pferden die Ohren und rieben ihnen die Augen — ein landesübliches Mittel, um die Tiere wieder aufzumuntern.

Nach halbstündigem Warten war die höchst zerbrechliche Fähre wenigstens so weit ausgebessert, daß der Fürst mit seinem Gefolge übergesetzt werden konnte; das Fahrzeug widerstand der starken Strömung, wenn auch mit genauer Not.

Bald wurde es Tag, und in der Ferne tauchten die Kirchtürme von Krajowa, der Hauptstadt der Kleinen Walachei, auf, die ringsum von grünen Hügeln umgeben ist. Um 6¹/₂ Uhr erreichte der Fürst die Acciselinie der Stadt; hier harrte eine unübersehbare Menschenmenge seiner Ankunft; denn der Telegraph hatte das ganze Land von dem glücklichen Ereignis benachrichtigt. Ein donnerndes, nicht endenwollendes Hurra empfing den Fürsten, als der Wagen vor einem improvisierten, aus grünen Reisern hergestellten Zelte (Umbrar) Halt machte. Der Bürgermeister hielt eine Ansprache; Fürst Karl gab in französischer Sprache seiner Freude Ausdruck, daß er sich jetzt inmitten seiner Landesfinder befände; begeisterte Zurufe übertönten seine letzten Worte, und ein wahrer Schauer von Blumen und Kränzen wurde über den jungen Fürsten ausgeschüttet.

Dann ward ein kleines Frühstück eingenommen, die Nachtkälte hatte aber die Speisen zum Gefrieren gebracht.

Nach einem Aufenthalte von ³/₄ Stunden wurde die Reise fortgesetzt; den fürstlichen Wagen eskortierten jetzt zwei Züge Dorobanzen (Miliz-Kavallerie in Husaren-Uniform), hinterdrein folgten zahllose Reiter und eine unabsehbare Wagenreihe; voraus fuhr der jeweilige Distriktspräsekt. Während der Fahrt durch die Stadt wurden dem Fürsten aus den Fenstern noch Blumen zugeworfen.

Jenseits des Weichbildes von Krajowa ging die wilde Jagd querfeldein wieder los. Die acht kleinen Pferde vor dem fürstlichen Wagen flogen nur so dahin unter dem Peitschengeknalle und Geschrei der Postillone; das Wetter war prachtwoll, die Sonne wärmte den Reisenden die erstarrten Glieder, und die ganze Natur hatte ihr Frühlingskleid angelegt. In der Ferne ragten die Häupter der

schneebedeckten Karpathen auf. Eine Straße gab es nicht, man fuhr geradenwegs über die Blachfelder.

Gegen 12 Uhr traf der Fürst am breiten Dlt-Flusse ein; auf dem jenseitigen Ufer baute sich das Städtchen Slatina malerisch auf. Eine mit grünen Zweigen und Teppichen geschmückte Fähre setzte die Reisenden über den reißenden Strom. Die Bevölkerung war von überall her zusammengeströmt und stand auf beiden Ufern des Flusses, um ihrem jugendlichen Herrscher zuzujubeln. — Vor Slatina bestieg der Fürst einen andern Wagen, welcher ihn in die schön dekorierte Stadt brachte; unter zahlreichen, mit seinem Bilde geschmückten Triumphbogen hindurch fuhr er zu einem Privathause, wo ihm ein solennes Frühstück serviert wurde, nachdem er zuvor die städtischen Autoritäten empfangen hatte.

Um zwei Uhr ward die Reise unter derselben zahlreichen Begleitung und mit derselben rasenden Schnelligkeit fortgesetzt; auch hinter Slatina gab es keine Straße, die Fahrt ging teilweise durch große, schöne Waldungen. Nach mehrmaligem Pferdewechsel erreichte der Fürst Piteshti gegen 5 1/2 Uhr nachmittags. Eine halbe Stunde vor dieser Stadt war er einem Infanterie-Regiment begegnet, das sich auf dem Marsche nach Bukarest befand.

Bratianu meldete dem Kommandeur die Ankunft des Fürsten, worauf jener sein Regiment sofort einschwenken und mit der Front dem Fürsten zugekehrt Aufstellung nehmen ließ.

Fürst Karl verließ den Wagen und begab sich, in Reiseanzug und Hut, auf den rechten Flügel; hier stattete ihm der Oberst die Meldung ab. Mit klingendem Spiel präsentierten die Truppen — es war das 2. Linien-Infanterie-Regiment —, und unter fortwährenden begeisterten Hurrarufen schritt der Fürst die Front ab. — Die Soldaten, welche rote Hosen und stahlblaue Mäntel trugen, sahen etwas verwahrlost aus, auch ließ ihre Haltung viel zu wünschen übrig; selbst die Offiziere machten keinen guten Eindruck — das Regiment war eine schlechte Nachbildung der französischen Armee, in der doch auch viel *laissez aller* herrscht.

Hernach, als der Fürst wieder im Wagen saß, sagte er zu Bratianu: Die Freude, mit welcher die Soldaten ihn begrüßten, hätte ihn zwar gerührt, „*mais si je prends l'armée en main, elle devra avoir bientôt une autre tournure.*“

In dieser Unterhaltung wurde der Fürst durch eine Reiterschar unterbrochen, die dem hohen Herrn entgegenkam; an ihrer Spitze befand sich Dr. Davila, den er als alten Bekannten von Düsseldorf her begrüßte.

In rasendem Tempo eilte man nun Piteshti zu. Schon von fern erblickte der Fürst einen Triumphbogen, um den sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte, zu Pferde und zu Wagen, um ihren Herrscher zu erwarten. —

Freundlich lag Piteshti da mit seinen lieblichen Weingeländen; im Hintergrunde der hohe Bucegi und die schneebedeckten Berge von Muscel.

Um 6 Uhr trafen die Reisenden an der Acciselinie der Stadt ein; hier ward dem Fürsten abermals ein begeisterter Empfang mit Anreden und Musik bereitet.

Der Primar (Bürgermeister) überreichte auf silbernem Brette Brot und Salz; weißgekleidete Mädchen streuten Blumen auf des Fürsten Weg.

In Pitesti meldete sich General Golesku, Mitglied der Lieutenant-principière, beim Fürsten; ebenso der Minister-Präsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Ion Ghika, ehemaliger Fürststatthalter von Samos; der Fürst reichte beiden Herren, die ihm von Bukarest entgegengekommen waren, die Hand und drückte seine Freude aus, in ihnen die ersten Mitglieder der rumänischen Regierung zu begrüßen.

Nachdem ihm die Autoritäten der Stadt vorgestellt worden waren, bestieg er mit General Golesku und Prince Ion Ghika die fürstliche Equipage, welche mit acht Pferden bespannt war, und fuhr durch das freundliche, festlich mit Fahnen, Teppichen und Guirlanden geschmückte Städtchen; wieder wurden ihm aus den Fenstern zahllose Bouquets und Tauben in den Wagen geworfen. Auf einer langen Holzbrücke fuhren sie über den Argesch und auf einer zweiten Brücke über den Riu Domnei.

Nach einstündiger Fahrt erreichte der Fürst Goleschi, den Stammsitz der Familie Golesku, die sich stets durch Patriotismus und Uneigennützigkeit ausgezeichnet hat. Die 76 jährige Mutter Golesku's, eine würdige Matrone, deren edle, klassische Züge auf ihre einstige große Schönheit schließen ließen, empfing den Fürsten, umgeben von ihren Enkeln und Enkelinnen, unter denen besonders Madame Davila durch die Regelmäßigkeit und den geistig bedeutenden Ausdruck ihrer Züge die Aufmerksamkeit des Fürsten erregte.

Um 8 Uhr wurde das Diner eingenommen; die ganze Familie nahm daran teil. Bratianu hatte sich inzwischen auf sein Landgut Florika begeben, das in nächster Nachbarschaft von Goleschi liegt.

Nach Tisch wurden dem Fürsten durch Golesku und Ion Ghika die ersten Regierungsgeschäfte unterbreitet; er unterzeichnete den Akt, durch welchen der Metropolit der Moldau, Kalinik Miclesku, der sich beim Aufstand von Jassy am 3. April a. St. (1866) an die Spitze der Separatisten gestellt, begnadigt wurde.

Es liefen verschiedene Depeschen ein, des Inhalts, daß die Türken anfangen, eine drohende Haltung anzunehmen, und daß die Besetzung der Fürstentümer durch die türkischen Truppen nicht außer dem Bereich der Möglichkeit läge. Démètre Sturdza war von Bukarest eingetroffen, um dem jungen Fürsten das Programm für seinen Empfang in der Hauptstadt vorzulegen. Man wollte den Fürsten bewegen, in rumänischer Generals-Uniform in Bukarest einzuziehen; das lehnte er ab, da er dieselbe erst bei der ersten Truppen-Revue anlegen wollte.

Bis spät in die Nacht besprach der Fürst sich mit den Ministern, welche ihm einen sehr gediegenen Eindruck machten: General Golesku, ein Mann nahe an die Sechzig und von offenem, militärischem Aussehen; Ion Ghika, mit den Allüren der gebildeten türkischen Diplomaten und mit viel Formen und Verstand, der als Gouverneur von Samos den Fez getragen, aber als energischer Administrator sich ausgezeichnet hatte; — mit diesen beiden Herren führte der Fürst die Unter-

haltung französisch, während der Minister der öffentlichen Arbeiten, D. Sturdza, der seine Studien in Bonn gemacht hatte, das reinste Deutsch sprach.

Um 12 Uhr legte der Fürst sich sehr ermüdet zu Bett; von Schlaf konnte natürlich nicht viel die Rede sein.

10./22. Mai. Der Fürst stand bereits um 6 Uhr auf, damit er die Vorbereitungen zu dem wichtigen Akte, dem Einzug in die Hauptstadt seines Landes, treffen konnte. Um 8 Uhr verließ er Galeshti, nachdem er der alten Madame Galesku und der Familie Rakoviça für die reizende Gastfreundschaft unter ihrem patriarchalischen Dache gedankt hatte. Der Wagen, mit Blumenfränzen geschmückt, war mit zwölf Pferden bespannt, die von drei Postillonnen in farbenreichem Kostüm gelenkt wurden. Umgeben von einer Reiterschar und geleitet von mehr als 20 Wagen, eilte der Fürst von Poststation zu Poststation auf guter Chaussee durch reizend gelegene Dörfer, deren Ausgänge mit Triumphbogen geschmückt waren, jauchzend begrüßt von der Landbevölkerung in ihren fleidsamen Trachten; es wurden durchschnittlich 20 km in der Stunde zurückgelegt.

In Galeshti und Titu, kleinen Marktflecken, wurde kurz Halt gemacht; die 73 km von Galeshti bis Bukarest nahmen mit dem Aufenthalt nur fünf Stunden in Anspruch. In Ghergani, wo auf einer Holzbrücke die Dumboviça überschritten wurde, überreichte die Familie Jon Ghika's Blumensträuße. Wie eine Lawine vermehrte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde die Reiterschar und die Wagenreihe.

Als Ehreneskorte ritt mit gezogenem Säbel ein Zug Dorobanzen voraus, der alle 10 km abgelöst wurde; außerdem eilten jedesmal der Postdirektor und der Distrikts-Präsekt dem Wagen voraus.

In Ciokaneshti, einem Gute der Familie Ghika, erwartete Prinz Démètre Ghika, Minister des Innern, den Fürsten — eine schöne, stattliche Gestalt mit eleganten Formen, der ebenso geläufig deutsch wie französisch sprach. Hier vertauschte der Fürst seinen mit Staub bedeckten Reiseanzug mit Frack, weißer Kravatte und Ordensband, nachdem man ihn noch einmal umsonst hatte bereden wollen, die rumänische Uniform anzulegen. Ein kleiner Imbiß ward eingenommen, und dann setzte sich der lange Zug wieder in Bewegung; die Chaussee wurde verlassen, und querfeldein jagte man über die große Ebene hin, aus der gegen 2 Uhr das Kloster Rotroceni und gleich darauf die Türme von Bukarest auftauchten.

Empfang in der Hauptstadt.

Schon von ferne bezeichnete eine schwarze, unabsehbare Menschenmenge den Ort, wo die Bukarester Bevölkerung ihres Fürsten harrete.

Die Empfangsfeierlichkeiten nahmen unweit von Baneassa, einem Lustwäldchen und unvollendetem Schlosse des einstigen Hospodaren Bibesku, ihren Anfang. Der Bürgermeister von Bukarest, Démètre Bratianu, Bruder des in Piteshti zurückgebliebenen Joan Bratianu, überreichte dem Fürsten auf rotem Sammetkissen die Schlüssel der Stadt, und in das Hoch auf den Fürsten, mit

dem seine feurige Ansprache endigte, stimmten die hier versammelten 30 000 Menschen jubelnd ein.

Fürst Karl hielt eine französische Dankesrede und drückte in warmen Worten seine Hoffnung aus, daß er die Kraft haben werde, die schwere Mission, welche er in festem Vertrauen auf den Beistand des Himmels übernommen, zum Glücke Rumäniens zu Ende zu führen.

Im Augenblicke, wo das Volk dem jungen Fürsten zujubelte, ging ein Platzregen nieder, der erste, der seit drei Monaten die ausgedörrten Fluren Rumäniens benezte und erfrischte — ein glücklicher Zufall, der tiefen Eindruck machte, da die Rumänen, wie alle Orientalen, den Regen als ein hohes Glück ansehen und deshalb keinen schöneren Willkommensgruß kennen, als einem Ankömmling Wasser auf seinen Weg zu schütten. — Schon im Jahre 1861, auf seiner Reise in Afrika, hatte Fürst Karl das Glück, mit Regen in einer Dase einzuziehen, wofür die Araber ihm Hände und Füße küßten. —

Nach dem Empfange durch die städtischen Behörden bei Baneassa bestieg der Fürst mit General Golesku und Jon Ghika einen offenen, von sechs Schimmeln gezogenen Gala-Wagen und fuhr, umgeben von einem glänzenden Stabe, darunter Oberst Haralamb, Mitglied der provisorischen Regierung, Kriegsminister Oberstleutnant Lecca und Stabs-Offiziere aller Waffen in reichen, ja überreichen, mit zahllosen goldenen Galons und Schnüren bedeckten Uniformen der Stadt zu. Ein Regiment Ulanen eröffnete den Zug, dann kamen der Minister des Innern, der Bürgermeister der Hauptstadt, sowie Polizei-Präfekt George Ghika; die Herren von Mahenfisch und von Werner folgten in einem zweiten Hofwagen.

Der Zug bewegte sich über die sogenannte Chaussee, den Corso der Bukarester Gesellschaft, wo die Linien-Infanterie und zwei Jägerbataillone Spalier bildeten; an dem einen der Endpoints war das Artillerieregiment aufgestellt. Hinter den Linien der Truppe harrte, Kopf an Kopf, die Menge des Volkes, die ganze lange Allee herab, und endlos pflanzte ihr Hurra sich fort, sowie der Wagen des Fürsten sich näherte. —

Bald war die Accise-Barrière der Stadt erreicht; die mehr als unansehnlichen Häuser aber und das entsetzliche Pflaster ließen kaum vermuten, daß Bukarest unter die größten Städte des Orients zählt.

Auf den Trottoirs des endlosen Podu Mogoschoai, den der fürstliche Wagenzug im langsamem Tempo durchfuhr, bildeten die Nationalgarden Spalier, — doch war der militärische Charakter der Leute nur an Gewehr und Patrontasche zu erkennen.

Die Häuser des Podu waren aufs schönste mit Fahnen, Teppichen und Guirlanden geschmückt; Damen in Festkleidern warfen aus den Fenstern und von den Balkonen herab dem jungen Herrscher Blumen, Tauben und Gedichte mit dreifarbigem Schleifen in den Wagen.

Neben einem der Häuser, an denen der Zug vorbeikam, war eine Ehrenwache mit Fahne aufgestellt. Der Fürst fragte seine Begleiter: „Qu' est-ce

qu' il y a dans cette maison?“ General Goleşku erwiderte etwas verlegen: „C'est le palais“

Fürst Karl glaubte ihn falsch verstanden zu haben und fragte ihn zweifelnd: „Où est le palais?“ — was den General in noch größere Verlegenheit brachte; er deutete auf das einstöckige, schmucklose Haus.

Selbst vor diesem sogenannten palais war das Pflaster unglaublich holprig, der Fürst wurde so zusammengerüttelt, daß es ihm schwer fiel, ruhig und in aufrechter Haltung im Wagen sitzen zu bleiben.

Inzwischen war der Theaterplatz erreicht, an dem etwas größere Häuser standen. Der Zug konnte dort aber kaum mehr vorwärts kommen wegen der enormen Menschenmassen, welche den Wagen umringten und sich in den Straßen stauten. Der Fürst war buchstäblich unter Blumen begraben.

Nach anderthalbstündiger Fahrt, unter Glockengeläute und Kanonendonner, langte der Zug vor der Metropole an, der Hauptkirche Bukarests, von wo man, da sie auf einer Anhöhe liegt, einen prächtigen Blick auf die Stadt hat. Der fürstliche Wagen fuhr vor, und am Hauptportal trat Seine Heiligkeit der Metropolit Niphon, Primas von Rumänien, dem Fürsten entgegen, eine ehrwürdige Greisengestalt mit schönem, weißem Barte und in reichem, goldgewirktem Gewande, mit Tiara und silbernem Stabe; er war umgeben von der ganzen Schar seiner mit den kostbarsten Ornaten bekleideten Geistlichen und feierlich überreichte er dem Fürsten Kreuz und Evangelienbuch zum Kusse, faßte ihn über dem Ellenbogen an den Arm und führte ihn in die Kirche zu einem Throne, dem Skonostas gegenüber.

Das Tedeum, welches jetzt anhub, wäre bei dem Chor schöner, tiefer Männerstimmen erhebend gewesen, wenn nicht der näselnde Ton, in welchem nach der Vorschrift des orthodoxen Ritus die Gebete abgesungen werden müssen, störend in die Ohren der Neuangekommenen gefallen wäre.

Auch die Minister, sowie Lascar Catargi, Mitglied der provisorischen Regierung, waren in der Metropole zugegen.

Nach dem Tedeum begab sich der Fürst, geleitet vom Metropolit-Primas in vollem Ornate, von der provisorischen Regierung und dem ganzen Ministerium, zu Fuß nach der Kammer, welche der Metropole gegenüber liegt. Klopfenden Herzens betrat der junge Fürst den Sitzungssaal, wo die Mitglieder der Konstituante versammelt waren; am Eingang empfing ihn Präsident Kostake Sepureanu und führte ihn an den auf der Tribüne errichteten fürstlichen Thron.

Unbeschreiblicher Jubel begrüßte den Fürsten, die Begeisterung wollte sich gar nicht legen; die Tribünen waren zum Brechen voll: außer den Deputierten der 33 Distrikte des Landes sah man dort die Räte des obersten Gerichtshofes in rotem Ornate, ferner die Mitglieder des Rechnungshofes, des Appellhofes, sowie die Spitzen der Verwaltungsbehörden — der nicht sehr große Saal bot für sie alle kaum Platz genug.

Der Metropolit legte Kreuz und Evangelienbuch auf den vor dem Throne aufgestellten Tisch und forderte den Fürsten auf, den Eid auf die Gesetze des

Landes zu leisten. Dann verlas Oberst Haralamb die rumänische Eidesformel, welche dem Fürsten in französischer Übersetzung vorlag: „Jur de a pazi legile Romaniei, d'a mentine drepturile sale si integritatea teritoriului.“ (Ich schwöre, daß ich Rumäniens Gesetze wahren, seine Rechte behaupten und sein Gebiet unangetastet erhalten werde!)

Fürst Karl legte die rechte Hand auf das Evangelienbuch und sprach mit fester Stimme auf rumänisch: „Jur!“ worauf von neuem ein donnernder Jubel mit Händeklatschen ausbrach.

Der Kammerpräsident richtete nun eine schwungvolle Ansprache an den Fürsten; dieser antwortete in französischer Sprache folgendermaßen:

„Elu spontanément par la nation Prince de Roumanie, j'ai quitté sans hésiter et patrie et famille pour répondre à l'appel de ce peuple qui m'a confié ses destinées. (Begeisterte Zurufe). En mettant le pied sur cette terre sacrée, je suis devenu Roumain. L'acceptation du plébiscite m'impose, je le sais, de grands devoirs, j'espère qu'il me sera donné de les remplir. Je Vous apporte un coeur loyal, des intentions pures, une volonté ferme de faire le bien, un dévouement sans bornes envers ma nouvelle patrie et ce respect inébranlable des lois que j'ai puisé dans mes aïeux (Andauerndes Hurrarufen). Citoyen aujourd'hui, demain, s'il le faut, soldat, je partagerai avec vous la bonne et la mauvaise fortune (Abermalige Zurufe). Dès ce moment tout est en commun entre nous, croyez en moi, comme je crois en vous! — Dieu seul peut savoir ce que l'avenir réserve à notre patrie, — de notre part contentons-nous de faire notre devoir! Fortifions-nous par la concorde, unissons nos forces pour être à la hauteur des événements! La Providence qui a conduit Votre Elu jusqu'ici et qui a éloigné toutes les entraves de mon chemin, ne laissera pas non-accomplie son oeuvre! Vive la Roumanie! (Immer aufs neue ausbrechende Rufe: Vive Charles I!)

Der Sturm der Begeisterung ließ erst nach, als Fürst Karl, begleitet vom Kammerpräsidium und vom Ministerium, den Ausgang des Sitzungssaales erreicht hatte. Unter dem brausenden Ruf des Volkes bestieg der Fürst den Wagen; der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und als der Fürst das Palais erreicht hatte, ward er vor der Haupttreppe desselben vom Palast-Präfekten Oberst Boteanu und dem fürstlichen Stabe (maison militaire — dasselbe Personal, welches unter dem Fürsten Gusa gedient) empfangen.

Hier versammelten sich auch die Mitglieder der provisorischen Regierung, Golesku, Catargi und Haralamb, sowie das Ministerium, und dann begann der Vorbeimarsch der gesamten Garnison, welchem der Fürst vom Balkon des Thronsaales beiwohnte. Hierauf zog er sich zurück, um sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen und seine neue Behausung in Augenschein zu nehmen.

Das Palais war ursprünglich das Privathaus der Familie Golesku gewesen und vor 15 Jahren vom Staate angekauft worden; nachdem es der Reihe nach als Militärschule, Kaserne, Spital und Kommandantur gedient hatte, war es zur fürstlichen Residenz umgewandelt worden. Die Zimmer waren nicht be-

sonders groß, aber von hübschen Proportionen, und man hatte sie unter der Regierung des Fürsten Cusa neu und geschmackvoll mit Pariser Möbeln ausgestattet.

Fürst Karl bezog die Zimmer gegen Norden, denen gegenüber ein unansehnliches Wachtgebäude stand, während seine beiden Herren diejenigen gegen Süden erhielten, in denen Fürst Cusa zuletzt gewohnt hatte; die Fenster derselben gingen auf einen öden, schmutzigen Platz, wo Zigeuner lagerten und Schweine sich im Schmutze wälzten; in diesen Räumen war der letzte inländische Fürst in der denkwürdigen Nacht vom 11./23. Februar 1866 durch mehrere Offiziere arretiert und zur Unterzeichnung der Abdankungsurkunde gezwungen worden — man hatte bei ihm seine Mätresse, die Fürstin Marie Obrenowitsch gefunden, während die Fürstin Cusa einen bescheidenen Seitenflügel des Palais bewohnte. — Dieses merkwürdige Haus wurde nun des deutschen Prinzen neues Heim.

Um 6 Uhr nahm der Fürst mit seinem Gefolge das Diner im großen Speisesaale ein, wo dreißig Couverts gelegt waren; die Dienerschaft trug rote, mit Gold verbrämte Fracks.

Gegen 9 Uhr machte der Fürst eine Umfahrt in der nach Kräften illuminierten Stadt. In anbetracht der wenigen Mittel, die zu Gebote standen — von Gas war noch keine Rede — und bei dem erschwerenden Umstande, daß meist zwischen Haus und Haus ein Garten lag, wurde recht hübsches geleistet.

(Fortsetzung folgt.)



An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts.

Eine Familienchronik

von

David Sibyllinus.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Unsterblichkeit und Präexistenz.

Die Vorgänge jener bewegten Nacht waren in den übrigen Teilen des Schlosses unbemerkt geblieben, und die Abreise der Erzieherin war selbst dem Herzog verschwiegen worden. Darnley hatte der Schließerin die gemessensten Befehle erteilt, den alten Herrn mit dieser albernen Spukgeschichte zu verschonen. Die Gäste bereiteten sich übrigens zum Aufbruch, und Lady Caroll folgte ihrem Beispiele.

„Auch Sie wollen mich verlassen,“ sagte der Herzog, als ihm seine schöne Kousine ihre Absicht kundgab.

„Nun, ich kann ja doch nicht für immer unter Ihrem gastlichen Dache verweilen.“

„Warum nicht? Für mich wäre es ein wahrer Segen, wenn Sie sich meines einsamen Hauses annehmen wollten.“

Ida war so überrascht über diese Äußerung, daß sie nichts zu erwidern vermochte. Sie hatte den Herzog wahrhaft lieb gewonnen trotz seiner Eigenheiten. Seine vornehme Ruhe und seine anspruchlose Weisheit hatten der edlen Frau imponiert, ihr, der selten etwas imponierte. Was aber ihr ganzes Herz gewonnen hatte, war sein Wohlwollen und die väterliche Zuneigung, die er Helenen bewiesen hatte. Er hatte Mutter und Tochter mit Aufmerksamkeiten förmlich überschüttet und ihnen beiden den Aufenthalt so angenehm gemacht als möglich.

Dr. Bramy hatte zwar einige beruhigende Telegramme gesendet, aber es drängte Lady Caroll doch, sich selbst davon zu überzeugen, daß es der Kranken an nichts fehle, so lange sie in ihrem Hause wohnte. Der Entschluß, sich der Erzieherin baldthunlichst zu entledigen, stand zwar unwiderruflich fest, aber Ida war zu menschenfreundlich, um die Kranke, bevor sie genesen, zu entlassen. So kehrten denn Mutter und Tochter nach Torquay zurück. Die Villa, die der Doktor für sie gemietet, entsprach allen ihren Wünschen und Bedürfnissen. Lady Caroll bewohnte mit Helenen das Erdgeschoß und genoß aus ihren Fenstern eine herrliche Aussicht auf das Meer. Miß Worthly hatte ihre Wohnung im oberen Stocke und genierte die Damen durchaus nicht. Sie fanden sie anscheinend ganz wohl, ja heiter, da sie von den Vorgängen, die ihre Erkrankung veranlaßt, keine Erinnerung hatte. Sie war unter dem Eindrucke, von einer Ohnmacht befallen worden zu sein, der, wie sie glaubte, der Doktor eine zu große Bedeutung beigelegt habe. Aber Lady Caroll überzeugte sich auf den ersten Blick, daß die Kranke noch immer sich in einem halbawachen Zustande befand, und Bramy wurde mit Freuden begrüßt, als er kurz nach dem Eintreffen der Damen sich melden ließ.

Helenen hatte er gestattet, bei ihrer Erzieherin zu bleiben. So befand er sich allein mit Ida in deren Boudoir. Er erstattete einen präzisen Bericht über den Fall, der ihn sehr zu interessieren schien.

„Für mich,“ sagte er, „ist es klar, daß kein natürlicher Somnambulismus hier vorliegt. Darnley hat mir nachträglich geschrieben, ein Gärtnerbursche habe an jenem Nachmittage eine Dame in einem schwarzen Mantel auf einer Bank sitzen sehen, die mit einem unbekanntem fremden Herrn gesprochen habe. Wer dieser Unbekannte war, ist nicht zu erfahren gewesen. Und doch liegt dort der Schlüssel des Rätsels. Die Kranke hat in ihren Phantasien von jenem Unbekannten zwar gesprochen, aber nichts verlauten lassen, was über dessen Persönlichkeit Aufschluß geben könnte. Sie hat offenbar etwas auf dem Herzen, was sie peinigt und ihr Gewissensbisse verursacht, aber was das ist, habe ich noch nicht zu ergründen vermocht. Soweit ich urteilen kann, ist sie ein harmloses Wesen, die kaum eine schwere Sünde begangen haben kann. Ich glaube, es ist nichts als Selbstquälerei,

vielleicht durch einen Beichtvater gesteigert. Denn von einer hochgradigen Bigotterie ist sie entschieden nicht frei."

"Ihre Diagnose, lieber Doktor, ist ganz richtig, und diese übertriebene Bigotterie der armen Miß Worthly hat mich schon veranlaßt, an ihre Entlassung zu denken. Sie hat treffliche Eigenschaften, ist unterrichtet und hat die Studien meiner Tochter im ganzen gut geleitet. Aber sie ist beschränkt, vergnügungsfüchtig trotz ihrer übertriebenen Frömmigkeit und eitel trotz ihrer Jahre."

"Ein Porträt, das ich nur bestätigen kann. Es hat nicht den geringsten Anstand, wenn Sie Miß Worthly, so lange Sie keinen Ersatz gefunden, bei sich behalten, und ihr Umgang kann Ihrer Tochter nichts schaden. Es werden Tage, vielleicht Wochen vergehen, bevor ich sie als geheilt entlassen kann. In der Zwischenzeit machen Sie sich auf Phänomene gefaßt, die durchaus nichts Bedenkliches haben. Sie wird periodisch schlafen, zuweilen phantasierend, dann lassen Sie sie allein mit einer Wärterin. Erwacht sie aus diesen Zuständen, die sie in der Regel voraussagen wird, so betrachten Sie sie als eine Gesunde. Ich werde täglich nachsehen und die Phasen der Krankheit genau beobachten. Vielleicht gelingt es mir, das Geheimnis, das sie offenbar peinigt, zu erforschen; dann wird sich die Heilung von selbst ergeben."

"Ich danke Ihnen herzlich, lieber Doktor, Sie haben mich vollkommen beruhigt, und ich kann Ihnen das nicht besser beweisen als durch Wiederaufnahme des Gespräches, welches wir vor meiner Abreise nach Arundel Castle gehabt haben. Wenn Sie Zeit haben und just bei Laune sind, so beantworten Sie mir die Frage, die ich über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele an Sie richtete. Wir sind ganz ungestört, und ich bin ganz Ohr."

"Mehr oder minder dunkle Vorstellungen von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, von einem Fortleben oder Wiederaufleben derselben nach dem irdischen Tode finden sich bei allen uns bekannten Völkern. Diese Vorstellungen wurzelten in der allgemein verbreiteten dualistischen Auffassung, welche Seele und Leib als zwei grundverschiedene Substanzen hinstellte. Furcht und Hoffnung, die beiden Haupttriebfedern der Handlungen des Menschen, wirkten zusammen, um Ahnungen einer individuellen Fortdauer der Seele hervorzurufen. Hat doch der Tod die Menschen von jeher erschreckt, und haben doch Not und Jammer, welche den Kampf um das Dasein begleiten, die Menschen immer pessimistischen Anschauungen zugänglich gemacht. Nichts war daher natürlicher, als daß Priester und Philosophen es für geboten erachteten, die Verzagten auf ein besseres Dasein zu vertrösten. Erstere fanden dabei ihren Vorteil, indem sie ihre Verheißungen für irdische Güter verkauften und ihrer Herrschaft die festesten Stützen verschafften."

"Also Priestertrug allein liegt dieser Vorstellung zu Grunde?"

"Das will ich nicht behaupten, obgleich Priestertrug so alt wie die Menschheit ist. Die Philosophie hat ebenso wie die Religion dazu beigetragen, die Lehre von der Unsterblichkeit der Menschen zum Gemeingut zu machen. Die alten Hellenen waren darüber geteilter Meinung. Epikur lehrte die Vergänglich-

keit aller irdischen Dinge und erblickte in dem Tode die endgültige Auflösung des Menschenlebens. Viele, namentlich die älteren naturphilosophischen Schulen, teilten diese Auffassung. Der göttliche Platon trat derselben entgegen, doch werden Sie den Gründen, welche er in „Phädon“ seinem Lehrer Sokrates in den Mund legt, um die Unsterblichkeit zu beweisen, wissenschaftliche Bedeutung kaum beilegen dürfen. Übrigens ist sein Unsterblichkeitsglaube keineswegs frei von Skeptizismus. Ihm liegt vor allem daran, die Todesfurcht zu bekämpfen; so legt er seinem Lehrer Sokrates in der „Apologie“ die Worte in den Mund: Wenn der Tod nichts ist als ein traumloser Schlaf, wer würde diesen Zustand nicht dem glücklichsten Dasein vorziehen?“

„Das also ist des Pudels Kern. Hiernach wäre Sokrates ein Pessimist wie Schopenhauer. Mich erinnert dieser Ausspruch lebhaft an Hamlet's to be or not to be, der den Träumen, die möglicherweise den Todesschlaf unterbrechen könnten, so große Bedeutung beilegt. Aber können die Verheißungen aller bekannnten Religionen nicht auf rationelle Begründung Anspruch machen?“

„Die Auferstehung des Fleisches, an welcher die christliche Kirche festhält, erscheint der Wissenschaft ebenso unmöglich wie die indische Metempsychose. Nach der heutigen Auffassung gilt die mater rerum, die Materie, für anfangslos und endlos, für unzerstörbar, in ewiger Bewegung d. h. in konstanter Umwandlung ihrer Erscheinungsformen begriffen. Das Hirn des großen Cäsar verstopft, wie Shakespeare sagt, vielleicht ein Spundloch. Der Äther wandelt sich in Flüssiges, das Flüssige in Festes und umgekehrt. Sonnen und Planeten entstehen, bestehen, wie die Spektralanalyse beweist, aus denselben Stoffen, denen wir auf unsrer Erde begegnen, verschwinden und vergehen. Und doch geht nichts verloren. Trümmer untergegangener Sonnensysteme ballen sich im unendlichen Weltraume zu neuen Himmelskörpern zusammen. Die Schöpfung ist immanent wie Zeit und Raum, unvergänglich und vergänglich zugleich.“

„Wie die uns umgebende Natur Leben und Tod in steter Abwechslung darstellt, das habe ich wohl begriffen, hatten doch schon die Griechen die Metamorphosen der Natur tiefsinnig beobachtet. Sie erblickten in den Wandlungen der Raupe zur Puppe und zum Schmetterlinge ein Analogon der menschlichen Entwicklung und wählten den geflügelten Frühlingsboten zum Symbol der Psyche.“

„Ganz recht. Vielleicht hat gerade dieses allgemein faßliche Sinnbild mehr noch als die Lehren der Philosophen dazu beigetragen, den Unsterblichkeitsglauben zu verbreiten. Und doch stirbt auch der Schmetterling, nachdem er seine Farbenpracht eine kurze Zeit im Lichte gebadet.“

„Ich bin ganz davon durchdrungen, daß nichts verloren gehen kann. Was mich peinigt, ist der Zweifel, ob unter Unsterblichkeit der Seele eine selbstbewußte, individuelle Fortdauer zu verstehen ist.“

„Dazu kann ich Ihnen wenig Hoffnung geben; denn die Erfahrung lehrt, daß alles, was entsteht, vergeht. Ist es nicht praktisch vollkommen gleichgültig, ob dieses Ende in dem Augenblicke eintritt, wo wir sterbend die müden Augen

schließen oder, wie die alten indischen Philosophen wähten, erst nach Jahrtausenden? Der Mensch ist so hochmütig, daß er immer vor den übrigen Lebewesen etwas voraushaben möchte.“

„Und doch hat selbst Schopenhauer, der Gott leugnet, an eine Palingenesis geglaubt.“

„Was frommt uns eine Palingenesis ohne Selbstbewußtsein und ohne alle Erinnerung an die im Erdenleben gesammelten Erfahrungen? Auch die Hoffnung, durch unsre Thaten und Gedanken im Gedächtnisse der Menschen fortzuleben, ist eitel, wenn wir nichts davon wissen. Ich habe tausende von Leichen geöffnet, das Gehirn von Tausenden sezirt und untersucht, aber ich habe kein Organ gefunden, nicht einmal den Keim eines Organs, an welchem nach Verwesung des Leibes Bewußtsein und Erinnerung haften könnten.“

„Wenn nun aber die Seele schon im Mutterleibe individualisiert bestand, bevor sie sich die Organe schuf, deren sie zu ihrer leiblichen Erscheinung auf dieser Erde bedurfte, wäre es denn dann nicht denkbar, daß sie wieder auflebte nach der Zerstörung des Leibes?“

„Diese Hypothese würde allerdings eine individuelle Fortdauer nach dem Tode denkbar erscheinen lassen. Wissenschaftlich begründen läßt sich jedoch diese Hypothese, die zu den Grundlehren Platon's gehörte, kaum. Dem griechischen Philosophen ist jedoch die Präexistenz der menschlichen Seele unzweifelhaft. Alles, was wir auf dieser Erde erlernen und wissen, ist, wie u. a. im „Menon“, „Phädrus“ und „Phädon“ des näheren dargelegt wird, für Platon nur ein Erinnern an dasjenige, was die Seele in einem vorirdischen Zustande erlernt und erfahren hat.“

„Mein Lieblingstraum!“ rief Lady Caroll. „Von Kindheit an hatte ich das dunkle Gefühl, vor meiner Geburt bereits existiert zu haben. Ich freue mich, daß Platon diesen Glauben teilte, und verstehe jetzt, wie diese Lehre auch von den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte, namentlich von Origenes, verteidigt worden ist. Leider wurde er darum verkehrt, aber es stände vielleicht besser um das Christentum, wenn man diesem frommen und gelehrten Würdenträger der jungen Kirche gefolgt wäre und wenn das Dogma der Präexistenz von irgend einem alten Konzil als orthodox gestempelt worden wäre. Die ältesten Urkunden der Welt, die Beden, und die Geheimlehren der Druiden beweisen, wie alt diese Vorstellung ist.“

„Von dem Standpunkt der modernen Naturwissenschaft aus würde es vor allem darauf ankommen, zu untersuchen, ob und in wie weit das Gedächtnis von dem Bewußtsein abhängt. Das Erinnerungsvermögen ist kein charakteristisches Merkmal der Menschenseele. Auch die Tiere besitzen dasselbe und die höher entwickelten, wie Affen, Hunde und Elefanten, sogar in hohem Grade. Beruht doch alle Dressur, wie alle durch Gewohnheit und Übung erlangte Kunstfertigkeit auf dem Gedächtnisse. Ist aber kein Tier desjenigen Bewußtseins fähig, zu welchem die Menschenseele entwickelt werden kann, so ist allerdings a priori zu vermuten,

daß das Gedächtnis eine Fähigkeit ist, welche mit dem Bewußtsein nicht zusammenhängt.“

„Und liegt nicht der beste Beweis, daß das Gedächtnis selbständig lange vor dem Bewußtsein thätig ist, in der embryonischen Entwicklung? Sind nicht alle wunderbaren Phänomene der Vererbung, namentlich geistiger Eigenschaften, durch die Apriorität des Gedächtnisses zu erklären? Ist nicht in der Erinnerung allein das Kettenglied zu suchen, welches die zeitlich aufeinanderfolgenden Generationen verbindet?“

„Geistreich wie immer, meine teuerste Freundin, sind Ihre Fragen, die ich jedoch mit der Gegenfrage beantworten könnte: Wenn das Gedächtnis schon vorhanden war, als wir in das Leben gerufen wurden, wie kommt es, daß wir weder von unserm embryonischen Leben noch von einer Vor-Existenz, in welcher die Seele Erfahrungen gesammelt haben könnte, die geringste Ahnung haben?“

„Darauf giebt, wie ich meine, der Zustand, in welchem sich Miß Worthly befindet, treffende Antwort.“

„Allerdings verbreiten die jüngsten hypnotischen Untersuchungen einiges Licht über diese schwierige Frage. Als Analogon ist es jedenfalls beachtenswert, daß das Gedächtnis während der Hypnose bei schlummerndem Bewußtsein wach bleibt und thätig ist. Völlig unbewußt erinnert sich die Somnambule der Sprache und bedient sich derselben anscheinend ganz vernünftig auf Grund der im wachen Zustande gesammelten Erfahrungen, ohne sich dieses wachen Zustandes selbst im geringsten zu erinnern. Erwacht, weiß sie nichts von dem, was sie im hypnotischen Zustande gedacht, gethan oder gesprochen hat. Wird sie jedoch von neuem hypnotisiert, so erwacht sofort das Gedächtnis für alles, was sie in dem früheren hypnotischen Zustande vorgenommen hat, während wiederum alles, was sich auf den wachen Zustand bezieht, aus der Erinnerung verschwindet. Die Kranke hat also, so zu sagen, zwei Gedächtnisse, von denen keines von dem andern weiß. Mit andern Worten, das Gedächtnis springt und überspringt immer den Seelenzustand, in welchem sich die Hypnotisierte nicht befindet. Ihre Gegenwart wurzelt nicht in der unmittelbaren Vergangenheit, sondern in einer weiter zurückliegenden, und die Zwischenräume zwischen beiden sind für die subjektive Erinnerung der Kranken so gut wie nicht vorhanden.“

„Also das Gedächtnis kann wieder aufleben? Das ist der Punkt, auf den alles ankommt. Dort liegt der Schlüssel zum Rätsel. Diese Fähigkeit des Gedächtnisses, mit dem bewußten Leben einzuschlummern, im unbewußten jedoch wieder aufzuwachen, beweist nicht nur dessen Unabhängigkeit vom Bewußtsein, sondern auch dessen Apriorität und volle Selbständigkeit. Erscheint es daher nicht denkbar, daß die Menschenseele bereits individualisiert existiert hat, obgleich ihr von diesem Vorleben keine Erinnerung geblieben? Die schöne jüdische Sage von dem Engel, welcher dem neugeborenen Kinde, um ihm Schweigen zu gebieten, den Finger auf die Lippen drückt und auf der Oberlippe eine Narbe zurückläßt, scheint anzudeuten, daß ähnliche Vorstellungen uralten Ursprunges sind. Ließe sich nicht, anknüpfend an Schopenhauer's Palingenesis, die Vermutung aus-

sprechen, daß die gleichzeitig auf der Erde wohnenden Menschen aus solchen bestehen, welche zum ersten Male in das Leben treten, und aus solchen, welche schon eine oder mehrere Daseinsformen durchgelebt haben? Dann würde allen eine Wiedergeburt vorbehalten sein, ein neues Leben, in welchem sie die Erfahrungen des Erden-daseins verwerten könnten, die Folgen ihrer Handlungen und Unterlassungen zu tragen haben würden. Die thatsächlich bestehende Ungleichheit der Bedingungen, unter welchen die Menschen in das Leben treten, haben schon Augustinus zu Zweifeln an der göttlichen Gerechtigkeit verleitet. Diese Zweifel würden verschwinden und der dramatische Apparat von Himmel und Hölle entbehrlich werden, wenn sich meine Hypothese bestätigte."

"Ich will Sie in Ihren Spekulationen nicht stören, nur täuschen wir uns darüber nicht, daß es nur Spekulationen sind. Soviel läßt sich jedoch immerhin für die Hypothese der Präexistenz sagen, daß ein Fortbestehen oder Wiederaufleben des Menschen nach dem irdischen Tode mit der Erinnerung an die in diesem Leben gesammelten Erfahrungen und mit individuellem Selbstbewußtsein nur dann denkbar ist, wenn die Seele bereits individualisiert in diese Welt getreten wäre und sich im Mutterchoße unbewußt, aber selbstthätig, die Organe geschaffen hätte, die zu ihrer Erscheinung auf diesem Planeten nötig sind. Darin mag der Hauptgrund zu suchen sein, weshalb Platon, Origenes u. a., die den Glauben an die Unsterblichkeit retten wollten, so hohen Wert auf diese Vermutung gelegt haben. Hier jedoch heißt es nicht *qui vivra, verra*, sondern *qui mourra, verra*. Wir müssen uns bescheiden. Der Mensch vermag den Schleier der Maja nicht zu lüften. Im gegenwärtigen Kulturzustande der Menschheit ist der Glaube an eine Wiedervergeltung nach dem Tode, obgleich sich jede unsrer Handlungen schon im Leben rächt, der Menge unentbehrlich. Hierin liegt das metaphysische Bedürfnis, welches alle Religionen und alle philosophischen Systeme hervorgerufen hat."

"Allerdings ist nicht zu verstehen, wie dem Sittengesetz Geltung verschafft werden könnte, wenn nicht Hoffnung auf Lohn, Furcht vor Strafe und die Ausgleichung aller Ungleichheiten dieses Daseins in das Jenseits verlegt würden."

"Das Sittengesetz, von dem Sie sprechen, ist ein Produkt der Erfahrungen, welche das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden gemacht hat. Unbewußte Naturgewalten sind dem Sittengesetze nicht unterworfen. Das Tier ist weder gut noch böse. Der Löwe zerfleischt die Gazelle nicht, weil er böse, sondern weil er hungrig ist. Aus demselben Grunde hypnotisiert die Schlange den Vogel. Die Hälfte aller Lebewesen auf dieser Erde existiert nur, um von der andern verschlungen zu werden. Das nennt Darwin den Kampf um das Dasein. Man könnte es auch als Stoffwechsel bezeichnen. Die moralische Verantwortlichkeit beginnt mit dem Selbstbewußtsein. Ob das, was wir Gewissen nennen, uns angeboren d. h. durch Vererbung erzeugt ist oder ob es uns anerzogen wird, ist gleichgültig. Gewissen findet sich auch bei den Völkern, die auf der niedrigsten Kulturstufe stehen, es wirkt namentlich negativ, es mahnt uns, eine Handlung nicht zu begehen, die dem Zusammenleben mit andern Geschöpfen unsrer Gattung

schädlich sein könnte. Denn auf das Zusammenleben sind wir angewiesen, da der Mensch nackt und hilfloser als andre Geschöpfe auf diese Welt kommt und ohne die Liebe und die Fürsorge der Seinigen zu Grunde gehen müßte. Es bedarf nicht Kant's kategorischen Imperativs, um uns die Pflichten klar zu machen, die uns die gesellige Natur unsres Geschlechtes auferlegt. Da wir überhaupt nicht allein stehen können, so ist die gebotene Rücksicht auf andre zugleich die Befriedigung unsres eigenen Bedürfnisses. Wir können schlechterdings nicht glücklich werden d. h. uns wohl befinden, wenn wir die Pflichten vernachlässigen, die uns das Zusammenleben mit andern auferlegt."

"Nach Ihrer Theorie wäre also das Sittengesetz nichts andres als die Norm unsres eigenen Wesens, die Grundbedingung unsrer Gesundheit, unsres Wohlsseins?"

"Und diese Norm," versetzte Bramy, "ist um so notwendiger, als wir ja alle krank auf diese Welt kommen. Gleicht doch kein Blatt derselben Pflanze, kein Tier derselben Gattung, kein Mensch dem andern vollkommen. Verwirklicht doch die Natur niemals in dem Einzelwesen das Ideal der Gattung. Jeder von uns ist nur ein Bruchteil, kein ganzer Mensch. Unererschöpflich wie sie nun einmal ist in ihren Variationen desselben Themas, ist die Natur auch unberechenbar in ihren Kombinationen, Evolutionen und Rückschlägen. In meiner langen Praxis habe ich die Erfahrung gemacht, daß kein vollkommen gesunder, vollkommen normal geschaffener Mensch existiert. Das gesündeste, kräftigste Kind bringt den Todeskeim mit auf die Welt. Der überlegenste Geist, der Genius selbst leidet an menschlichen Schwächen, Lücken und Fehlern. Daß diese Fehler erblich, daß die Eltern leibliche wie geistige Eigenschaften auf Kinder und Kindesfinder vererben, ist eine Thatsache, die heute außer allem Zweifel steht. Die Theologen erblicken in diesen Unvollkommenheiten der menschlichen Natur die Folgen der Erbsünde, wir Physiologen, da wir den Urgrund der Dinge nicht kennen, halten uns an die gegebene Thatsache dieses Erbübels. Denn wir können in der mosaischen Schöpfungsgeschichte wie in dem goldenen Zeitalter Hesiods nur Mythen sehen, die der thatsächlichen Begründung entbehren. Das Paradies wie das goldene Zeitalter liegen vielleicht vor uns, gewiß nicht hinter uns. Denn abgesehen von Darwin'schen Theorien deutet alles auf einen sehr rohen Vorzustand, aus welchem sich das Menschengeschlecht in Jahrtausenden mühsam emporgearbeitet hat. Es bedurfte einer langen Zeit, ehe Naturlaute zur Sprache wurden, und die Sprache ist die Vorbedingung alles Denkens. Erst mit der Sprache war die Möglichkeit der Kultur und der Perfektibilität gegeben. Alle Propheten, alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen waren in Wahrheit vor allen Dingen Ärzte. Moses und die Propheten, Christus und die Apostel, Confucius und Buddha, Sokrates und Platon und wie sie alle heißen mögen, wollten, bewußt oder unbewußt, ihre Mitmenschen heilen, d. h. deren moralische und leibliche Gesundheit wiederherstellen. Die Ethik ist in der Hauptsache Hygieine; freilich ist das altrömische Ideal *mens sana in corpore sano* noch immer unerreicht geblieben und wahrscheinlich unerreichbar. Aber die Aufgabe bleibt immer, danach zu streben."

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor, für diese Darlegung, die mir das Sittengesetz nur noch teurer macht, das Sittengesetz, dessen höchsten Ausdruck ich in der Bergpredigt zu suchen gewohnt bin, die den Dekalog ergänzt und vergeistigt.“

„Nur übersehen wir nicht, daß, so dauernd und unwandelbar auch die Grundprinzipien des Sittengesetzes sind, dasselbe in seiner Anwendung konventionell, d. h. sehr elastischer Natur, nach Zeit und Ort verschieden ist. Was zu gewissen Zeiten und bei gewissen Völkern Sitte und darum sittlich und erlaubt war, braucht es darum bei andern nicht zu sein. Da aber der Einzelne weder die Zeit noch den Ort seiner Geburt bestimmt, so hat er auch keine Wahl des Staates oder der Religion, denen er angehört. Die Gesetze dieses Staates, die Vorschriften dieser konkreten Religion bilden für ihn die Norm, an die er sich zu halten hat, die Richtschnur seiner Handlungen.“

„Das verstehe ich vollkommen, nur eines verstehe ich nicht: In wie weit und in wie fern der Einzelne für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden kann. Unsere Religion lehrt, daß kein Blatt von einem Baume, kein Haar von unserm Haupte fallen kann ohne den Willen Gottes. Wir glauben unbedingt an eine Vorsehung, an eine Prädestination. Wie ist damit unsere Willensfreiheit zu vereinen? Wie können wir verantwortlich sein für Handlungen, die wir ohne den Willen Gottes gar nicht ausführen können?“

„Das ist eine Frage, welche die Weisen aller Zeiten beschäftigt hat und über welche Folianten geschrieben sind, die in unsern Bibliotheken vermodern. Du Bois-Reymond rechnet diese Frage nicht mit Unrecht zu seinen transszendenten Welträtseln. Der alte Streit zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen dem liberum arbitrium und dem Determinismus erscheint unlösbar, wenigstens innerhalb unsres Kulturzustandes, der seit dreitausend Jahren nur sehr geringe Veränderungen erfahren hat, wenn man auf den Grund der Dinge, nicht auf die äußere Erscheinung blickt. Ich glaube, daß die Willensfreiheit in der That unvereinbar mit den urewigen Weltgesetzen ist, daß sie aber zu den moralischen Fiktionen gehört, ohne welche kein Staat und keine Religion denkbar sind. In untergeordneter Weise möchte ich das Eigentum auch zu jenen Fiktionen zählen, zu jenen Rechtsfiktionen, ohne welche keine Kultur möglich. Im höheren Sinne gehört aber auch der Unsterblichkeitsglaube, insofern man darunter den Glauben an eine individuelle Fortdauer versteht, zu jenen unentbehrlichen Fiktionen oder Halluzinationen des Menschengesistes.“

Achtes Kapitel.

Ein Abenteuer in Gmunden.

Der Frühling war gekommen, doppelt erfreulich begrüßt nach einem harten Winter. Selbst in Ischl durchbrach die Sonne den landesüblichen Nebelschleier. Die Badegäste und Touristen fehlten zwar noch, die Hotels und die Villen standen noch leer, einzelne Reisende jedoch zeigten sich schon in den Bergen und namentlich in Gmunden.

Francis Carroll hatte sich einen kurzen Urlaub erbeten, um, wie er seinem Chef sagte, eine alte Forelle zu holen, deren Schliche er genau im vergangenen Herbst studiert hatte, die aber trotzdem allen seinen künstlichen Fliegen entgangen war. Kaum angekommen, eilte er mit seiner Angelrute an den Forellenbach und fand bald im tiefsten Waldesdunkel die gewünschte Stelle. Er bereitete sich zum Angriff vor, fing einige Fliegen, die er sorgfältig nachbildete, um sie an dem Haken zu befestigen. Diesmal sollte ihm die Schlaue nicht entgehen. Wenn ihn nur niemand in der Waldeinsamkeit stören wollte, so dachte er, als plötzlich dicht hinter ihm Stimmen ertönten, eine männliche und eine weibliche. Ein Liebespaar, sagte er sich. Wenn sich diese girrenden Tauben nur einen andern Platz ausgesucht hätten. Er konnte die einzelnen Worte nicht verstehen, die gewechselt wurden, aber bald überzeugte er sich, daß es sich eher um einen Streit als um Liebesversicherungen handelte. Der Mann sprach in einem drohenden Tone, das Mädchen in einem ängstlich flehenden. Der Liebhaber rief mit lauter Stimme, den Erlkönig parodierend: „Und kommst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ Francis konnte dieses Stichwort nicht überhören, sein ritterlicher Sinn nötigte ihn, der allem Anscheine nach bedrohten Unschuld zu Hilfe zu kommen. Unwillig warf er die Angel von sich und eilte zur Stelle des Streites. Ein unerwartetes Schauspiel bot sich seinen Blicken dar. Unter einer alten Eiche stand ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit. Die schwarzen Augen sprühten unter goldenen Wimpern hervor. Mit dem Anstand einer Königin wehrte sie die Zudringlichkeiten ab, mit der sie ein Bursche in Tiroler Tracht bedrängte. Ihr blondes Haar fiel aufgelöst um die Schultern, und ihre kleinen Hände verteidigten sich auf das tapferste. Unwillkürlich rief sie um Hilfe, in ihrer Bedrängnis nicht ahnend, daß ein Retter in der Nähe sei.

„Schreie nur, du alberne Gans, hier hört dich niemand, und hier entgehst du mir nicht.“

Die Worte waren kaum gesprochen, als Francis herzusprang, mit kräftiger Hand den Burschen in die Höhe hob und fernhin in das Dickicht schleuderte. Schäumend vor Wut, aber wohl fühlend, daß er dem Gegner nicht gewachsen, eilte er von dannen, Drohworte ausstoßend.

Francis kümmerte sich nicht um ihn. Er wandte sich teilnehmend an das Mädchen, das sich von ihrem Schrecken zu erholen begann.

„Sind Sie hier zu Hause?“ fragte er.

„Ja,“ stammelte sie. „Eine Viertelstunde von hier wohnen meine Eltern. Mein Vater ist Förster. Ich habe den schönen Morgen benutzen wollen, um hier in der Waldesstille zu lesen.“

Francis bot ihr an, sie zu ihren Eltern zu begleiten. Sie murmelte:

„Bin weder Fräulein, noch bin ich schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.“

Francis aber, der nicht wußte, was er mehr bewundern sollte, die wunderbare Schönheit der Försterstochter oder ihren vornehmen Anstand, hob ein Buch auf, welches der Kleinen entfallen war und fand zu seinem größten Erstaunen,

daß es ein Bändchen von Tennyson war. Er blätterte darin, und sein Erstaunen wuchs, als er auf der ersten Seite die Worte las: „Emma Worthly to her dearest Lisbeth.“

„Wie?“ fragte er, „Sie sprechen englisch? und Sie kennen die Erzieherin meiner Schwester?“

Lisbeth erwiderte in englischer Sprache, die sie geläufig ohne allen Accent sprach: „Emma Worthly hat mich erzogen und ist meine beste Freundin.“

Die Neugier des jungen Diplomaten war so erregt, daß er darauf bestand, Lisbeth zu ihren Eltern zu begleiten, um eine Aufklärung dieses Rätsels zu erbitten. Einfach und natürlich, wie sie war, ließ sich Lisbeth nicht lange bitten und erzählte, indem sie an Francis' Seite einerschritt. Elastischen Schrittes schwebte sie mehr, als sie ging, denn kaum schienen die kleinen Füßchen den Boden zu berühren. In Gedanken wiederholte sich Francis, als er diesen Gang bewunderte, die Stelle Virgil's: *ingressu patuit Dea*, aber er ließ seiner Bewunderung keine Worte.

Lisbeth's Lebensgeschichte war bald erzählt. Sie war die Tochter einer Kammerfrau der verstorbenen Fürstin Aschberg. Diese hatte die Kleine lieb gewonnen und bis in ihr achtzehntes Jahr wie eine Tochter erzogen. Miß Worthly war die frühere Erzieherin und Gesellschafterin der Fürstin, die vor Jahresfrist gestorben war. Miß Worthly, welche Lisbeth's Erziehung geleitet hatte, war nach England zurückgekehrt und jene ihren Eltern zurückgegeben worden.

„Ganz richtig,“ sagte Francis, „es ist ungefähr ein Jahr her, daß meine Mutter Miß Worthly, um die Erziehung meiner Schwester zu vollenden, engagiert hat. Ich erinnere mich, daß dies auf Grund eines glänzenden Zeugnisses geschah, welches der Fürst Aschberg im Namen seiner verstorbenen Gemahlin ausgestellt hatte. Das beweist einmal wieder, wie klein unser Planet ist. Überall begegnet man Bekannten. Ich hoffe, Sie werden mich von nun an nicht mehr als Fremden behandeln und mir aufrichtig sagen, ob ich Ihnen irgendwie nützlich sein kann.“

Lisbeth errötete, aber setzte schweigend ihren Weg fort. Sie blickte jedoch nicht ohne Scheu zu dem Manne empor, der ihr ein so freundliches Anerbieten gemacht hatte.

„Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich mich fühle seit dem Tode meiner Wohlthäterin. Ich habe alles mit ihr verloren, alles! Sie hatte mich in eine Welt versetzt, in der ich nun einmal nicht geboren bin. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber Sie flößen mir ein Vertrauen ein, als kannte ich Sie seit Jahren.“

„Ich werde dieses Vertrauen, das mich ehrt, nicht täuschen. Sagen Sie mir daher ohne Umschweife, warum Sie sich in Ihrem elterlichen Hause so unglücklich fühlen.“

„Wahrscheinlich ist es sehr unrecht von mir, ich kann mich jedoch nun einmal nicht an diese kleinen Verhältnisse gewöhnen. Meine Mutter ist herzensgut, aber wir sind uns so fremd geworden in den achtzehn Jahren, die ich fern von ihr im fürstlichen Hause verlebt habe. Mein Vater, nun, ich will nichts Schlimmes

gegen ihn sagen, versteht mich noch weniger als meine Mutter. Er ist barsch und nicht immer lebenswürdig. Kurz, ich sehne mich fort von hier, fort aus diesem engen Kreise, wo ich verkümmere. Und nun kommt noch zu meinem Unglücke der Rudi hierher."

"Ist der Rudi ein Verwandter oder gar ein Liebhaber?"

"O nein! Aber mein Milchbruder. Meine Mutter war seine Amme. Er ist der Sohn, der einzige Sohn Seiner Durchlaucht."

"Des Fürsten Aschberg einziger Sohn? Ich habe von ihm in Wien gehört, und nicht viel Gutes. Er soll ein ausgelassener Wildfang sein und schlechte Gesellschaft lieben."

"Leider! Er hat seiner armen Mutter viel Sorge gemacht und mich, die ich mit ihm erzogen worden, arg gequält. Ich habe alles aus Liebe zur Fürstin ertragen. Das Schlimmste aber ist, daß er sich jetzt einbildet, mich zu lieben. Er verfolgt mich bis hierher mit seinen Bewerbungen, und Sie haben es ja gesehen, wessen er fähig ist."

"Was? Der tiroler Bursche, der Ihnen so ungezogene Anträge machte, ist Fürst Rudolf Aschberg?"

"Niemand anders. Hier in den Bergen trägt er die Nationaltracht, die Sie übrigens, wie ich sehe, auch lieben."

Francis lachte und meinte, als Forellenfischer könne man nichts Besseres thun, als eine graue Zoppe und einen Tiroler Hut zu tragen.

"Leider," seufzte die Kleine, "kann ich bei meinen Eltern keinen Schutz gegen Rudis Verfolgungen erwarten. Meine Mutter ist gut, aber schwach und hat, wie mein Vater, einen heiligen Respekt vor dem jungen Fürsten. Der Gedanke, weit weg von hier mir einen Lebensunterhalt zu suchen, ist mir oft gekommen. Miß Worthly behauptet, ich sei dank meiner verstorbenen Wohlthäterin in den fremden Sprachen gründlich genug unterrichtet, um die Stelle einer Erzieherin zu übernehmen. Ich habe ihr geschrieben, um sie zu beschwören, mir womöglich in England eine solche Stelle zu suchen. Ich mache keine Ansprüche, möchte aber womöglich in einer vornehmen Familie Aufnahme finden, da mir nichts so zuwider ist als Geldstolz und Gemeinheit."

"Dazu könnte Rat werden. Heute noch schreibe ich an meine Mutter, und wenn Sie, bis ihre Antwort eintrifft, eines Freundes bedürfen, so vergessen Sie nicht, daß ich etwa noch acht Tage in Gmunden, von da an in Wien zu finden bin. Hier meine Adresse. Und nun leben Sie wohl, meine kleine Freundin, denn irre ich nicht, so ist dies das Haus Ihres Vaters, den ich nicht behelligen will, mit dem ich aber gern verhandeln werde, wenn sich irgend eine Aussicht für Sie eröffnet."

Lisbeth schied mit einem herzlichen Händedruck, Worte des Dankes stammelnd. Francis aber ging auf das Telegraphen-Bureau und telegraphierte seiner Mutter: Ich habe die Gewünschte gefunden. Brief folgt.

Das lakonische Telegramm aus Gmunden hatte Lady Caroll einigermaßen überrascht. Sie hatte von dem Ausfluge ihres Sohnes noch keine Kunde erhalten

und glaubte in den Worten „die Gewünschte gefunden“ eine Verlobungsanzeige zu wittern. Indessen befreite sie Francis' Brief bald von dieser Befürchtung. Sie ließ sofort Miß Worthly rufen, die sich, ohne zu wissen, um was es sich handle, veranlaßt sah, das Prävenire zu spielen.

„Ich ahne, liebe Lady Caroll, warum Sie mich haben rufen lassen. Schon längst stand mein Entschluß fest, Sie um meine Entlassung zu bitten. Ich weiß, daß Sie daran denken, binnen kurzem nach Schottland zurückzukehren, während mir Doktor Bramy dringend empfiehlt, hier im Süden zu bleiben. Ich bedaure es unendlich, die Aufgabe, die Sie mir gütigst übertragen, nicht durchzuführen, Helenens Erziehung nicht vollenden zu können. Indessen ist das liebe Kind so gereift und gekräftigt, daß sie außer Ihnen, der trefflichsten aller Mütter, niemand mehr bedürfen wird. Fürst Aschberg hat mir den Gehalt, den mir seine verstorbene Gemahlin gewährte, als Pension nicht nur gelassen, sondern erhöht. Ich habe daher für meine geringen Bedürfnisse mit dem Wenigen, was ich mir erspart, ein genügendes Auskommen und kann in Torquay anständig leben und meine leider erschütterte Gesundheit pflegen.“

„Liebe Miß Worthly,“ antwortete Ida, „ich bedauere, aber begreife die Gründe, die Sie veranlassen, von uns zu scheiden. Indessen nicht deshalb habe ich Sie rufen lassen. Kennen Sie Lisbeth Büchner, die Tochter eines Försters in Gmunden?“

„Ob ich sie kenne! Sie ist meine beste Schülerin und meine liebste Freundin.“

„Ich glaubte, Fürstin Aschberg sei Ihre liebste Schülerin gewesen.“

„Ich habe allerdings die Erziehung der Fürstin Eleonore vollendet, aber Lisbeth ist mein letztes Erziehungs-Resultat.“

„Die Fürstin hatte die Kleine an Kindesstatt angenommen?“

„Wenn auch nicht förmlich, so doch in der That. Fürstin Eleonore war eine Heilige, hochbegabt, aber ohne allen praktischen Verstand für diese Welt. Eine Idealistin im vollsten Sinne des Wortes, lebte sie kaum auf dieser Erde. Als sie unter unzähligen Bewerbern um ihre Hand dem Fürsten den Vorzug gegeben, bat sie mich dringend im Gefühle ihrer eigenen Unselbständigkeit, sie nicht zu verlassen. Ihre Eltern richteten dieselbe Bitte an mich. Fürst Aschberg hatte seiner Braut nichts abzuschlagen, und so blieb ich denn über zwanzig Jahre als Gesellschafterin, ich darf wohl sagen als Freundin im Hause der Fürstin. Ihr Gemahl, der ein seelensguter, aber aufbrausender, jähzorniger Herr ist, war vielleicht froh, seine Gemahlin in dem gewohnten Umgange mit mir befriedigt zu wissen. Mit der ehelichen Treue mag er es nicht immer sehr ernst genommen haben, die Fürstin war viel allein, während sich der Herr Gemahl außer dem Hause amüsierte. Als die zarte Frau das erste Wochenbett überstanden, kostete ihr der Jähzorn ihres Gemahls beinahe das Leben. Er war so wütend, weil sie ihm eine Tochter geboren, daß er der Wöchnerin die bittersten Vorwürfe machte und ihr drohte, sie zu verstoßen, wenn sie ein zweites Mal seine Hoffnung auf einen männlichen Leibeserben täusche. Die arme Frau, die ihren Mann liebte, verfiel

darüber in eine so lebensgefährliche Krankheit, daß die Ärzte sie aufgaben. Das Töchterchen starb, bevor die Mutter genas, und sie erblickte darin eine Strafe Gottes und beweinte das Kind auf das bitterste. Indessen mit zwanzig Jahren erholt man sich auch von schwerer Krankheit, und wenige Jahre darauf zeigten sich neue Hoffnungen."

"Und Fürstin Eleonore gebar einen Knaben, wie wir alle wissen."

Miß Worthly geriet bei diesen Worten in eine so peinliche Verlegenheit, daß Lady Caroll sie fragte: "Sie sind doch nicht unwohl?"

"Verzeihen Sie, aber all' diese Erinnerungen haben mir das Andenken an meine teure Freundin so wach gerufen, daß ich Ihrer Nachsicht bedarf, wenn ich unzusammenhängend berichte."

"Ich begreife Ihre Erregung, doch wüßte ich gern, wie eigentlich Lisbeth Büchner Ihre Schülerin geworden ist."

"Die Büchner war früher Kammerfrau der Fürstin und hatte den Jäger des Fürsten geheiratet. Der Zufall wollte, daß sie gleichzeitig mit ihrer Gebieterin in die Wochen kam und an demselben Tage, als der junge Fürst Rudolf geboren wurde, ein Mädchen zur Welt brachte. Die Mutter war kräftig und gesund, und man konnte für den kleinen Rudi keine bessere Amme finden. So nährte sie denn beide Kinder, die ebenso gesund wie ihre Amme aufwuchsen. Natürlich interessierte sich die Fürstin Eleonore für die Milchschwester ihres Sohnes. Lisbeth war ein wunderschönes Kind und von klein auf so liebreizend, daß sie alle Herzen gewann. Sie war drei Jahre alt, als der Fürst ihrem Vater eine Försterstelle verlieh. Fürstin Eleonore war in Verzweiflung, daß sie sich von Mutter und Tochter trennen sollte, und beschwor ihre Kammerfrau, ihr Lisbeth zu lassen. Diese hatte seitdem zwei andre Kinder und willigte gern ein. So wurde Lisbeth mit Rudi erzogen und erhielt in den Sprachen und Wissenschaften den besten Unterricht, der besser bei ihr anschlug als bei dem wilden, unbändigen Knaben. Die Fürstin hatte die Kleine so lieb gewonnen, daß sie sich mit Selbstvorfürfen peinigte, weil sie ihren Sohn weniger liebte als dessen Milchschwester."

"Es ist immer eine sehr gewagte Sache, Kinder in Verhältnissen zu erziehen, in denen und für welche sie nun einmal nicht geboren sind. Ich kann mir nicht helfen, aber ich finde, es liegt eine gewisse gedankenlose Selbstsucht in solchen Liebhabereien. Das Glück Lisbeths ist dadurch gewiß nicht befördert worden, daß man sie aus ihren natürlichen Verhältnissen herausriß, um sie dann nach dem Tode ihrer Wohlthäterin wieder in dieselben zurückzustößen."

"Leider kann ich Ihnen darin nur Recht geben, aber die Fürstin Eleonore war, wie gesagt, eine Heilige, die von dem Erdenjammer nie eine Ahnung gehabt hat. Der Gedanke, was aus ihrer Pflgetochter werden sollte, ist ihr sicherlich nie gekommen. Sie fand Freude daran, das Kind mit fürstlichem Luxus zu umgeben und um so mehr, da sich geistige Fähigkeiten zeigten, die über das gewöhnliche Maß gingen. Es war uns eine wahre Freude, Lisbeth in allem zu unterrichten, was sich für eine Dame ziemt. Sie hat ganz ungewöhnliche

Kenntnisse, malt, singt und dichtet mit gleicher Meisterschaft, und wäre das vollendete Ideal einer Erzieherin, hätte sie nicht zwei Eigenschaften, die sie für eine solche Stellung kaum tauglich machen werden."

"Und welche sind diese Eigenschaften?"

"Sie ist von so wunderbarer Schönheit, daß ich nicht ein einziges Mal mit ihr durch die Straßen Wiens habe gehen können, ohne daß die Vorübergehenden stehen geblieben wären und sie angestaunt hätten. Der wunderfame Kontrast zwischen dem blonden Haar und den schwarzen, seelenvollen Augen ist so auffallend wie das vollendete Ebenmaß der Gesichtszüge und aller ihrer Glieder. Sie hat die kleinsten Hände und die kleinsten Füße, die ich je gesehen. Kurz, sie könnte Malern und Bildhauern als Modell dienen."

"Ich begreife, daß eine so auffallende Schönheit in vielen Häusern das Bedenken der Eltern, die neben ihren Töchtern auch Söhne haben, erregen muß, und daß es schwer sein mag, eine Stellung für sie zu finden. Aber im Grunde genommen kann doch die Arme nichts dafür, daß sie schön ist, und wenn sie weder eingebildet noch gefallsüchtig"

"O, das ist sie nicht! Im Gegenteil so bescheiden und so anspruchslos ist sie, daß sie wahrhaft unglücklich darüber sein kann, wenn ihre Schönheit die Blicke der Menschen auf sich zieht. Aber bei aller Bescheidenheit hat sie nächst ihrer Schönheit eine Hoheit des Benehmens, die aller Welt unwillkürlich imponiert. Niemand kann ihr nahen, ohne den Eindruck zu haben, vor einem höheren Wesen zu stehen, und das vergeben wenige. Das ist meiner Ansicht nach die Eigenschaft, die es schwer machen wird, sie zu placieren."

"Und doch auch dafür ist das arme Kind nicht verantwortlich. Die Natur hat dergleichen Anomalien. Gemeine Tölpel und Gännschen fehlen auch in fürstlichen Häusern nicht. Warum sollte eine Fürstentochter nicht in niedrigerem Stande geboren werden?"

Miß Worthly's Verlegenheit steigerte sich bei dieser Bemerkung, und Lady Caroll that aus Schonung, als ob sie es nicht bemerkte. Sie gab dem Gespräche eine neue Wendung, indem sie Miß Worthly die Frage vorlegte, ob Lisbeth geeignet scheine, Helenens Erziehung zu vollenden.

"Das wäre ein wahrer Segen für beide," rief Miß Worthly, "wenn Sie sich entschließen könnten, Mutterstelle an der armen Lisbeth zu vertreten."

Lady Caroll zog nunmehr Francis' Brief hervor und las daraus die Stellen, die sich auf das Gmundener Abenteuer bezogen. Ida's Entschluß stand nunmehr fest, und mit gewohnter Energie schritt sie sofort an die Ausführung.

"Sind Sie wohl genug, nach Gmunden zu reisen," fragte sie, "und mir Lisbeth herbeizubringen? Es wäre gewagt, das schöne Kind allein reisen zu lassen, und wer weiß, ob ihre Eltern darein willigen würden. Gehen Sie daher nach Wien, wo Francis wieder eingetroffen sein wird, und verabreden Sie das Nötige mit ihm."

"Mit tausend Freuden bin ich bereit, die Reise zu unternehmen. Doktor Bramy wird nichts dagegen haben. Im Gegenteil, er findet, daß mir eine Luftveränderung

von Nutzen sein würde, ich bin daher bereit, wenn Sie befehlen, noch heute Abend oder morgen abzureisen und mich ohne Aufenthalt nach Wien zu begeben.“

„Gut! Ich werde Francis telegraphieren, damit er Ihnen ein Zimmer bestellt und alles vorbereitet. Ich zweifle nicht, daß es Ihnen gelingen werde, Ihre Mission zu erfüllen, und daß Sie uns Lisbeth noch vor unsrer Abreise von hier bringen werden.“

Neuntes Kapitel.

Eine Befehung und eine Werbung.

Brandford und Strangeway begaben sich zunächst nach Paris. Die frivolen Belustigungen der französischen Hauptstadt fesselten die Reisenden nicht, wohl aber die Einrichtungen, welche im Gegensatz zu dem Treiben des Tages in aller Stille von den Frommen im Lande wach gerufen worden waren. Strangeway war hier ganz in seinem Elemente und er bewies dem Marquis durch eigene Anschauung, wie mächtig sich im Geheimen die Kollegien der Jesuiten trotz ihrer Austreibung eingewurzelt hatten. Er ließ den jungen Lord einen Einblick thun in die Kämpfe, welche die katholische Kirche der dritten Republik gegenüber zu bestehen hat.

„Wir leben,“ sagte er, „in Frankreich noch immer von dem Konkordate, mit welchem Napoleon I. die Kirche dem Staatszwecke dienstbar zu machen sich eingebildet hatte. Dieses Konkordat hatte den Gallikanismus gründlich ausgerottet und die Bischöfe mehr denn je von der römischen Kurie abhängig gemacht. Im Kampfe mit dem offiziellen Unglauben und der Tagesmeinung ist die Kirche erstarkt und stark genug, um ihre Unabhängigkeit von jeder Staatsform zu betonen. Zur Zeit des zweiten Kaiserreiches glaubte man noch immer am monarchischen Prinzip festhalten zu müssen und bildete sich ein, in der Protektion einer frommgläubigen Spanierin das Heil der Kirche erblicken zu sollen. Jetzt sind wir zu der Überzeugung gelangt, daß wir von der Republik mehr zu hoffen haben als von jeder, übrigens sehr unwahrscheinlich gewordenen monarchischen Restauration. Quos Deus perdere vult, dementat. Es ist nicht möglich blödsinniger zu verfahren als der Freidenker Jérôme Napoleon und als der Enkel Louis Philipp's, der von Boulanger heute, vom allgemeinen Stimmrecht morgen die Wiederherstellung der Dynastie des heiligen Ludwig erwartet. Lassen wir die Toten ruhen! Trotz der Republik und gerade im Widerspruch mit den jetzigen Gewalthabern ist und bleibt Frankreich die älteste Tochter der römischen Kirche, ihre frommen Stiftungen, ihre Beiträge zum Peterspfennig mehren sich, und so lange wir es verstehen, mit dem Konkordate die Besoldung unsrer Geistlichkeit von staatswegen sicher zu stellen, so lange haben wir von partiellen Verfolgungen der Kezer und Freimaurer nichts zu fürchten. Es ist wahr, hier in Paris kommt die große Mehrzahl der Männer nur dreimal in ihrem Leben in die Kirche: zur Taufe, zur Hochzeit und zum Begräbnis. Aber die Frauen erhalten das heilige Feuer, namentlich in den Provinzen, und die Geistlichkeit ist im ganzen und großen ihrer Aufgabe gewachsen.“

Nach diesem Einblick in die französischen Zustände wandten sich die Reisenden nach Stalien, um zunächst in Florenz einen kurzen Aufenthalt zu nehmen. In Fiesole wurde Brandford dem General der Jesuiten vorgestellt und von diesem mit großer Auszeichnung empfangen. Dieser Besuch gab Strangeway Anlaß, sich über die Thätigkeit seines Ordens und die Rolle, die er in der heutigen Gesellschaft spielt, näher auszulassen.

„Wir sind,“ bemerkte er, „noch immer, was wir waren, die allzeit kampfbereite Miliz des heiligen Stuhles. Unser Stifter war nicht umsonst Offizier in der spanischen Armee gewesen, die damals vor drei Jahrhunderten die erste und die tapferste der Welt war. Der heilige Ignaz hatte aus seinem Vorleben gelernt, daß das Geheimnis der Macht im Gehorsam, in der Disziplin liegt. Als er, vom heiligen Geiste getrieben, die Statuten seines Ordens entwarf, gründete er diesen vor allem auf den Gehorsam. Aber mit jener weit vorausschauenden Menschenkenntnis, die ihn auszeichnete, erriet er zugleich, welche Kraft in dem, was wir heute Kollektivismus nennen, ruht. Er beschloß daher, die Individualität völlig zu annullieren. Der Einzelne ist nichts, die Gesellschaft alles, der Einzelne legt das Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab, die Gesellschaft Jesu als solche verschmäh't die Schätze dieser Welt nicht und weiß sie dienstbar zu machen ihren obersten, heiligsten Zwecken. Alles, was die Gläubigen stiften, wird von uns im Interesse der Kirche verwaltet. Denn der Einzelne hat keinen Teil an diesen Reichtümern, ebensowenig wie an den Freuden der Welt, er ist losgelöst von allen Verpflichtungen der Familie und des spezifischen Staates, er schreitet unberührt von dem Säufluß dieser Welt durch das Leben, und wenn er stirbt, erwartet ihn das Begräbniß eines Armen, nur die Nummer, die er im Orden führt, bezeichnet seinen Grabstein, mag er auch die höchsten Würden bekleidet haben.“

„Ich danke Ihnen,“ versetzte Brandford, „für diese liebevolle Auseinandersetzung. Wenn ich richtig verstanden, beruht Ihre Ordensregel auf dem Naturgesetze, nach welchem die Gattung immer auf Kosten des Einzelnen bevorzugt wird. Nur verstehe ich nicht, wie es gekommen, daß Völker und Regierungen Ihren Orden so feindselig behandelt haben, wenn er nichts Andres gethan, als in allen Theilen der Welt die christliche Religion zu verbreiten und zu verteidigen.“

„Das ist eine Frage, die nur zu beantworten sein würde, könnte ich Ihnen die geheime Geschichte unsres Ordens erzählen. Nur so viel sei bemerkt, daß die Menschen von jeher den Erfolg gepriesen und zugleich beneidet haben. Kaum war ein Menschenalter vergangen, nachdem Loyola unsern Orden gestiftet, als derselbe überall, in Deutschland, Frankreich und Stalien, seine Macht bethätigte. Wir, und wir allein haben der Irrlehre Luther's Halt geboten. Kaiser Ferdinand II. war unser Schüler, als er in Böhmen, Ober- und Nieder-Oesterreich, in Bayern und in ganz Süd-Deutschland die Kezerei mit Stumpf und Stiel ausrottete. Wir waren es, die zuerst das Licht des wahren Glaubens wieder in Polen entzündeten und dort auch die Irrlehren vernichteten. Ja selbst an Swan

den Schrecklichen haben wir unsre Sendboten abgehen lassen und der Gefahr getroßt, die in dem orthodoxen Moskau der heiligen Kirche drohte. Unsre Missionäre drangen nach Indien und China und erlitten dort den Märtyrertod. In Amerika haben wir Staaten gegründet und, so lange man uns gewähren ließ, Recht und Sitte in die Herzen der Wilden getragen. Alle diese Thaten erregten den Neid der Regierungen. Wir waren es, welche den stolzesten Herrscher der Welt, der den Ausspruch *l'État c'est moi* wahr zu machen versucht hatte, in das Büßergewand beugten und zwangen, das absurde Edikt von Nantes aufzuheben. Wir waren die Beichtiger der Könige und besaßen dadurch den Schlüssel zu allen Staatsgeheimnissen. Was Wunder, daß sich alle diejenigen, die unsre Macht fürchteten, zusammenthaten, um uns zu vernichten. Ein herrschsüchtiger Minister in Portugal, der Marquis de Pombal, der unsre Väter, die in Brasilien Kirchengüter gesammelt hatten, berauben wollte, gab das Signal, und der schwache Ludwig XV., dem man eingeredet hatte, der Königsmörder Damien sei unser Werkzeug, behelligte wie Joseph II. den Papst Clemens, bis er in einer schwachen Stunde die Bulle unterzeichnete, die die Gesellschaft Jesu aufhob. Wie wenig dieser Machtspruch zu bedeuten hatte, beweist, daß wir trotzdem gerade in den ungläubigsten Ländern, in Preußen und in Rußland, von den Monarchen, die sich der Freundschaft Voltaire's rühmten, gastlich aufgenommen wurden. Friedrich II. und Catharina II. waren zu klug, um nicht vorauszusehen, daß der Sturm, den man gegen uns heraufbeschworen, sich bald legen und daß der Nachfolger des Papstes sich beeilen werde, uns zurückzurufen. Wir sind die demütigen Diener einer Kirche, welche die Hölle nicht überwinden wird."

"Ich begreife, daß Neid und Eifersucht Ihnen Feinde bereitet haben," versetzte Lord Brandford, „aber ich verstehe nur nicht, wie Sie als Beichtväter der Könige die ersten sein konnten, welche der durch die amerikanische und die französische Revolution populär gewordenen Doktrin der Volkssouveränität huldigten."

"Wir waren die Beichtväter der Könige, aber niemals ihre Diener. Wir haben es von jeher mit den Völkern mehr als mit den Regierungen gehalten und nie einen Augenblick gezögert, vollendete Thatsachen anzuerkennen. Staatsformen sind uns gleichgültig, wir fügen uns in alle, nie unsern obersten Zweck, das Interesse der heiligen Kirche, aus dem Auge verlierend. Die Staatsformen wie die Dynastien kommen und vergehen. Es giebt eben nur eine Institution, die seit neunzehn Jahrhunderten alle menschlichen Einrichtungen überlebt hat: die christliche Kirche, und zwar die römisch-apostolische Kirche, welche die Mehrheit aller derer, die Christum bekennen, in sich vereinigt."

"Wie aber steht es," warf der junge Lord ein, „um die Moral, die Sie predigen und im Beichtstuhl anbefehlen? Man wirft Ihnen vor, in dieser Beziehung sehr laxen Grundsätzen zu huldigen, und sucht gerade darin den Grund, weshalb wollüstige Könige ihre Beichtiger vorzugsweise aus Ihrem Orden wählten."

"Die Moral, mein junger Freund, ist rein konventionell. Die Polygamie ist im Orient heute noch wie vor Jahrtausenden Sitte, folglich erlaubt. Das

Christentum verwirft dieselbe, wir haben nie daran gedacht, sie gut zu heißen. Aber läuft alle menschliche Weisheit auf den Satz hinaus: Wähle zwischen zwei Übeln das kleinere — so können wir im Beichtstuhl nicht immer verdammen, was wir im Herzen verdammen. Die Menschen sind nun einmal Menschen, keine Engel. Heilige bedürfen unsrer nicht. Wenn wir jedem die Absolution entziehen wollten, der sich einer Sünde anklagt, dann könnten wir das Abendmahl überhaupt nicht spenden. Dasselbe ist eingesetzt zur Vergebung unsrer Sünden, und wenn wir, weniger streng als viele Weltgeistliche, die Sünden, die uns gebeichtet werden, leichter vergeben als diese, so geschieht dies aus christlicher Liebe, da wir davon durchdrungen sind, daß übertriebene Strenge den Glauben nicht stärkt und die Liebe zu unsrer heiligen Kirche nicht fördert. Wir haben übrigens auch unsre Mysterien, und niemand versteht es besser als wir, zu unterscheiden zwischen den Gebildeten und Ungebildeten. Letztere sind die überwiegende Mehrzahl, und sich dieser zu versichern, ist jederzeit unsre Aufgabe gewesen. So verbietet die Kirche, dem Laien die Bibel in die Hand zu geben, während sie ausnahmsweise dem Gebildeten gestattet, darin zu lesen. Sind doch Mißverständnisse nur dann möglich, wenn der Laie sich anmaßt, von Glaubenssachen mehr zu wissen als der Priester.“

In solchen und ähnlichen Gesprächen vergingen die Stunden schnell, die die Reisenden zwischen Florenz und Rom im Waggon zu verleben hatten. Der junge Lord kannte die ewige Stadt zwar, aber von dem Rom, welches ihm Strangeway zeigte, hatte er keine Ahnung. Die Kluft, die das geistliche Rom von dem weltlichen trennt, ist zwar unter der Regierung des jetzigen Papstes nicht erweitert, aber auch keineswegs überbrückt worden. Auf verhältnismäßig engem Raume stehen sich hier zwei souveräne Gewalten gegenüber, die nichts miteinander gemein haben als den Boden, auf dem sie neben einander bestehen, und die Luft, die sie atmen. Schroff geschieden sind die geselligen Kreise, die sich hier um den Quirinal und den Monte Citorio, dort um den Vatikan gruppieren.

Der junge Lord hatte zwar seine Briefe bei dem englischen Botschafter abgegeben, war von diesem auch zu Tische geladen und mit obligaten Aufmerksamkeiten ausgezeichnet worden, hatte aber bald erkannt, daß es ihm nicht möglich sein werde, den Hof und die offizielle Welt zum Angelpunkte seines Lebens in der ewigen Stadt zu machen. Er beschränkte sich daher in dieser Beziehung auf das Notwendigste und überließ sich der Führung des Vaters Strangeway, der ihn von einem Kardinal zum andern und schließlich zum Papste führte. Die Privataudienz, die Brandford erteilt wurde, machte Epoche in seinem Leben. Leo XIII., von der vornehmen Geburt und der parlamentarischen Stellung des Fremden unterrichtet, empfing ihn mit jener weltmännischen Leutseligkeit, die so gerühmt wird. Man betrachtete es als ausgemachte Sache, daß der junge Lord der römischen Kirche angehören werde, und verschonte ihn mit allen Mahnungen, seinen Übertritt zu beschleunigen. Die soziale Frage bot dem Papste sowohl als den Kardinälen ein willkommenes Thema für ihre Unterredungen mit dem jungen Engländer, der so großen Eifer für die Lösung des Tagesproblems zeigte. Man

unterließ es nicht, stark zu betonen, wie ohnmächtig der Staat sei, diese schwierige Aufgabe zu lösen, welche der Kirche allein zufallen müsse.

„Alle meine früheren Encykliken richteten sich an meine Glaubensgenossen,“ sagte Leo XIII. unter anderem, „dieses Mal werde ich zur Welt sprechen. Die Lage der Arbeiter ist in allen Ländern dieser Erde gleicher Berücksichtigung wert. Zu keiner Zeit haben Kapital und Wohlstand, haben vor allen Dingen die Verkehrs-erleichterungen einen solchen Umfang der Entwicklung erreicht. In England stehen die Dinge, wie ich höre, günstiger als irgend wo anders, doch sind die Arbeiter frei von jenem politischen Beigeschmack, welcher auf dem Kontinente der sozialen Bewegung einen international-revolutionären Stempel aufdrückt. In Ihrem glücklichen Lande denkt man nicht daran, das Eigentum als solches zu bekämpfen. Jeder Arbeiter strebt nur danach, ein eigenes Heim zu erwerben, und je kleiner es ist, desto mehr legt er Wert auf den Besitz. Ich hoffe, meine Vorschläge werden daher auch bei Andersgläubigen auf dankbaren Boden fallen, aber opferfreudigen Gehorsam kann ich nur von den Arbeitgebern und Arbeitnehmern meiner Kirche erwarten, da meine Bischöfe allein überall, in der alten wie in der neuen Welt, mit vollem Nachdruck Frieden predigen können. Ich bete zu Gott, daß die Zeit nicht mehr fern sein möge, wo sich das Licht der Wahrheit gerade in England entzündet, und dort können Sie Ihren Standesgenossen das beste Beispiel geben.“

Dergleichen Ermahnungen schmeichelten der Eitelkeit des jungen Mannes, der sich für verpflichtet hielt, ein Beispiel zu geben, und sich einbildete, die Befehring seiner Landsleute durch seine eigene vorbereiten zu können. An Schmeicheleien ließen es auch die klerikalen Damen nicht fehlen, die ihm bereitwillig ihre Häuser öffneten. Jedes seiner Worte wurde als Orakel gepriesen, und er sah die Neze nicht, mit denen man ihn umgarnte.

In der Zwischenzeit bereitete sich in seiner Heimat ein Ereignis vor, welches einen maßgebenden Einfluß auf seine Entschließungen haben sollte.

Miß Worthly war abgereist. Helene hatte es sich nicht nehmen lassen, ihre Erzieherin nach dem Bahnhofe zu begleiten. Lady Carroll war allein, als der Herzog ihr gemeldet wurde.

Der alte Herr war, seitdem Ida Arundel Castle verlassen hatte, ein täglicher Gast in ihrem Hause gewesen. Bei schönem Wetter ritt er auf einem seiner Lieblings-Cobs hinüber, bei schlechtem fuhr er in geschlossenem Wagen bei ihr vor. Diese täglichen Besuche gereichten beiden zur Freude, da der Herzog sich vollkommen gehen ließ und mit vertraulichen Gesprächen den Nachmittagsthee der schönen Frau würzte. So war der Winter vergangen, sie wußte nicht wie, so schnell und so angenehm trotz ihrer Einsamkeit. Denn Ida hatte es verschmäht, Bekanntschaften zu machen und die Eingeborenen aufzusuchen. Jetzt sollte dieses Stillleben aufhören. Der Herzog, der ungewöhnlich lange in Arundel Castle verweilt hatte, sah sich endlich genötigt, nach London zurückzukehren, wo die Season sich zu regen begann. Lady Carroll aber harrte nur der Ankunft der neuen Erzieherin Helenens, um ihr schottisches Heim wieder aufzusuchen.

Der Herzog war an diesem Abend gegen seine Gewohnheit nervös. Nach der ersten Begrüßung sagte er: „Ich komme in einer sehr ernstlichen Angelegenheit und ich bitte, mich ruhig anzuhören, bevor Sie den Stab über mich brechen. Mein Leben, dessen Ende ich in Ruhe erwarte, ist ein vielbewegtes gewesen. Wie Homer's Odysseus könnte ich von mir rühmen, vieler Menschen Städte gesehen zu haben. Aber das Glück, dem ich nie nachgejagt, habe ich nie gefunden. Meine Frau hat mich nicht verstanden, sie war ein Kind ihr Leben lang. Meine beiden Söhne haben mir auch wenig Freude bereitet, der älteste ist ein Pedant, hohlen Theorien hingegeben, von seiner Mutter über die Maßen verzogen, beschränkten Geistes, aber über Gebühr eingebilddet, der jüngere, etwas begabter und lebendiger, ein leichtsinniger Schuldenmacher. Sie sehen, ich mache mir keine Illusionen über die Meinigen. Als ich schon bei Jahren so unerwartet den Titel und die Familiengüter erbte, hatte ich die Hände voll zu thun, um das von meinen Vorgängern schlecht verwaltete Vermögen zu ordnen und zu retten. Ich bin so zu sagen, seitdem ich den mir so lieb gewordenen diplomatischen Dienst verlassen, nicht zu mir selbst gekommen. Meine Lieblingsstudien mußten aufgegeben werden, und im Drange meiner Privatgeschäfte konnte ich meine Amtspflichten als Pair des vereinigten Königreiches nur ungenügend erfüllen. Jetzt ist etwas Licht in das Chaos gebracht worden, meine Pächter sind zufrieden. Meine Musterwirtschaften tragen mir zwar wenig ein, aber dienen dazu, alle neuen Erfindungen und Verbesserungen zum Gemeingut meiner Tinsassen zu machen. Ich darf nun an mich selbst denken und komme, Ihnen, meine teuerste Freundin, anzuvertrauen, daß ich die Absicht habe, trotz meiner Jahre ein zweites Mal in die Ehe zu treten.“

„O, Ihre Jahre brauchen Sie nicht zu betonen, denn Sie sind jung geblieben an Geist und Herz und werden jung bleiben bis in Ihr höchstes Alter.“

„Gott lohne Ihnen diesen Trostspruch! Er giebt mir den Mut, Ihnen alles zu gestehen. Ich glaube, das Leben und die Frauen zu kennen, und ich weiß, daß es nur eine auf Erden giebt, die mich wahrhaft glücklich machen könnte. Aber ich fürchte, daß diese einzige Frau mich nicht erhören würde, wenn Sie nicht eine Fürbitte für mich einlegen wollten.“

„Ich? eine Fürbitte für Sie? und wer ist die Auserlesene, die Sie allein glücklich machen könnte?“

„Ja, Sie fragen noch? Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe und verehere und daß Sie allein mir das Glück gewähren können, dessen ich bisher entbehrt habe? Seien Sie mein Weib und helfen Sie mir die Last tragen, die mich fast erdrückt, seien Sie mein guter Engel und geben Sie mir Ihr Jawort, bevor ich diesen Ort verlasse, den ich so unendlich hoch schätze, weil ich ihm Ihre nähere Bekanntschaft verdanke.“

„Sie überraschen mich und werden es mir glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß ich nicht die geringste Ahnung von dem gehabt, was Sie mir soeben eröffnet haben.“

„Ich verstehe mich nicht auf schöne Worte und Redensarten. Ich vermag nicht um Sie zu werben wie ein junger Mann und kenne alle Bedenken im voraus, die mein Antrag in Ihnen wach gerufen haben wird. Aber ich bitte Sie, lassen Sie Gnade für Recht ergehen und seien Sie überzeugt, daß, wenn Sie sich mir anvertrauen wollen, ich alles thun werde, um dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Schlagen Sie ein, hier ist die Hand eines ehrlichen Mannes, der Sie liebt wie keine Kreatur auf Erden.“

„Stolz bin ich auf diese Liebe und in Demut nehme ich sie hin wie eine unverdiente Gnade Gottes. So lassen Sie mich denn zu Ihren Füßen sitzen und in Ihnen den Herrn erblicken, nach dem ich mich seit lange gesehnt. Nur um eines bitte ich Sie, um einige Tage Geduld. Ich möchte nichts Entscheidendes thun ohne meinen Sohn. Wir sind so eng befreundet, bin ich doch kaum achtzehn Jahre älter als er. Ich bin in vornhinein überzeugt, daß er meine Wahl nur billigen kann, aber lassen Sie mir die Freude und den Trost, ganz im Einverständnis mit ihm zu handeln.“

„Ich finde dieses Gefühl ganz natürlich und füge mich gern Ihrer Entscheidung. Aber gestatten Sie mir die Bitte, meine Geduld nicht auf zu harte Proben zu stellen. Das Leben ist zu kurz. Ich habe Sie gefunden und lasse Sie nicht mehr.“ Er küßte ihr die Hand und sagte scherzend: „So soll ich denn diese kleine, weiße Hand erst empfangen, wenn Francis einwilligt? Gut. Soviel Einfluß habe ich noch im Auswärtigen Amte, um zu erlangen, daß einem Attaché der britischen Botschaft in Wien der telegraphische Befehl erteilt wird, sofort nach England zurückzukehren. Ihr Sohn kann in wenigen Tagen hier sein, und dann erwarte ich die Entscheidung meines Schicksals.“

Ein Wagen fuhr vor. Helene kam vom Bahnhofe zurück. Der Herzog fragte: „Und werden Sie auch dieses liebe Kind um Rat fragen? Da ist mir nicht bange, denn wir haben in Arundel Castle Freundschaft geschlossen. Francis mag sagen, was er will, die kleine Helene werde ich immer lieben, wie meine Tochter.“

„Auch dafür danke ich Ihnen von Herzen. Doch lassen wir das Kind vor der Hand aus dem Spiel, sie hat eben von ihrer Erzieherin Abschied genommen, und wir erwarten binnen kurzem eine jüngere, die hoffentlich gut einschlägt.“

Helene trat ein und ohne den Herzog zu bemerken sagte sie: „Denke dir, Mama, die gute Miß Worthly hat wirklich geweint, als sie von mir Abschied nahm. Ich habe mir förmlich Vorwürfe gemacht, keine Thräne vergossen zu haben, als sie abdampfte.“

„Ei, du kleiner Schelm, du freust dich wohl deiner Ferien? Die Mama wird schon dafür sorgen, daß du nicht alles vergißt und der neuen Erzieherin allzu viel Noth machst.“

„Ich vergesse nichts, Herr Herzog, am allerwenigsten meinen Dank für alle Ihre Liebenswürdigkeiten, die mir Arundel Castle zu einem wahren Paradies gemacht haben.“

Der Herzog bestieg seinen Cob und begab sich zuerst zum Telegraphen, um den Minister zu ersuchen, Francis Carroll wegen einer dringenden Familienangelegenheit sofort heimzurufen. Dann ritt er nach Hause zurück und murmelte vor sich hin: „In acht Tagen die Verlobung, spätestens in drei Monaten die Hochzeit.“

Tags darauf begab er sich in Begleitung Darnley's nach Brandford Abbey, seinem Sitze in der Grafschaft Surrey. Dort wollte er das Antwort erwarten und einige dringende Geschäfte abthun. London war in der Nähe, und dort konnte er dann Lady Carroll auf der Durchreise begrüßen.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

(Schluß.)

XXXIV.

Merkwürdig war es, daß in den letzten Monaten des Jahres 1878 die Todesgedanken und -Ahnungen den Feldmarschall — obwohl er sich körperlich relativ wohl befand — fortgesetzt mit ihren Schatten umgaben und ihn auch in das neue Jahr hinüber geleiteten. Alle seine Briefe und Mitteilungen zeugten davon — aber auch seine Handlungen. Nicht nur, daß er für den müden, so oft geplagten Leib die stille Ruhe-Kammer bereitet hatte, auch sonst waren Gedanken und Arbeiten nur damit beschäftigt, „sein Haus zu bestellen“, seinen Nachlaß zu ordnen und sich in jeder Hinsicht „zum Abmarsch bereit“ zu machen, wie er oft zu äußern pflegte. Erst damals hat er die Niederschrift seines letzten Willens vollendet und diese gleichzeitig mit dem von ihm hinterlassenen Familien-Statut (im Januar 1879) gerichtlich deponiert. — Und nicht minder eifrig war er auf innerliche Vorbereitung bedacht. Wohl hatte er — auch in den letzten Lebensjahren noch — zuweilen mit Zweifeln zu kämpfen gehabt oder doch um die Gewißheit des Glaubens ringen müssen mit den Einwürfen und Spekulationen des Verstandes, wenn dieser immer wieder danach trachtete, aus eigener Kraft den ewigen Gott, den Unbegreiflichen — begreifen und den unerforschlichen Rathschluß zu unserer Erlösung durch den Einigen Sohn, den wahrhaftigen Menschen und wahrhaftigen Gott in Einer Person, ergründen und erklären zu wollen. Auch mit diesen Kämpfen war er zum Abschluß gekommen — es war stille, friedliche Glaubens-Zuversicht an ihre Stelle getreten.

* * *

Noch einige Strophen aus den Rosen Blättern des Nachlasses (von Roon in den letzten Lebensjahren eigenhändig niedergeschrieben, zum Teil Aussprüche

von Lieblingsdichtern) mögen hier Platz finden, weil sie uns sagen, was ihm in einsamen Stunden das Herz besonders bewegte, und weil sie oft sehr bezeichnend für seinen Charakter und seine Anschauungen sind:

Alter Spruch in neuer Zeit:

Ein gut Gewehr, ein scharfes Schwert — sind viele Millionen werth!
 Dein Gut und Geld, Dein Haus und Ehr' — entbehrst Du einer schneid'gen Wehr:
 Des Feindes sind sie, der Dich schlägt, der Deine Hab' von hinnen trägt,
 Und Deiner Väter Ehr' und Ruhm — und Deiner Freiheit Heiligthum
 Mit Schmach und Knechtschaft Dir vertauscht —
 Dann reich und stolz von dannen rauscht.
 Drum hör' mein Volk und merk es fein:
 Soll hell und blank die Ehre bleiben — des Friedens Palme Segen treiben,
 So muß auch immer stark und rein Dein Arm und Dein Gewaffen sein:
 Denn Deiner Fluren reicher Kranz, und Deines Geldes heit'rer Schimmer
 Lockt wohl den Feind, doch schützt Dich nimmer, fehlt Deiner Faust des
 Stahles Glanz!

Verfailles, 28. Oktober 1870.

* * *

Sinnsprüche.

Frieden, nicht Genuß ist Glück;
 Krieg um Frieden: Pflicht, um Genuß: Frevel!

* * *

Dem Gegner zu mißtrauen ist klug, ihm Mißtrauen zu zeigen, dumm, ihm zu vertrauen groß — aber gefährlich.

* * *

Suche den Frieden, so findest Du Genuß;
 Suchst Du Genuß, so verlierst Du den Frieden.

* * *

Thu' was Du kannst — das Andere laß dem, der's kann.
 Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.

(Rückert.)

* * *

Wer Gott vertraut, frisch um sich haut,
 Der kann auf dieser Erden nicht schwer geschädigt werden.

* * *

Wenn es brennt — spute Dich
 Wenn es gießet — ducke Dich
 Wenn man drohet — zucke nicht
 Wenn man schlägt — so wehre Dich

Wenn man frevelt — sich're Dich
 Wenn man schmeichelt — hüte Dich
 Wie es kommt — verzweifle nicht!
 Vertrau auf Gott, Er läßt Dich nicht! —

* * *

Immer gerade durch, Gott hilft!
 (Toujours tout droit, Dieu t'aidera).

(Alter Wappenspruch.)

* * *

Genuß ist nicht Glück, sondern Friede;
 Friede ist Glück, nicht Genuß.

* * *

Dummheit und Bosheit sind Naturrechte des Menschen; Weisheit und Güte Gottes Gnadengaben.

* * *

Es ziemt sich nicht, sich ausziehen, bevor man zu Bette geht.

* * *

Die Geschichte der Menschen — im Hause wie im Staate — ist die Geschichte einer Reihe von Mißverständnissen, die sich in Wechselwirkung bedingen und Hader und Krieg erzeugen, wo nicht eine stärkere Macht — die Liebe — vermittelnd und verständigend einschreitet. — Aber diese Macht hat nur Gewalt über Herzen, die sie in sich tragen.

* * *

Ein kaltes Herz bei warmem Kopf
 Hielt kaum noch je das Glück bei'm Schopf;
 Ein kalter Kopf bei warmem Herzen
 Vernünftig wägt er Freud' und Schmerzen.

* * *

Nur der Vollkommene kann die Unvollkommenen tragen.

* * *

Wissen ist Silber, Können ist Gold.

(oder) Wissen ist Papier, Können klingende Münze.

oder: Wissen ohne Können ist Papier, Können ohne Wissen klingende Münze vielleicht in Gold, vielleicht nur in Kupfer; — Wissen und Können innig gepaart bilden einen Talisman, dem sich alle Schatzkammern und Ruhmeshallen öffnen.

* * *

Bruchstück einer Grabchrift.
 „Schlecht und recht, des behüte mich,
 „Denn ich harre Deiner.“ (Ps. 25.)

Hier ruht das Gebein eines müden Pilgers, der nicht alles Böse, so er gedacht und gemocht, aber noch viel weniger alles Gute ausgeführt, das er gewollt und --- gesollt hätte.

Nicht unempfindlich gegen Unterschätzung seines Könnens und Willens, empörte ihn im Tadel die Gehässigkeit, erfreute ihn im Lobe die Liebe des Spenders. — Die Eitelkeit, welche selbst gegen gerechten Tadel die Faust ballt und im unberechtigten Lobe nur ein schuldiges Opfer erblickt, verabscheuend, gab er — nicht Meister seiner natürlichen Reizbarkeit — widrigen Eindrücken dennoch oft herben Ausdruck, und erregte Aergerniß, wo er Verständigung suchte, zerstreute, wo er sammeln sollte.

Ueberzeugt, daß alle sogenannten „menschlichen Verdienste“ nichts sind, als die bloße Verwerthung derjenigen Geistes-, Körper- und Charakter-Eigenschaften und Fähigkeiten, die nicht von Menschen, sondern allein von Dem verliehen werden, der „Beides giebt, das Wollen und Vollbringen“ — galt ihm der Menschen Rühmen wenig oder nichts. —

Wissend, daß er das vollbrachte Nützliche also nur Gottes Beistand verdanke, strebte er nach immer lebendigerem Bewußtsein dankbarer Abhängigkeit von Dem, der zum Gelingen des Rechten, wie zur Bekämpfung der natürlichen Ungerechtigkeit die Kraft giebt. — Aber dennoch that er oft, statt des Guten, das er wollte, das Böse, das er nicht wollte. — —

* * *

O fürchte nimmer Gefahr und Tod,
Da beides täglich uns Allen droht;
Nichts fürchte, als, wenn sie einst Dich begraben,
Nicht Gott gefällig gelebt zu haben.

* * *

Aus dem sicheren Alten-Winkel wie im Parlamente die weisesten und tapfersten Rathschläge geben — ist leicht; schwerer, wenn es gelang, rüstig und nützlich zu leben und zu wirken; aber am schwierigsten: seelig und freudig, weil gläubig, zu sterben! —

Nachtrag.

Über die letzten Wochen seines Lebens hat Roon's — im Jahre 1885 gleichfalls heimgegangene — Gemahlin Aufzeichnungen hinterlassen. Aus diesen „Erinnerungen an den Februar 1879“ möge nachstehend das Wichtigste mitgeteilt werden.

„Am 8. Februar verließen wir, um 11 Uhr etwa, Krobniß, um uns nach Berlin zu begeben, da es seit den Attentaten auf den geliebten Kaiser der größte Wunsch meines Mannes war, ihn noch einmal wiederzusehen. An Neujahr

scheute er die große Gratulations-Menschenmasse und sagte, da habe er doch nichts von „seinem Könige.“ Dann hatte er wieder einen von seinen Asthma-Anfällen zu überstehen, so daß die Abreise noch zwei Mal verschoben wurde. Endlich war alles bereit, wir hatten den Tag vorher (Freitags) von Hedwig Abschied genommen, wobei er noch besonders weich und zärtlich zu der krank im Bette liegenden Tochter gewesen war. — Die Reise ging ganz gut. Wir kamen wohlbehalten, im schönsten (fast Frühlings-) Wetter an. Im Hôtel de Rome waren gute Zimmer bereit — allerdings 3 Treppen hoch, weil ein größeres, zusammenhängendes und stilles Quartier sonst nicht zu haben war; indessen ersparte ja der Aufzug das Treppensteigen. Wir hatten den Eckalon und zwei schöne Schlafzimmer (Nr. 89—91) sowie 2 Leutestuben und fanden uns bald ganz wohl eingerichtet und zufrieden; und groß war am andern Morgen Roon's Freude, als er entdeckte, „daß er aus seinem Bette gerade seines Königs Fenster sehen könne.“ Von da an mußte jeden Morgen der erste Blick nach dem Palais gerichtet sein, und manch' inniges Gebet hat er noch von diesem seinem letzten Lager für seinen König zum Himmel gesandt. — Er hatte schon früh herübergeschickt mit der Anfrage, wann Se. Majestät seine Meldung annehmen wolle. Als ich etwa um 12 Uhr aus dem Dom zurückkehrte, war er „schon lange“ drüben und kam bald, beglückt über den nicht nur gnädigen sondern herzlichen Empfang zurück. Der Kaiser hatte ihn umarmt und geküßt und wie einen treuen Freund begrüßt, zum Sitzen genöthigt und sich aufs Eingehendste nicht nur nach seinem Befinden, nach seinem Leben auf dem Lande, sondern auch nach allen Kindern u. s. w. erkundigt; Er hatte ihm auch vieles erzählt, aber mehr privater Natur, des Attentats nur obenhin erwähnt, indem Er auf den Arm, der noch in der schwarzen Schlinge hing, gedeutet hatte.

Montag fuhr mein lieber Mann seine übrigen Meldungen und zwar in Begleitung des Hauptmann P., der ihm liebenswürdig Adjutantendienste that und schon bei'm Anlegen der Uniform, Orden u. s. w. behülflich war. Er begleitete ihn auch in's Herrenhaus (zu dessen Sitzungen Roon schon vor einigen Wochen besondere Einladung des Präsidenten erhalten hatte). Dort war mein Mann mit der größten Freudigkeit begrüßt und umdrängt worden. Es folgten Nachmittags und auch Dienstag (den 11.) noch einige Freundesbesuche und deren Erwiederung. Bismarck hatte er verfehlt, auch nicht im Herrenhause getroffen, als er dessen Sitzung am Dienstag wieder beiwohnte. Nach dieser war Roon zu einem kleinen Diner bei Sr. Majestät, von dem er erst spät zurückkehrte, voll Dankbarkeit für alle neu erwiesene Gnade und Freundschaft seines Königs. Als besonders geehrter Gast hatte er an Dessen rechter Seite Platz nehmen müssen. Es waren nur noch einige seiner „genaueren alten Freunde“ geladen, darunter auch Feldmarschall Manteuffel. Der König hatte ihm zugetrunken und auch meiner gedacht. — —

Mittwoch wollten wir zusammen noch einige Besuche machen. Der Diener hatte einen offenen Wagen gebracht, auf sein Verlangen, „er wolle Luft haben.“ Obwohl das Wetter kälter geworden war und ein scharfer Wind weh'te bei

trügerischem Sonnenschein, blieb er trotz meiner Bitten dabei. Er war nicht warm genug angezogen — offenbar hat er sich auf dieser Fahrt so schwer erkältet. Wir speis'ten an diesem Tage bei Langenbeck's, ich wurde von dort abgerufen, da Ihre Majestät die Kaiserin mich empfangen wollte. Abends waren wir allein, nur wenige ab und zugehende Besuche. Donnerstag (den 13.) schrieb er einige Briefe, darunter (den letzten!) an unsern ältesten Sohn in Stettin. Zu Tische hatte er einige Gäste in's Hotel eingeladen, mit denen er noch sehr heiter scherzte. Dann kamen einige alte Freunde, die er — trotz seines starken Katarrhs — zu einer Partie aufforderte — und in der darauf folgenden schrecklichen Nacht die schwere Erkrankung. Er verlangte dringend nach dem Arzte — der erst Morgens, als die schwersten Anfälle vorüber, zu erlangen war. Es hatten sich Stiche in der Seite eingestellt, daher am 14. geschöpft wurde. Doch war er wieder aufgestanden, ich las ihm vor, er plauderte auch mit Langenbeck und Andern, die kamen und gingen. Gegen Abend stellte sich etwas Fieber ein, die Nacht war zwar unruhig, schien aber noch nicht besorglich, obwohl der Arzt schon sehr bestimmt viel Sprechen verboten hatte. Sonnabend klagte Roon über große Mattigkeit, war verstimmt über die „verlorenen Tage in Berlin“, machte aber doch noch Pläne für den folgenden Tag — Büchse's Jubiläum, um in die Kirche zu fahren und B. zu gratuliren. Gegen Abend kam Käthe Bl., fand ihn noch außer Bett („er hatte sich für sie schön gemacht“ in seiner Krankentoilette) — und sie plauderte mit ihm. Schon vorher war Waldemar, nichts ahnend, von Stettin herübergekommen uns zu besuchen und kam so recht fröhlich herein, darüber freute sich der Vater herzlich und plauderte Abends mit ihm, der — wie auch ich immer noch — hoffte, es werde nur ein vorübergehender Katarrh sein. Doch machte der Kranke an diesem Abend selbst eine Andeutung, es könne dies seine letzte Krankheit sein. Ich konnte ja den Gedanken nicht fassen und doch war mir so unendlich bange, ich sah mit Zagen der Abreise meines W. entgegen. Die Nacht war sehr unruhig, Dr. Preuße hatte eine Einsprizung gemacht und blieb lange. W. vertrat den Vater am 16. bei Büchsel, Abends kam dieser liebe ehrwürdige Jubilar zu einem kurzen Besuche, der meinen Mann sehr erfreute und ihm auch nicht schadete, denn die Nacht war besser. — Jeden Morgen war seine erste Frage: ist mein König schon auf? ich mußte nach der Fahne nach dem Palais sehen . . .

Am Tage schlummerte er öfter in Folge der Morphin-Einsprizungen — die wohl die Husten-Anfälle verhindern sollten. Montag stellten sich wieder Stiche ein, und er wurde so sehr geduldig und still. Dienstag früh mußte Waldemar fort, ich begleitete ihn nach dem Bahnhofe und war sehr niedergeschlagen, da ich beim Abschied wohl fühlte, daß der Vater sehr bewegt war — ob er dachte, daß er sterben würde? er sagte es nicht. — Doch wenn ich in diesen Tagen, in welchen er das Bett nur noch auf Viertelstunden verließ, so still bei ihm saß, bat er öfters: „lies mir etwas“ und bewegte immer seine Lippen, wenn ich ihm Lieder-Verse, die Losung oder einen kurzen Psalm las. —

Dienstag (den 18.) sagte er: Heute sollten wir abreisen, nun wird's doch nichts. — Telegramme an die Kinder flogen hin und her. Die Tage vergingen sehr unruhig und sorgenvoll für mich, doch immer wieder voll Hoffnung, wenn er sich etwas wohler fühlte — auch hin und wieder noch einen Scherz machte oder mich so zärtlich ansah, meine Hand streichelte und küßte Dazwischen verlangte er immer wieder nach dem Arzt, oft wenn dieser eben gegangen war. Er war sehr ungern allein, mochte aber dennoch nicht leiden, daß man feinetwegen wache.

Donnerstag Nachmittag verlangte er plötzlich, ich solle zu Frau v. Manteuffel fahren, ich solle ihn bitten zu kommen. (Damals hatte der Arzt schon alle Besuche verboten) . . Er wollte „durch Manteuffel der Armee Lebewohl sagen, er wolle ihm danken. Auch Du mußt ihm sehr danken, er verdient es um mich“ fügte er hinzu.

Diesen Abend mußte ich oftmals sein Lieblingslied lesen: „Ach Gott verlaß' mich nicht“, dann flüsterte er wohl auch „bete, bete.“

Morgens, als Langenbeck da war (die Aerzte hatten jetzt Lungen-Entzündung constatiren müssen) kam ein furchtbarer Erstickungs-Anfall, so daß L. selbst ganz erschöpft davon ging.

Als Langenbeck dem Kranken den (zur Stärkung verordneten) Portwein reichte, hatte letzterer beiläufig geäußert: „Mein König hat einen Portwein, so einen giebt's nicht weiter, der kann Todte erwecken.“ Langenbeck, der nach jedem Besuch dem Kaiser berichten mußte, ging in's Palais herüber und schon nach etwa $\frac{1}{2}$ Stunde erschien der Leibjäger Sr. Majestät mit einer Flasche Portwein direkt aus dem Königlichen Keller. So matt er war, machte dem Kranken diese Gnade doch viel Freude. Als ich ihm ein Gläschen reichte, ergriff er es mit zitternder Hand und sagte: „Mein König!“ Dann hat er ab und zu, einen Löffel in eine Apfelsine gegossen, davon theelöffelweise genommen — bis zur letzten Nacht — bis er nicht mehr schlucken konnte — und so auch diese letzte Lebensnahrung von seinem lieben Könige erhalten.

In den Nächten fand er selten oder erst sehr spät Schlaf. In diesen bangen, wachen, von heftigen Hustenanfällen gestörten Stunden kamen auch oft schwere Anfechtungen über die arme Seele, der Glaube an Gottes Gnade und Barmherzigkeit schien zu wanken. Aber: der Herr half wieder auf, und Stille und getroster Frieden kehrten zurück.

In einer dieser Nächte war großer Ball im Palais, Wagen auf Wagen rollten vorüber — zum Glück hat Roon aber nie etwas davon noch sonst vom Straßenlärm gehört, auch mehrfach ausdrücklich die große und rücksichtsvolle Stille im Hause mit vielem Danke bemerkt. — Viele liebe Theilnahme, die ihn umgab, machte ihm Freude, Blumen, die man ihm brachte oder schickte, sah er mit glänzenden Augen immer wieder an. Bis Freitag (den 21.) hat er sich noch aus dem Bogen, der unten auslag, die Namen der eingeschriebenen Theilnehmenden vorlesen lassen; u. A. freute es ihn, daß Prinz Fr. Karl sehr häufig anfragen ließ. — — —

Büchfel hatte ihn im Laufe der Woche zweimal besucht und ihm am 20. auch Andeutungen über seinen Heimgang gemacht, wobei mein lieber Mann mit klarem Bewußtsein Einige nannte, die er „da droben“ finden würde.

Am Freitag trat, nach einer sehr beklommenen und schweren Nacht, die Gefahr immer näher. Die Aerzte verhehlten mir dieselbe nicht — ich rief alle Kinder telegraphisch herbei. Waldemar kam schon Nachmittags, Helm (der schon einmal dagewesen) kam Sonnabend Nachmittag wieder. Der Vater kannte ihn auch gleich, nahm seine Hand und sagte gar nicht verwundert: „Bist Du da, mein Junge, das ist gut!“ — Arnolds konnten erst später eintreffen, er hat sie wohl kaum noch erkannt. — Auch Büchfel kam Freitag wieder, auf meinen Ruf. Er hatte die heiligen Geräthe nicht mitgebracht, und während dieselben geholt wurden, ward der geliebte Kranke ganz munter und klar und beehrte selbst „die letzte Wegzehrung“, nahm mehrmals des alten Freundes Hand und drückte sie verständnisvoll, während er die meinige gar nicht los ließ. Er folgte aufmerksam der, mehr gesprächsweise gehaltenen Vorbereitung, sprach ganz klar auch über andere Gegenstände und hörte zu . . . Nach einer kurzen Ansprache Büchfels schloß der Kranke einige Minuten die Augen, sagte dann aber ganz hell und klaren Geistes, „ich bin bereit!“ — Du auch liebe Anna? und auch unsere alte liebe Freundin?“ fragte er, mit der Hand zurückdeutend, wo die als „Dienstmann“ zu meiner Hülfe anwesende liebe alte Frä. v. B. mit thränenden Augen stand. — — Er richtete sich ganz kräftig auf. Wir knieten am Bett und seine Seele war ganz bei der heiligen Handlung. — — Die ganze Feier dauerte keine Viertelstunde. Dann schloß er die Augen und schlief fest, so sanft, daß ich — ach ich wagte zu hoffen — es könnte das Mahl ihm eine Stärkung für's Leben sein. Ja das war es ihm auch, — aber — nicht für dieses Leben — sondern auf den Weg zur seligen Heimath! — —

Als er erwachte, fühlte er sich entschieden besser und begrüßte Waldemar, als der am Nachmittag kam, und nach welchem er sehr verlangt hatte, mit fast kräftiger Stimme.

Es war fast 6 Uhr, als ich herausgerufen wurde; der Jäger Sr. Majestät, der nun den Weg herüber schon so oft gemacht, wollte mir selbst, ohne eigentlichen Auftrag, sagen, daß Se. Majestät ihm fast auf dem Fuße folge, um den theuren Kranken zu sehen. W. konnte dem Könige entgegenen. Dieser benutzte den Fahrstuhl, und ich konnte, während W. die Treppe wieder hinaufeilte, dem gnädigen Herrn entgegengehen. Er sagte noch vor der Thür zu mir: „Steht es wirklich so schlimm? es wird ihm doch nicht schaden?“ Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete. Er trat ein und bat mich, mit bewegter Stimme: „Sagen Sie dem Feldmarschall, die Aerzte haben es mir erlaubt.“ Ich ging auf diesen Befehl voraus und sagte es ihm schnell. Da richtete sich der theure Kranke auf, streckte beide Hände ihm entgegen und sagte laut: „Majestät, welche Freude! wie dankbar bin ich!“ — — Der König reichte ihm beide Hände und sagte bewegt: „Muß ich Sie so finden, mein alter Freund“ (oder mein lieber Roon); ich weiß die Worte und wie sie folgten, nicht so genau, war auch zu bewegt im

Herzen; aber ich weiß, ich sah und fühlte, wie beglückt mein herzenslieber Mann war. Der Kaiser ließ sich auf einen tiefen Lehnstuhl am Bett nieder, die beiden Köpfe der alten Herren waren dicht zusammen, der König hielt die Rechte des Kranken in Seiner Linken, die Rechte hing noch in der schmalen schwarzen Binde. Mein lieber Mann beugte sich auf die Hand, ich glaube der Kaiser hat es diesmal auch gelitten, daß er sie ihm küßte. — Sie sprachen leise, mein lieber Kranker sprach schon schwer, so daß der König mich zweimal fragte: wie sagt er?

Es war immer wieder: „Dank, Dank, mein König!“ und dann sagte er Ihm auch, daß er Morgens immer nach seinem Fenster schaue und nach der Fahne, ob er schon auf sei und schon wieder arbeite.

Wichtiges oder gar Politisches wurde nicht gesprochen. Als der König aufstehen wollte, durfte ich ihn etwas unterstützen, da er nur eine Hand brauchen konnte.

„Ach, der tiefe Stuhl“, — sagte der Kranke. „Geht schon, geht schon.“ Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, streckte er die Finger nach oben: „Dort sehen wir uns wieder.“ Drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: „Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden Viele!“ Das war erschütternd.

Im andern Zimmer hielt Er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte. Seine Thränen fielen auf meine und meines Sohnes Hände, als er uns die feine reichte und wir sie küssen durften. „Gott stärke Sie!“ — damit ging er langsam und leise wie er gekommen, den Corridor wieder hinunter, von meinem Sohne geleitet. — —

Das war der Abschied eines großen Königs und Kaisers von seinem treuen Diener. — —

Als ich wieder an des Kranken Bett trat, strahlte sein liebes Antlitz, und er sagte: „Mein König, mein König, ach, daß ich diese Freude noch erleben durfte!“ — — Auch den Aerzten sprach er noch seine Freude aus, klagte dann aber über Schmerzen und Schwere in den Gliedern. — Er wollte auch noch einige Male etwas sagen von irdischen Dingen, aber es wollte nicht gehen. Mit W. hat er wohl noch gesprochen. Dieser und der Doktor wachten in der Nacht, (die sehr unruhig war), gegen Morgen auch Fr. Oppermann.

Am Sonnabend (22.) waren Wißmanns angekommen. Meine arme S. war ganz entzwei, aber doch glücklich, den geliebten Vater noch lebend zu finden. — Der Tag war unruhig, aber nicht mehr schmerzvoll. Zuweilen ganz kräftige Momente — in denen ich wieder das Hoffen nicht lassen konnte — aber meist doch große Schwäche und oft Bewußtlosigkeit. Wenn ich ihm Lieder und Sprüche vorsagte, sprach er meist leise mit, besonders den, auf dem sein ganzes Glaubensbekenntnis ruht, hat er oftmals wiederholt: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi.“

Nachmittags kam B., aber allein. Es ging ein Schatten über des Vaters liebes Antlitz, als ich ihm sagen mußte: „E. ist zu krank und elend, sie konnte nicht reisen!“ „Die Aermste“, sagte er noch. — Der Abend des 22. war sehr unruhig, um ihn zu erfrischen, wuschen wir ihm den ganzen Körper. Kein Fremder hat ihn — auch nach dem Tode nicht — berührt, denn die Söhne haben ihn in sein letztes Bett gelegt. — Als ich ihm die Hände waschen wollte, streckte er mir noch eine Hand nach der andern hin und streichelte die meinige.

Als die Sonntags-Sonne am 23. strahlend hinter des Königs Standarte emporstieg, da war der Augenblick gekommen, wo wir wußten: Jetzt wird bald der Geist aus dieser theuren Hülle flieh'n. Er lag da, so ruhig, so friedlich, so vom himmlischen Glanze übergossen. — Wir knie'ten alle um sein Bett — er hat uns alle gesegnet. Er wußte noch, daß er uns segnete. Dann hat er, als S. ihn fragte, ob er mich sehe, die Augen noch einmal aufgethan und mit seiner lieben, herzlichen Stimme laut und deutlich gesagt: „Mutterchen, mein Mutterchen!“ —

So standen wir alle noch einige Stunden um sein Sterbebett (um 10 Uhr etwa waren die letzten Kinder angekommen). Niemand wagte zu sprechen . . . mit welchen Gedanken. Ich hatte meinen linken Arm unter sein geliebtes Haupt gelegt — da fühlte ich eine große Erschütterung des ganzen mächtigen Körpers; es ging ein dunkler Schatten über sein Gesicht — und dann flüsterte mir ein's der Kinder zu: Mutterchen, drücke ihm die Augen zu! Da erst wußte ich, daß Alles vorüber — daß die geliebte Seele ihre Hülle verlassen hatte. — — Es war in der Mittagstunde. — —

Die folgenden Tage haben bessere und unbefangene Federn öffentlich beschrieben; ich war gewiß wie im Traum, es war mir oft, als wenn Alles was geschah, weit, weit ab von mir sich vollzöge, als wenn ich Alles wie im Nebel sähe. Weiter habe ich keine Erinnerung mehr! — —“

* * *

Mit großen Ehrenbezeugungen, wie der Kaiser und König sie für seinen treuesten Diener, für des Reiches Feldmarschall angeordnet, wurde dessen sterbliche Hülle am 26. Februar auf dem Königlichen Leichenwagen, unter Vortritt einer großen Leichenparade und unter Beteiligung der gesamten offiziellen Welt, zum Bahnhofe geführt. Die öffentlichen Blätter haben seiner Zeit ausführlich darüber sowie über die allgemeine, würdige Teilnahme der Bevölkerung berichtet, ebenso über die großartige Trauerfeier, welche vorher in der Garnisonkirche stattfand. Ihre Majestät die Kaiserin, die Feldmarschälle Kronprinz und Prinz Friedrich Karl Königliche Hoheit, Moltke, Manteuffel, sämtliche Mitglieder des Königshauses, zahlreiche Deputationen und viele Hunderte von Offizieren waren dabei erschienen. Die Königlichen Prinzen folgten in dem Trauerzuge zu Fuße, trotz sehr ungünstigen Wetters und Schneetreibens, durch den Lustgarten und das Königliche Schloß bis zum Schloßplaz; die Mehrzahl des übrigen Trauergelages mit der leidtragenden Familie u. gab bis zum Görlitzer Bahnhofe das Geleite.

— An dem Fenster aber des ersten Stockwerks seines königlichen Palais, über dem historischen Eckfenster seines Arbeitszimmers, stand in jener Stunde lange die liebe, edle Gestalt „seines Königs“, der, das Fernglas in der linken Hand, dasselbe bewegt und sinnend auf den Trauerzug richtete, in welchem die irdische Hülle seines alten, treuen Koon ihre letzte Straße zog. —

Der Monarch, selbst an einer Erkältung leidend, hatte das ernste Gebot der Ärzte berücksichtigen und daher den Trauerfeierlichkeiten fern bleiben müssen.

Schon am 24. Februar hatte Se. Majestät übrigens eine Allerhöchste Ordre an die Armee erlassen, in welcher Er, „um mit Seiner Armee eine Pflicht des schuldigen Dankes zu erfüllen und um das Andenken des hochverdienten Generalfeldmarschalls Grafen von Koon zu ehren“, allgemeine Armee-Trauer anordnete, und zwar für die sämtlichen Offiziere auf 8 Tage, für die des Ostpreussischen Füsilier-Regiments Nr. 33 auf 10, und für die Offiziere des Kriegsministeriums, „dem der gefeierte Name des Verewigten aus hochbewegter Zeit ganz besonders angehört“, auf die Dauer von 14 Tagen.

* * *

Se. Majestät der Kaiser und König (eigenhändig) an die General-Feldmarschallin Gräfin Koon.

$\frac{1}{2}$ 12 Uhr M.

Berlin, 26. Februar 1879.

Es ist mir ein schmerzliches Opfer, welches ich meinem Herzen und meinen Gefühlen bringe, in dieser Stunde nicht unter denen sein zu können, die dem Verewigten die letzte Ehre erweisen! Mein zunehmendes Unwohlsein verbiethet mir das Zimmer zu verlassen, und so konnte ich auch meinem Herzenswunsch nicht nachkommen, Ihnen selbst mein Mitgefühl auszusprechen, nachdem bei'm letzten Besuch das eintrat, was wir damals voraussehen mußten. Ich kann es also heute nur wiederholen, was ich Ihnen an jenem unvergeßlichen Abend sagte: nicht nur den, in jeder dem Verstorbenen übertragenen Stellung, ausgezeichneten Staatsmann beweine ich, sondern den Freund und den Menschen, der mir so lange mit Rath und That zur Seite stand, und immer aus dem Born schöpfte, der allein unser Gewissen leitet, aber auch segnet!

Das Andenken eines solchen Mannes erlöscht niemals und daneben so wenig die Dankbarkeit derer, für die er lebte und schuf. Mein Andenken und meine Dankbarkeit stehen oben an!

Aber auch in der Armee stehen diese Gefühle lichtvoll da und durch die Thaten derselben im Volke, das durch diese groß und mächtig wurde!

Gott stütze und stärke Sie, denn Sie wissen, wo dazu Kraft gesucht und gefunden wird!

Ihr tief theilnehmender König

Wilhelm.

* * *

Überwältigend und trostreich war die allgemeine Teilnahme, die aus allen Kreisen Deutschlands, von den Thronen und aus den Fürstenthümern bis zu den

Hütten hinab, in zahllosen Zuschriften und Telegrammen an die gebeugte Witwe gelangte. Diese wohnte, umgeben von all' ihren Kindern und zahlreichen Verwandten und Freunden, namentlich aus der Nachbarschaft, und unter großer Beteiligung der ländlichen Bevölkerung am 27. Februar dem feierlichen Trauer-Gottesdienste in der Kirche zu Meuselwitz (dem Pfarrdorfe von Krobnitz) bei. Dann wurde das, was sterblich war an dem Feldmarschall Roon, hinübergetragen nach der in Waldesruhe im stillen Friedensthale befindlichen Familien-Gruft. Durch große Schneemassen hatten die Wege gebahnt werden müssen zur letzten Ruhestätte, und bald breitete der Himmel ein neues dichtes Leichentuch darüber aus. —

„Die richtig vor sich gewandelt, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.“ (Jesaias 57, 2)¹⁾. R. v. D.



Gehört der Kriegsminister in das Hauptquartier der vom Monarchen befehligten Feld-Armeen?

Von

Graf Waldemar v. Roon, Generalleutnant z. D.

Wenn obige Frage nur in bezug auf die Zukunft gestellt worden wäre, so könnte die Antwort sehr einfach und kurz lauten:

„Das wird Seine Majestät der Kaiser und König befehlen!“

Die Stellung des Kriegsministers, welche, auch im Frieden, seit den großen Kriegen in mehreren Punkten schon eine veränderte geworden ist, hat sich bis dahin vielleicht noch mehr verschoben; auch auf die sonstigen Umstände, Persönlichkeiten u. wird es dabei ankommen. —

Da aber obige Frage kürzlich mit Bezugnahme auf die Feldzüge 1866 und 1870/71, also auf die Vergangenheit, „angeschnitten“ und auch in der Tagespresse²⁾ schon erörtert worden ist, so erscheint es — vor allem auch aus sachlichen Gründen — nicht ungerechtfertigt, sie etwas näher zu untersuchen. Das wird freilich in wenigen Worten nicht möglich sein, besonders wenn man sich danach eine wohl motivierte Ansicht bilden will, wie die Frage in der Praxis am zweckmäßigsten zu beantworten war und ist.

Unsere Gegner von 1870 hatten obige Frage verneint: der französische Kriegsminister versuchte von Paris aus zu dirigieren und zu helfen; mit welchem Erfolge — das ist bekannt; die herrschende Verwirrung wurde dadurch

¹⁾ So lautet die Inschrift über dem Eingangsthor der Familiengruft.

²⁾ z. B. Münchener Allg. Ztg. und andere Blätter.

nur noch vermehrt. Allerdings führte Napoleon III. nur während der ersten Wochen den Oberbefehl persönlich und ohne selbst viel zu entscheiden.

Bei unsern ganz abweichenden preußisch-deutschen Verhältnissen schien es dagegen bisher ganz selbstredend, daß die Frage bejaht werden muß. Wie sollte der Minister des Krieges — ein preußischer General, fast der erste derselben — bei dem Ausbruch eines Krieges zu Hause bleiben, wenn sein Monarch zu Felde zieht? Wie sollte dieser auf die Ansichten seines ersten militärischen Rathgebers gerade in Kriegszeiten verzichten wollen?

Als daher im Jahre 1870 in Versailles¹⁾ zuerst einige Stimmen laut wurden, welche die Frage dennoch verneinten, fand man kaum eine Veranlassung, eine solche, wie es schien einseitige, Ansicht zu widerlegen.

Vor einigen Monaten wurde uns jedoch die überraschende Gewißheit, daß eine sehr hohe Autorität sich gleichfalls für die Verneinung der an der Spitze stehenden Frage entschieden hat²⁾; dies erregte Aufsehen und bot auch die Anregung zu nachstehender, in aller schuldigen Bescheidenheit vorgetragener Erörterung.

In der zitierten, im Jahre 1881, also zwei Jahre nach dem Tode des ehemaligen Kriegsministers von Roon verfaßten Schrift, ist nämlich an der bezeichneten Stelle folgendes ausgesprochen:

„Im Laufe der langen Friedens-Periode waren die Wirkungskreise des Kriegsministeriums und des Generalstabes nicht scharf gegen einander abgegrenzt gewesen. Dem ersteren liegen, wie im Frieden die Verwaltung des Heeres, so im Kriege eine Menge von Funktionen in der Heimat ob, die sich nur vom Central-Punkte derselben leiten lassen.

Der Kriegsminister gehört daher nicht in das Hauptquartier, sondern nach Berlin.³⁾

Dem Chef des Generalstabes hingegen fällt von dem Augenblicke an, wo die Mobilmachung befohlen, die volle Verantwortlichkeit³⁾ zu für die im Frieden schon vorbereiteten Märsche und Transporte behufs erster Versammlung der Streitkräfte und aller weiteren Verwendung derselben, wobei er die Genehmigung nur allein des obersten Feldherrn — bei uns jederzeit der König — einzuholen hat“ u. s. w.

In bezug auf den ersten der angeführten Sätze⁴⁾ darf zunächst daran erinnert werden, daß, wie ältere Offiziere wissen, das Verhältnis zwischen Kriegs-

¹⁾ Verf., damals Major im Generalstabe, befand sich im Herbst 1870 in Versailles, wo er dem Stabe des Kriegsministers einige Wochen lang attachiert war. —

²⁾ vergl. „Gesammelte Schriften u. s. w. des Generalfeldmarschalls Gr. Moltke“ Bd. III, und zwar in dem Aufsatze über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I., und speziell die Anmerkung zu S. 423.

³⁾ Im Original sind obige Worte nicht gesperrt gedruckt.

D. B.

⁴⁾ Daß der große Feldmarschall, als er sie niederschrieb, sich nur von sachlichen Motiven leiten ließ, kann, trotz ehrerbietigen Widerspruchs gegen dieselben, natürlich nicht bezweifelt werden. —

ministerium und Generalstab ursprünglich derartig geregelt war, daß letzterer vom Kriegsministerium „ressortierte“, d. h. diesem in gewissen Grenzen unterstellt war (wie dies noch heute in den nicht-deutschen Armeen der Fall ist). Der Chef des Generalstabes hatte also auch keine Immediat-Stellung zum Monarchen, seine Eingaben zc. wurden diesem vielmehr durch Vermittelung des Kriegs-Ministeriums begutachtet vorgelegt.

Später und nach Einführung der Verfassung wurde dies, zumal die sonstigen Geschäfte des Kriegsministers sich erheblich vermehrt hatten, abgeändert, und der Chef des Generalstabes erhielt eine ähnliche Immediat-Stellung direkt unter dem Könige, wie die kommandierenden Generäle sie schon vor ihm besaßen und noch besitzen. Es war dies zweckmäßig, und zwar auch deswegen, weil damit die persönliche Stellung des Königs als Kriegsherrn der Armee schon im Frieden richtiger zum Ausdruck gelangt.

Trotzdem blieb der Kriegsminister, in demselben Umfange wie für die übrigen Teile der Armee, auch für die Thätigkeit des Generalstabes mitverantwortlich; und niemals ist eine Bestimmung gegeben worden, nach welcher dies in Kriegszeiten etwa aufzuhören hätte.

Auch war durch obige Ressort-Veränderung dem Chef des Generalstabes das Recht zum Immediat-Vortrage bei dem Allerhöchsten Kriegsherrn keineswegs schon beigelegt worden.

Um dies, weil es sachlich zweckmäßig war, herbeizuführen, hat erst im Jahre 1864 der damalige Kriegsminister die Initiative ergriffen¹⁾ und dadurch bewiesen, daß ihm jegliche Ressort-Eifersucht fern lag; ebenso erklärte derselbe sich auf bezügliche Anregung im März 1866 ohne weiteres einverstanden mit der Heranziehung des Chefs des Generalstabes der Armee zu den Immediat-Vorträgen bei dem Monarchen²⁾.

Dem Kriegsminister wurde dies um so leichter, als er sich in den wichtigsten Grundsätzen in betreff der Vorbereitungen der Kriegs-Operationen sowie der Leitung und Durchführung derselben mit dem damaligen Chef des Generalstabes der Armee völlig einig wußte und, durchaus überzeugt von der eminenten Befähigung desselben für seine Stellung, auch seinerseits alles daran gesetzt hatte, um diesem das vollste Vertrauen des Monarchen zu sichern und ihn bei jeder Gelegenheit zu unterstützen.

Daraus aber folgt noch keineswegs, daß der Chef des Generalstabes kraft dieser seiner Stellung während des Kriegszustandes allein die Verantwortung für alle militärischen Handlungen zu tragen hatte, wenn auch natürlich die Vorschläge für alle Märsche, Operationen zc. immer von ihm allein vorbereitet und von ihm vorgetragen werden mußten, weil sonst die größte Verwirrung entstanden wäre. Er war somit während des Krieges zwar der wichtigste, aber

¹⁾ Schreiben des Kriegsministers v. Roon an Se. Maj. den König vom 13. März 1864 (mitgeteilt in der „Deutschen Revue“, Septemberheft 1890, Seite 270).

²⁾ vergl. „Deutsche Revue“, Dezemberheft 1890, S. 258.

immer nur einer von den militärischen Ratgebern des Allerhöchsten Kriegsherrn. Insbesondere war und blieb der Kriegsminister mitverantwortlich für alle Entscheidungen des Königlichen Oberbefehlshabers und war sich auch in jedem Augenblicke dieser Mitverantwortlichkeit bewußt.

Man braucht dabei noch keineswegs an seine Stellung als „verantwortlicher konstitutioneller Minister“ zu denken: nach Ausbruch eines Krieges treten konstitutionelle Rücksichten — und nicht nur für den Kriegsminister — selbstredend völlig in den Hintergrund; und auch 1870 durften sie keine Rolle spielen, wo es sich täglich um die wichtigsten Entscheidungen für das Wohl, den Sieg, die Existenz der Armee — und damit des ganzen Staates handelte. Ohnehin ist ja auch in solchen Zeiten, während der tausendstimmige Donner der Geschütze die Erde erbeben macht, das sonst so laute, gemischte Orchester der Parlamente in sehr viel leiseren Tönen gestimmt.

Nimmermehr aber konnte der Kriegsminister entbunden werden oder sich entbunden fühlen von der so zu sagen moralischen Mitverantwortlichkeit, die er auch während des Krieges für alle militärischen Beschlüsse und Maßregeln trug, und zwar in seiner mit seiner Stellung und seiner Person verknüpften Eigenschaft als ältester und bewährtester militärischer Ratgeber seines Königs; und an dieser Mitverantwortlichkeit wurde auch nichts geändert durch den Umstand, daß er, wie schon gesagt, überzeugt sein konnte, daß von seiten des damals amtierenden Chefs des Generalstabes nur die vorzüglichsten, zweckmäßigsten Vorschläge in betreff der Operationen der gesamten mobilen Streitkräfte zu erwarten waren.

Dieselbe Mit-Berantwortlichkeit hätte der Kriegsminister auch — und wahrlich schwer genug! — zu tragen gehabt, wenn die Operationen nicht glücklich verliefen; wenn statt Sieg auf Sieg — Unfälle auf Unfälle, Niederlage auf Niederlage gefolgt wären. Würde man ihn, den Kriegsminister; dann etwa frei von aller Verantwortung erklärt haben? Würde man nicht im Gegenteil dann ihm — und nicht nur aus der Mitte des Laien-Publikums heraus! — die Hauptschuld beigemessen haben? Würde man dann nicht gefragt haben — und nicht mit Unrecht: wie konnte der Kriegsminister diese unheilvollen Vorschläge des Chefs des Generalstabes dulden? Warum sorgte er nicht für andere Entscheidungen? Warum trat er nicht dagegen auf, warum schaffte er nicht einen besseren Ratgeber, damit so schwere Katastrophen verhütet wurden?

Wenn man die Sache von dieser Seite betrachtet und nicht bloß auf Grund der glücklichen Erfolge urteilt, dann wird also eine solche Mit-Berantwortlichkeit des Kriegsministers wie formell, so auch materiell nicht bestritten werden können; und daraus folgt logischer Weise, daß er unbedingt in das Hauptquartier des Kaiserlichen Oberbefehlshabers gehört; und ebenso, daß er (wie dies 1866 und 1870 auch geschehen ist) die Vorschläge zu den Operationen zc. täglich mit anhören muß, nicht allein um persönlich orientiert zu bleiben und danach seine Verwaltungs-Maßnahmen zc. zu treffen, sondern auch um pflichtmäßigen Widerspruch erheben zu können, falls etwas ihm unrichtig oder unausführbar Erscheinendes vorgeschlagen werden sollte. Erst nachdem er diese Pflicht erfüllt

hätte — mit allen Konsequenzen — würde er für die etwaigen nachtheiligen Folgen der gemachten Vorschläge keine Verantwortung mehr zu tragen haben.

Daß eine Veranlassung zu solchem Widerspruch in den Feldzügen 1866, 1870 und 71 nur in wenigen Ausnahme-Fällen eintrat, kann, wie gesagt, die oben erörterte Verpflichtung und Mitverantwortung des Kriegsministers in abstracto nicht aufheben.

Aber es giebt noch wichtigere Gründe, die zur Bejahung der an die Spitze dieser Betrachtungen gestellten Frage führen müssen!

Obenan der Wille des Allerhöchsten Kriegsfürsten selbst!

Dieser hatte im Jahre 1870 (trotz der vom Chef des Generalstabs im Jahre 1866 gemachten Erfahrung!) wiederum die Begleitung der wichtigsten Ressortminister (für das Auswärtige und für den Krieg) angeordnet. Er wünschte also den Rat dieser beiden bewährten Männer auch während des Krieges nicht zu entbehren, denn sonst, und namentlich, wenn ihre Anwesenheit im Hauptquartiere im Jahre 1866 ungünstige Folgen für die Kriegführung gehabt hätte, würde König Wilhelm, dessen unsterbliche Größe in seiner soldatischen Weisheit sowie darin gipfelte, daß er, bei aller Anerkennung für Personen, doch immer und überall die Sache, das Wohl des Ganzen, obenan zu stellen mußte, sicherlich anders darüber entschieden haben; und dann würde diese Angelegenheit schon bei Regelung des Mobilmachungs-Planes und der Kriegs-Verpflegungs-Etats (welche beide bekanntlich vom Kriegsminister unter Mitwirkung des Großen Generalstabs aufgestellt und der Allerhöchsten Genehmigung unterbreitet werden) anderweitig geregelt worden sein. Das aber war nicht geschehen, und der Chef des Generalstabs hatte auch, wie es scheint, keinen Widerspruch gegen die Mobilmachung des Kriegsministers geltend gemacht; aber es konnte das ohne gänzliche Änderung der Stellung der Minister auch gar nicht geschehen! Denn in der That sind doch gerade während des Krieges oft noch viel wichtigere politische und militärische Fragen zu lösen (ganz abgesehen von der oben nachgewiesenen Mitverantwortung für die eigentlichen Heeres-Operationen) als vorher. Und wenn der Monarch schon in Friedenszeiten den auswärtigen¹⁾ und den Kriegs-Minister zu jeder Stunde hören und befragen will: um wie viel mehr muß er das Bedürfnis hierzu während des Krieges empfinden, wo täglich die brennendsten Fragen an ihn herantreten! Und diese politischen und militärischen Fragen laufen doch fortwährend neben den kriegerischen Operationen her, ja sie bedingen dieselben und umgekehrt, sie lassen sich gar nicht völlig trennen, müssen also oft gleichzeitig entschieden werden²⁾ und beziehen sich vielfach auf Fragen, die entschieden nicht zum Ressort des Chefs des Generalstabs gehören, welches nur mit der Thätigkeit der Feld-Armee zu thun hat.

Bei diesem innigen und untrennbaren Zusammenhange der Politik und der Kriegführung ist es auch nicht möglich, behufs Trennung der Ressorts ohne alle

¹⁾ D. i. jetzt also den Reichskanzler.

²⁾ Denn wie schon Clausewitz dargelegt, ist der Krieg „nur eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln“!

Neben-Rücksichten das einseitige, für den Chef des Generalstabs der Armee vielleicht ideal zu nennende Rezept anzuwenden, welches etwa folgendermaßen lauten würde:

1. Der Kriegsminister besorgt alles, was zur Kriegs-Ausrüstung und Mobilmachung der gesamten Armee gehört. Sobald die Mobilmachung erfolgt ist, übergibt er die Feld-Armee an den Chef des Generalstabs. Während des ganzen Kriegszustandes hat er nur für den Nachschub, Ersatz u. sowie, nach den Requisitionen des Chefs des Generalstabs, für die Verpflegung (soweit diese aus dem Inlande beschafft werden muß) und sonstige materielle Dinge zu sorgen.

Über sonstige militärische Angelegenheiten darf er sich fortan nur äußern, falls er befragt werden sollte¹⁾.

2. Der Chef des Generalstabs der Armee hat die sämtlichen mobilen Streitkräfte vom Kriegsminister übernommen. Er, und er allein, macht nun für die Versammlung der Armeen und für alle kriegerische Operationen die Vorschläge an den Kriegsfürsten, der bei allen Befehlen an die Armeen immer nur auf die Vorschläge seines Chefs des Generalstabs hört und handelt. Der Allerhöchste Oberbefehlshaber ermächtigt letzteren gleichzeitig (denn das ist die logische, unentbehrliche Konsequenz!) auch zur alleinigen Verfügung über sämtliche personelle und materielle Kriegs- und Streitmittel, sowie zu allen zu diesem Zwecke an den Kriegsminister zu erlassenden Requisitionen (siehe ad 1).

Auf Grund der alleinigen Vorschläge des Chefs des Generalstabs wird der Feind geschlagen, und letzterer übergibt alsdann den geschlagenen Feind an

3. den Minister des Auswärtigen (resp. Reichskanzler)²⁾. Dieser hat nun Waffenstillstand und Frieden zu schließen, wobei der Monarch und Kriegsfürst nur nach seinen Vorschlägen handelt, ohne daß ein anderer Minister oder der Chef des Generalstabs dabei mit zu reden oder zu raten hätte; sobald der Friede geschlossen ist, wird die Armee dann wieder dem Kriegsminister übergeben, der nun die Demobilmachung zu leiten hat, u. s. w. —

Gewiß, wenn eine derartige Trennung der Ressortverhältnisse, wie sie vorstehend angedeutet, denkbar wäre, dann müßte die an die Spitze gestellte Frage verneint werden, aber auch nur dann!

Dann würde aber auch der Kriegsminister (in Kriegszeiten wenigstens) nur die Funktionen etwa eines General-Intendanten zu versehen haben; und wo möchte denn der preußische General zu finden sein, der unter solchen Bedingungen und mit solchen — kriegerischen Aussichten die Bürden des ohnehin so dornen-

¹⁾ Damit wäre denn das in älterer Zeit bestandene, oben erwähnte Verhältnis, nach welchem der Chef des Generalstabs vom Minister des Krieges ressortierte, glücklich auf den Kopf gestellt, wenigstens während des mobilen Zustandes!

²⁾ Ob dieser sich schon vorher im Hauptquartier des Monarchen aufhalten darf, ist zweifelhaft geblieben, konsequenter Weise müßte es auch ihm untersagt sein!

vollen und schon jetzt keinen Ruhm auf dem Schlachtfelde versprechenden Amtes eines Kriegsministers mit Freudigkeit auf seine Schultern nähme?!

Wenn er nicht total invalide wäre, müßte er ja jeden Regiments-Kommandeur beneiden, der frisch und fröhlich an der Spitze seiner Truppen ins Feld hinauszieht! — —

Der Chef des Generalstabs freilich würde bei einer solchen Ressort-Verteilung noch besser gestellt sein als bisher schon. Er hätte nur die herrliche, kostbare, stahlblank polierte, wohl montierte, wuchtige Waffe, Armee genannt, vom Kriegsminister zu übernehmen.

Die Herstellung derselben hat ihm nur wenig Sorgen bereitet. Er hat es — im Frieden wie im Kriege — nur mit gehorsamen, strebsam begeisterten, einsichtigen Untergebenen zu thun: mit seinen Jüngern, die an seinen Augen hängen und alle Weisungen von seinen Lippen ablesen.

Dagegen alle Reibungen der Regierungs-Maschine, aller Verdruß mit den Kollegen, zumal mit dem Herrn Minister der Finanzen, aller Budget-Ärger mit den Parlamenten, alle Kämpfe mit einer faktiösen Opposition — ihm sind sie erspart geblieben. Das alles fiel vorher dem Kriegsminister zu! Aus dessen Händen (die fortan nicht mehr daran rühren, ja sogar die von ihr zu führenden Kämpfe nicht einmal mit ansehen dürfen!) empfängt er die mühsam geschmiedete, die schneidige, gewaltige Waffe. Er hat nur die richtige Führung derselben zu bedenken. Hat er die dazu erforderlichen hohen Gaben (und wir dürfen hoffen, daß auch in Zukunft jeder deutsche Chef des Generalstabs der Armee sie haben wird!), dann wird er, bekleidet mit der vollen Autorität des allerhöchsten Kriegsfürsten, unbehindert von jeglicher Reibung, andern Meinungen oder politischen Zwischenfällen (die natürlich erst erledigt werden dürfen, wenn die Kriegs-Operationen völlig beendet sind!) die wuchtigen Hiebe vorbereiten und seinem erlauchten Feldherrn wieder und immer wieder das starke Schwert in die Hand legen können, von der die wohlgetroffenen Schläge ausgeteilt werden. Sollte die Waffe einmal stumpf oder rostig oder schartig geworden sein, dann wird dem Kriegsminister wieder erlaubt zu thun, was seines Amtes ist; und nach ihrer Instandsetzung, nachdem von jenem für die unbrauchbaren Teile Ersatz geschaffen ist u. s. w. — bereitet der Chef des Generalstabs neue Erfolge vor bis zur endlichen völligen Niederwerfung des Feindes; und die schönsten Lorbeeren, den ganzen glorreichen Kriegsrühm, nach dem das Soldatenherz dürstet und von dem in seiner Jugend auch der Kriegsminister einmal träumte — nur mit seinem Kriegsfürsten wird er sie zu teilen haben, während der „Minister des Krieges“ daheim die Gefangenen behütet und die Lazarette inspiziert! ¹⁾

Aber selbst gesetzt den Fall, eine so — ungleiche Verteilung von Wind und Sonne für die beiden Ressorts würde strikte zur Ausführung gebracht, und der Monarch wollte wirklich während des Kriegszustandes ganz auf die mündlichen Ratschläge seines Kriegsministers verzichten, so würde sich außerdem leicht nach-

¹⁾ „Difficile est, satiram non scribere!“

weisen lassen, daß der damit faktisch in die Rolle eines General-Intendanten oder General-Étappen-Inspecteurs herabgedrückte Kriegsminister die ihm zufallende oder verbliebene „Menge von Funktionen“ auch nicht einmal zweckentsprechend erledigen könnte, falls er in der Heimat zurückbliebe.

Denn während eines Krieges ist Berlin nicht der Zentralpunkt der militärischen Thätigkeit, sondern dieser befindet sich naturgemäß dort, wo die Standarte des Allerhöchsten Heer-Führers gepflanzt ist! Nur dort, im Großen Hauptquartier, wo das Herz der mobilen Feld-Armee pulsiert, kann sich der Kriegsminister über deren Bedürfnisse fort und fort orientieren; nur an Ort und Stelle kann er in klarer Weise die Befehle und Absichten des Kriegsherrn, die nächsten Operationsziele, kurz alles das rechtzeitig erfahren, dessen er bedarf, um zweckmäßige Anordnungen zum Nachschub von Ersatz, von Material aller Art sowie zur etwa nötigen Sicherstellung der Verpflegung u. s. w. zu treffen. Tausend Mißverständnisse und Verzögerungen würden die Folge sein, unvermeidlich sein müssen, wenn dies alles schriftlich oder telegraphisch mit ihm verhandelt werden müßte, weil die mündliche Verständigung fehlte.

Allenfalls denkbar wäre seine bezügliche ersprießliche Thätigkeit von Berlin aus nur dann, wenn er (da der Monarch selbst sich unmöglich mit den Verwaltungs-Details befassen kann) ganz einfach, vollständig und sans phrase während des Kriegszustandes der Untergebene des Chefs des Generalstabes würde, wie das schon oben angedeutet ward. Freilich hieße das ihm eine fast übermenschliche Resignation auferlegen, da er dann sogar nicht einmal über sein Ressort mehr selbständig disponieren dürfte, sondern einfach nach den ihm vom Chef des Generalstabes zukommenden telegraphischen Ordres zu handeln hätte. Aber auch selbst dann würden die Reibungen, und manchmal sachlich recht bedenkliche, nicht ausbleiben; und könnte man das wirklich für zweckmäßig und richtig halten? Würde irgend ein Kriegsminister dazu bereit sein? — — Ehe das geschähe, wäre es doch richtiger, den Krieg damit zu beginnen, daß man den Posten eines „Ministers des Krieges“ abschafft und dem bisherigen Inhaber eine Kommandostelle giebt, die ihn wahrhaft beglücken würde im Vergleich mit der vorstehend für ihn gedachten traurigen Rolle. Wie dann freilich die Verwaltungs-Aufgaben der großartigen Maschine, Kriegsministerium genannt, gelöst, resp. entbehrt werden könnten, das wird sich schwer sagen lassen.

Ein anderes Auskunftsmittel wäre, den ein Kommando übernehmenden Kriegsminister nach beendeter Mobilmachung zu ersetzen durch einen neuen Verwaltungschef, dem dann wohl gleichzeitig ein etwas bescheidenerer Titel, z. B. „Waffenminister“ oder „Chef der Armee-Verwaltung“ beizulegen wäre. Aber auch das würde sachlich nicht viel bessern und außerdem das Bedenken haben, daß dieser Ersatzmann in dem ihm plötzlich unterstellten, so sehr komplizierten Ressort nicht orientiert sein, also wahrscheinlich wenig leisten könnte. — —

Giebt man zu, daß obige Vorschläge das Wohl der Armee nicht fördern, sondern schädigen müßten, so bleibt doch nur übrig sich dafür zu entscheiden: auch im Kriege (und da erst recht nicht) die Stellung des Kriegsministers nicht

herabzudrücken und die des Chefs des Generalstabes in ihren Kompetenzen nicht noch zu erweitern. Letztere scheinen ohnehin schon etwas zu sehr emporgeschraubt durch den Umstand, daß eine selten geniale und eminente Persönlichkeit den Posten dreißig Jahre lang mit so riesigen Erfolgen inne hatte.

Unter Umständen könnte es übrigens sogar für die Stellung des Kriegsherrn bedenklich werden, wenn (selbst nur im Kriege) der Chef des Generalstabes der einzige militärische Ratgeber des Monarchen werden sollte. Denn ein so ausschließlich maßgebender Chef des Generalstabes könnte — wenn er es nicht vermöchte, in demselben bewundernswürdigen Grade wie der Chef von 1866 und 1870/71 mit den großartigsten Leistungen auch die seltenste persönliche Bescheidenheit zu verbinden — gelegentlich doch in Versuchung kommen, sich zu überheben und zu vergessen, daß

der Kaiser und König, und nur er allein die Kriegsheere kommandiert, und daß der Chef des Generalstabes nur einer seiner Gehilfen ist!

Aus den letzten Worten würde dann wieder folgen, daß der Monarch also den Rat und die Einsicht seines Kriegsministers auch im Kriege nicht wird missen wollen; daß mithin der bisherige Modus — der sich ja übrigens in zwei siegreichen Kriegen glänzend bewährt hat — beibehalten werden muß; und die logische Folge ist wiederum, daß die an der Spitze unsrer Betrachtungen stehende Frage aus voller Überzeugung zu bejahen ist.

Das heißt also: Der Kriegsminister gehört in das Hauptquartier der vom Monarchen kommandierten Feld-Armee und nicht nach Berlin; dort aber muß als sein technisch ausführendes Organ, als ein nur ihm unterstellter Untergebener, ein stellvertretender Kriegsminister, am besten vielleicht einer der Departements-Direktoren, an der Spitze des Verwaltungs-Apparats zurückbleiben. So war das bisher organisiert und so hat es sich bewährt, indem auf diese Weise der im Hauptquartier befindliche, in seinem Ressort völlig orientierte und dasselbe völlig beherrschende Kriegsminister die Vorteile, welche die Zentralfunkte Hauptquartier und Berlin haben, in seiner so geregelten Wirksamkeit beide ausnutzen kann.

Gehört aber nach dem Resultate unsrer Untersuchung der Kriegsminister nach wie vor in das große Hauptquartier, dann muß er auch (aus allen angeführten Gründen) nach wie vor an den täglichen Militär-Vorträgen teilnehmen, welche dem Kriegsfürsten erstattet werden, und in welchen dieser von seinen militärischen Ratgebern die nötigen Informationen empfängt, um dann auf Grund derselben seine Befehle zu erteilen.

Damit aber sind wir schließlich bei der, in dem erwähnten Aufsätze im Bande III der nachgelassenen Moltke'schen Schriften gleichfalls besprochenen Frage angelangt, welche Bewandnis es hatte mit dem „angeblichen Kriegsrat“ in den Kriegen König Wilhelms I.

Darüber noch einige Worte, und zwar nur deshalb, weil in qu. Aufsätze sowie in der Vorrede zum III. Bande eine „Legende“ mit der (mit hinreichender

Deutlichkeit bezeichneten) Person des verewigten Kriegsministers von Roon in Verbindung gebracht worden ist.

Mancher kommandierende General erachtet es auch im Felde für zweckmäßig, vor Ausgabe seiner Befehle täglich oder doch häufig seinen Stab zu versammeln zu gemeinsamem Vortrage; selbstredend wird er in demselben in erster Linie seinen Generalsstabs-Chef zu Worte kommen lassen.

In ähnlicher Weise hat der Königliche Oberbefehlshaber während der von ihm geleiteten Feldzüge, außer an Marsch- und Gefechtstagen, regelmäßig sich Vortrag (gewöhnlich „Generals-Vortrag“ oder „Militär-Vortrag“ oder „Militär-Konferenz“ genannt) halten lassen, zu welchem Er die Spitzen seines militärischen Gefolges versammelte¹⁾, und denen (namentlich 1866) auch der Minister des Auswärtigen (resp. Bundeskanzler) öfter beiwohnte.

Ebensowenig wie man jenen Vortrag bei einem kommandierenden General so bezeichnen dürfte, kann auch dieser Generals-Vortrag bei dem Monarchen „Kriegsrat“ genannt werden. Mit vollem Recht ist dies in dem erwähnten Aufsätze so nachdrücklich zurückgewiesen worden. Denn das Wort „Kriegsrat“ hat von jeher für Soldaten-Ohren keinen guten Klang, sondern eine üble Nebenbedeutung. Man denkt dabei z. B. an den berühmten Wiener Hofkriegsrat oder an die Fälle, in denen schwache Festungs-Kommandanten oder zur Kapitulation gedrängte Heerführer vorher einen Kriegsrat versammelt haben, durch welchen sie sich die auf ihnen lastende Verantwortlichkeit zum Teil abnehmen lassen wollten. Charakteristisch für einen solchen Kriegsrat waren ferner gewöhnlich die Abstimmungen während oder am Schlusse der Beratungen, durch deren Zulassung das Prinzip der militärischen Autorität allein des obersten Befehlshabers und damit die Disziplin jedesmal in verderblichster Weise verletzt wurden.

Daß solche Abstimmungen während der Kriege Wilhelms des Großen nie erfolgt sind, daß ein solcher Kriegsrat unter ihm undenkbar war und niemals stattgefunden hat, ist selbstverständlich, auch ohne die in dem qu. Aufsätze uns gegebene Versicherung eines so kompetenten Zeugen. —

Übrigens ist jener Generals-Vortrag durch irgend einen ernsthaften militärischen Berichterstatter auch an keiner Stelle mit dem ungeeigneten Namen „Kriegsrat“ bezeichnet worden. Auch der verewigte Kriegsminister von Roon sprach immer nur von „Militär-Vortrag“ oder „Konferenz“; nur ein einziges Mal (unter etwa 30 Fällen) hat er in seinen treulich im Wortlaute wiedergegebenen, ein Kriegstagebuch darstellenden Briefen das Wort Kriegsrat gebraucht; das aber geschah am 7. Februar 1871²⁾, also als schon Waffenstillstand war — und auch da mehr versehenlich, keineswegs absichtlich; denn zwei Zeilen nachher sagt er ausdrücklich wieder: „die Konferenz ist beendet u. s. w.“ — Höchstens Berichte von

¹⁾ Siehe S. 428 im III. Bande der hinterlassenen Moltke'schen Schriften, sowie die Feldpostbriefe des verstorbenen Kriegsministers von Roon (in der Deutschen Revue, Juni, Juli, August 1891 zuerst veröffentlicht) und andre wohl beglaubigte Berichte.

²⁾ Vergl. „Deutsche Revue“, Augustheft 1891, S. 149.

vollständigen Laien haben die Konferenzen bei dem Könige zuweilen als „Kriegsrat“ bezeichnet; und auch jene Ballade von F. von Köppen, welche in der Vorrede zum III. Bande der Moltke'schen Schriften als Veranlassung zu dem Aufsatze über „angeblichen Kriegsrat“ u. s. w. bezeichnet wird, und welche (vor etwa zehn Jahren) bereits im Militär-Wochenblatte als Legende so scharf rektifiziert worden war, kann natürlich keinerlei historischen Wert haben, hat ihn auch schwerlich beansprucht. Und wenn darin auch von „Kriegsrat“ die Rede war, so darf man das in etwas wohl auch der poetischen „Lizenz“ des Dichters zu gute halten. Aus beiden Gründen wäre es vielleicht möglich gewesen, keinen Wert zu legen auf den ungenauen Inhalt der Ballade oder vielmehr „Legende“, welcher in dem Moltke'schen Nachlasse auch noch an anderer Stelle¹⁾ die Ehre einer besonderen Erwähnung und Zurückweisung zu teil geworden ist.

Ihr sachlicher Inhalt war wohl von niemand genau genommen worden; war es doch schon in Versailles seiner Zeit vollkommen bekannt, daß die übergroße Sorgfalt des Oberstallmeisters oder Hofmarschalls, welche eines Tages dazu geführt hatte, die Hof-Equipagen anspannen zu lassen²⁾, ihre Veranlassung hatte in ungünstigen Gerüchten über den Verlauf des an demselben Tage stattfindenden großen Ausfallsgefechtes der Pariser Armee. Diese Gerüchte waren von außen her nach Versailles gedrungen und etwas zu schnell geglaubt worden und haben weder mit einem „Kriegsrate“ noch mit einem Militär-Vortrage in irgend einem Zusammenhange gestanden.

Dem Verfasser ist es gänzlich unbekannt, woher der Dichter den Stoff zu jener Ballade, alias Legende genommen hat, und er kann versichern, daß der Letztere mit dem verewigten Kriegsminister von Roon oder den Seinigen nie in irgend einer Verbindung gestanden hat. Vielleicht aber war dem Dichter einmal etwas davon zu Ohren gekommen, daß bei andern Anlässen der Kriegsminister während der Zeit in Versailles (als gewisse Operationen noch nicht die erhoffte günstige Wendung genommen hatten) es für seine Pflicht gehalten hat, den dann geäußerten sorgenvollen und zum Verdrusse der gesamten militärischen Umgebung durch andre Einflüsse von außen her genährten Bedenken seines greisen Königsfürsten in Ehrerbietung, aber mit dem ihm eigenen Freimute zu widersprechen, und zwar ganz im Sinne und in Übereinstimmung mit den Anschauungen des Chefs des Generalstabes resp. des Bundeskanzlers, und um deren Intentionen nützlich zu sein. Meistens (nicht immer) fanden seine Worte auch günstige Aufnahme und entsprechenden Erfolg; so auch einige Male in dem sogenannten Militär-Vortrage. Das ist keine Legende, sondern schon damals den unterrichteten Personen des Haupt-Quartiers bekannt geworden; und nicht minder hat Roon, auch gelegentlich der Militär-Vorträge, wiederholt (aber anfänglich leider resultatlos) seine Stimme erhoben in der Frage des Bombardements von Paris, in welcher er von den Anschauungen des Chefs des Generalstabes der Armee etwas abwich. —

¹⁾ Band III, S. 215, Anmerkung.

²⁾ Band III, S. 427 des Moltke'schen Nachlasses. —

Er durfte das thun in seiner Stellung und infolge des hervorragenden Vertrauens, mit welchem sein König ihn seit mehr als 10 Jahren beehrte. Und wenn er auch — abgesehen von den gelegentlich derselben ihm obliegenden Vorträge aus seinem eigenen Ressort — sich in den Konferenzen meist nur auf seine Orientierung über die vorgetragenen Operationen u. beschränken konnte, weil er gewöhnlich völlig einverstanden war: so hat er sich doch bei den daran geknüpften Erörterungen keineswegs nur schweigend verhalten, sondern pflichtmäßig Anteil daran genommen.

Der entgegengesetzten Annahme würde — aus den oben dargelegten Gründen und bei der notorischen Energie seines Charakters — nicht nur die innerliche Wahrscheinlichkeit fehlen, sondern es zeugen gegen dieselbe auch die in seinen hinterlassenen und inzwischen veröffentlichten Briefen fast täglich gemachten persönlichen Aufzeichnungen über die Feldzüge 1866 und 1870/71.



Kind und Affe.

Von

Louis Robinson.

Nachdem die vorgeschichtlichen Zustände der heutigen Menschenrassen und ihre Abstammung von einem vormenschlichen, affenähnlichen Ahnen durch die Ausgrabungen und Funde aller Art im allgemeinen klargestellt war, haben die letzten zehn Jahre nicht viel Neues zur weiteren Aufhellung erbracht. Die gefundenen Knochenreste, welche angeblich die Kennzeichen eines Zwischengliedes zwischen Menschen und Affen zeigen, sind noch immer sehr gering an Zahl und in ihrer Beweiskraft sehr zweifelhaft; die Thatsache, daß bearbeitete Feuersteine in den tertiären Erdschichten gefunden worden sind, beweist uns zwar, daß zu jener Zeit ein Wesen gelebt hat, welches den Gebrauch des Feuers gekannt und Werkzeuge angefertigt und benutzt hat, aber wir ersehen daraus nicht im entferntesten den Körperbau und die Lebensweise dieses tertiären Wesens. Da seit Darwin's Tod ist zur Ausfüllung der Kluft, welche uns von unsern nächsten Verwandten in der Tierwelt noch immer scheidet, kein einziger praktisch wertvoller Schritt gemacht worden, und da die bis jetzt gefundenen Überbleibsel aus der Vorzeit so außerordentlich spärlich sind, so haben wir auch nicht das Recht, für die Zukunft auf einen umfangreicheren Fund zu hoffen, an dem wir mit Genauigkeit erkennen könnten, was für eine Art von Geschöpf unser vormenschlicher Ahne gewesen ist, auf welche Weise und aus welchem Grunde er das Baumleben aufgegeben hat, welche Lebensweise er geführt, und wie er sich gegenüber den gleichzeitigen Geschöpfen anderer Arten erhalten hat. Andererseits dürfen wir, während diese äußerst sorgfältigen Untersuchungen nach Spuren aus der Vorzeit der

Menschengeschichte an der Erdoberfläche vorgenommen werden, auch nicht außer acht lassen, wie viel Material uns die Untersuchung unsres eigenen Körpers bietet. Denn da alle angesehenen Anthropologen darüber einig sind, daß der Mensch in seiner heutigen Gestalt nicht plötzlich auf die Welt gekommen, sondern aus einem schlechteren Stoffe durch die Einflüsse seiner Umgebung langsam und allmählich entwickelt und herangebildet ist, so müssen wir uns die Frage vorlegen, ob wir etwa an dem Körper des heutigen Menschen ein sicheres Kennzeichen seiner früheren Beschaffenheit, man möchte sagen eine Spur des Meißels, mit dem er gearbeitet ist, entdecken können.

Die Wissenschaft der Embryologie hat uns bereits gezeigt, daß der Mensch in den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung vor der Geburt eine überraschende Ähnlichkeit mit vielen der niederen Tiere hat. Diese Untersuchungen sind aber auf die Zeit, nachdem der Mensch begonnen hat, eine selbständige Existenz zu führen, noch nicht ausgedehnt worden. Und doch bleibt genau genommen ein jedes Geschöpf so lange ein Embryo, bis es seine volle körperliche Größe, Reife und Entwicklung gewonnen hat, und die besonderen Eigenschaften, welche ein Geschöpf in der Zeit von der Geburt bis zur Reife zeigt, bieten auch ein wichtiges und lehrreiches Untersuchungsfeld. Den neuen Zweig der wissenschaftlichen Forschung, der sich uns hier zeigt, möchte ich als postnatale Embryologie oder mit einem kurzen deutschen Worte als Säuglingskunde bezeichnen; und auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes beabsichtige ich meine Leser in den folgenden Ausführungen hinzuweisen.

Wer jemals junge Haustiere beobachtet hat, der weiß, daß sie in der ersten Zeit nach der Geburt nicht ganz so aussehen wie zu der Zeit, wenn sie erwachsen sind. Ferner zeigt es sich, daß die jungen Kälber der verschiedenen Rindvieharten unter einander viel mehr Ähnlichkeit haben als später, wenn sie größer sind; ebenso haben die neugeborenen Wölfe der verschiedenen Hundarten sämtlich ein verhältnismäßig kurzes Ohr und stumpfe Schnauzen, und erst wenn sie heranwachsen, nehmen sie im Verlaufe der Zeit die besonderen Kennzeichen der Rasse an, zu der sie gehören. Dieselbe allgemeine Regel gilt auch für die Menschen.

Die Kinder aller menschlichen Nationen sind lange nicht so verschieden von einander wie die Erwachsenen. Alle zeigen vielmehr übereinstimmend die besondere kindliche Gestalt, das runde, stumpfe Gesicht, die flache und breite Nase, die lange Unterlippe, das kurze, wenig hervorstehende Kinn und die breiten Wangenknochen. Es ist ganz bekannt, daß auch die Kinder der farbigen Rassen, z. B. der Neger oder der Australier, zuerst viel heller gefärbt sind als ihre Eltern.

Es ist ferner zu beachten, daß der kindliche Typus von einzelnen wilden Völkern das ganze Leben hindurch festgehalten wird; dies zeigt sich besonders bei den Hottentotten und manchen andern Nationen Afrikas, bei den Australiern, bei den Minkopie auf den Andemanen, und dasselbe läßt sich auch aus den Bildern entnehmen, die wir von den ausgestorbenen Einwohnern Tasmaniens erhalten haben. Diese auffällige Thatsache, daß die Kinder aller menschlichen Nationen sowohl untereinander als auch mit den bekanntesten Vertretern der

unentwickeltsten Rassen eine so große körperliche Ähnlichkeit haben, glaube ich als ein zeitweiliges atavistisches Überlebsel auffassen zu sollen in dem Sinne, daß noch heute alle Völker als Kinder dieselben Züge tragen, welche unsre gemeinsamen vorgeschichtlichen Ahnen das ganze Leben hindurch gehabt haben. Diese Auffassung wird dadurch unterstützt, daß auch die Jungen unsrer Haustiere anerkanntermaßen in den ersten Tagen ihres Lebens in manchen Beziehungen mehr Ähnlichkeit mit ihren — jetzt artfremden — wildgebliebenen Vorfahren haben als mit ihren eigenen Eltern. Wenn aber dies richtig ist, so folgt daraus, daß man die gesuchten Spuren unsrer Abstammung von einem vorgeschichtlichen Affenwesen eher bei Kindern als bei Erwachsenen zu suchen hat, und diese Folgerung steht mit den Ergebnissen der Embryologie durchaus im Einklange.

Um weitere Aufklärungen über diese Fragen zu gewinnen, habe ich eine Reihe von Untersuchungen über die körperlichen Eigenschaften junger Kinder angestellt. Einige der Ergebnisse, welche ich gewonnen habe, sind in dem *Nineteenth Century* und dem *British medical Journal* (beide London 1891), in dem *Journal of Anatomy and Physiology* (Edinburg 1892) und in andern Groß-Britannischen und Nordamerikanischen Zeitschriften veröffentlicht.

Bei diesen Untersuchungen sind viele interessante und neue Thatsachen zu Tage getreten, welche auf verschiedene dunkle Stellen der Menschengeschichte ein neues Licht geworfen haben. Immerhin ist aber mit dem, was bis jetzt erreicht werden konnte, der ganze Gegenstand nur angerührt, und es ist noch ein großes und fruchtbares Arbeitsfeld für die Erforschung neuer Wahrheiten unbebaut zurückgeblieben, und dem ernsthaften Forscher bietet sich hier eine reichliche Arbeitsgelegenheit. Ich glaube, wenn es erst gelungen sein wird, die leitenden Geister auf dem Gebiete unsrer Wissenschaft auf diesen Zweig der Forschung aufmerksam zu machen, so wird es auch möglich sein, manche Fragen über den Ursprung der Menschengeschichte zu beantworten, die heute noch ungelöst sind, und ich benutze mit Vergnügen die gebotene Gelegenheit, einige Punkte, welche der eingehenderen Beachtung würdig erscheinen, der deutschen Gelehrtenwelt in der „Deutschen Revue“ bekannt zu machen.

Wie erwähnt, hat der Mensch an seinem Körper noch einige Spuren seiner Abstammung von einem niederen Wesen. Ja man kann noch einen Schritt weiter gehen und ohne Übertreibung behaupten, daß der menschliche Körper geradezu einem Palimpseste gleicht, auf welchem die Erinnerungen an die verschiedenen Stufen seiner Entwicklung vom unvernünftigen Wesen zu seiner heutigen Gestalt nach und über einander niedergeschrieben sind. Freilich sind die Schriftzüge dieser Schrift sehr dunkel, wer sie aber mit Geduld und Ausdauer studiert, der lernt sie auch lesen. Einige dieser Schriftzeichen sind an der Oberfläche und liegen allen Augen offen, wiewohl auch diese nur der Eingeweihte versteht, aber andre sind unter der Oberfläche, und wie bei der ausgewischten Schrift eines wirklichen Palimpsestes muß man auch hier verschiedene Mittel anwenden, um sie deutlich zu Gesicht zu bekommen. Wenn man sich aber diese Mühe gemacht hat, so zeigt

sich auch hier an dem menschlichen Leibe wie an dem Pergament: die untere Schrift ist älter und wertvoller als die, durch welche sie bedeckt ist.

Um das Gesagte zu verdeutlichen, will ich im folgenden einige Beispiele für jede Art der Schriften mitteilen, welche ohne Mühe nach Gebühr gewürdigt werden können.

Wenn wir z. B. die Fußsohle eines neugeborenen Säuglings beobachten, so finden wir, daß sie ebenso mit Linien und Falten bedeckt ist wie die Hand; und der Beschauer gewinnt den bestimmten Eindruck, daß er eigentlich nicht sowohl eine Fußfläche als eine Handfläche vor sich hat. Hierin unterscheiden sich die Füße der Menschenkinder von denen aller andern Lebewesen. Denn die Füße der Käbchen, der Hundewelse und aller jungen Huftiere weichen in ihrer Gestalt nicht wesentlich von denen der ausgewachsenen Tiere ab. Bei dem Menschen werden diese Linien im Laufe der Zeit immer dunkler, da er seine Füße hauptsächlich und ausschließlich zum Gehen benutzt, aber bei dem Neugeborenen sind sie noch so deutlich, daß man klar erkennt, daß die hinteren Gliedmaßen ursprünglich zum Dienste als Hilfs Hände bestimmt waren, und daß es erst später infolge der veränderten Umgebungen und Lebensgewohnheiten dazu gekommen ist, daß sie in erster Linie zur Bewegung auf dem Erdboden gebraucht werden.

Wenn ein Kind auf der Fußsohle, und zwar an der Stelle, wo sich der Ballen der großen Zehe von den übrigen abhebt, leise gekitzelt wird, so biegen sich die Zehen sofort nach unten, als wenn sie etwas greifen wollten, und die große Zehe dreht sich oft nach innen gegen die Sohle wie ein Daumen. Gleichzeitig zeigen sich auch die Linien als tiefe Falten, wie bei der Hand, wenn sie halbgeschlossen ist. In diesen Linien lesen wir ein Zeugnis über die Gewohnheiten unsrer Vorfahren vorgeschichtlicher Zeit. Sie pflegten mit den Füßen solche Dinge zu greifen, welche sich im rechten Winkel zu ihnen befanden, also etwa einen Baumzweig beim Klettern. Ich habe diese Linien im einzelnen betrachtet und mit denen verglichen, welche sich an den Hinterhänden des Orangutans, des Schimpansen und des Gorilla befinden, und dabei fand ich, daß die hauptsächlichsten Linien mit einander übereinstimmten. Es ist wunderbar genug, daß die Linien der Hand früher — und bei abergläubischen Leuten noch heute — auf das eingehendste studiert worden sind, so daß sich sogar eine Asterwissenschaft, das Wahrsagen aus der Hand, aus diesen Studien herausgebildet hat, während auf der andern Seite die Zeichnungen des Fußes so vollkommen vernachlässigt wurden. Wie aber das Wahrsagen aus der Hand dazu dienen sollte, die Zukunft einer einzelnen Person in geheimnisvoller Weise zu enthüllen, so können wir heute, aus dem Fuße weisend, die Vergangenheit des ganzen menschlichen Geschlechts enthüllen, oder wenigstens eine wichtige Spur seiner früheren Lebensgewohnheiten darlegen.

Auf dem Fuße lesen wir aber auch die zweite, verwischte, untere Schrift unsres menschlichen Palimpsestes. Ich habe vorhin angeführt, daß die Zehen sich in greifender Bewegung nach unten biegen, wenn man eine bestimmte Stelle der Fußsohle reizt. Dies kommt daher, daß ein empfindender Nerv an dieser

Stelle angeregt wird, welcher vermöge einer Reflexbewegung seinerseits die Beugemuskeln dieser Greiforgane anregt. Aber das ist nicht unser einziges Ergebnis. Denn wenn wir die kitzelnde Reizung verstärken oder lange andauern lassen, so werden Fuß und Bein angezogen; es wird also noch eine zweite Gruppe von Beugemuskeln zu einer Reflexbewegung angeregt.

Was dies zu bedeuten hat, geht aus folgenden Erwägungen hervor. Wenn ein fremder Gegenstand die Fußhaut berührt, so suchen die Zehen sich unwillkürlich um ihn zu schlingen. Auch wenn wir auf einem unregelmäßigen Boden im Dunkeln gehen, so geschieht es, daß jedesmal, wenn unser Fuß den Grund berührt, die Muskeln des Fußes und des Beines sich von selbst und ohne daß wir es wollen und wissen, anziehen, und daß das Körpergewicht sich so zurecht schiebt, wie es nach der augenblicklichen Lage des Fußes am angemessensten ist. Für den Affen ist die Selbstthätigkeit seiner Greifmuskeln bei dem Klettern von größtem Wert. Wenn wir nun die Thätigkeit der zweiten Gruppe von Beugemuskeln betrachten, welche den Fuß und das Bein an den Körper heranziehen, so wird uns die Bedeutung dieser Reflexbewegung klar, wenn wir daran denken, daß bei dem liegenden Kinde der Rumpf der festliegende und der Fuß der bewegliche Teil ist. Wenn umgekehrt der Fuß festgelegt und der Rumpf beweglich wäre, so würde dieselbe Gruppe von Muskeln dazu dienen, um den Rumpf an den Fuß heranzuziehen und das Gewicht desselben zu tragen. Dies ist in Wirklichkeit mit dem Affen der Fall, wenn er beim Klettern die Finger der Hinterhände fest um den Zweig eines Baumes legt.

Diese beiden Reflexthätigkeiten der unteren Gliedmaßen sind für den heutigen Menschen entbehrlich; da sie aber für unsre Vorfahren so viele Generationen hindurch nötig gewesen sind, und da alle, denen sie fehlten, im Kampfe ums Dasein ausgemerzt worden sind, so hat sich diese Eigenschaft unsrer Natur so tief eingeprägt, daß wir sie noch heute nicht verloren haben; und wie jeder Arzt weiß, sind diese Reflexthätigkeiten, besonders die zweite, von unserm bewußten Willen so unabhängig, daß sie selbst bei solchen Personen, bei denen die unteren Gliedmaßen durch einen Unfall oder eine Krankheit des Rückenmarks von jeder Verbindung mit dem Gehirn abgeschnitten sind, eintreten, sobald die Fußsohlen gekitzelt werden.

Eine sorgfältige Beobachtung der Manieren und Eigenschaften kleiner Kinder hat zu der Entdeckung geführt, daß noch eine Menge von andern selbstthätigen Verbindungen zwischen Nerven und Muskeln vorhanden sind, welche früher von wesentlichem Nutzen waren, aber heute nicht mehr gebraucht werden. Eine weitere Ausdehnung der Untersuchungen scheint eine sehr dankbare Aufgabe zu sein; denn es ist zu erwarten, daß wir auf diese eigentümliche Weise noch eine Reihe von sichereren Aufklärungen über die Verhältnisse unsrer vorgeschichtlichen Ahnen erhalten werden, über die uns sonst nur allgemeine Vermutungen zu Gebote stehen. Die Schlüsse, welche wir aus solchen Versuchen ziehen können, sind nicht mehr bloße Vermutungen, sondern wissenschaftlich erwiesene Thatsachen, und sie werden auf die erstaunlichsten Fragen der menschlichen und tierischen Seelenkunde eine

Antwort geben und zugleich ein Licht in das tiefe Dunkel bringen, welches noch heute über der Frage unsrer Abstammung von unvernünftigen Geschöpfen schwebt.

Ich habe über diesen Gegenstand mit Professor Dr. Romanes in Oxford und andern bedeutenden Biologen verhandelt, und zu meiner Freude gelang es mir, diese Herren in hohem Grade für den Gegenstand meiner Studien zu interessieren. Da aber meine Beobachtungen auf diesem Gebiete noch nicht abgeschlossen sind und da ich das, was ich über die Reflexbewegungen als Spuren vorgeschichtlicher Verhältnisse ermitteln kann, bei einer andern Gelegenheit im Zusammenhange darzustellen beabsichtige — vielleicht in der Form einer Vorlesung vor einer der Londoner wissenschaftlichen Gesellschaften — so will ich mich in diesem Aufsätze hierauf nicht weiter einlassen, sondern zu einem andern Gegenstande übergehen.

Auf dem von mir gewählten Untersuchungsgebiete darf man keinen Umstand vernachlässigen, so geringfügig er auch erscheinen mag. Denn gerade die Dinge, welche auf den ersten Anblick gar nicht beachtenswert erscheinen, bringen uns oft die wichtigsten Aufschlüsse, wenn wir sie von der richtigen Seite aus betrachten. Niemand ist so sehr wie der wissenschaftliche Forscher darauf hingewiesen, die Warnung — nichts gemein zu machen, was Gott gereinigt hat — die der Apostel Petrus bei dem Gesicht in Zoppe erhielt¹⁾, auch auf sich anzuwenden.

Wer würde es z. B. noch vor wenigen Jahren geglaubt haben, daß die eigentümliche Rundheit der neugeborenen Kinder, welche sie einer außergewöhnlichen Fettansammlung unter der Haut verdanken, uns die traurige Geschichte von vielen Zeiten der Not und des Hungers erzählt, in denen die Brüder unsrer vorgeschichtlichen Vorfahren zu tausenden umgekommen sind. Betrachten wir aber diese Thatsache im Lichte der heutigen wissenschaftlichen Physiologie und nach Maßgabe unsrer heutigen Kenntnisse von den Lebensverhältnissen aller wilden Völker, so wird uns dies alsbald ganz klar.

Dort, wo die Wilden sich hauptsächlich von der Jagd ernähren, leben sie in einem fortwährenden Wechsel von Überfluß und Hunger, wie uns von den Reiseberichten aus allen Teilen der Erde übereinstimmend berichtet wird²⁾. In den Zeiten, wo die Jagd keine genügende Ausbeute gab, waren die Großen gezwungen, durch Verzehren von Wurzeln, Baumrinden und Insekten u. s. w. Leib und Seele zusammenzuhalten, wie es die Eingeborenen Australiens noch heute oftmals machen müssen. Aber die Kinder an der Mutterbrust konnten eine so rauhe Kost nicht verdauen, und die geringe Nahrung, welche die Mutter zu sich nehmen konnte, gab ihr nicht genügend Milch, um das Kind ausreichend zu nähren; wenn daher den Kindern nicht auf andre Weise ein Mittel geboten wäre, um die Zeit der Nahrungsebbe zu überdauern, bis den Eltern wieder ein Bison oder ein Reh vor den Speer käme, so müßten sie sich abzehren und verhungern. Wie hat nun die Natur für die Überwindung dieser ständig wiederkehrenden

¹⁾ Ap.-Gesch. 10, V. 15.

²⁾ Vergl. schon Frankenheim, Völkerkunde, Breslau 1852, S. 218. D. R.
Deutsche Revue. XVII. März-Heft. 22

Leidenszeiten gesorgt? Genau so wie sie auch den Tieren, welche einen Winterschlaf halten, ermöglicht hat, die mehrmonatliche Fastenzeit zu überstehen, so hat sie den Kindern einen Vorrat von Nahrungsstoff in der Form eines sonst überflüssigen Fettgewebes mitgegeben und es ihnen hierdurch ermöglicht, so lange auszuhalten, bis die Mutter wieder im stande ist, ihnen die Nahrung zu geben, auf die sie angewiesen sind. Wenn wir aber so im Bilde von der wohlwollenden Natur sprechen, so dürfen wir dabei doch nicht übersehen, wie in Wirklichkeit diese Plumpheit der kleinen Kinder entstanden ist. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dies nur in der Weise geschehen sein kann, daß alle mager geborenen Kinder durch den Hungertod ausgemerzt wurden und nur die fettgeborenen erhalten blieben, und bei weiterer Überlegung müssen wir zu der Annahme kommen, daß dies Wörtchen „alle“ auf eine ungeheuer große Anzahl hinweist. Denn die jungen Baumaffen sind leicht und schlank, weil sonst ihre Eltern nicht im stande wären, sie in die hohen Baumäste mitzuschleppen, und weil sie auch selbst zu ungelenk sein und nicht im stande sein würden, sich vor Feinden zu flüchten, wenn sie ebenso schwer und plump wie Menschenkinder wären.

Anderseits werden die jungen Baumaffen, wie überhaupt die Jungen der wilden Pflanzenfresser, regelmäßig nur in bestimmten Jahreszeiten geboren, und zwar in den Zeiten des Jahres, wo die Nahrung am reichlichsten und ihr Erwerb am leichtesten und am sichersten ist, sodaß sie einen solchen inneren Vorrat von Nahrungsstoffen, der ihnen durch sein Gewicht lästig fallen würde, nicht nötig haben. Es ist daher anzunehmen, daß auch bei unsern affenähnlichen Menschenaffen die Kinder in der ersten Zeit öfter schlank und leicht geboren wurden als umgekehrt. Als aber die Menschen anfangen, sich neben der Pflanzennahrung auch der Fleischnahrung zu bedienen und diese durch ihre Verstandeskräfte und mit künstlichen Waffen zu suchen, da veränderte sich ihre ganze Lebensweise, sie wurden von den Jahreszeiten unabhängig, und es wurden in allen Monaten des Jahres Nachkommen geboren. Dann aber machte sich wieder der Einfluß der häufig wiederkehrenden Nahrungsmängel geltend, wenn die Jagd keinen Erfolg hatte oder andre ähnliche Gründe eintraten; und alle affenähnlichen, mageren Kinder, welche nicht für eine gehörige Fettschicht unter der Haut gesorgt hatten, mit deren Hilfe sie auch magere Zeiten überdauern konnten, wurden ausgemerzt; und nur diejenigen, welche in dieser Hinsicht von der Regel abwichen, kamen durch und wuchsen auf, um selbst wieder Nachkommen zu hinterlassen.

Die Fettgeborenen selbst zeigten dann die Neigung, ihr Fettpolster auch auf ihre Nachkommenschaft zu übertragen, und zuletzt wurde diese Eigenschaft so allgemein verbreitet, daß noch heute ein mageres Kind im Alter von drei bis sechs Monaten als regelwidrig oder nicht als gesund angesehen wird.

Wie nun diese Fettbeschaffenheit durch den Zwang der äußeren Umstände für die Kinder notwendig geworden ist, so ist sie ihnen in andrer Hinsicht schädlich. Denn für die Wilden, welche beständig im Kriegszustande und beständig auf der Flucht vor stärkeren Feinden sind, ist es entschieden ein Nachteil, wenn sie zu schwere Kinder mit sich herumschleppen müssen. Und auch heute läßt es

sich bei uns regelmäßig beobachten und feststellen, daß bei den häufigsten Kinderkrankheiten, wie der Luftröhrentzündung und der katarrhalen Lungenentzündung, die fetten Kinder häufiger unterliegen als andre, die mit einem weniger starken Fettgewebe beladen sind.

Diese zuletzt geschilderte besondere Eigentümlichkeit des kindlichen Körpers ist zwar ebenso wie die Eigenschaften der Fußsohle auf die Verfassung unsrer Vorfahren zurückzuführen, aber sie kann doch nicht in demselben Sinne als Rückschlag (atavismus) bezeichnet werden. Denn wir müssen bei unsern Untersuchungen die beobachteten Erscheinungen in zwei Klassen unterscheiden. In beiden handelt es sich um solche Eigenschaften des jungen Geschöpfes, mit denen es sich von seinen nächsten Vorfahren unterscheidet und seinen entfernteren allgemeinen Vorfahren ähnlich ist. Als die erste Klasse ist aber die engere Gruppe von Eigentümlichkeiten herauszuheben, welche nichts mit den besonderen Lebenserscheinungen der Kinder und heranwachsenden jungen Leute zu thun haben, sondern unseren Ahnen während ihrer ganzen Lebensdauer angehaftet haben, und diese Klasse von Eigenschaften gehört in dieselbe Reihe wie die bekannten Spuren eines früheren unvollkommenen Zustandes, welche das Kind in dem Zustande vor seiner Geburt zeigt. Die zweite und für unsre Zwecke vielleicht wichtigere Klasse bilden diejenigen Eigenschaften der jungen Kinder, welche auch unsere Vorfahren nur als Kinder, aber nicht als Erwachsene gehabt haben. Wenn solche Eigenschaften in früherer Zeit einmal erforderlich gewesen sind, um Kinder am Leben zu erhalten und eine Rasse vor dem Aussterben zu schützen, so pflegen sie den Kindern auch in späteren geschichtlichen Perioden, wo sie durch die Veränderung der Verhältnisse entbehrlich geworden sind, noch viele Generationen hindurch anzuhafeln. Die Fetttheit der neugeborenen Kinder gehört in diese zweite Klasse von Erscheinungen; diese Eigenschaft ist aber nicht früher entstanden als in der Zeit nach dem Aufgeben des Baumlebens.

Auch die außerordentliche Kraft zum Greifen, welche die Hände des neugeborenen Kindes zeigen, gehört in diese zweite Klasse der Erscheinungen. Sie ist noch mehr zu beachten und auf eine noch viel frühere Zeit zurückzuführen als das Fettpolster. Ich habe mich über diesen Gegenstand schon an einer andern Stelle¹⁾ ausführlich geäußert, und will hier nur eine kurze Andeutung geben. Der Gegenstand verdient deshalb eine große Beachtung, weil er zeigt, wie lange eine Fähigkeit, die in früheren Zeiten einmal notwendig gewesen ist, um die Rasse vor dem Aussterben zu schützen, auch in späteren Zeitaltern fortdauert, nachdem sie schon lange entbehrlich geworden ist. Es ist bekannt, daß alle jungen Affen schon in den ersten Stunden nach der Geburt sich mit den Händen an das Muttertier anklammern, so daß dieses alle vier Gliedmaßen zum Klettern frei hat, wenn es sich vor einem Feinde flüchten will: daß den Baumaffen diese Regung des Instinkts und diese Körperkräfte nötig sind, ist klar, denn wenn das Affenkind sie nicht hätte, so würde es in der Not nicht von dem Muttertier

¹⁾ „Darwinism in the Nursery“ im Nineteenth Century 1891.

mitgeschleppt werden können, sondern den Verfolgern in die Hände fallen und getötet werden. Diese Eigenschaft muß während eines so langen Zeitraums, daß er sich nach Jahren garnicht messen läßt, beständig in Anspruch genommen sein, unter Ausmerzung aller Kinder, denen sie fehlte. Wenn nun diese Kraft der Hände vor allen andern den Baumaffen eigentümlich ist, so sollte man erwarten, daß sie besonders fest an ihnen haftet und bei den Nachkommen besonders lange verbleibt; und ich habe deswegen einen Versuch gemacht, um zu erproben, ob die Darwin'sche Behauptung, daß der Mensch von den Affen abstamme, auch von dieser Seite eine Unterstützung findet.

Ich habe diese Versuche an einer großen Anzahl von kleinen Kindern angestellt, welche sämtlich weniger als einen Monat alt waren, und habe dabei gefunden, daß jedes einzelne derselben mit Leichtigkeit im Stande war, das Gewicht seines Körpers zu tragen, wenn sie meinen Finger oder ein Stückchen mit den Händen umflammerten. In vielen Fällen habe ich die Probe sogar in der ersten Stunde des Lebens gemacht, und selbst in diesem zarten Alter hatten einzelne von ihnen die Kraft, sich sechzig Sekunden lang zu tragen. Wenn die Kinder etwas älter waren, aber noch nicht angefangen hatten, fett zu werden (was bei gut genährten, gesunden Kindern bekanntlich nach etwa vierzehn Tagen einzutreten pflegt), so zeigte sich, daß diese Kraft auffallend zugenommen hatte, so sehr, daß das eine der Kinder, welches zwischen zwei und drei Wochen alt war, die ganz außerordentliche Leistung fertig brachte, zwei Minuten und 35 Sekunden an meinem Zeigefinger hängen zu bleiben, ohne daß es durch diese Anstrengung völlig erschöpft wurde. Es ist außerdem auffallend und bemerkenswert, daß die Kinder in vielen Fällen während dieser Probe kein Mißbehagen zeigten und keinen Schrei äußerten, und in keinem einzigen Falle zeigten die Probekinder hinterher irgend welche Verschlechterung des Befindens.

Ich habe jetzt an mehr als hundert Kindern im Alter von weniger als vier Wochen die Probe gemacht und habe verschiedene Photographien gewonnen, welche meine Behauptung in einer Weise bestätigen, daß auch der Mißtrauischste überzeugt werden wird.

Es ist wohl auch nicht ohne Interesse und dient jedenfalls als Beweis dafür, daß ich den Versuch, wenn er vorsichtig angestellt wird, für vollkommen unschädlich halte, wenn ich erwähne, daß ich meinen letzten Versuch vor wenigen Tagen an meinem eigenen neugeborenen Sohne vorgenommen habe, und zwar in Gegenwart und ohne Widerspruch sowohl der Mutter als auch der Amme; und daß dieser jüngste Zeuge für die Darwin'sche Lehre länger als fünfzehn Sekunden an meinem Zeigefinger geblieben hat.

Wenn wir bedenken, wie schwach die Muskeln neugeborener Kinder im allgemeinen sind, und daß die außerordentliche Kraft der Arme weder in den gegenwärtigen Lebensverhältnissen einen Nutzen für das Kind hat, noch jemals in geschichtlicher Zeit einen solchen gehabt hat, so werden wir zu der Annahme gezwungen, daß wir hier den Rest einer der wichtigsten unter den natürlichen Selbst-

erhaltungsmitteln haben, welche in der Lebensweise unsrer Bäume bewohnenden Vorfahren eine so bedeutende Rolle spielen.

Wenn man eine gewonnene Einzelthatfache verallgemeinern und aus derselben ein neues, bisher noch nicht anerkanntes Naturgesetz entnehmen will, so muß man bekanntlich mit der äußersten Vorsicht vorgehen. Dennoch glaube ich auf Grund einer ganzen Reihe von Beweisen, von denen die vorangeführten nur einzelne Beispiele sind, wenigstens vorläufig einen allgemeinen Satz aussprechen zu sollen, der, wie ich glaube, später ein Mal anerkannt werden wird und der bereits auf deduktivem Wege eine brauchbare Erklärung für einzelne Erscheinungen ermöglicht hat, welche früher für unerklärlich gehalten worden sind. Dieser vorläufige Satz lautet kurz folgendermaßen:

So oft wir bei allen Geschöpfen einer bestimmten Art oder mehrerer nahe verwandten Arten durchweg oder regelmäßig eine gewisse Besonderheit des Baues, der Fähigkeiten oder der Lebensbethätigung finden, welche heute zwecklos oder nur in Spuren vorhanden ist, so können wir jedes Mal annehmen, daß diese Besonderheit zu einer früheren Zeit einen besonderen Nutzen für die Selbsterhaltung, die Vervollkommnung der Art oder die Anpassung an die Umgebung gebracht haben muß.

Die Einzelheiten, die mit der Aufstellung dieses vorläufigen Satzes verbunden sind, insbesondere seine Ableitung und seine Tragweite, kann ich in dem beschränkten Raum einer Zeitschrift nicht darlegen. Ich bitte aber im Auge zu behalten, daß ich für diesen Satz nur den Wert einer versuchsweise aufgestellten Hypothese in Anspruch nehme. Ein Beispiel seiner Anwendung, mit dem ich versucht habe, für ein bisher noch unerklärtes menschliches Anhängsel einen Entstehungsgrund nachzuweisen, findet sich in einem Aufsatz über die Bedeutung des Haarwuchses als Zeugen für die Vergangenheit in dem *Journal of Anatomy and Physiology*.¹⁾

In diesem Aufsatz zeigte sich, daß die verschiedenen Eigenschaften, welche ich als Beispiele von Rückschlägen zusammengestellt habe, thatsächlich allen kleinen Kindern auf der ganzen Welt gemeinsam sind, und daß sie sich hierin von denjenigen Eigentümlichkeiten unterscheiden, welche man bisher als Beispiele des Rückfalls vorzutragen gewohnt war. Als die Grundsätze der Entwicklungslehre zuerst allgemeine Anerkennung fanden, hoffte man, daß die von Zeit zu Zeit beobachteten Mißgeburten und einzelnen angeborenen Besonderheiten als Rückschläge erklärt werden könnten. Diese Hoffnung ist durchweg enttäuscht worden. So hat Virchow festgestellt, daß nur wenige oder gar keine der fleinköpfigen Kinder einen wirklich affenähnlichen Bau gezeigt haben. Und selbst dann, wenn einzelne vorkommende Unregelmäßigkeiten in einigen Beziehungen eine zweifellose Ähnlichkeit mit dem Wuchse von niederen Tieren gehabt haben, wie die in einzelnen Fällen beobachteten Ansätze von Kiemenspalten, so kann eine solche Beziehung ebensowohl auf die allerentferntesten Ahnen als auf nähere Vorfahren

¹⁾ Edinburg, Januar 1892.

gedeutet werden. In vielen Fällen hat es sich gezeigt, daß die Mißgeburten nur in der Ausbildung gestörte Geschöpfe sind, und zwar infolge von ungenügender oder falscher Ernährung vor der Geburt, und ohne daß in ihrem Bau irgend eine Beziehung zu den Besonderheiten unsrer weniger entwickelten Vorfahren nachzuweisen wäre.

Es ist im Interesse der Pathologie sowie auch der allgemeinen Medizin sehr wichtig, das Beibleben oder Wiederaufleben embryonaler Strukturen zu erforschen, und nichts, was unsre Kenntnisse in dieser Beziehung vermehren kann, darf unberücksichtigt bleiben. Auch die Ergebnisse der Säuglingskunde werden daher, wie ich Grund zu hoffen habe, nicht ohne praktischen Nutzen sein.

Es würde auch von Interesse sein, festzustellen, welchen Einfluß die von mir entdeckten Thatsachen auf die Weismann'sche Vererbungstheorie haben, welche zur Zeit den Gegenstand des Streites verschiedener angesehenen Forscher auf dem Gebiete der Entwicklungslehre bildet. Ich glaube, daß meine Beobachtungen im allgemeinen der neuen Schule als Stütze dienen können, aber ich kann mich hier nicht auf Einzelheiten einlassen.

Zum Schlusse bitte ich um Entschuldigung dafür, daß das, was ich hier vorgebracht habe, nur Bruchstücke sind und ohne gehörige Ordnung. Dies ist aber dadurch zu erklären, daß der ganze Gegenstand noch neu ist, und daß ich mich seiner Erforschung nur in den kurzen Zwischenpausen widmen kann, die eine angestrengte Berufsthätigkeit mir übrig läßt. Möge man diesen Aufsatz als die Mitteilung und Erklärung von einzelnen Thatsachen, nicht aber als erschöpfende Darstellung des von mir verfolgten Forschungszweiges auffassen. Die Beispiele, die ich den Lesern vorgeführt habe, sind hier und da auf einem großen Felde aufgegriffen; sie zeigen, wie wichtige Dinge hier noch möglicher Weise zu entdecken sind, es sind aber noch keine Grundsteine für den wissenschaftlichen Bau, der, wie ich hoffe, einmal von geschickteren und besser ausgerüsteten Händen errichtet werden wird.



Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Das Eine und das Andere hatte aber auch, was man nicht übersehen darf, insofern einen oft sehr schwer empfundenen Uebelstand zur Folge, als damit die Notwendigkeit auferlegt wurde, innerhalb Jahresfrist einen Doppelband, der im Durchschnitt fünfzig Druckbogen stark war, herzustellen. Nach Ranke's Vorsatz sollte der Stoff dazu in selbständiger Forschung und nach kritischer Prüfung den

authentischen Denkmalen und originalen Berichten entnommen, die Hülfslitteratur und erläuternde Schriften ausreichend benutzt, das Ganze einheitlich von universalhistorischem Standpunkt erfaßt und durchdacht, Komposition, Darstellung und Stil dem Gegenstand entsprechend und den zu Grunde gelegten Ideen adäquat gestaltet, endlich doch auch für eine möglichst korrekte Drucklegung Sorge getragen werden.¹⁾ Diese Ausdehnung der binnen Jahresfrist zu erfüllenden Aufgabe muß man sich gegenwärtig halten, um das Gebotene mit Billigkeit zu beurteilen und die persönliche Leistung nach ihrem ganzen Werte zu schätzen. Die Zeitbedrängnis, in welcher er sich versetzt sah, hinderte Ranke schon in den ersten Bänden, weil die dazu unumgänglich notwendigen Vorarbeiten nicht rechtzeitig ausgeführt werden konnten, an einer seiner ursprünglichen Absicht entsprechenden Behandlung des Stoffes, so daß er Lücken wahrzunehmen glaubte. In Beziehung auf die Geschichte des Altertums erklärte er zu wiederholten Malen, daß in derselben von den Phöniziern zu wenig die Rede sei. Der Grund dieser Beschränkung lag hauptsächlich darin, daß für sie kein geeignetes Werk zur Benutzung sich darbot, eine anderweitig zu beschaffende Ergänzung aber sehr schwierig gewesen sein würde. So betrachtete er es als einen sehr wesentlichen Mangel in Betreff des der griechischen Litteratur gewidmeten Abschnittes, daß unter den Poeten Aristophanes übergangen ist. Über den Komödiendichter war nicht eine Aufzeichnung Ranke's aus den Jugendjahren vorhanden wie über die Tragiker, mit denen er sich durch früh begonnene Studien völlig vertraut gemacht hatte. Bereits bei seinem Abgang von Schulpforta faßte er über die griechische Tragödie in lateinischer Sprache eine gelehrte Arbeit ab,²⁾ von der er noch in seinen letzten Lebensjahren zu sprechen liebte, besonders auch mit Rücksicht auf Böckh's dasselbe Thema behandelnde Jugendwerk³⁾, mit dem man sie vergleichen müsse. Die für den Abschluß der Teile auferlegte temporelle Beschränkung ließ manches für die Weltgeschichte Geplante und bereits in Angriff Genommene nicht zur Vollendung gelangen, so daß es nach der Hand, nachdem viel Fleiß und beträchtliche Zeit darauf verwendet worden war, aufgegeben werden mußte. Dazu gehört namentlich eine auf die *Notitia dignitatum*, Böcking's Kommentar zu derselben, das akademische *Corpus inscriptionum latinarum* begründete, unter Zuhilfenahme von erläuternden oder denselben Gegenstand behandelnden Schriften erweiterte und ergänzte, aber doch lange noch nicht ab-

¹⁾ Eine solche ist freilich nicht erreicht worden. Es finden sich einige sehr widerwärtige Versehen z. B. Weltgeschichte I, 2, S. 57, 13, wo man liest: „Polyguot wird als Ethnograph gerühmt,“ wofür es heißen muß: „als Ethograph“. Ich benutze diese Gelegenheit zur Berichtigung von einigen Druckfehlern in Bd. 51/2 der sämtlichen Werke Ranke's. S. 71, Z. 13 ist statt „ethischen“ „ethnischen“ zu lesen; S. 75, Z. 25 vor: „Jahrhunderts“ einzufügen: „sechzehnten“.

²⁾ Vergl. Friedrich Heinrich Ranke, Jugenderinnerungen mit Rückblick auf das spätere Leben S. 36, Z. 44. — Eine andere ebenfalls in lateinischer Sprache abgefaßte Jugendarbeit handelt über die Wanderungen der Io.

³⁾ *Graecae tragoediae principum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis, num ea quae supersunt et genuina omnia sint et forma primitiva servata, an eorum familiis aliquid debeat ex iis tribui.* (Heidelberg 1808.)

geschlossene Sammlung über den Gesamtzustand des römischen Reiches in Beziehung auf die zivile und militärische Administration, wie den der einzelnen Provinzen in den späteren Zeiten; von derselben ist für die Darstellung nur wenig und an zerstreuten Orten, am meisten und in längerem Zusammenhange vornehmlich Weltgeschichte IV. 2, 215 ff. Gebrauch gemacht worden.¹⁾

Von den epigraphischen Studien, deren Wichtigkeit Ranke für die historischen Arbeiten im engeren Sinne vollauf erkannte, hätte er gern für die Weltgeschichte möglichst großen Vorteil gezogen; er nahm an ihrem Fortgang reges Interesse, er hegte den lebhaften Wunsch, auch in dieser Beziehung dem wissenschaftlichen Standpunkt der Gegenwart zu genügen; jedes Mal war er sehr erfreut, wenn er von einer neu entdeckten, noch nicht in das Corpus inscriptionum latinarum aufgenommenen, etwa im Hermes oder in den Ephemerides epigraphicae edierten Inschrift Kenntnis erhielt, die er für die Zwecke seiner historischen Darstellung verwenden konnte.²⁾ Allein eine erspriessliche und konsequente Verwendung konnte wie aus anderen Rücksichten schon wegen der Reichhaltigkeit des angedeuteten Materials und der Schwierigkeit der Überwältigung desselben nicht stattfinden. Die Durchsicht je eines Bandes des Corpus inscriptionum latinarum mußte nach der einzuhaltenden Zeiteinteilung durchschnittlich in einer Tagesarbeit absolviert werden. Ranke sah sich im allgemeinen darauf angewiesen, direkt aus Büchern zu schöpfen, die auf instruktiver Benutzung der Inschriften beruhten.³⁾

Man hat wohl angenommen, und diese Annahme ist an sich erklärlich genug, daß, als Ranke zur Ausführung seines Entschlusses, eine Weltgeschichte zu schreiben, schritt, umfängliche Kollektionen für diesen Zweck vorgelegen hätten.⁴⁾ Allein das ist in Wirklichkeit nicht der Fall gewesen. Das Material, das vorlag, war ein doppeltes. Einmal die mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Kollegienhefte; sie waren immer zur Hand und haben geradezu als Leitfaden gedient. Ihre thatsächliche Benutzung konnte indes schon ihrer ganzen Anlage nach nur eine sehr beschränkte sein. Die einzelnen Stellen aus ihnen wurden, dann freilich meist wortgetreu, stets nur nach eingehender Prüfung sowohl in Beziehung auf den faktischen Inhalt wie auf die Auffassung und Form aufgenommen und eigentlich nur, wenn sie sich der übrigen Darstellung kongruent, wie von selbst in den Kontext derselben einfügten. Zu den rezipierten gehört unter vielen anderen auch die Weltgeschichte II, S. 15 (unten) mit den Worten beginnende: „Wir werden

¹⁾ Ich will nicht der Meinung widersprechen, daß durch den Fortfall der gedachten Ausführungen die Einheit des Werkes vielleicht in höherem Grade gewahrt ist.

²⁾ Er belobte mich, als ich ihm an einem Abend einmal zwei dergleichen nachweisen konnte, mit den Worten: „Heute übertreffen Sie sich selbst.“

³⁾ Die griechischen Inschriften sind so gut wie gar nicht benutzt.

⁴⁾ Vergl. Ottokar Lorenz, Die Geschichtswissenschaft II, 122. — Eigentliche Kollektaneen, das ist Sammlungen von Auszügen aus gedruckten Büchern, besaß Ranke, insofern er sie nicht für einen bestimmten litterarischen Zweck angelegt hatte, solche sind in sehr großer Anzahl und von beträchtlichem Umfang vorhanden, fast nur aus der Studienzeit; sonst einzig auf Grund der Lektüre angefertigte, mehr oder minder ausführliche Ausarbeitungen. Erzerpiert sind von ihm handschriftliche Materialien worden, meist in wörtlicher Abschrift von Stellen.

in die Zeiten versetzt," die auch ein Beispiel für die Stilisierung der Kollegienhefte gewährt. Ein anderes schon existierendes Material bildeten aus früherer Zeit stammende Aufzeichnungen Ranke's über einzelne Themata. Im ganzen gab es deren nur sehr wenige; und von diesen enthielt wieder die Mehrzahl nur Andeutungen. Einen derartigen Ursprung haben in der Weltgeschichte die Schilderung der Zustände im homerischen Zeitalter und das achte Kapitel des ersten Teiles: Antagonismus und Fortbildung der Ideen über die göttlichen Dinge in der griechischen Litteratur. Diese beiden sind fast wörtlich aus der originalen Fassung übernommen. Eine ihnen, namentlich der letzteren, an eingehender Erörterung und innerer Vollendung irgendwie vergleichbare Konzeption war nicht weiter vorhanden. Die eigentliche, allgemeine und wesentliche Grundlage für die Weltgeschichte wurde erst mit dieser selbst hergestellt. Sie bestand in einer in Ranke's Weise angelegten Materialiensammlung, die zugleich Exzerpte, diesen eingefügte eigene Bemerkungen und mehr oder minder selbständige Erörterungen enthielt. Sie wurde in starke Folioebände, deren Zahl im Fortgang des Werkes bis auf vierzehn anwuchs, eingetragen; ein auf den ersten Seiten jedes Bandes succesiv fortgeführtes Inhaltsverzeichnis erleichterte die Übersicht.¹⁾

Mit der Sammlung wurde im Herbst 1877 begonnen, während der erste Teil der Weltgeschichte erst zu Weihnachten 1880 erschien; allein dieser Vorsprung von zwei und einviertel Jahren wurde nach der erfolgten Veröffentlichung des dritten Teiles illusorisch; die gesammelten Materialien gingen damit zu Ende, und es stellte sich die Notwendigkeit heraus, wenn auch weiterhin der Fortgang der Publikation in der bisherigen Weise erfolgen sollte, Kollektion und Konzeption für je einen Doppelband innerhalb Jahresfrist zu stande zu bringen. Ranke wurde inne, daß der für die Fertigstellung eines solchen in Aussicht genommene Zeitraum von einem Jahre unter diesen Umständen viel zu knapp bemessen sei; er wisse, sagte er, recht gut, daß er für jeden Teil vier Jahre bedürfe, wenn derselbe in der Weise, in der er es wünsche und wünschen müsse, vollendet werden sollte; aber es stehe doch sehr in Frage, ob das, was er damit erreichen würde, in einem Maße, der dem größeren Zeitaufwande entspreche, vollkommener ausfallen würde; jedenfalls müsse er dann nicht nur daran verzweifeln, sondern geradezu aufgeben, selbst das geplante Werk zu Ende zu führen; dasselbe in der begonnenen Weise auszuarbeiten, fortzusetzen und abzuschließen, vermöge er im Grunde nur allein und niemand anders. Zwar hatte Ranke dadurch an Zeit für die litterarische Beschäftigung gewonnen, daß er das Reisen unterließ²⁾; auch mein

¹⁾ Es ist ein Irrtum, wenn Reck im Leben des General-Feldmarschalls Edwin von Manteuffel, S. 247, berichtet, daß Ranke auf seiner im Sommer 1877 unternommenen Reise nach Topper eine Reihe der erwähnten Folioebände mit sich geführt habe; von diesen war damals noch nicht ein einziger vorhanden; sie sind sämtlich erst später angelegt.

²⁾ In dem Artikel über Leopold von Ranke in der Allgemeinen deutschen Biographie wird zwar angegeben (Separatabdruck S. 28 unten), daß derselbe die „letzte Sommerfrische 1877 in Topper“ gefunden habe; allein aus dessen eigener Aufzeichnung über Frau Hertha von Manteuffel (S. W. Bd. 53. 4. S. 633), wie aus einem seiner Briefe (a. a. D. S. 542 Nr. 300),

sommerlicher Urlaub wurde geschmälert und auf vierzehn Tage verkürzt, bei dringender Veranlassung selbst in den Winter verlegt, nach Vollendung des Drucks des für das Jahr bestimmten Teiles der Weltgeschichte. Die Fortsetzung der Arbeit weit über Mitternacht hinaus, die jetzt erst als gewohnheitsmäßig in Übung kam, bildete eine Art Ersatz für die längere Ruhe in den Nachmittagsstunden, die bei zunehmendem Alter sich für Ranke als ein unabweisliches Bedürfnis herausgestellt hatte. Allein die sich steigende körperliche Gebrechlichkeit, in Folge deren häufiger zeitweise Schwächezustände, Abspannung, Unwohlsein oder Unlust zu geistiger Anstrengung eintraten, veranlaßten öfter als früher eine unfreiwillige Unterbrechung der Arbeiten, besonders an den Abenden.¹⁾

Unter diesen Verhältnissen ergriff Ranke eine Auskunft, die, zwar an sich sehr unzureichend, doch insofern sich als vorteilhaft erwies, als dadurch auch fernerhin ein gleichmäßig rascher Fortgang des Werkes ermöglicht wurde. Er ließ sich, um die Umständlichkeit und das Zeitraubende des Vorlesens, die Niederschrift der darauf begründeten Exzerpte zu vermeiden, Auszüge aus Schriftstellern oder auch vorläufige, zusammenfassende, bisweilen recht ausführliche Bearbeitungen einzelner Themata,²⁾ wie beispielsweise eine solche, die auf die pseudo-isidorischen Dekretalen sich bezog, anfertigen; die einen und die andern wurden seitdem zugleich mit der von Ranke selbst fortgeführten Materialiensammlung das wesentlichste Fundament seiner Darstellung. Dadurch wurde für einen beträchtlichen Teil der Ausführungen die Frische, Genauigkeit und Vollständigkeit der geistigen Aneignung des Stoffes, wie von selbst einleuchtet, erheblich gemindert, was bei Ranke umso mehr ins Gewicht fiel, als seine Auffassung des Vorgelesenen überaus lebendig, scharfsinnig und korrekt war, auch bei dem verwickeltesten Detail zu klarem Verständnis durchdrang und als ihm zugleich bei der Lektüre die leitenden Ideen der eigenen Konzeption stets gegenwärtig blieben, so daß er die ihnen entsprechenden Elemente instinktiv ergriff. Daß Ranke auch in dem angedeuteten Falle bisweilen von einzelnen einschlagenden Stellen der Originale Kenntnis nahm, war doch eine sehr unzureichende Aushilfe; und nur ganz ausnahmsweise geschah es, daß er den auf das fremde Exzerpt begründeten eigenen Entwurf, weil ihm derselbe bei näherer Prüfung nicht genügte, auf Grund direkter Benutzung der Autoren

erfieht man, daß Ranke sich auch im August 1878 auf die Besitzung des Generals von Mantuffel begeben hat. Dies ist thatsächlich seine letzte Reise gewesen.

¹⁾ So manches Mal habe ich, an Ranke's Bett sitzend, während er in Schweiß gebadet war, ihm nur, ohne daß die wissenschaftliche Arbeit vorgenommen werden konnte, die wichtigsten Zeitungsnachrichten vorgelesen, wobei es dann darauf ankam, die Mitteilung jeder Notiz, die ihn hätte in Erregung setzen können, wie die von dem Tode eines seiner Freunde und Bekannten, etwa Mignet's und Carlyle's, zu vermeiden, auch auf die Gefahr hin, daß diese Unterlassung nachträglich von Ranke als eine Versäumnis angesehen wurde.

²⁾ In früherer Zeit wenigstens hat Ranke in seinen historischen Übungen die Teilnehmer an denselben bisweilen Themata bearbeiten lassen, welche mit dem Gegenstand seiner eigenen litterarischen Beschäftigung im Zusammenhang standen, wie z. B. Siegfried Hirsch zur Zeit der Ranke'schen Studien für die Deutsche Geschichte im Reformationszeitalter eine Abhandlung über die Abdankung Karls V. einreichte.

umformte. Ich entsinne mich nur eines einzigen Falles dieser Art. Derselbe betraf den Bericht des Johannes von Nikiu über die Eroberung von Ägypten durch die Araber.¹⁾ Die Verschiedenartigkeit dessen, was durch das eine und das andere Verfahren hervorgebracht wurde, vergegenwärtigte sich unmittelbar einzig den Teilnehmenden, doch haben auch andre, ohne daß sie deren Ursprung und Veranlassung kannten, die Differenz wahrgenommen, wenn sie vornehmlich in Beziehung auf diejenigen Abschnitte, welche die byzantinische und islamitische Geschichte behandeln, Ausstellungen machten: denn eben diese beruhen auf den fremden Exzerpten²⁾, gleichwie im allgemeinen die, welche (vom vierten Bande ab) Religions- und Kirchengeschichte betreffen.³⁾

Auch bei der getroffenen Auskunft gelang es Ranke nicht, die einzelnen Teile der Weltgeschichte ordnungsmäßig und der gefaßten Absicht entsprechend jedesmal innerhalb des bestimmten Zeitraums zum Abschluß zu bringen. Bisweilen mußte er es überhaupt aufgeben, das gesetzte Ziel zu erreichen, wie bei dem letzten, von ihm vollendeten Teil des Werkes, dem sechsten, der das Kaisertum Otto's II. und III. mit zu enthalten bestimmt war. Bisweilen sah er sich, um dies zu ermöglichen, genötigt, auf die Benutzung der Litteratur in dem erforderlichen Umfang zu verzichten⁴⁾. In den Monaten November und Dezember wurde die Arbeit fast immer sehr anstrengend. Expreßboten beförderten manchmal die von Leipzig in Berlin eingetroffenen Korrekturbogen mitten in der Nacht in die Ranke'sche Wohnung, und gleichzeitig traf ein Schreiben des Verlegers mit der Meldung ein, daß, wenn die Zurücksendung derselben nicht umgehend erfolge, der Band nicht mehr im Laufe des Jahres erscheinen könne⁵⁾. Die Korrekturen haben mich dann mitunter bis drei Uhr in der Nacht und wieder von acht Uhr Morgens an beschäftigt.

Man könnte meinen, Ranke hätte unter diesen Umständen schon um der Zeiterparnis willen von der Ausarbeitung der kritischen Erörterungen zunächst Ab-

¹⁾ Weltgeschichte V, 2, 274 ff.

²⁾ Die islamitische in weitestem Umfang, einschließlich der von den Arabern in Afrika, Sizilien, Unteritalien und Spanien begründeten Reiche und Herrschaften, ebenso das über den Koran Bemerkte, nicht jedoch die Lebensgeschichte Mohammeds.

³⁾ Die von mir angelegte Sammlung von Exzerpten besteht aus zweiundsechzig Konvoluten, zum bei weitem größten Teil in Quart, nur sehr wenige in Folio. Sie beziehen sich außer dem bereits angegebenen Umfang, insofern sie von größerem Umfang sind, besonders auf die griechische Geschichte seit der Zeit des jüngeren Cyrus, auf die römische seit Constantin, auf die Beilage: Zur Chronologie des Eusebius in der zweiten Abtheilung des ersten Teils, auf dessen Leben Constantins (Weltgeschichte IV, 2, 249 ff.) und auf die Darstellung der Geschichte des Moses in den Antiquitäten des Flavius Josephus (a. a. O. III, 2, 12, ff.) Bei dieser letzten Abhandlung wollte Ranke mich nennen; ich bat ihn aber, dies zu unterlassen.

⁴⁾ Eine Erschwerung der Benutzung lag darin, daß Bücher, welche für die von Ranke mir übertragenen Arbeiten erforderlich waren, gleichzeitig von ihm selbst gebraucht wurden.

⁵⁾ Ranke wich auch in diesen Fällen von der Regularität seines Verfahrens nicht ab; gerade bei einer solchen Gelegenheit beschäftigte er sich beinahe vom Beginn der Arbeitszeit am Morgen bis drei Uhr Nachmittags mit der Rektifikation einer Jahreszahl (V, 2), die nicht in den Zusammenhang paßte; am Abend stellte sich heraus, daß dieselbe auf einem Schreib- oder Druckfehler beruhte.

stand nehmen sollen, zumal er im voraus erkannte, daß dieselben von der Mehrzahl der Leser als beschwerlicher Ballast betrachtet werden würden. Allein da von deren Ergebnissen seine Darstellung abhängig war, so ging es nicht anders, als daß gleichzeitig mit derselben oder vielmehr vor ihr die hierher gehörigen Untersuchungen vorgenommen wurden; deren zur Veröffentlichung bestimmte Fassung eine Reihe von Jahren aufzuschieben, würde an sich die größten Inkonvenienzen zur Folge gehabt und beinahe doppelte Arbeit verursacht haben. Überdies trug Ranke ein sehr lebendiges Verlangen, — er erachtete es gewissermaßen für seine Pflicht —, sich auch mit der gelehrten Mitwelt in stetem Kontakt zu halten, auf sie einzuwirken und selbst ihre Einwirkung zu erfahren, vor dem Richterstuhl der strengen Wissenschaft seine den angenommenen widerstreitenden Ansichten und Behauptungen durch Beibringung von Beweisen zu begründen und zu rechtfertigen; sie schienen ihm ohne solche Stütze in Gefahr zu sein, gleich von Anfang unbeachtet zu bleiben, baldigst in Vergessenheit zu geraten und schließlich kurzer Hand als belanglos, vielleicht als Produkte eines echter Hervorbringungen nicht mehr fähigen Alters beseitigt zu werden. Dabei aber entging ihm durchaus nicht, daß seine Ausführungen und Argumentationen die Ansprüche und Erwartungen der Männer von Fach keineswegs befriedigten; er tröstete sich darüber mit der Aufnahme, die dem Werke von dem weiteren Leserkreise zuteil wurde. „Wenn ich es bloß mit den Gelehrten zu thun hätte,“ äußerte er einmal, „könnte ich mein Buch zumachen; aber ich habe das Publikum für mich¹⁾.“ Aus der Anrede einer studentischen Deputation glaubte er entnehmen zu können, daß man wenig mehr an der Universität von ihm wisse, was ihn an die Vergänglichkeit der durch seine, an sich doch so bedeutende und erfolgreiche Lehrthätigkeit erzielten Einwirkung und das Erlöschen des Andenkens daran erinnernd traurig stimmte. Er sprach auch davon, daß die zu seinen Lebzeiten aus einer gewissen Scheu zurückgehaltenen Ausstellungen in bezug auf die Weltgeschichte und seine andern Werke nach seinem Tode offen hervortreten, daß dann viel ungünstigere Urteile über seine Geschichtschreibung verlauten würden. Die nicht eben erfreuliche Perspektive ließ indes keinen Mißmut und Arbeitsüberdruß in ihm aufkommen; bis ganz zuletzt lebte und webte er in dem Gedanken der Fortsetzung der Weltgeschichte; er beschäftigte sich mit der damit verbundenen Fürsorge bis auf die kleinlichste und geringfügigste Angelegenheit, wie er denn bereits für die Sammlungen Niant's über die Geschichte der Kreuzzüge, um deren Benutzung auf der königlichen Bibliothek sich zu sichern, Bestellzettel ausschreiben ließ. Sein Plan ging dahin, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert mit gleicher Ausführlichkeit wie die vorangehenden

¹⁾ Seit dem Erscheinen des Wallenstein, das in das Jahr 1869 fällt, ging das allgemeine Urteil der deutschen Gelehrten dahin, daß in Ranke's litterarischen Leistungen in Beziehung auf geistige Schöpfungskraft und das Vermögen künstlerischer Gestaltung, auch insofern, als es darauf ankommt, den gleichzeitigen Forschungen Andern zu folgen, eine zunehmende Minderwertigkeit bemerkbar werde. Zum Teil muß wohl die Ursache davon in der körperlichen Gebrechlichkeit des Alters und in der dadurch bedingten Form der Arbeit mittelst des Vorlesens und Diktats gesucht werden.

zu behandeln; er wollte hierin in gewisser Weise mit Johannes von Müller in dessen Schweizergeschichte wetteifern, deren auf die nämliche Zeit bezügliche Teile er für die gelungensten dieses Werkes erklärte¹⁾; er sprach oft davon, daß er die Geschichte dieser Epoche auf neuem Fundament zu begründen die Absicht habe und dazu im Stande sei. Von dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sollte mehr nur eine Skizze gegeben werden: denn darüber habe er schon fast alles in seinen andern Büchern gesagt. Dagegen war dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert eine breitere Darstellung zugehacht; mit Nachdruck hob Ranke hervor, daß er dafür noch viele unverwertete Materialien besitze.

Meine Angabe ist ganz unzweifelhaft, Ranke hat zu wiederholten Malen diesen seinen Plan entwickelt, sie wird teilweise durch seine Aufzeichnung über den Tod Manteuffel's vom Juni 1885 (S. W. 53/4 S. 653) bestätigt. Auch kommt in Betracht, daß Ranke, doch wohl eben in der Absicht der Verwertung für die Weltgeschichte, wengleich bevor er deren Abfassung begann, den Versuch gemacht hat, die Abschnitte seines Kollegienheftes über die Julirevolution und die nachfolgenden Ereignisse abschreiben zu lassen; derselbe mißlang, da die Schwierigkeit, die Ranke'sche Handschrift zu lesen, von dem Kopisten, der mit dem Gegenstand selbst ganz unbekannt war, nicht überwunden werden konnte. Übrigens sind es die Vorlesungen über die Geschichte der neuesten Zeit seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, denen sich die über die Geschichte unsrer Zeit (seit 1815) anschlossen, gewesen, welche zuerst weitere studentische Kreise auf Ranke als Universitätslehrer aufmerksam gemacht und ihm auch noch andre Zuhörerschaft zugeführt haben²⁾. Es war wohl Ranke an der Verbreitung des allgemeinen Inhalts derselben auch in den späteren Jahren etwas gelegen. Wenn nun Alfred Dove wenige Wochen vor Ranke's Tode aus dessen Munde vernommen hat, daß er nicht gesonnen sei, das Werk in gleich eingehender Weise bis auf die neueste Zeit hinabzuführen, vielmehr nur einen raschen Überblick über die allgemeine Geschichte der modernen Jahrhunderte in einem groß angelegten Schlußkapitel zu geben vorhabe³⁾, so sind doch in der That damit die Worte, die Ranke am 3. Mai 1886 zu seinem älteren Sohne sprach: „Noch bedarf ich eines Lustrums, dann ist die Arbeit gethan“,⁴⁾ schwer vereinbar, denn eine so lange Zeit für eine in den angegebenen Grenzen gehaltene Ausführung in Anspruch zu nehmen lag kein Grund vor; diese Berechnung stimmt viel besser zu meiner Mitteilung. Als Ranke öfters beklagte, daß die von ihm zur Herausgabe seines litterarischen Nachlasses ausersehenen Gelehrten (— er hatte namentlich oft Nitzsch's gedacht —) vor ihm wegstürben, erlaubte ich mir hierfür Alfred Dove, den ich damals persönlich zu kennen noch nicht die Ehre hatte, in Vorschlag zu bringen. Ranke schwieg; aber die mit Errötung des Gesichts verbundene Physiognomie, die er annahm, habe ich sogleich dahin gedeutet, daß meine Äußerung mit einer in ihm

1) Vergl. S. W. 46, 288.

2) Mitteilung des verstorbenen Professor Otto Gruppe.

3) Weltgeschichte VIII, Vorwort, S. V.

4) Leopold von Ranke's Heimgang S. 9.

feststehenden Entscheidung zusammengetroffen war. Ich bin daher geneigt anzunehmen, daß Ranke zu Professor Dove unter dieser Voraussetzung sich geäußert hat: denn es würde doch in der That eine Art inneren Widerspruchs enthalten, wenn Ranke eine auf einheitlicher Auffassung beruhende Weltgeschichte zu schreiben gedachte und doch zugleich den Vorsatz gehabt hätte, die Darstellung nicht heran bis zur Gegenwart zu führen, wodurch allein die aus derselben entsprungene Idee zu vollkommener Durchbildung gelangen konnte¹⁾. Dieser Verzicht erscheint hingegen ausreichend motiviert, wenn die Fortsetzung einem andern überlassen wurde und überlassen werden mußte.

Ich habe mehrfach von Diktat und Vorlesen gesprochen; ich füge deshalb hier zum Schluß des ersten Theiles meiner Abhandlung über das eigene Lesen und Schreiben Ranke's eine zusammenfassende Bemerkung bei. Das letzte Werk Ranke's, das er, von einzelnen nachträglichen Hinzufügungen abgesehen, ganz eigenhändig niedergeschrieben hat, ist das über den Ursprung des siebenjährigen Krieges, die Aufzeichnung erfolgte in der ersten Hälfte des Jahres 1870. Das eigenhändige Schreiben gleich wie das eigene Lesen trat seit meinem Eintritt mehr und mehr zurück, besonders seitdem (Herbst 1871) Ranke zwei Amanuensen hielt. Doch hat Ranke später im Winter 1871/2 für die preußische Geschichte kurze Exzerpte aus Archivalien angefertigt und vornehmlich im nächstfolgenden Winter 1872/3 lesend und schreibend einen Teil der Korrekturen für das Buch „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen“ besorgt. Die in die späteste Zeit fallende, etwas längere, nämlich zwei Folioseiten umfassende, zum ersten Bande von Hardenberg's Denkwürdigkeiten (S. 577) gehörige Aufzeichnung fand zu Ende des Jahres 1873 statt. Zu Anfang des folgenden Jahres beabsichtigte Ranke in Befolgung eines von ärztlicher Seite erteilten Rates sich behufs einer Operation in eine Augenklinik zu begeben; die Ausführung schien sehr nahe, schon besprach Ranke mit mir, zu welchen Stunden ich mich in der Klinik einfänden, und aus welchen Büchern ich ihm vorlesen sollte. Es kam hauptsächlich deshalb nicht dazu, weil Ranke wegen Überfüllung der Heilanstalt das Zimmer mit seinem Diener hätte teilen müssen, worauf er nicht eingehen wollte. Seitdem las Ranke stets nur wenige Zeilen im Druck, am liebsten in gutem englischen; und auch das geschah im ganzen nur selten; er fühlte die Augen alsbald angegriffen. Kleine Druckschrift, wie die im gothaischen genealogischen Hofkalender vermochte er gar nicht mehr zu lesen. Bisweilen kam er den Amanuensen bei dem Lesen seiner eigenen Aufzeichnungen, das für den mit seiner Handschrift nicht vertrauten, vornehmlich

¹⁾ Es kann auch kein Gegengrund daher genommen werden, daß Ranke das 16. und 17. Jahrhundert, teilweise das 18. in Nationalgeschichten vom welthistorischen Standpunkt behandelt hat; denn einmal sind in diesen Werken weltgeschichtlich bedeutende Elemente, wie die nordeuropäischen Nationen und die angloamerikanische Rasse gar nicht oder doch nur in sehr unzureichender Weise berührt; dann ist Weltgeschichte und Behandlung von Nationalgeschichten vom weltgeschichtlichen Standpunkt etwas Unterschiedenes, und endlich liegt weder die eine noch die andre vom neunzehnten Jahrhundert vor; dafür sind vielmehr nur vereinzelte und fragmentarische Ausführungen vorhanden.

auch wegen des Gebrauchs von Abkürzungen schwierig ist, zu Hilfe. Wenn Ranke viel daran gelegen war, sich in seiner Weise über den Inhalt von Aktenstücken zu orientieren, so sah er auch noch in der zweiten Hälfte der Siebziger, nahezu bis 1880 dieselben wenigstens flüchtig an oder durch. Kleinere Niederschriften, aber wohl niemals solche von größerer Ausdehnung als eine halbe Seite, hat Ranke auch nach dem Jahre 1873 angefertigt. Mir wollte es scheinen, als ob die eigenhändigen Aufzeichnungen Ranke's, besonders wenn sie Reflexionen enthielten, in höherem Grade oder, so zu sagen, unmittelbarer das Gepräge von Originalität und geistvoller Inspiration an sich trügen als die Diktate. Ich habe auch einmal von dieser Wahrnehmung zu Ranke gesprochen; da sie ihm aber, wie selbstverständlich, unerfreulich war, und das Diktat unter den obwaltenden Umständen nicht vermieden werden konnte, habe ich den Inhalt meiner Äußerung durch Auslegung und Ausrede abzuschwächen gesucht.

Bereits oben ist bemerkt worden, daß die letzten, an Allerhöchste und Höchste Personen gerichteten Schreiben Ranke's dem Frühjahr 1871 angehören. Seitdem diktierte Ranke überhaupt sämtliche seiner Briefe und fügte dem Diktat für gewöhnlich nur eigenhändig die Namensunterschrift, bisweilen auch noch eine kurze Grußformel zu. Kaiser Wilhelm I. hat einmal später, indem er zugleich scherzweise bemerkte, daß in einem der an ihn gelangten Briefe die Schreibung des Artikels „das“ und der Konjunktion „daß“ verwechselt gewesen sei, zu Ranke sein Befremden darüber ausgesprochen, daß derselbe nicht mehr eigenhändig an ihn schreibe. Ranke erwiderte, daß er das nicht mehr vermöge. Dennoch unternahm er, mitveranlaßt durch die gedachte Äußerung des Kaisers, nach dem Verlauf von beinahe elf Jahren, im Jahre 1882, nach seiner Ernennung zum wirklichen Geheimrat mit dem Titel Excellenz und durch das unerwartete Eintreffen eines eigenhändigen Schreibens Sr. Majestät auf das freudigste überrascht, nochmals den Versuch eigenhändiger Niederschrift. Die umständlichsten Vorbereitungen wurden getroffen, um das Gelingen zu sichern; zunächst alle Zimmer durchmustert, um das zum Schreiben geeignetste, auch in Betreff der Beleuchtung zu ermitteln. Aber Ranke brachte nur zwei Buchstaben zu Stande; dann machte er einen Kler; mit den Worten: „Es geht nicht“ legte er die Feder aus der Hand; der in der Folge diktierte Brief ist S. W. Bd. 53/4. S. 549 ff. (Nr. 310) abgedruckt.

Hiermit beschließe ich meine Bemerkungen über die Werke, welche Ranke während der Zeit, in der ich bei ihm Amanuensis gewesen bin, vollendet hat; einzig die äußeren Umstände, unter denen ihre Abfassung stattgefunden hat, anzugeben war meine Absicht und mein Ziel; dazu allein halte ich mich für berufen. Ich gehe zu demjenigen Teile meiner Ausführungen über, der das mit der literarischen Produktion nicht unmittelbar im Zusammenhang stehende, das mehr Subjektive betreffen wird: Ansichten, Auffassungen, Urteile, überhaupt gelegentliche Äußerungen, Erinnerungen aus dem früheren Leben, persönliche Beziehungen und Verhältnisse.

In den kurzen Unterhaltungen, durch welche das Studium bisweilen unterbrochen wurde, oder die vielmehr an dasselbe anknüpften, war von den allgemeinen Problemen der Geschichtswissenschaft fast nie die Rede. Bei der Lektüre von Twisten's Buch: die religiösen, politischen und sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Ägypter in ihrer historischen Entwicklung dargestellt¹⁾, dessen Autor er originale Studien absprach, erklärte er sich gegen die Ansicht, wie er das auch sonst gethan hat, daß es in der Geschichte Gesetze gebe; das Verhältnis von Ursache und Wirkung sei etwas davon ganz Unterschiedenes²⁾; er sprach ein ander Mal davon, daß man dahin kommen könne, die Geschichte im allgemeinen Umriß für einen gewissen nächsten Zeitraum vor auszusehen. Öfter erläuterte Ranke seine Auffassung einzelner Ereignisse, die er schriftstellerisch behandelte.

Es war bei Gelegenheit der Konzeption des Buches: „Über den Ursprung und Beginn der Revolutionskriege,“ als Ranke ausführte (Oktober 1874), daß die in dem Manifest des Herzogs von Braunschweig enthaltenen Drohungen durch die Königin Marie Antoinette veranlaßt worden seien, die allerdings im voraus erkannt habe, daß deren Wirkung eine sehr gefährliche werden könnte, dieselben aber für notwendig hielt; er bemerkte, daß der Einfluß der Königin überhaupt ein sehr weitgreifender gewesen sei; ohne sie würde es nicht zum Kriege gekommen sein. Daran schloß er den Satz: „Allgemeine Motive bilden die Grundlage für die Entwicklung der Ereignisse, aber persönliche Einwirkungen greifen beständig ein.“ Man beachte gar nicht genug den Einfluß der Frauen, mit dem es ein sehr gefährliches Ding sei; Karl I. von England sei, wie Ludwig XVI. von Frankreich, durch seine Frau zu Grunde gerichtet worden; und, fügte er, auf die neuesten Begebenheiten anspielend hinzu, wahrscheinlich auch der dritte Napoleon.³⁾ Das Mißgeschick des letzteren brachte er dann wieder in anderer Beziehung mit dessen Zugehörigkeit zu der Giovine Italia in den allerengsten Zusammenhang; das Orsini-Attentat sei die Erinnerung daran gewesen, daß Napoleon,

¹⁾ Herausgegeben von M. Lazarus, 2 Bde. 1872. — In den Mitteilungen von dem Professor und Musikdirektor H. Wichmann im Zeitgeist, Beilage zum Berliner Tageblatt, Nr. 13 vom 7. März 1887 Sp. 2 findet man ein günstigeres und mehr positiv gehaltenes Urteil Ranke's über das Werk. Über das Buch von Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere sprach er sich zu mir ganz ebenso aus, wie dort angegeben ist.

²⁾ Ranke selbst weist übrigens bisweilen in seinen Werken, wenn gleich mit großer Zurückhaltung, auf allgemeine Gesetze des Lebens (nämlich des geschichtlichen) hin, z. B. S. W. 38, S. 239. Meist identifiziert man gegenwärtig in Übertragung der Modalität der naturwissenschaftlichen Auffassung auf die geschichtliche Entwicklung Kausalnerus und Gesetz oder setzt doch beides in unmittelbare Beziehung zu einander. Das scheint auch von Sybel zu geschehen in seiner Abhandlung über die Gesetze des historischen Wissens, vergl. Vorträge und Aufsätze S. 11 ff.

³⁾ Die Mitteilungen, durch welche dieses in gewisser Hinsicht erwiesen wird, waren damals noch nicht zu allgemeiner Kenntnis gekommen.

schon vor Jahren zur Macht gekommen, das Gelöbniß der Jugend zu erfüllen nicht länger säumen dürfe; an den italienischen Krieg, zu welchem der Kaiser, um sich vor der steten Bedrohung seines Lebens zu retten, geschritten sei, knüpfte sich alles Weitere. Von dem Einfluß der geheimen Gesellschaften habe man für gewöhnlich keine Ahnung¹⁾. (Fortsetzung folgt.)



Der Religionsfanatismus und der Krieg.

Von

J. Frohschammer.

I.

Nach einer alten Sage sollen die Menschen in der Urzeit, als sie noch eine Sprache redeten, in der Ebene von Sinear den Entschluß gefaßt haben, daselbst eine Stadt zu bauen und einen Turm, dessen Spitze bis zum Himmel reichen sollte, — um sich einen Namen zu machen und zugleich ein Zeichen des Ausgangs und der Einheit zu haben für den Fall, daß sie vielleicht über die Erde zerstreut würden. Dem „Herrn“, d. h. Gott, aber mißfiel dieses Unternehmen, und er verhinderte es, indem er „herabfuhr“ und Verwirrung (Babel) unter ihnen veranlaßte, so daß sie einander nicht mehr verstanden, in Zwiespalt und Streit gerieten und sich infolge davon trennten und über die Erde zerstreuten (1. Mose 11, 1 ff.). Diese Sage ging offenbar aus einem noch sehr unvollkommenen Gottesbewußtsein hervor; denn das ganze vermeintliche Geschehnis stimmt wenig mit dem besseren Gottesbegriff überein. Es ist nicht abzusehen, warum das fragliche Unternehmen der noch in Eintracht lebenden, die gleiche Sprache redenden Menschen dem „Herrn“ so sehr sollte mißfallen haben, und noch weniger, warum durch Verwirrung der einheitlichen Sprache der Frieden unter ihnen soll von Gott selbst gestört und Feindschaft und Streit soll bei ihnen erregt worden sein! Das naive, unmögliche Unternehmen, einen Turm zu bauen, dessen Spitze bis in den Himmel reichen sollte, konnte Gottes Mißfallen doch wohl nicht sehr erregen, denn von einem titanischen Himmelstürmen-Wollen ist dabei keine Rede; daß sie sich dadurch einen Namen machen wollten, ist doch auch kein eigentliches Vergehen, um so weniger, da das Unternehmen nicht gelingen konnte, wie Gott wohl wissen mußte, so daß, wenn ein Hochmut dabei im Spiele war, dieser am meisten

¹⁾ Heinrich von Sybel in seinem Aufsatz über Napoleon III. S. 8 hält es überhaupt für unwahrscheinlich, daß eine solche Eidesleistung, wie man berichtet, stattgefunden habe. „Napoleon's spätere Intervention in Italien ist auch ohne dies vollkommen erklärlich.“ In dem italienischen Kriege erblickt aber auch er den Wendepunkt in den Unternehmungen Napoleon's (a. a. D. S. 51). — Vergl. über Napoleon's Zugehörigkeit zu dem jungen Italien Deutsche Revue, Jahrgang XIII. (1888), Viertes Band, S. 14 ff., und über die Einwirkung des Orsini-Attentates auf ihn ebenda, Dritter Band, S. 9, und Ranke, S. W. Bd. 49/50, S. 419.

durch Beginn, Fortsetzung und endliches notwendiges Scheitern ihres Werkes gedemüthigt werden konnte. Vollends die Verwirrung der Sprache, so daß sie sich einander nicht mehr verstanden, in Streit und Kampf gerieten und sich trennten, ist dem höheren Gottesbegriff durchaus unangemessen, so daß darin keine wirkliche Gottes-That erblickt werden kann!

Wie dem indes auch sei, sicher ist, daß das, was in dieser alten Sage vom Turmbau von Babel erzählt wird, thatsächlich in der Geschichte der Menschheit durch die Religion, durch Entstehung und Entwicklung des Bewußtseins eines Göttlichen und durch den religiösen Kultus der Menschen und Völker eingetreten ist. Denn nichts hat von jeher die Menschen und Völker mehr getrennt und trennt sie noch, und nichts hat mehr ihr gegenseitiges Verständniß sowie Eintracht und Frieden unter ihnen gestört als die Religion, der Glaube an übernatürliches, göttliches! Und insofern kann man allerdings sagen, daß Gott es selber sei, der Verwirrung und Zwietracht unter ihnen verursacht; aber freilich, nicht Gott in Realität (in re), sondern Gott im menschlichen Bewußtsein (in intellectu), wie er ja eben für den Menschen, das Menschenbewußtsein vorhanden und wirksam ist. Und zwar um so mehr und schärfer tritt diese Trennung und Anfeindung ein, je vollkommener die Religionen werden, wie das Judentum, der Mohammedanismus und nicht minder auch das Christentum Beweise davon durch so viele Jahrhunderte hindurch bis auf die neuere Zeit geliefert haben. Gerade das also, was als gemeinsame menschliche Schwäche und Hilflosigkeit einerseits und als gemeinsame menschliche Hoheit und beglückendes Gut andererseits am meisten Frieden und Eintracht unter den Menschen fördern sollte und Segen und Glück für sie bringen könnte, die Religion, ist Veranlassung zum Gegenteil geworden. Gemeinsame menschliche Schwäche bezeugt die Religion, weil in ihr alle zu einer höheren übernatürlichen Macht in den Nöten und Gefahren des Lebens sich wenden, gemeinsame menschliche Hoheit, weil in ihr alle Menschen eine höhere Begabung und Natur beurfunden, die sie über das bloß irdische Dasein und alle übrigen Erdenwesen erhebt. Statt dessen aber ist unendlich viel Haß, Feindschaft, Lieblosigkeit, Kampf und Elend durch die Religion und ihre Spaltungen und den in diesen herrschenden hochmütigen und verblendeten Fanatismus über die Menschen und Völker gekommen. Ein auch nur kurzer Blick auf die Geschichte der Menschheit oder auch nur einen Teil derselben zeigt dies mit voller Klarheit.

Bei den niedersten Formen der Religion, denen des Fetischismus, kann von einem eigentlichen Religionsfanatismus noch kaum die Rede sein. Er besteht mehr in einem Verlangen und Suchen nach einer höheren, mächtigeren Zaubermacht, um von ihr Schutz und Hilfe in den Drangsalen des Lebens zu erlangen, und man glaubt eine solche allenthalben in auffallenden Gegenständen und Erscheinungen zu erblicken und zu finden, die man als (übernatürliche) Schutzmacht wählt und verehrt, aber auch wieder verläßt, wenn sie den gehegten Hoffnungen oder Erwartungen nicht entsprechen, um dafür irgend einen anderen Gegenstand zu wählen. Solche Zauber-Gegenstände oder -Mächte werden im Grunde wie

ein besonderes Eigenthum oder Privilegium betrachtet, das man andern mitzuteilen keine Geneigtheit haben konnte, — so daß fanatischer Propagandismus dabei ausgeschlossen erscheint. — Gleiches gilt von der eigentlich primitiven Religion oder vielmehr der Vorstufe der Religion, dem Totenkultus und der Ahnenverehrung¹⁾. Diese konnte natürlich nur Sache der bezüglichen Familie und des daraus hervorgehenden Volksstammes sein, um die Gunst und Hilfe der Geister der Verstorbenen für sich selbst zu gewinnen, nicht auch für andre, fremde Menschen und Stämme. Auch bei weiterer Entwicklung der Menschheit und der Religion in Völker- und Nationalreligionen ward noch der religiöse Fanatismus nicht in der Weise angefaßt, wie es in späterer Zeit geschah. Die National-Götter der Völker, hervorgegangen aus der Personifikation und Vergötterung der besonders für das Land und Volk einflußreichen Naturgegenstände und -Verhältnisse, gehörten (zunächst ausschließlich) zu den sie verehrenden Nationen und eben so sehr zur Politik wie zur Religion derselben. Ein Grund, auch andre Menschen und Völker zur Anerkennung und Verehrung aufzufordern und mit Gewalt fanatisch dazu zu führen, war nicht eigentlich gegeben, es sei denn allenfalls durch politische Unterwerfung. Das Verhältnis zwischen Völkern und National-Göttern war von der Art, daß jene ihre Götter lieber ausschließlich für sich haben wollten, wenn sie in ihrem Dasein und ihren Unternehmungen durch ihre mächtigen, helfenden Götter glücklich waren, wie sie glaubten, dagegen geneigt sein konnten, diese Götter zu verlassen, wenn sie von schwerem Unglück betroffen wurden und bei diesen ihren bisherigen Göttern, wie sie meinten, keine Hilfe fanden, sei es wegen Ohnmacht oder Feindseligkeit derselben. Unter diesen Umständen wütete weniger als in späterer Zeit religiöser Fanatismus unter den Völkern und herrschte vielmehr größtenteils eine gewisse Toleranz. Selbst in Rom wurde es auch zur Zeit der größten Machtentfaltung und Weltbeherrschung so gehalten. Den unterworfenen Völkern ließ man ihre Götter, nur mußten sich diese den römischen Göttern, insbesondere dem Jupiter Optimus Maximus, unterwerfen, wie die Völker selbst dem römischen Volke unterwürdig sein mußten. (Eine Eigentümlichkeit, die sich auch in der römisch-christlichen oder päpstlichen Kirchenreligion forterhielt, da bekanntlich auch bei dieser die Unterwerfung unter die Kirchen-Autorität als die Hauptsache betrachtet wurde und wird, gleichsam als Quintessenz aller Religion und Christlichkeit!)

Anders als bei den sogenannten heidnischen Völkern mit ihren National-Gottheiten gestaltete sich die Sache bei dem monotheistisch glaubenden israelitischen Volke. Zwar der alleinige Gott dieses Volkes war im Grunde auch ein National-Gott, aber er wurde zugleich als alleiniger und allgemeiner aufgefaßt, übergreifend über das bloß jüdisch-nationale Dasein und dessen Gemeinwesen, und zugleich war das ganze Thun und Lassen des Volkes rein religiös nach allen Richtungen bis in das Kleinste bestimmt. Die Verfassung und Leitung war nicht, wie bei den andern Völkern, politisch-religiös, sondern religiös-politisch, d. h. theokratisch. Und

¹⁾ S. m. W. „Über die Genesis der Menschheit“ v. München 1883, S. 68 ff., und „Über das Mysterium Magnum des Daseins“, Leipzig 1891 S. 8 ff.

da das Volk direkt von Gott resp. dessen Stellvertretern bestimmt ward, so wurden auch seine Unternehmungen und Forderungen als direkt göttlich gewollte oder geforderte betrachtet, und die Verantwortung dafür fiel so zu sagen auf Gott selbst, nicht auf das Volk; daher es für dieses keine Rücksicht auf fremdes Recht, keine Schonung derer gab, die ihm und seinen Ansprüchen, die ja Ansprüche Gottes waren, entgegen standen. Das zeigt sich besonders im Vertilgungskriege gegen die Kanaaniter nach ihrem Auszuge aus Ägypten. Sie handelten, weil sie deren Land wollten, nach ihrem Glauben als Vollstrecker des göttlichen Vertilgungsfluches und anerkannten kein Recht der andern, sich in langem Besiz befindenden Völker, sowie sie keine Schonung übten und keine üben durften; denn es wird sogar als strafbarer Ungehorsam gegen Gottes Befehl aufgefaßt, daß einige Stämme die Eingeborenen nur unterwarfen und zinspflichtig machten, anstatt sie ganz zu vertreiben oder zu vertilgen.¹⁾ Da ihnen ihr Gott als allgemeiner und alleiniger Herr der Erde und ihrer Länder und deren Einwohner galt, so stellten sie an die im Besiz des Landes sich befindenden Kanaaniter ohne weiteres die Forderung, ihr Land ihnen zu überlassen, und begannen den Vertilgungskrieg, da sie offenbar glaubten, sie brauchten als Stellvertreter und exekutive Organe ihres Gottes kein Recht anzuerkennen und keine Schonung zu üben. Mit welcher Grausamkeit dieser vermeintliche Befehl Gottes durch die Israeliten als unmittelbares exekutives Organ durchgeführt ward, zeigt der bekannte Vorfall, der im Buche Josua erzählt wird.²⁾ Um die schon besiegten, fliehenden Feinde (Amoniter) in noch größerer Anzahl im Thale Ajalon hinschlachten zu können, wird, wie bekannt, die Sonne von Josua um Stillstand angerufen, und am folgenden Morgen wird die Verfolgung fortgesetzt und werden insbesondere die Führer oder Fürsten aus ihren Verstecken hervorgezogen, um den Tod zu erleiden. Aber sie werden nicht bloß einfach durch Aufhängen getötet, sondern es wird ihnen zuvor auch noch die Schmach angethan, daß ihnen Josua und die Führer seines Heeres der Reihe nach zuvor noch den Fuß auf den Nacken setzten. Dies war offenbar ein Akt fanatischer Gesinnung, als ob diese Führer (Könige) Widersacher oder Feinde seines Gottes und Widerspenstige gegen Gottes Befehle seien. Aber mit Recht konnte man ihnen dies nicht schuld geben, da die Aufforderung zum Verlassen des bisher im Besiz gehaltenen Landes ihnen nicht direkt von Gott zukam, sondern nur von einem ihnen fremden Volke, dessen Gott sie auch nicht anders kannten als aus der Aussage von diesem selbst. Und wenn die Israeliten ihnen sagten: Euer Land müßt ihr uns überlassen, denn unser Gott hat es uns verheißen und geschenkt, so konnte man billigerweise nicht erwarten, daß diese Behauptung sogleich geglaubt und die Forderung erfüllt wurde. Aber da das israelitische Volk direkt von Gott geführt zu sein und Gottes Sache direkt zu vertreten, zu verfechten glaubte, so erwachte bei jedem Widerstand der blinde Fanatismus, und es wurde ein grausamer Religionskrieg, was sonst

¹⁾ Richter 2, 1 ff.

²⁾ Josua 10, 24.

nur ein einfacher Eroberungskampf geworden wäre, wie deren so viele geführt wurden im Laufe der Menschengeschichte. Der religiöse Fanatismus besteht nämlich darin, daß der mit ihm Behaftete seine religiöse Ansicht direkt von Gott selbst zu haben und direkt Gottes Sache selbst in seinem Streben zu vertreten sich einbildet (zugleich mit selbstfüchtiger Gesinnung und mit Dünkel verbunden), so daß ihm widersprechen und widerstehen ihm als ein Widerspruch und Widerstand gegen Gott selbst erscheint und ihn daher mit Ingrimm und Haß erfüllt, der sich in wilden Thaten geltend macht, wenn es möglich ist. Glaubenshochmut, Feindschaft und Verfolgung Andersdenkender gehen daraus hervor, denen man absolut das Recht der eigenen Überzeugung im religiösen Gebiet abspricht und versagt, das man doch selbst unbedingt für sich in Anspruch nimmt. Sonach gebärdet sich der religiöse Fanatiker Anders-Gläubigen gegenüber so, als ob er selbst Gott wäre und alle Menschen sich seinen Meinungen oder Einbildungen unbedingt unterwerfen müßten, wenn sie nicht bloß das Recht auf Freiheit, sondern selbst auf das Leben verlieren wollen. Das ist der religiöse Fanatismus, der so sehr in der menschlichen Geschichte gewüthet und so viel Verderben und Elend über die Menschen und Völker gebracht hat. — Übrigens kam derselbe bei dem israelitischen Volke und durch dieses noch nicht zur vollen und umfassenden Geltung, da dasselbe sich bald (in der nachbabylonischen Zeit) in sich selbst verschloß den andern Völkern gegenüber und den Fanatismus hauptsächlich nur in sich selbst ausbildete, so zu sagen in bezug auf das immanent religiöse Glauben und Leben (wie später in der christlichen, besonders päpstlichen Kirche). Dies geschah besonders durch den Pharisäismus, durch dessen fanatisches Gebahren schließlich das ganze Volk und das Priestertum auch dem Ruin überliefert ward. Die volle Entfaltung zeigt der religiöse Fanatismus im Mohammedanismus. Durch den Glauben, d. h. die Einbildung oder fixe Idee seiner Bekenner, die Sache Gottes direkt zu vertreten und Kämpfer Gottes zu sein, und zugleich durch die lockende Aussicht auf die der Sinnlichkeit zusagenden Freuden des Paradieses im Jenseits — erhielt derselbe eine furchtbare Expansionskraft, besonders in den ersten Zeiten seiner Entwicklung und Ausbreitung, da die Bekenner eben durch den blinden, rücksichtslosen und zuversichtlichen Fanatismus unwiderstehlich waren.

Indes auch im Christentum fehlte es im Laufe seiner Entwicklung nicht an dieser Art religiösen, wilden und gewalthätigen, ja selbst grausamen Fanatismus; nur daß hier derselbe vorherrschend sich in der Form fanatischer Rechtgläubigkeit gegen die sogenannten Irrgläubigen oder Ketzer geltend machte. Jesus selbst hat bekanntlich die Religion, den gottinnigen Glauben und den gottergebenen Gehorsam gegen die göttlichen Gebote oder die Sittlichkeit ganz getrennt und unabhängig gemacht von aller weltlichen Macht und physischen Gewalt, indem er über diese weiter nichts bemerkt als dies, daß man sich ihr unterwerfen, dem Kaiser geben solle, was des Kaisers ist, aber auch Gott, was Gottes ist; eine Auffassung, die der pharisäischen vollständig widersprach, da die religionsfanatischen Pharisäer vielmehr einzig die jüdische Theokratie resp. ihre Auffassung derselben geltend machen wollten und durch blinden, fanatischen Widerstand gegen die Römerherrschaft

schließlich auch den Untergang ihres Staatswesens herbeiführten. Die ersten Christen hielten an dieser von Jesus beobachteten Trennung von weltlicher Macht und Religion fest. Die bedeutendsten Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte betonten mit Entschiedenheit, daß im Gebiete der Religion weltliche Gewalt nichts zu wirken habe, daß insbesondere der Glaube von derselben nicht erzwungen werden könne und dürfe, sondern frei sein müsse und um des Glaubens willen niemand verfolgt werden solle. Dies wurde geltend gemacht, so lange die weltliche Gewalt sich feindselig gegen die Christen verhielt und die Christenverfolgungen dauerten. Aber sobald von Konstantin (im 4. Jahrh.) an die weltliche Regierung sich freundlich zur entstehenden Kirche verhielt und die kaiserliche Gewalt sich derselben mehr und mehr nicht bloß schützend, sondern auch positiv fördernd zur Verfügung stellte, änderte sich die Sache. Man bot kirchlicherseits selbst die weltliche Gewalt gegen die altherkömmliche heidnische Religion auf, und bald suchten auch die um die Orthodorie und Kezerei kämpfenden kirchlichen Parteien den Beistand der weltlichen Gewalt, so daß bald die eine, bald die andre dieser Parteien sich als die orthodore, allein rechtgläubige geltend machte und die Geltendmachung als Orthodorie vielfach eine Machtfrage wurde. Selbst Augustinus fand die Anwendung von Gewalt zu gunsten der Kirche gegen die sogenannten Donatisten zulässig und gerechtfertigt, da dies nur zum Besten der Vergewaltigten selbst geschehe, — wie Gewaltanwendung gegen Wahnsinnige gerechtfertigt sei, da sie nur zum Besten dieser selbst geschehe, indem sie dieselben davor bewahre, sich selbst zu schädigen.¹⁾ Diese Gewaltanwendung zu gunsten der christlichen Religion resp. Kirche fand von da an durch alle Jahrhunderte hindurch statt, teils gegen die Ungläubigen resp. Nichtchristen, gegen welche freilich hauptsächlich nur um ein Land (Palästina) gekämpft wurde, teils gegen die Irrgläubigen, Kezer, gegen welche man beständig mit Feuer und Schwert für den rechten Glauben und die göttlich gesetzte Kirchen-Autorität, das Papsttum, im Abendlande wüten zu müssen glaubte. So im päpstlich angeordneten Kriege gegen die Albigenser im 13. Jahrhundert, in welchem durch die zusammengerufenen Mordgesellen aus dem christlichen Abendlande, denen dafür zugleich kirchlicher Ablass erteilt ward — das süd-östliche Frankreich ausgemordet und für lange Zeit geistig tot gemacht worden ist. Damit in Verbindung stand die Einführung der organisierten Inquisition, deren Verwaltung dem zu jener Zeit entstandenen Dominikaner-Orden übertragen ward. Die Kerker füllten sich mit Kezern und der Kezerei Verdächtigen, die man der Tortur unterwarf, um die Wahrheit aus ihnen herauszupressen, in der That aber (wie auch in den Hexenprozessen) viel mehr falsche Selbstanklagen erzielte, welche die Gefolterten abgaben, um der augenblicklichen Qualen der Tortur los zu werden. Die Hekatomben der im Feuertode dem Papsttum und seiner Herrschaft Geopferten dauerten fort bis in die neuere Zeit hinein. Unterdes aber war die Kirchenreformation eingetreten, und es entstanden infolge derselben in Deutschland, Frankreich und England die furchtbaren Religionskriege des

¹⁾ S. m. W. „Das Recht der eigenen Überzeugung.“ Leipzig 1869, Vorrede.

16. und 17. Jahrhunderts mit ihrem Fanatismus und ihren Greueln und Verwüstungen; in den übrigen Ländern wilde gegenseitige Verfolgungen. Das sechzehnte Jahrhundert ist besonders charakterisiert durch die grausamen Religionskriege gegen die Hugenotten in Frankreich mit der Pariser Bluthochzeit, das siebzehnte Jahrhundert machte Deutschland zum Schauplatz des 30jährigen Krieges, der mit Entvölkerung, Verwüstung und Verödung endete, ohne daß für die christliche Religion selbst das Mindeste gewonnen ward, und ohne daß die Theologen und Kirchen von ihren verschiedenen Auffassungen und Deutungen des Christentums irgend etwas nachließen. Die wüste Verfolgungssucht um Verschiedenheit des religiösen Glaubens willen dauerte noch lange fort in verschiedenen Ländern und Reichen und steigerte sich besonders in Frankreich durch die Jesuiten und ihren Gönner, den unsittlichen und kirchlich frömmelnden Ludwig XIV., wieder in hohem Grade, so daß Güterberaubung, Dragonaden, Kerker und Galeren gegen die Hugenotten in maßlose Anwendung kamen, um sie zum rechten, allein seligmachenden Glauben (dem der König angehörte) zu bekehren. Auch gegen die armen Waldenser in Piemont wurde mit Feuer und Schwert gewüthet, um sie zu bekehren oder zu vertilgen. Diese und viele andre Kämpfe und Verfolgungen ereigneten sich innerhalb des Christentums, wurden durch den Glauben an die direkte göttliche Offenbarung resp. durch die verschiedenen theologischen und kirchenregimentlichen Deutungen desselben und den dadurch erregten religiösen Fanatismus hervorgerufen, — anstatt daß, wie man hätte denken sollen, durch eine unmittelbar göttlich gegebene Offenbarung, ja geradezu Menschwerdung Gottes selbst zum Behufe der Belehrung und Erlösung der Menschen hätte Friede und Eintracht hervorgebracht werden sollen!

II.

Es kam endlich die neuere Zeit und mit ihr eine allmähliche Milderung dieses Fanatismus und seiner furchtbaren Folgen durch die Entwicklung der sich von der Dienstbarkeit gegen die Kirchen-Autorität freimachenden Wissenschaft und der daraus hervorgehenden Zivilisation mit dem höheren Bewußtsein der Menschen-Rechte und der sich ausbildenden Humanitätsidee. Es waren besonders zwei Philosophen im 17. Jahrhundert, P. Bayle in Frankreich zur Zeit der Hugenotten-Verfolgung durch Ludwig XIV., und J. Locke in England, welche in Schriften¹⁾ gegen Religionsverfolgungen sich erklärten und Toleranz für die verschiedenen Glaubens-Richtungen forderten. Freilich thaten sie dies noch in anonymen Schriften, da solche Forderungen den Regierungen wie den Völkern noch gar fremdartig, wo nicht frivol und gottlos erschienen. Die bedeutendsten Philosophen des 18. Jahrhunderts wirkten in derselben Richtung, und wenn die sogenannte Aufklärung auch nicht sehr tief ging

¹⁾ P. Bayle, *Commentaire philosophique sur ces paroles de Jésus-Christ: Contrains les d'entrer; ou traité de la tolerarié universelle.* Paris, Nouvelle edit. 1713. — J. Locke, *Epistola de tolerantia etc.* 1689. Vergl. m. W. „das Recht der eigenen Überzeugung.“ Leipzig 1869. Vorrede.

in ihren Untersuchungen und Ansichten, so hatte sie doch das Verdienst, eine Milderung der religiösen Gegensätze und Gehässigkeiten anzubahnen und die Menschen und Völker von dem Wahne zu befreien, als müßten sie sich um ihrer Differenzen willen in der Auffassung der Religion überhaupt und der christlichen Religion insbesondere gegenseitig hassen, verfolgen oder geradezu himmorden, so weit sich Möglichkeit dazu bietet. Man suchte mehr und mehr zum Bewußtsein zu bringen, daß natürliches Recht und Billigkeit und selbst das christliche Gebot der Nächstenliebe fordern, das Recht der eigenen religiösen Überzeugung, das man selbst in Anspruch nehme, auch dem Mitmenschen als gleichberechtigt zu gestatten und ihm die eigene Meinung jedenfalls nicht mit Gewalt und Zwang aufdringen dürfe. Dazu kam noch, daß infolge der Entwicklung von Wissenschaft und Kultur auch die Staaten resp. die Staatsregierungen sich nicht mehr so unbedingt wie früher zu Vollstreckern der kirchlichen Verurteilungen hergaben und bei theologischen und kirchlichen Streitigkeiten nicht mehr als Henker gegen wissenschaftliche Forscher und nicht orthodox Gläubige brauchen resp. mißbrauchen ließen.

So hatte es den Anschein, daß die Humanitäts-Idee auch im Verhältnis der Gläubigen von verschiedenem Bekenntnis allmählich zur Geltung kommen werde. Indes in dieser Hoffnung täuschte man sich; es trat eine Reaktion ein. Der religiöse resp. kirchliche Positivismus und Bekenntniszwang machte sich wieder geltend, und es ist Gefahr vorhanden, daß, wenn die Dinge so fortgehen, die alte Intoleranz und der streit- und kampfbegierige Fanatismus wieder auftreten und die christliche Religion wieder die Hauptquelle von Haß und Verfolgung unter den Menschen und Völkern werde, die doch Friede den Menschen auf Erden bringen sollte, die eines guten Willens (nicht etwa nur rechtgläubig) sind! Vor allem innerhalb der päpstlichen Kirche macht sich diese Richtung zum religiösen Fanatismus wieder geltend und hat bereits einen bedeutend hohen Grad erreicht. Prinzipiell hat man in dieser Kirche ja niemals den Anspruch auf absolute alleinige Berechtigung aufgegeben und nie die Toleranz-Pflicht und Berechtigung anerkannt. Durch die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts aber ward ein Hauptorgan geschaffen, diese absolute Alleinberechtigung und die damit verbundene Intoleranz auch praktisch wieder zur Geltung zu bringen. Die Revolution von 1848 war diesem Beginnen in so fern günstig, als die erschrocken Regierungen sich wieder einreden ließen, die Hierarchie sei die sicherste Stütze der Throne. In Deutschland, besonders in Preußen, ließ man die Jesuiten gewähren, und sie säumten nicht, Klerus und Volk in ihrem Sinne zu bearbeiten, geistig zu fesseln und so viel als möglich von allem liberalen und deutsch-nationalen Geistesleben abzusperren — was ihnen auch gar sehr gelang, wie der Kulturkampf in den siebziger Jahren bewies. Zu Anfang der fünfziger Jahre ward ihre Zeitschrift *Civiltà cattolica* gegründet, in welcher sie als ihr Programm hauptsächlich dies kund gaben: die kirchliche Gewalt auch wieder über die weltliche Macht geltend zu machen und die ganze moderne Wissenschaft, insbesondere die moderne Philosophie samt

der ganzen modernen Zivilisation zu vernichten. Es kam sodann im Jahre 1864 als eigentliches Programm der Bestrebungen des Papsttums mit seinen Jesuiten oder vielmehr der Jesuiten mit ihrem Papsttum die bekannte Encyklika mit dem Syllabus von 80 kirchlich verdamnten Sätzen¹⁾. In dieser Encyklika wird die Annahme der religiösen Gleichberechtigung und die Toleranz gegen Andersgläubige geradezu als Wahnsinn (*deliramentum*) bezeichnet und wird der Satz (24) verdammt, daß man in Glaubenssachen nicht physische Gewalt anwenden dürfe. Die Anwendung solcher Gewalt im Dienste des Glaubens und der Kirche wird demnach als zulässig bezeichnet, und zugleich wird der Satz (42) verworfen, daß bei Konflikten zwischen Gesetzen der Kirche und des Staates den letzteren der Vorzug gebühre, eine Verdammung, in welcher die Unmöglichkeit enthalten ist, daß ein Staat auch andre Gläubige als katholische in sich dulde, da die Kirchengesetze solche prinzipiell eben nicht dulden, wie dies praktisch auch der ehemalige Kirchenstaat zeigte. Im letzten Satze des Syllabus wird noch insbesondere die Unversöhnbarkeit zwischen der päpstlichen Kirche und der modernen Zivilisation ausgesprochen, womit also unversöhnlicher geistiger und womöglich auch physischer Kampf des Papsttums angekündigt ist. Im Geiste dieses Syllabus wird nun das katholische Volk unablässig bearbeitet, werden ihre Geistlichen gebildet, wird Klerus und Volk von aller modernen Kultur möglichst abgeschlossen, in die alte Anschauungs- und Glaubensweise gebannt und dafür fanatisiert von den Hexkaplänen und der ganzen katholischen, jetzt jesuitisch geleiteten Presse.

Wie sehr der Fanatismus in der päpstlich-katholischen Kirche speziell in Deutschland Fortschritte macht, hatte ich schon in den siebziger Jahren wahrzunehmen, vielfach Gelegenheit. Wegen meiner oppositionellen Haltung und Thätigkeit gegen den Jesuitismus, gegen Repristinatio der Scholastik und gegen die in Encyklika und Syllabus enthaltenen Verdammungen und Ansprüche des Papsttums gegen den modernen Staat, die Wissenschaft und Zivilisation der neueren Zeit wurden mir damals häufig anonyme Zuschriften — Briefe und Postkarten — zugesendet mit Insulten aller Art. In einem der anonymen Briefe spricht der Schreiber aus, wie er sich schon freue, einmal im Jenseits zu sehen (versteht sich vom Himmel herab), wie in der Hölle mir unaufhörlich, immer und immer wieder das Hirn werde ausgebrannt werden (natürlich als Strafe dafür, daß ich nicht seine eigenen werten Ansichten über Religion und Papsttum teile, sondern mir erlaube andre zu haben)! Der Verfasser soll noch dazu ein katholischer Geistlicher gewesen sein, jedenfalls gehörte er nicht dem ungebildeten Volke an! Wenn nun solch' ein bestialischer Fanatismus innerhalb der katholischen Kirche der Gegenwart schon bei solchen sich entwickelt, die doch einige Bildung genossen haben, zu welcher wilden, fanatischen Ausbrüchen kann dann nicht, wenn Zeit und Gelegenheit kommen, das ungebildete Volk sich hinreißen lassen, zu welchen Greueln durch seine physische Gewalt an Leib und Leben der Gegner im Diesseits, wenn dieselben schon segar der ewigen Verdammnis und Höllenqual für wert erachtet werden, bloß weil sie

¹⁾ S. m. Schr. „Beleuchtung der päpstl. Encyklika und des Syllabus“. Leipzig 1865.

andere theoretische Glaubensansichten haben! Dies um so mehr, da in der päpstlichen Kirche seit Jahrhunderten jede Abweichung vom kirchlichen Glauben und jede Opposition gegen den Papst nicht bloß mit ewiger Verdammnis bedroht, sondern auch als ein leiblich mit Kerker oder geradezu mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen betrachtet und dieses Urteil stets vollstreckt wurde, wo die Verhältnisse es gestatten! Im famosen Syllabus von 1864 (Satz 24) wird das Recht dazu der päpstlichen Kirche ausdrücklich zugesprochen, d. h. die gegenteilige Behauptung als unkirchlich verworfen.

Es ist begreiflich, daß bei solchem Vorgehen der päpstlichen Kirche, bei solcher Aufreizung des katholischen Volkes gegen alle Andersgläubigen, bei solchem Streben der hierarchischen Kirchengewalt den weltlichen Regierungen gegenüber — auch bei den Protestanten Besorgnis entsteht und in Gereiztheit eine Gegenwirkung erfolgt hauptsächlich dadurch, daß man auch hier den kirchlichen, dogmatischen Positivismus wieder geltend macht sowohl dem Katholizismus wie der liberalen-wissenschaftlichen Richtung der Theologie gegenüber. Die Erfolge dieses Strebens sind auch hier so bedeutend, daß die positiv-kirchlichen Fakultäten den größten Zulauf der Theologie Studierenden haben, während die eigentlich wissenschaftlichen und freier denkenden und lehrenden in Vergleich mit früheren Verhältnissen verlassen bleiben; — in ähnlicher Weise, wie in der katholischen Kirche die Verhältnisse sich so gestaltet haben, daß kein irgend frei und unbefangenes oder unscholastisch lehrender Theologe an einer Lehranstalt, sei sie Universität oder Lyceum, geduldet wird und die früheren nicht scholastischen theologischen Werke, welche der modernen Wissenschaft einige Rechnung tragen, z. B. selbst die von Möhler, Kuhn u. a., verdrängt und durch jesuitische und scholastische ersetzt sind. — Unter diesen Umständen sind sicher nicht die sogenannten positiven Theologen und Kirchenbehörden der verschiedenen Konfessionen, sind am allerwenigsten die Jesuiten und ihr Papsttum daran Schuld, wenn es nicht alsbald wieder zu Religionskriegen und speziell in Deutschland etwa wieder zu einem neuen 30jährigen Kriege kommt! Bereits sind ja die Verhältnisse dahin gediehen, daß dieser Orden und das Papsttum selbst, wie vielfach aus Äußerungen ihrer Presse zu entnehmen ist, auf einen allgemeinen Krieg und auf allgemeine Verwirrung zu spekulieren scheinen, um daraus für die Kirchengewalt und insbesondere für Wiedererlangung des Kirchenstaates Vorteil zu ziehen. Die auffallende Geduld, welche vom Papsttum gegenüber der in den herrschenden Persönlichkeiten so ungläubigen französischen Regierung an den Tag gelegt wird, ja ein gewisses Liebäugeln mit derselben trotz aller vielfachen Rücksichtslosigkeit gegen den Klerus — deuten darauf hin, wie dabei spekuliert und auf das racheschnaubende Frankreich dabei gerechnet wird, insbesondere dem protestantischen Kaisertum und dem italienischen Einheitsstaat gegenüber! Nach den mittelalterlich-kirchlichen Zeloten soll ja der Papst nicht so sehr das Oberhaupt der in Herzenseinfalt christlich gläubigen und die Gebote Jesu befolgenden Christen sein, sondern vielmehr mit Schlangen-Klugheit als Meister der Diplomaten, als Oberhaupt der europäischen Diplomatie sich bewähren und die politischen Verhältnisse der Staaten und Regierungen so zu gestalten suchen, daß Vorteile für die Machtstellung des

Papsttums sich daraus ergeben, insbesondere der Kirchenstaat wieder gewonnen werde, ein Verhalten, das Jahrhunderte hindurch von den römischen Päpsten den europäischen Staaten, insbesondere aber den deutschen Fürsten gegenüber zum großen Unglück des deutschen Volkes beobachtet wurde — aber freilich mit der wahren Religion Jesu nicht das Mindeste zu thun hat.

Auch in Rußland ist in neuester Zeit, wie bekannt, ein propagandistischer Religionsfanatismus erwacht, unter dem besonders der Protestantismus der deutschen Ostseeprovinzen zu leiden hat. Als der eigentliche Urheber und Förderer dieses russischen Propagandismus gilt Herr Bobedonoszew, der Erzieher des Kaisers Alexander III. und gegenwärtiger Vorstand des heiligen Synod. Es hat sich mir einst (zu Anfang der 70 er Jahre) Gelegenheit geboten, die Bekanntschaft dieses Herrn zu machen. Aus seinen Gesprächen ist mir erinnerlich, daß er gegen die moderne Wissenschaft nicht eben günstig gestimmt war und gegen dieselbe hauptsächlich dies einzuwenden hatte, daß sie dem Volke den religiösen Glauben nehme, ohne ihm etwas Andres, Besseres dafür zu geben. Dies soll allerdings die Wissenschaft nicht thun und sie macht es sich auch sicher bei den wirklichen Trägern der Wissenschaft nicht zur Aufgabe, aber andererseits kann sich die wissenschaftliche Forschung, das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit auch nicht durch die Unwissenheit und den Aberglauben des Volkes Schranken setzen und der Gebrauch der höchsten Gabe der Menschennatur, der Vernunft, verbieten oder hindern lassen. Der Unbildung und dem schwachen Verstande des unmündigen Volkes kann und darf so wenig das Sacrificium intellectus gebracht werden als der herrschsüchtigen Kirchen-Autorität. Wenn es Herrn Bobedonoszew so sehr darum zu thun ist, daß der religiöse Glaube des Volkes nicht gestört oder vernichtet werde, so sollte er auch den Glauben der protestantischen Bewohner der baltischen Ostseeprovinzen schonen und von denselben nicht verlangen, daß sie ihn verlassen und gegen einen andern, den russisch-griechischen Glauben, eintauschen; denn der religiöse Glaube verliert doch wohl seine Kraft und Bedeutung, wenn er äußerer Umstände wegen gewechselt, durch Bedrängung, Verlockung und irgend welcher Vorteile wegen geändert wird. Dem Volke seinen anerzogenen Glauben durch äußere Macht und Begünstigung nehmen und ihm einen andern aufdrängen, den es nicht aus eigener Prüfung mit wirklicher Überzeugung annehmen muß, ist sicher nicht besser als Zerstörung des Glaubens durch Wissenschaft, im Gegenteil noch schlimmer, da dieser aufgenötigte Glaube nicht bloß gar keine Kraft und Bedeutung haben kann für den Menschen, sondern ihn außerdem noch zur Heuchelei führt.

Wir können sicher sein, diese wiederauflebenden sogenannten positiv kirchlichen Richtungen werden konsequent auch wieder zu den früheren schroffen Gegensätzen und wilden Kämpfen führen. Denn eine Versöhnung ist unter ihnen durch diese positiven Theologen und Träger der kirchlichen Systeme und Auktorität ganz unmöglich und vollständig ausgeschlossen. Der Grund davon ist schon oben angedeutet worden. Es ist peinlich davon zu reden, und das Wort hierüber mag manchem selbst freier Denkenden hart, trostlos und unzulässig erscheinen und kann das Wort der Schrift ins Bewußtsein rufen: *Durus est hic sermo et*

quis potest eum audire? (Joh. VI, 61). Der Grund nämlich besteht gerade in dem, was die höheren Religionen als ihr größtes Gut, ihre sicherste Gewähr, ihren höchsten Vorzug betrachten, der den Bekennern Zuversicht des Glaubens und Hoffens ermöglicht: in der unmittelbaren Offenbarung Gottes nämlich resp. in dem Glauben an eine unmittelbare, direkte Offenbarung Gottes und in der Zuversicht, diese wirklich zu besitzen, richtig zu verstehen, zu verkünden, zu glauben. Die Bekenner dieser Religionen werden damit, wie schon bemerkt, zu absoluten Ansprüchen geführt, d. h. dazu verleitet, ihre Ansicht oder Auffassung als absolut richtig und daher als allein gültig andern, abweichenden Auffassungen gegenüber zu betrachten und geltend zu machen, so unbedingt und gebieterisch, als wenn sie mit dem offenbarenden Gott identisch, dieser selbst wären, dem daher alle übrigen Menschen Unterwerfung, unbedingte Beistimmung schulden. Da nun doch die solche Ansprüche Erhebenden auch nur Menschen sind, wie die andern mit andern Auffassungen der absoluten Offenbarung, so ist ein schroffer Gegensatz und Streit und Kampf unvermeidlich; und zwar ein Kampf, in welchem jede Partei absolute Geltung verlangt, da sie die Sache Gottes selbst zu vertreten meint und daher keine menschliche Rücksicht kennen darf, keine Schonung und Nachgiebigkeit zu zeigen hat und kein menschliches Recht gelten lassen kann dem absoluten Rechte Gottes gegenüber, das sie vertritt. Das ist der Grund, warum das Christentum als göttliche Offenbarung, anstatt Friede, Eintracht, Liebe und Glück unter die Menschen und Völker zu bringen, vielmehr Entzweiung, Streit, Unheil und Leiden über dieselben gebracht hat. Da die Menschen an Gemüthsart, Geisteskraft und -Entwicklung, an Intelligenz und Willensstrebung so sehr verschieden sind, so wird eine göttliche Offenbarung, so weit sie dunkles enthält, notwendig verschiedenes Verständnis, verschiedene Auffassung erfahren, und wenn die so verschieden Denkenden und Auslegenden für sich die absolute Wahrheit und Autorität dieser Offenbarung in Anspruch nehmen, so wird es notwendig zu Zwiespalt und Streit kommen, da jeder dieser Ausleger für den andern doch auch nur ein Mensch ist und auf Absolutheit nicht mehr Anspruch machen kann als andre Menschen. Da endlich Vernunftgründe dabei nicht entscheiden sollen, obwohl jede Partei sich auf solche beruft, so bleibt zur Entscheidung zuletzt nur die physische Macht übrig; die wahre, göttliche Offenbarung wird durch Waffengewalt festgestellt, die Rechtgläubigkeit wird eine Machtfrage unter den menschlichen Verhältnissen, wie sie einmal sind, wie die Geschichte hinlänglich bezeugt. Allerdings nimmt die individuelle menschliche Natur Theil am Ewigen, Absoluten, Unveränderlichen durch die logischen Gesetze und die Ideen; durch die logischen Gesetze hat sie Anteil an der ewigen Rechtheit, Rationalität des Seins und Geschehens, durch die Ideen an der ewigen Vollkommenheit oder Idealität des Daseins. Die logischen Gesetze sind ihr fix und fertig gegeben als Mittel des Denkens und Erkennens, und durch sie wird auch Einheit und Gleichheit des Denkens unter den Menschen erzielt, so daß in diesem Gebiete kein Zwiespalt und Streit stattfindet. Anders aber bezüglich der Ideen. Sie sind nur als Anlage in der Menschennatur und müssen erst entwickelt und realisiert werden im Gefühle, Erkennen und Willens-

streben, so daß sie zugleich Aufgaben sind für die menschliche Thätigkeit und Entwicklung in allen Gebieten. In dieser Beziehung nun kann Verschiedenheit, Zwietracht, Streit und Kampf stattfinden unter den Menschen. Ein Streit aber, der menschlich nicht mit absoluten Ansprüchen zu führen ist! Diese Ideen sind nicht bloß Mittel, sondern auch Gegenstand des menschlichen Erkennens und menschlicher Willens- und Schaffens-Thätigkeit und sie bilden auch den Inhalt der Religion. Da sie Gegenstand der Entwicklung sind, können sie in der Endlichkeit nicht in absoluter Weise gegeben oder realisiert sein und können nicht in absoluten Organen sich darstellen.

Im Gebiete dieser Entwicklung ist daher ein unbedingt Fix und Fertiges in dieser Geschichte nicht möglich, und auch ein geschichtliches Organ oder eine Autorität kann nicht absolut sein und als unmittelbar göttlich sich geltend machen. Geschieht dies dennoch, so kommt ein störendes, im Grunde unmögliches, unzulässiges Element in die geschichtliche Entwicklung. Eine direkte Offenbarung Gottes, die erst durch Menschen gedeutet und verständlich gemacht werden muß, ist keine direkte Offenbarung mehr, und eine absolute Autorität, deren Träger Menschen sind, ist keine absolute, göttliche mehr, sondern nur eine menschliche, daher auch nicht unbedingt zuverlässig und gültig (schon der unaufgehobenen Sündhaftigkeit wegen, die Mißbrauch ermöglicht). Wo nun gleichwohl Menschen mit ihren verschiedenen Deutungen der geglaubten Offenbarung Gottes sich unbedingt geltend machen wollen, da muß natürlich Uneinigkeit, Streit und Kampf entstehen, und zwar gewissermaßen übernatürlicher oder übermenschlicher, darum aber auch so leicht unmenschlicher, da die verschiedenen Parteien sich alle an die Stelle Gottes setzen, Gottes Sache direkt vertreten und daher auch unbedingte göttliche Rechte in Anspruch nehmen. Der eine Gott wird dadurch gleichsam in die verschiedenen Götter mit verschiedenen Offenbarungen und Forderungen geteilt, und da alle Parteien mit göttlichem Rechte, in göttlicher Vollmacht zu wirken und zu streiten glauben, so muß dies ein Kampf werden, in dem kein Recht anerkannt, keine Menschlichkeit geübt, keine Schonung gewährt wird. Die Religionskriege waren daher von jeher die grausamsten, da durch das vermeintliche göttliche Recht, das man für sich in Anspruch nimmt, das menschliche Gewissen ertötet wird und das leidenschaftliche Verhalten als Gottesdienst und Gotteswerk gelten will.

III.

Wenn nun die Dinge in religiöser Beziehung in Europa und insbesondere in Deutschland so stehen und in der charakterisierten positiv-kirchlichen Richtung immer weiter zu gehen und immer schärfer die Gegensätze zu werden drohen, so ist die Frage, was zu geschehen habe, um das Äußerste, Rückkehr zu wilden, fanatischen Kämpfen zu verhüten (sollte doch schon der deutsch-französische Krieg, wie bekannt, eine Art Religionskrieg gegen den Protestantismus sein!). Von den sog. positiven Theologen und Trägern der Kirchengewalt, insbesondere vom Papsttum und dem Jesuitismus, ist in dieser Beziehung (wie die angeführten Gründe und die Thatsachen zeigen) nichts zu erwarten, ist keine Milderung und

Versöhnung zu hoffen, da sie Gottes Sache selbst zu vertreten behaupten und man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen! So wird endlich nichts Andres übrig bleiben, als daß Staat und Gesellschaft sich selber vor dieser Gefahr schützen, den religiösen Streitigkeiten und Heterereien ein Ende zu machen suchen im Interesse des Friedens unter Menschen und Völkern, zur Realisierung der Humanitäts-Idee und zur Förderung auch der wirklichen Religion des wahren Christentums. Dies kann dadurch geschehen, daß wenigstens die europäischen Kulturstaaten sich in dieser Beziehung einigen zu einem allgemeinen, gemeinsamen Gerichtshofe oder Areopag in religiösen Angelegenheiten, einem obersten Friedensgericht zur Wahrung des religiösen Friedens und Sicherung der modernen Zivilisation und Humanität gegen Fanatismus und konfessionelle Heterereien. Es soll den Staatsgesetzen dadurch Geltung verschafft werden, die in dieser Beziehung in allen Staaten gleich sein sollen, und es sind die allgemeinen sittlichen und religiösen Grundlehren des Christentums Christi, sowie die natürlichen sittlichen Gesetze, die alle Religionen anerkennen müssen, als gemeinsame Grundlage der Religion und Sittlichkeit den von einander abweichenden konfessionellen Sonderlehren gegenüber zur Geltung zu bringen, die spezifisch konfessionellen theologischen Lehren aber innerhalb der Schranken jener Grundgesetze des Staates vollkommen freigelassen werden. Die konfessionellen Schmähungen, Anfeindungen und Heterereien aber sollen durchaus verpönt werden, sowie volle Gleichberechtigung der Bürger in religiöser Beziehung zu gewähren und alles spezielle Staatskirchentum und politische Bevorzugung um der Religion willen zu beseitigen sein wird¹⁾. Wenn es in Europa eine kirchliche Macht giebt, die es sich zur Aufgabe macht, alle andern Glaubensrichtungen und deren Befenner zu verdammen, zu beschimpfen, zu schmähen, so ist diese Macht auf ihr eigenes konfessionelles Gebiet einzuschränken, und es sind deren Beschimpfungen und Schmähungen, die gegen Andersdenkende gerichtet sind, ebenso zu behandeln wie bei einzelnen Personen und untergeordneten Behörden. Wenn die Träger der kirchlichen Gewalt oder Autorität sich den Staatsgesetzen gegenüber, um die Gläubigen zum Ungehorsam gegen dieselben aufzureizen, auf das apostolische Wort berufen: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“, so ist dagegen zu bemerken, daß dieses Wort mißbräuchlich und trügerisch angeführt wird. Denn nicht der Staatsgewalt und den Staatsgesetzen gegenüber haben die Apostel dieses Wort (Apost. V, 29) gesprochen, sondern

¹⁾ Eine Art Trennung von Kirche und Staat ist dies allerdings, die der päpstliche Syllabus verdammt (55), aber der Papst selber hat solche Trennung vorgenommen, freilich einseitig. Er hat die Kirche vom Staate getrennt, d. h. ganz unabhängig gemacht, als über dem Staate stehend, aber der Staat soll sich nicht von der Kirche trennen, sondern ihr untergeordnet bleiben. Am vatikanischen Konzil hat man den Staaten keinerlei Teilnahme gestattet, wie es früher üblich war. Wenn aber die Kirche unabhängig sein soll vom Staate, weil sie alle Staaten umfaßt, so auch der Staat von der Kirche, weil er alle Konfessionen zu umfassen hat, welche die Kirche nicht duldet, wo sie noch mit ihrem Anspruch auf absolute Alleinberechtigung, in enger Verbindung mit dem Staate, diesen beherrscht. Ebenso muß der Staat die Wissenschaft in ihrer notwendigen Freiheit schützen, was nicht möglich ist, wo die Kirche auf das staatliche Recht Einfluß hat, da diese die Wissenschaft in Unterwerfung halten will (*Si iura dat religio, captiva gemit ratio*).

der obersten geistlichen Behörde des Judentums, dem Hohenpriester gegenüber, also gegenüber der legitimen, offiziellen Autorität der jüdischen Religion, die doch auch als göttliche Offenbarung gilt. Aber dieses Hohepriestertum vertrat eben nur sich selbst und den beschränkten jüdischen Gottesbegriff und nationalen Kultus, während die Apostel den allgemeinen Gottesbegriff vertraten, Gott als allgemeinen, gemeinsamen Vater aller Menschen, wie ihn Jesus verkündet und die Religion der allgemeinen Menschenliebe, wie der Gottes-Verehrung im Geiste und der Wahrheit begründet hat. Darum hatten sie recht, obwohl sie den Priestern gegenüber nur Laien waren mit ihrer Berufung auf den Gehorsam gegen Gott, der dem Gehorsam gegen dieses beschränkte Hohepriestertum vorzuziehen sei und mehr Berechtigung habe. Ähnlich verhält es sich nun auch mit der Vertretung der Religion der Humanität des Friedens und dadurch auch der wahren Religion Jesu von seiten des Staates der Gesellschaft und modernen Zivilisation gegenüber den Trägern der konfessionellen Religionen des Meides und Hasses, der gegenseitigen Geringschätzung und Verdammung mit ihrem spezifischen Kirchengott anstatt des Gottes, wie ihn Jesus selbst verkündet und verehrt hat. Für das Glück und den Frieden der Menschen und Völker wäre eine solche Vereinigung der Staaten und eine solche Institution sicher ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger, als die Kriegs- und Friedensbündnisse, die geschlossen, und die Handelsverträge, die vereinbart werden. Indes, wie die Umstände gegenwärtig sind, ist allerdings wenig Aussicht vorhanden, daß unser Vorschlag oder Programm sobald zur Ausführung komme. Es muß das kirchliche Regiment und der im Volke erregte Fanatismus noch ärger werden, ehe man die Gefahr sieht oder einsieht. Und es wird ärger werden. Mit welcher Rücksichtslosigkeit man kirchlicherseits vorzugehen entschlossen ist, dafür kann z. B. schon als Beleg dienen die vor einigen Jahren erschienene päpstliche Encyklika gegen die Freimaurer. Man sollte nach dieser Kundgebung glauben, dieser Bund bestehe aus den irreligiösesten und schlechtesten Menschen in der Welt, so werden sie dargestellt, obwohl der Papst ohne allen Zweifel wußte, daß selbst der deutsche Kaiser Wilhelm I. samt dem Kronprinzen dem Freimaurer-Orden angehörten und sonach die katholischen Unterthanen des Königs von Preußen demnach von ihrem geistlichen Oberhaupte in solcher Weise behandelt sehen mußten! Es wird auf der eingeschlagenen Bahn endlich dahin kommen, daß für die Staats-Regierungen nur die Alternative bleibt, sich entweder der hierarchischen Gewalt zu unterwerfen, da auch das freie Wahlrecht der katholischen Unterthanen von derselben gegen sie ausgebeutet werden kann, oder auf Abhilfe zu denken. Diese kann nur in gemeinsamer Aktion der europäischen Kulturstaaten geschehen, in einem Bunde, damit nicht, wie im Mittelalter zu geschehen pflegte, ein Staat gegen den andern von dem hierarchischen Oberhaupte ausgespielt werden kann. Die Sache ist wichtig genug, da es sich nicht bloß um die Souveränität der Staatsgewalt, sondern auch um Sicherung der wirklichen christlichen Religion, um die Wissenschaft und die ganze moderne Zivilisation handelt.

(Schluß folgt.)



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von

Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Rings über dem welthistorischen Dreieck des Poppenroder Gelehrten Daniel Alfilas lag die dunkle, triefende, windpfeifende Regennacht. Durch sie hin flackerte und flammte es und ward wieder schwarz, polterte es und rollte und ward wieder still. Nur die Dachtraufen des Dreiangels schütteten, immer gleichmäßig flatschend und platschend, den langentbehrten Wolkenregen, als für sie unnötig und unnütz, aus sich herunter.

Die Herrengaststube drinnen aber sah zwischen ihren verrauchten Wänden eine Kopfszahl von Gästen, wie solche ihr seit ihrem Bestehen wohl noch kaum vorgekommen. Doch zeigte sie eigentlich nur ein einziges recht zufriedengestelltes Gesicht in demjenigen Peter Sötebier's. Sein ganzes Behaben brachte eine stillgleichmütige Befriedigung zum Ausdruck, mit der er an der Kreidetafel die Vermerke über verabfolgte Speisen und Getränke aufzeichnete, und weckte die Vorstellung, daß wohl die philosophische Gemütsveranlagung Hanne-Soffe's zu ziemlichem Anteil väterlicher Erbschaftsübermacht entstamme. Nur daß die Gedanken der Tochter sich weniger mit der Schuldigkeit der Gäste als mit den Verpflichtungen, die sie gegen sich selbst empfand, befaßten.

Durchaus mißvergnügend, obwohl er eine ausgezeichnete Havannazigarre rauchte, saß der Bankier Kasimir Hortleder aus Berlin; denn sämtliche von ihm durchgekosteten Getränke des Dreiangels hatten sich gleichwenig seiner Anerkennung zu erfreuen gehabt, und die Züge des Staatsanwalts Freiherrn von Landschade wiesen eine direkte Verdrossenheit auf. Diese schien ihnen allerdings von Natur aus als eiserner Bestandteil mit auf den Lebensweg gegeben, aber jedenfalls war sie gegenwärtig in einen Blütenstand aufgeschossen. Am Tischende nahm der Professor Anton Schabacker einen Platz ein, den er nicht ohne ein vorhergehendes Aufstehen seiner Braut verlassen konnte. Er bot dem Physiognomiker keinen weiteren Anhalt für seinen Seelenzustand, als daß er einen Eindruck widerstandsunfähiger Ergebung regte; nur seine Augen kletterten dann und wann, hilflos umhersuchend, an den Wänden hinauf, und unter dem Tisch bewegten sich ab und zu seine langen Beine mit einem unwillkürlichen Zucken, wie es am Morgen diejenigen der zappelnden Kohlschnake in dem sicheren Maschenwerk ihrer webefundigen Um- und Überwinderin gethan. Im wesentlichen mochte Fräulein Mikasia Rosenbach keinen Grund zu einer Übellaune in sich tragen, allein es ließ sich doch herausempfinden, daß die unerwartet eingetroffene Gesellschaft von Berliner Bekannten nicht ganz ihren Wünschen entsprach. Zwar drückte sie wiederholt und in mannigfachen Sprachen Franziska Langensfeld ihre außer-

ordentliche Freude darüber aus, sich mit derselben durch wunderbaren Zufall hier zusammengefunden zu haben, wohin ihr lieber Bräutigam sie gebeten, ihm nachzukommen, da er länger, als ihm eine Trennung von ihr möglich falle, durch wissenschaftliche Untersuchungen an diesem Ort festgehalten worden sei. Fräulein Franziska Langenfeld fand dies sehr natürlich und selbstverständlich — sie war ja auch von einem Herzensverlangen, ihre so rätselhaft verschwundene Freundin Euba baldmöglichst wiederzusehen, zur Beteiligung am Auffuchen derselben getrieben worden — und Anton Schabacker mit dem Blick überstreichend, drückte sie, um etwas zu verbeißen, sich die Zähne fest auf die Lippen. Doch in lachlustiger Stimmung befand sie sich sonst eigentlich auch nicht; die beiden verschiedenen Blutsorten in ihr waren offenbar wieder miteinander im Gehader, und es schien, als ob die germanische hier seit der Ankunft im Dreiangel stark die Oberhand gewinne und ihrer Widersacherin ab und zu durch unverhohlene Äußerungen das Leben sauer mache. Nr. 1 trat immer entschiedener mit ihrer Ansicht über die Anwesenheit der neuesten Gäste in der Stube und über die Urheberin ihres Hierseins auf, und Nr. 2 ward immer kleinlauter. Und infolgedessen ward auch Franziska Langenfeld, trotz ihrem ehrenvollen und heiter anregenden Sitze an der Seite ihrer ehemaligen Institutsvorsteherin mehr und mehr von einer unbehaglich verstummenden Nachdenklichkeit überkommen.

Im Winkel der Stube auf seinem altangestammten Platz saß noch Daniel Alfilaß. Auch er schweigsam, als ob er sich zum Eintritt in ein Trappistenkloster vorbereite. Doch ein weltgeschichtlicher Ernst seiner Züge, wie selbst sein Gesicht ihn noch niemals geboten, gab kund, daß seinem Ohr keines der im Zimmer erklingenden Worte entgehe und daß er jegliches mit dem Vollverständnis seiner schwer wiegenden Bedeutsamkeit erfasse.

„Ein schönes Landvergnügen!“ sagte ärgerlich der Bankier Kasimir Hortleder. „Wie können Sie das Zeug herunterbringen, lieber Staatsanwalt? Ihre Zunge scheint nicht an fürstlicher Verwöhnung zu leiden! Wenn ich denke, daß ich jetzt im königlichen Schauspielhause sitzen und die Prinzessin — wie heißt die Person noch? — Eboli — Laute spielen hören könnte — man kommt sich förmlich wie ein Narr hier vor. Und sonst ist meine Tochter abends immer von ihrer Heidenarrheit hierher zurückgekommen? Wo mag sie denn heute stecken?“

„Ich weiß es nicht, Herr,“ zuckte Peter Sötebier gelassen die Achsel.

„Wenn sie sich nur nicht bei dem Gewitter verirrt hat und in Gefahr ist!“

Es klang wirkliche Unruhe aus dieser Äußerung Franziska Langenfeld's, doch ohne eine ansteckende Wirkung auf die Zuhörer auszuüben, denn Hortleder versetzte: „Bah, so dumm wird sie nicht sein,“ und der Freiherr von Landschade pflichtete, ein Gähnen verhaltend, bei: „Wer Augen im Kopf hat, sieht ja das Gewitter vorher kommen und setzt sich ihm nicht aus.“

„Es ist tröstlich für mich, von Ihnen diese Beruhigung über meine Freundin zu erhalten, Herr Staatsanwalt,“ erwiderte Franziska Langenfeld nicht ohne eine etwas wahrnehmbare, leicht sarkastische Einziehung der Unterlippe, „denn Ihr Interesse ist ja am nächsten an derselben beteiligt.“

„Mir ist es noch immer unfaßbar — *c'est à n'y pas croire*“ — meinte Fräulein Mikasia Rosenbach, „wie eine junge Dame, die eine so sorgfältige Erziehung und solche Vorbilder der *bienséance* genossen, auf den läudlichen Einfall geraten konnte, sich allein hierher —“

Professor Anton Schabacker war von einem plötzlichen Gedanken erfaßt worden. Er fiel, eine Bewegung zum Aufstehen machend, ein: „Ich will den Standort der Verschwundenen aufzufinden suchen.“ Doch Mikasia öffnete ihm den Ausgang nicht, verschloß diesen im Gegenteil noch nachhaltiger, indem sie eilfertig ihren Arm wie eine Kiegelbarre quer vorschob und mit der Entschlossenheit bräutlichen Vorrechtes hinzufügte: „Nein, mein teurer Anton — deine Bereitwilligkeit zeigt, wie stolz ich auf die Liebe eines solchen Mannes sein darf, aber hier hat die meinige wohl das Recht und die Pflicht sich zu widersetzen und dich um keinen Preis von meiner Seite in die Gefahren einer derartigen Nacht fortzulassen. Wenn du mir nicht wieder zurückkämeest — das ist ein Gedanke, der sich meiner Vorstellung so effroyable aufdrängt, daß ich dich nur über meinen entseelten Leib davongelangen ließe.“

Es war die Energie ihr unschätzbares Eigentum sicher behütender Liebe, die jede Gegenrede unweigerlich am Munde abschnitt, und jeden weiteren Versuch aufgebend, setzte sich oder sank mehr Anton Schabacker auf seinen Stuhl zurück. Der Bankier Kasimir Hortleder sagte jetzt, sein Glas, das er gedankenlos nochmals an die Lippen geführt, mit einer Miene des Schauderns von sich abschiebend:

„Es ist wahrhaft entsetzlich, was man in unsrem Nachbarlande hier Bier benennt, und machte es begreiflich, wenn die hiesigen Unterthanen solcher Zustände überdrüssig würden. Da tragen wir doch besser für das allgemeine Wohl Sorge. Sehen Sie doch einmal nach! Ist denn gar kein verborgener, verstäubter Schatz des Hauses im Keller vorhanden? Es kommt mir auf keinen Preis dafür an.“

„Milch“, antwortete Hanne-Soffe lakonisch. „Soll ich Ihnen ein Glas heraufholen?“

Der Mund Hortleder's verzog sich zu einem Anflug sarkastischen Galgenhumors. „Das wär' auch die erste, die ich, seitdem ich als Knabe mit Szepter und Kron' gespielt, — hat er das letzte Mal übrigens famos gesungen — wieder über die Zunge brächte. Wie denken Sie darüber, lieber Baron? Der Gedanke an solchen Landschaden heute Abend wäre Ihnen gestern wohl auch noch nicht gekommen. Übrigens wo der Kaiser sein Recht verloren hat, muß man mit den Wölfen heulen; ich glaube, es sind noch einige Tropfen Kognak im Reisefutteral, und im Vergleich mit diesem Bier ist Milch mit einem Schuß Kognak immerhin noch ein königliches Getränk. Also holen Sie ein Glas, Mädchen!“

„Bringen Sie mir auch zwei Gläser mit, liebes Kind, für mich und meinen lieben Bräutigam!“ rief Fräulein Mikasia Rosenbach, und sie fügte lächelnd gegen ihren Nachbar hinzu: „Ich denke, wir werden uns in unserm Hause ganz an den Milchgenuß gewöhnen, lieber Anton; er übt eine so besänftigende Wirkung auf Leib und Seele und ist weit zuträglicher als alles Andre.“

„Wenn Du meinst — liebe Mikasia —“, stimmte Anton Schabacker bei — „ich glaube — fürchte nur — in Berlin wird man nichts anderes als Magermilch bekommen —“

„Oder Muttermilch, die nach meiner Erinnerung nicht viel schmackhafter ist,“ warf Kasimir Hortleder in seiner desperaten Laune ein.

„Oh, Herr Bankier —“ lispelte Fräulein Mikasia vorwurfsvoll und verschämt errötend, — „in Gegenwart von —“, und sie breitete sich gleichsam wie eine Schutzwand gegen Franziska Langensfeld vor, als hoffe sie, dadurch die Schallwellen der Worte Hortleder's noch von dem Ohr ihres früheren Zöglings abzuhalten. Aber zu größerer Sicherheit setzte sie doch hinzu: „Der Herr Bankier meint die Milch der Kuh, meine liebe Françoise, welche ja die Mutter des Kalbes ist.“

„So? Davon habe ich gar keine Ahnung gehabt,“ entgegnete die Belehrte mit kindlich-dankbarem Aufblick. „Woher wissen Sie das, Mademoiselle? Ist's auch gewiß?“

An dem Genuß dieser letzten Unterhaltung nahm Daniel Ufilas nicht mehr Teil. Er hatte alsbald nach dem Fortgang Hanne-Soffe's ebenfalls die Stube verlassen; die Wirtstochter stieg mit einer Talgkerze und einer Kanne in den Händen die Treppe zum Milch Keller hinunter und griff nach einer Schöpfkelle, um aus einer großen Satte in ihr Gefäß einzufüllen. Doch nun hörte sie ein Geräusch hinter sich, drehte den Kopf und sah in das tiefe Schattendunkel hinein. Auf sie selbst fiel der sparsame Lichtschein, indes kaum weiteres von ihr, als den Kopf erhellend, der sich so außerordentlich jugendlich, hübsch und kräftig, fast wie ein Rembrandt'sches Bild aus seiner schwarzen Umgebung hervorhob und zweifelsohne Christoph Dffenkop eine höchst anziehende Augenweide dargeboten hätte. Dieser Gedanke mochte Hanne-Soffe selbst gleichfalls kommen und sich bei ihr der Wunsch damit verbinden, daß es sich in Wirklichkeit so verhalten möge. Und wie die Begehrlichkeit die Hilfschwester der Phantasie ist, so schien der im Keller nach dem Anlaß des Geräusches Umblickenden das Gesicht Stoffel's als Urheber desselben von der Treppe her aus dem Dunkel aufzutauchen und sie mit seinen eigenartigen, seit dem heutigen Nachmittag von ihrer einfältigen Blödigkeit befreiten Augen anzusehen. Allein diese Täuschung, deren Vater der Wunsch gewesen, hielt nur ein paar Sekunden lang an, dann flackerte das etwas im Zug schweifende Kerzenlicht unverkennbar über die Züge Daniel Ufilas', und von den Lippen der Tochter Peter Sötebier's machte sich, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch menschlich zu entschuldigen, ein wenig Anmut über den Selbstbetrug ihrer Einbildung durch die Frage Luft: „Sie sind's, Herr Schullehrer? Was wollen Sie hier, als wären Sie ein Kater, der um den Milchnapf herumschleicht?“

Der Vergleich besaß auch einen etwas homerischen Beigeschmack, insofern er in denkbar starker Gegensätzlichkeit zu den hohen Gedanken und dem Beweggrund stand, welche das Erscheinen des Poppenroder Gelehrten zu dieser Stunde an diesem Orte veranlaßten. Und so, von der Bedeutung des Augenblickes mit allen Kräften des Geistes ganz in Anspruch genommen, faßte sein Ohr das stark

an die Zusammenstellung des furchtlosen Ajax mit dem kornschleppenden Esel gemahnende Gleichnis nicht auf, sondern er versetzte, feierlich die Rechte vorstreckend:

„Johanna Sophia, Ihr stehet mit mir auf einem von Jahrtausenden geweihten Boden, und ich bitte Euch, dessen in dieser Stunde mit allen Fähigkeiten Eures Geistes bewußt zu werden. Was sich am morgenden Tage vollziehen wird, liegt noch im Schoße der Weltgeschichte verschlossen. Ersichtlich ist, daß die preußische Monarchie sich der Vereinigung mit dem österreichischen Erzhaufe entgegenstellt und zum Äußersten greift, um die von mir eingeleitete Verbindung der jugendlichen Zukunftshoffnungen beider Vormächte Deutschlands zu verhindern. Hoffen wir zum Wohle des Vaterlandes, daß es dennoch nicht gelingt! Aber was uns diese Nacht auferlegt, ist noch erst, dem Weltgeschick die von uns geforderte, vorbereitende Hand zu leihen. Denn auch Ihr habt vernommen, daß der Träger der Krone den gesuchten Schatz als in Eurem Keller verborgen bezeichnet — daß, wie ich es ohnedem schon selbst, bevor ich neuerdings in Irrung geriet, vermutet, die von Heinrich dem Löwen vor sechs Jahrhunderten dem Blick des Tages entzogene alte Kaiserkrone hier im triangulo, dem Mittelpunkt seiner großen Residenz, diesem letzten Überrest seiner einstmaligen stolzen Fürstenburg, vergraben ruht.“

Hanne-Soffe hatte mit der Schöpfkelle in der Hand gestanden, den Sprecher mit großen Augen angesehen und erwiderte jetzt: „Davon versteh' ich kein Sterbenswort, Herr Schullehrer, aber ich muß die Milch hinaufbringen.“ Sie füllte in ihre Kanne weiter und begleitete diese Beschäftigung mit der nachgefüigten Frage: „Der Träger der Krone — was ist denn das für ein Ding?“

Um Daniel Ulfilas' Mund ging ein leicht unwilliger, verweisender Ausdruck. „Ihr thut Unrecht, Johanna Sophia, Euch mir gegenüber in ein Licht setzen zu wollen, als hättet Ihr die betrübende Einsichtslosigkeit Eures Vaters zur Erbschaft empfangen und gleich ihm nicht erkannt, daß dem Dreiangel heute Abend die noch in spätesten Tagen einst bestaunt werdende Ehre zu Teil geworden, Seine Majestät den König von Preußen in Begleitung Höchstseines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu beherbergen. In welchem Verwandtschaftsgrade sich die Prinzessin Franziska zu dem erlauchten Herrn befinden mag, hat sich mir noch nicht zweifellos erschlossen, doch scheint es, daß sie hier unvermutet mit ihrer Oberhofmeisterin zusammen —“

Hanne-Soffe hatte ihre Kanne vollgeschöpft, drehte die Augen gegen den Sprecher auf und fiel ihm in das letzte Wort: „Sind Sie etwas —?“ Der Respektrest vor ihrem ehemaligen Schulmeister hielt sie indes von der Vollendung ihrer Frage zurück, und sie setzte den Fuß auf die unterste Treppenstufe vor, um wieder hinaufzusteigen.

Aber jetzt streckte Daniel Ulfilas die Hand nach ihr aus und erfaßte haltend ihre Schulter. Sie stand wieder, eigentümlich von der flackernden Kerze angestrahlt, in äußerst einnehmender, junger Mädchenhaftigkeit vor ihm, und er sprach, diese mit einem Gesichtsausdruck vollster Anerkennung in das Auge fassend:

„So vernehmet, Johanna Sophia, was ich anher noch bis zur Vollendung meiner weltgeschichtlichen Aufgabe unter Schweigen zurückzuhalten gedachte, daß ich den Entschluß gefaßt, meinen bisherigen ledigen Stand zu verlassen und mich in denjenigen eines erfreulichen und gedeihlichen Ehebundes zu begeben. Es hat mich dazu der tägliche Anblick Eurer weiblichen Wohlgestalt, Tugend, Verständigkeit und wirtschaftlichen Tüchtigkeit veranlaßt, und es ist wohl auch dem bescheiden im verborgenen wirkenden Werkzeuge des Weltgeschickes verstattet, dem Vorgange der hoch ins Licht gestellten Lenker der Völkerschicksale nachzufolgen und durch ein menschliches Bündnis die Wohlfahrt seines still verdienstvollen Daseins zu begründen. Lasset mich Euch darum schon jetzt als meine Auserwählte begrüßen, Johanna Sophia, und die Vereinigung unserer Lebenszufunft damit beginnen, daß wir gemeinsam den hier unter unsern Füßen verborgen ruhenden köstlichen Schatz der Vergangenheit für seine weltgeschichtliche Bestimmung an den Tag zurückzufördern trachten.“

Hanne-Soffe war noch nicht oft in ihrem Leben verblüfft gewesen — sie konnte sich eigentlich keines einzigen Falles erinnern — aber in den letzten Augenblicken war sie's, und diesem Umstand verdankte Daniel Alfilas es, daß er unbehindert bis an den Schluß seiner Ansprache vorzugelangen vermocht hatte. Doch länger hielt auch die wortlose Verblüffung seiner „Auserwählten“ nicht an, und sie bethätigte dies dadurch, daß ihr Mund sich nun des vorhin noch bewahrten Respektrestes entäußerte und ihre zuvor unvollendet gebliebene Antwort durch den überzeugungskräftig ausgestoßenen Ruf: „Sie sind wahrhaftig verrückt!“ vervollständigte. Ihre Schulter schlenkerte gleichzeitig seine Hand von sich ab, doch vermittelt derselben energischen Bewegung zugleich auch die Milch in ihrer vollgefüllten Kanne über, so daß sich ein weißer Platschguß aus ihr gerade in das Gesicht Daniel Alfilas' ergoß und dieser jetzt in der That durch seine Erscheinung dem vorherigen Bilde des in den Milchkeller geschlichenen Raters volle Ehre machte. Hanne-Soffe dagegen sprang, ohne diesem Anblick die Augenwürdigung angedeihen zu lassen, die er durch seine Absonderlichkeit unfraglich verdiente, wie eine junge Kaze hurtig die Treppenstufen weiter hinan.

Doch sie gelangte nicht völlig bis nach oben empor, denn etwas ihr laut Entgegentönendes brachte sie unwillkürlich nochmals zum Anhalten. Ein Durcheinandergetöse von Stimmen und Stößen war's, und wenn auch das absondere Jahr ein Ähnliches bereits an mancherlei Orten des deutschen Bundesgebietes hervorgerufen und gehört hatte, so vernahm doch der Dreiangel es so sehr zum erstenmal, daß er anfänglich nicht an seine Ohren dabei glaubte. Zunächst aber drang von draußen vor der Wirtschaftsthür her der Ruf bis in's Innere herein.

„Nu wird's Zeit! Kümme! und Groschen sind drin! Hier hat's Dreibein gestanden, woran 'mal einer gebammelt und vorher den Schatz eingegraben hat. Man soll alle dran bammeln lassen, die Kronen auf'm Kopf haben und die Groschen nicht herausgeben wollen! Da drin is der Schatz! das sag' ich, Schleesack! Und der Kümme! is gut, und nu wird's Zeit, daß wir ihn kriegen.“

Haut die Thür ein, dann kriegen wir die Groschen! Lump, hat er gesagt! Mir gehört's, hab' ich gesagt. Uns gehört's zu, sag' ich, Schleesack."

Diese Mahnung, sich ihr Eigentumsrecht nicht vorenthalten zu lassen, richtete Klas Schleesack draußen an acht oder zehn mit dicken Knütteln wohl ausgerüstete Strolche, mit denen er nach seiner unfreiwilligen Abwanderung vom Dreiangel in dem Wochenblatt-Städtchen zusammengestoßen war und die er unter Verheißung von „Kümmel und Groschen“ mit sich an den Schauplatz seiner anstrengenden Thätigkeit geführt hatte. Das bildete, wie bemerkt, seit dem März dieses Jahres nichts sonderlich Neues im deutschen Vaterlande, nur hier war es bisher, gleich allem Übrigen, noch unbekannt geblieben, so daß der Dreiangel gegenwärtig zum ersten Mal die praktische Bekanntschaft mit den Menschenrechten der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit machte. Durch seine einsame Lage, zumal in der schwarzen Regennacht, eignete er sich im übrigen vortrefflich dazu und legte Zeugnis für die strategische Rechnungsbegabung Klas Schleesack's ab. Allerdings war der erste Vormarsch des letzteren noch nicht sofort von Erfolg gekrönt gewesen, da er an der Spitze seiner Heerschar geradaus in die Wirtschaftsthür eingerückt, jedoch von Peter Sötebier's kräftigen Fäusten auch wieder auf die Straße zurückbefördert worden war. Die schmale Öffnung hatte sich dabei von dem Werte des Thermopylenpasses erwiesen, den Nachfolgenden keine werfthätige Unterstützung ihres begeisterten Anführers verstattet und einstweilen dem siegreichen Leonidas ermöglicht, die Thür noch wieder zu schließen und zu verriegeln. Aber nun dröhnten gegen diese auf Klas Schleesack's Heerbefehl als Sturmwidder die Eichenknüppel der Belagerungsarmee, während Abteilungen derselben die Paßwege zu umgehen suchten und an den Fenstern des Dreiangels wie an Schiffsluken hinauf zu entern begannen. Die Scheiben flirrten in Splitter, und der Ausgang des ungleichen Kampfes konnte nicht wohl zweifelhaft sein, denn auch die rüstigen Bärenkräfte Peter Sötebier's reichten gegen einen Angriff von vorn, von der Seite und im Rücken nicht aus. Auf die sonstig im Hause Anwesenden war aber bei der Verteidigung nicht als auf Hilfstruppen zu rechnen. Sie standen einige Augenblicke begriffslos, dann umklammerte beim Aufgehen des Verständnisses der plötzlichen Sachlage Fräulein Nikasia Rosenbach nicht nur mit den Armen, sondern unter völliger Hintanzetzung aller jungfräulichen Zaghaftigkeit auch mit den unteren Extremitäten ihren natürlichen Beschützer Anton Schabacker und hätte diesen, selbst wenn er den Drang in sich gefühlt, den Todesmut eines Berserkers an den Tag zu legen, zu jeder Gliederregung unfähig gemacht. Doch stand sein Verlangen ebensowenig nach unvergänglichem Heldenruhm vor der Nachwelt, wie dasjenige des Staatsanwalts Freiherrn von Landschade, der sich als ein erfahrener Anhänger der „Mutter der Weisheit“ kundgab und als erster die kleine, noch unbedrohte Hinterthür der Herrengaststube erreichte. Der Bankier Kasimir Hortleder gab zuvörderst dem nächsten Instinkt Gehör, indem er seine Gegenwehrleistung mit hastigem Abnesteln seiner goldenen Uhrkette begann und diese bei seiner Börse in der Tasche Zuflucht finden ließ, und in einem gewissen Gleichmut stand allein Franziska Langensfeld. Ihr Gesicht sprach freilich nicht aus,

daß ihr die Situation gerade behaglich sei, doch Nr. 1 in ihr benutzte die Gelegenheit, um gegen Nr. 2 mit rücksichtslosem Nachdruck zu äußern: „Siehst du, das geschieht dir völlig nach Verdienst und ist die gerechte Strafe für dein Hiersein!“ Dawider wußte die schon sehr kleinmütig herabgekommene Nr. 2 keinen stichhaltigen Einwand mehr zu erheben, und so sah Franziska Langensfeld mit der Resignation einer reumütigen Sünderin der über sie verhängten, noch unbekanntem Strafe entgegen.

In diesem allseitigen Verwirrungszustand behielt Peter Sötebier allein den Kopf aufrecht, erkannte das als am richtigsten von der Nötigung Gebotene und und rief: „Kommen Sie schnell alle mit mir!“ Damit zog, riß und schob er seine Gäste, einen um den andern, hurtig nach der Kellertreppe, ließ hinter dem letzten die schwere Verschlussklüppe aus Eichenbohlen zufallen und verwahrte sie von innen durch einen vorgestoßenen Riegel. Dies unerwartete Sich-hinunterwälzen von sechs Köpfen und Körpern begann aber in dem Moment, als Hanne-Soffe horchend auf den Stufen angehalten, und riß sie zusamt mit ihrem Licht und ihrer Kanne widerstandslos mit abwärts. Da stand Daniel Wfilas, Haar und Gesicht noch dicht von den weißen Tropfen überrieselt. Es dauerte kurz, ehe er aus dem Durcheinanderreden der Herabstürzenden das droben Geschehende erfaßte, dann hatte er die letzte respektswidrige Äußerung Hanne-Soffes über seinen mutmaßlichen Gehirnzustand völlig vergessen und sprach, die weltgeschichtliche Bedeutung dieser mitternächtigen Stunde voll erkennend, vor sich hin: „Es ist die Anarchie, welche auf diesem großen Boden mit der Monarchie den Verzweifelungskampf um die vergrabene Krone ausringt.“ Mikasia Rosenbach aber sank jetzt, sich haltlos von den Armen ihres bis hierher umklammerten Beschirmer ablösend, auf den ersten sich ihr anbietenden Sitz nieder. Dieser war freilich von Hause aus nicht für solchen Ruhe Zweck bestimmt, denn er bestand aus einer vollen Milchsatte, und der Inhalt derselben hüllte, rundumher aufschwappend, die untere Hälfte der Hinsinkenden heute nochmals gleicherweise in einen quirlenden Überzug ein, wie es am Vormittag die bräunlichere Moorflüssigkeit gethan. Doch sie empfand, wenigstens zunächst, noch nichts von der unbräuchlichen Beschaffenheit ihrer Unterlage, sondern rang von atemlosen Lippen: „Gottlob, daß ich sitze, Anton — setze dich dicht zu mir, daß die Unmenschen mich nicht aus deinen Armen reißen, wie sie es jungen Mädchen anderswo gethan haben sollen.“ Und Anton Schabacker ließ sich, von ihr gezogen, willenlos neben ihr nieder und plätschte bei der kaum vorhandenen Beleuchtung durch die Talgkerze Hanne-Soffes gleichfalls eine Milchsatte um sich auf. Aus Gründen, welche der Unterschied seiner Bekleidungsart mit sich brachte, machte sich ihm indes dieser Mißgriff alsbald bemerklich, und er flog wieder in die Höhe. Doch erschrocken griff abermals die Hand seiner Braut nach ihm unter dem Ausruf: „Wohin willst du, Anton!“ so daß er halb abwesenden Geistes stotterte: „Ja — du sagtest freilich vorhin — wir wollten uns ja recht an Milch gewöhnen — liebe Mikasia —“ und wieder auf seinen Sitz zurück sank.

Doben hatten inzwischen die Belagerer von der Straße aus, deren Bedeutung als „Heerstraße“ Daniel Ulfilas von jeher mit dem Geiste des Propheten vorhergesehen, Thür und Fenster mit Sturm genommen, und unter dem Feldgeschrei: „Kümmel und Groschen!“ drang Klas Schleesack als Vorderster in die von der Verteidigung geräumten Innenwerke ein. Seine alte Bekanntschaft mit denselben ließ seine Besitzergreifung sich gerad aus auf den wichtigsten Doppelinhalt der eroberten Festung richten; er raffte zunächst die Schenkfasse Peter Sötebier's in seine Tasche, indem er diese kriegsrechtliche Aneignung mit der schlagenden Widerlegung der Ansichten des abwesenden Dreiangelwirthes begleitete: „Gestohlen, sagst du? Lump, sagst du? du hast's mir gestohlen, sag' ich. Mir gehört's zu, sag' ich. Du mußt hammeln, denn du bist ein Lump, sag' ich, Schleesack. Und nu is's Zeit!“ Damit packte er das Kümmelfäßchen hinterm Schenkbord, und ein lautes Geflirr aneinanderfahrender Biergläser erhob sich unter dem aufgedrehten Hahn. „Der Kümmel is gut. Das hab' ich gesagt und das sag' ich!“ bekräftigte Klas Schleesack seine Meinung, nachdem er sein Glas leer von den Bartstruppen abgesetzt, „und nu wird's Zeit, Käs' und Schinken sind da in der Kammer. Ein Lump, sag' ich, wenn das Volk Hunger und Durst hat! Das Volk, sag' ich, hat Zähne. Und Zähne hat's, um zu beißen, wenn's getrunken hat, sag' ich, Schleesack.“

Ein Gepolter von dröhnend im Haus umhertrampelnden Füßen und aufgebrochenen Schränken drang nun vernehmlich bis zu den in den Keller Niedergeflüchteten hinunter, so daß das lebhafteste historische Vergegenwärtigungsgefühl Daniel Ulfilas' ihn vollständig in die Tage zurücktrug, in welchen früher oftmals diese mächtige arx Heinrichs des Löwen von speerrasselnden Feinden berannt worden. Der Himmel draußen dagegen hatte sich auf ein friedlicheres Verhalten besonnen oder war des von ihm am Abend betriebenen Feuerwerks mit gelben Raketen, blauen bengalischen Flammen und krachenden Kanonenschlägen überdrüssig geworden. Er polterte und dröhnte nicht mehr, stellte auch die Begleitmusik des Klatschens und Platschens ein und traf rasch ausgeführte Vorkehrungen, seine gewöhnliche, oder wenigstens in der jüngsten Woche bräuchlich gewesene nächtliche Lampenbeleuchtung wieder an die Stelle des vorherigen unregulierbaren Wolkengefunkels zu setzen. Der Wind trieb in diesem Auftrag die grauschwarzen Massen gleich auseinander stiebenden Heidschnucken hurtig nach allen Seiten davon, und wie ihr Master im weißen Mantel erschien der fast runde Mond, ruhig an den wieder blauen Himmelsgrund gelehnt, und sah schweigsam-großäugig auf die tellurischen Vorgänge überhaupt, wie im besonderen des deutschen Vaterlandes nieder. Und es schien, als ob er bei dieser Betrachtung noch etwas angeregter als gewöhnlich seinen breitangelegten Mund auseinanderziehe.

Dabei jedoch betrieb er sein altes Geschäft, eine gewisse Sorte von Menschenkindern, die sich unter besonderen Herzensumständen befinden, als seine Herde anzusehen, sie nicht vernünftig und ruhig schlafen zu lassen, sondern aus dem Bett oder worauf sie sich hingelegt, aufzuscheuchen und, zu Gott mag wissen welchen Zwecken, in die Nacht noch auf die Augen- und Gemütsweide hinaus zu

treiben. Und zwar fand er heute für diese Belustigung in Nord und Süd vom Dreiangel zwei ganz gleichartig geeignete, willige und folgsame Persönlichkeiten, die bis jetzt doch noch kein Auge zugethan, sondern den erfreulichen Übergang der Regennacht in die Mondnacht mit durchaus schlafunfähigen Sinnen beobachteten. Da sie hierzu aber beide durch die nämliche innerliche Verfassung gebracht wurden, so verfielen sie auch beide und beinahe gleichzeitig auf den nämlichen Gedanken, der sich darin offenbarte, daß sie aufsprangen, sich hurtig ankleideten und auf der Heerstraße davonwanderten. Und weil die Entfernung von Poppenrode zum Dreiangel ziemlich genau die gleiche war, wie von diesem nach Helbertshusen, so geschah es weiter, daß der Doktor Hermann Greifenhain und Christoph Dffenkop auch ungefähr im selben Augenblick vor der Wirtschaft Peter Sötebier's zusammentrafen; der eine in menschlich übereinstimmendem Gefühl mit dem, welches Goethe sein Gedicht „Nähe des Geliebten“ mit den Versen:

„Ich denke Dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt,“

einggegeben, und der andre aus dem unruhigen Drang, zu erkunden, welche Absichten die neuesten Dreiangelgäste verfolgten, und vielleicht trotz der Nachtmitte noch von Hanne-Soffe in Erfahrung zu bringen, wo Ljuba Hortleder eine sichernde Unterkunft gefunden haben möge.

Die stillen Hoffnungen und herzklopfenden Erwartungen beider Mondscheinwanderer sahen sich jedoch begreiflicher Weise aufs allerunvermutetste enttäuscht. Verdußt, schier ungläubig blickten sie auf die zerbrochene Thür und die eingeschlagenen Fenster, aus denen noch heller Lichtschein zusammt dem Gegröhle der kummelfreudigen Eroberer hervordrang, und es dauerte mehrere Sekunden lang, ehe den gemeinsam hineinforschenden Köpfen Hermann Greifenhain's und Toffels ein Begreifen des hier Vorgefallenen und weiter Geschehenden aufging. Dann tauschten sie rasch einige geflüsterte Worte aus, überzählten die Köpfe der ungebetenen Nachtgäste Peter Sötebier's, wisperten sich abermals was ins Ohr, und danach rannten sie beide spornstreichs wieder auseinander in der Richtung, aus der sie gekommen, jeder an Schnelligkeit einem vollendeten, Beine machenden Hasenfuß gleich, gegen Poppenrode und Helbertshusen zurück. — — —

Sprich, o Muse, was ging nun vor in dem sinnenden Haupte
Daniel Alfilas', im Gemüt des begnadeten Sehers?
Könige weilten um ihn, Prinzessinnen, Lenker des Staatswohls,
Hohe Gesandte des Reichs und die Hüterin höfischer Vorschrift.
Unter ihm barg sich im Grund die verschollene Krone der Vorzeit,
Aber mit schwankendem Zünglein stand noch die Wage des Schicksals,
Wem sie bemesse den Schatz und des Löwen gewaltige Erbschaft.
Denn es erdröhnte die Burg ob dem Haupte des mächtig Bewegten
Laut von dem Fuß und dem Ruf der berufenen Forderer des Volksrechts,
Weltgeschichtlichen Kampf um die Reichskleinodien erhebend.
Lauschend auch hob er das Ohr, da sich stritten die Stimmen der Zukunft,
Doch es verweilte sein Blick auf dem Bilde Johanna Sophias,
Das sich im schweifenden Schein abhob aus dem Dunkel des Kellers.
Menschlichen Auges bemaß er, der eigenen Zukunft gedenk auch,

So die Erwählte, denn wohl auch bedünkte des Lohnes ihn würdig,
 Neben den Großen, das still und bescheiden verborgene Werkzeug
 Waltenden Weltengeschicks; auf daß er zu sorgloser Aufrast
 Setzen sich möge hinfort für den kommenden Abend des Lebens
 An den bereiteten Tisch und, gehoben vom Rechte des Sidams,
 Täglich genießen nach Lust dann des Dreiangels treffliches Braumbier.

— — — — —

So saß Daniel Ulfilas im Winkel des Milchfellers auf einem Holzkloß, harrend, dem tragischen Ernst der Stunde gemäß lautlos, eines an ihn ergehenden Rufes gewärtig. Doch selbst für seinen Geist war das Gewicht des in ihm und um ihn Befindlichen zu stark, es erdrückte schließlich in seinem Kopf die klare Beherrschung der Weltlage und drückte ihm zugleich die Augenlider nickend herunter, so daß er allmählich nur noch wie durch einen Schleier den König von Preußen, die Prinzessin Franziska und den Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Landschade, auf den untersten Treppenstufen vor sich sitzen sah. Sein Geist ward in blißschnellem Flug durch sechs Jahrhunderte zu Heinrich dem Löwen entrückt und erging sich mit diesem in tiefsinniger Zwiesprache über die förderlichste Neugestaltung des deutschen Reiches.

„Meine Meinung ist“ — sagte der große Welfenherzog — „doch zuvor will ich Ihnen zeigen, lieber Ulfilas, wo ich die Hohenstaufische Kaiserkrone vergraben habe —“

Da fuhr der Poppenroder Gelehrte jählings in die Höh'. Über seinem Kopfe hatte sich plötzlich ein noch verzehnfachtes Getrampel und Gepolter, Geschrei und Gebrüll erhoben, und zugleich riß Peter Sötebier den Riegel von der Kellerluke zurück und schoß durch die wieder frei gewordene Öffnung davon. Oben tobte hörbar eine Schlacht, und der erste Blick ließ zweifellos, welchen Ausgang sie nehme. Von Hermann Greifenhain und Christoph Offenkop aus den Betten geholt, waren die männlichen Dörfler von Poppenrode und Helbertshusen herausgezogen, hatten den Dreiangel umstellt und überfielen unerwartet die um das fast leere Kummelfaß rangelnden Strolche. Diese fuhren nach ihren Knüppeln, doch sie bekamen es mit sehr handfesten Bauern und durchaus nicht zaghaft dreinschlagenden Dreschlegeln und Heugabeln zu thun, so daß die halb Betrunknen in kaum einer Minute auf dem Fußboden lagen oder um Schonung heulend die Knüttel von sich streckten. Es waren im Grunde noch ziemlich ungefährliche Söhne des Jahres 1848, Soldaten der deutschen Republik, die an Bedeutung dem Reichskriegsministerium in der Paulskirche die Stange hielten und ihre Taktik nur auf die Geldkästen, Gewaaren und Schnapsvorräte einzeln stehender Landhäuser richteten. Der reichliche Kummelfund im Dreiangel hatte sie nicht früh genug wieder an den Abzug denken lassen, und die derben Philisterfäuste von Poppenrode und Helbertshusen waren über ihre zottigen Simsonsköpfe gekommen. Nur Klas Schleesack hatte eine Seitenthür erwischt, ein Licht gepackt und stand im Begriff, dies in einen großen Haufen auf dem Flur liegender Späne zu werfen. Doch begegnete er bei diesem Vorhaben der ihm in den Arm

fallenden Hand Toffels, der nachgesprungen war und ihm die Talgkerze wegzureißen suchte. Das gab einen kurzen, Christoph Dffenkop mit ungünstigem Ausgang bedrohenden Kampf, denn er war erheblich zarterer Natur als sein vier-schrötiger Gegner, und dieser drehte überdies beim Ringen die Flamme so, daß sie dem jungen Master gegen den Kopf leckte und ihm an der Schläfe ein Haarbüschel wegzischte. Nun indes scholl von der Kellerluke her der Zuruf: „Halt fest, Toffel!“ Klas Schleesack ließ gleichzeitig hurtig das Licht fahren und wandte sich mit einem zwischen den Zähnen herausfliegenden: „Nu wird's Zeit!“ mit einem Satz der Außenthür zu. Aber Peter Sötebier war schon hinter ihm, hielt ihn mit der Faust im Genick und bestätigte ihm: „Sawohl, nun ist's Zeit, mein Junge, nun woll'n wir Rechnung machen! Hol 'mal ein paar gute Stricke für den Galgenstrick aus der Scheune, Toffel! Du hast 'nen Stein im Brett bei mir gekriegt, Master, daß du dem Hundsfott seinen Spaß verdorben hast und nur dein Schopf draufgegangen ist. Bring' gleich mehr Taugeug, mein Sohn, für die andern Kanailen mit!“

Das besorgte Christoph Dffenkop rasch, und es verging verhältnismäßig nur eine außerordentlich kurze Zeit, dann lagen die sämtlichen Kümmele mit zusammengebundenen Händen und Füßen da. Peter Sötebier untersuchte noch zuvor die Taschen Klas Schleesack's, holte aus denselben den Inhalt seiner Schaufkaffe hervor und äußerte dazu mit der ihm eigenen Neigung für trockene Anmerkungen: „Stehlen thust du Lump nicht, bloß mitnehmen, was du so unterwegs findest, bis der Strick deinen Hals unterwegs findet und mit in die Luft nimmt. Wird mir ein Spaß sein, dir dabei vorher noch einmal Kümmele einzuschicken.“ Darauf sorgte der Dreiangelwirt pflichtgemäß für eine gute und sichere Unterkunft seiner nächtlichen Gäste, indem er sie in die Schulstube tragen, hier nebeneinander auf den Boden hinbetten ließ und ein halbes Duzend mit Heugabeln versehener Dörfler zur etwaigen Bedienung für sie anstellte. So erwies Peter Sötebier sich nach allen Richtungen als ein Mann von hervorragend praktischem Anordnungsvermögen, der ohne vieles Besinnen schnell die richtigsten Vorkehrungen zu treffen wußte, und begab sich alsdann zur Begutachtung des angestifteten Schadens an Geräten und Einrichtungstücken in seine Wirtschaftsräume zurück. Manches lag allerdings zerschlagen oder geschädigt, doch er meinte, mit ziemlichem Gleichmut zu seiner Tochter gewendet, es sei besser, als wenn der ganze Dreiangel in Brand aufgegangen wäre, wozu Klas Schleesack ihm vermutlich ohne Toffels tapfere Ausdauer verholzen haben würde. Dadurch erfuhr Hanne-Soffe erst von dem nächtigen Verdienst Christoph Dffenkopp's überhaupt, im allgemeinen wie im besonderen, empfand begreiflicher Weise einen natürlichen Drang, ihm auch ihrerseits ihre Dankbarkeit zu bezeugen, und lief eilig hinaus, ihn zur Ausführung dieses Zweckes aufzusuchen.

Die übrigen Kellerflüchtlinge waren ebenfalls ans Tageslicht, oder vielmehr ans Mondlicht heraufgekommen, mit dem ein erster Frühschein des neuen Julitages im Osten sich zu mischen begann, und befanden sich in Gesprächsaustauschungen über das Vorkommnis der Nacht und die unverhofft glückliche Wendung

desselben. Fräulein Nikasia Rosenbach bezeichnete ihren wechselnden Standplatz noch wie eine verschwenderische Fee durch die Hinterlassung weißer Perlen am Boden; sie hielt sich an dem Arm Anton Schabacker's oder vielmehr den Arm des letzteren an sich und meinte, der Rest der Nacht sei zu gering, um sich noch zu Bett zu begeben, sondern sie wollten ihn gemeinsam unter traulichem Gespräch in den Sophaecken ihrer Stube verbringen. Der Doktor Hermann Greifenhain hatte sich seit dem Erscheinen der Berliner Hausgäste aus der Unterwelt seitwärts in den Schatten zurückgezogen, suchte nach Hanne-Soffe und fand diese, wie sie gleichfalls im möglichsten Dunkel Stoffel eifrig ihre Dankespflicht abtrug. Doch hatte sie dies gestern schon vor den Augen des Herankommenden gleichartig im hellen Nachmittagslicht gethan und so sah sie auch jetzt keinen triftigen Grund ein, sich durch seine Gegenwart im fortgesetzten Ausdruck ihres Dankes beirren zu lassen. Nur dazu verwandte sie die Lippen kurz noch anderweitig, ihm auf seine Frage zu erwidern, daß sie von dem nächtlichen Verbleiben Ujuba Hortleder's gleichfalls nichts mehr erfahren habe.

An die Thür seines Schulraumes gelehnt, der heute so seltsam umgewandelte Triarier in sich barg, stand Daniel Ulfilas und sprach ernst vor sich hin: „Die Anarchie ist zerschmettert, sie wird ihr Haupt nicht mehr erheben. Nur der Zweikampf der Monarchien steht noch bevor.“

Er blickte zu der blasser werdenden Mondscheibe auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und murmelte noch:

„Was stand der große Löwe im Begriff mir zu sagen, was seine Meinung sei? Und wo wollte er mir den Fundort der Reichskleinodien deuten?“

Da ward er aus seinem fruchtlosen Nachsinnen über die beabsichtigten Weisungen des Welfenherzogs herausgerissen, denn auf dem breiten Sandweg von Altenhagen her kam ein noch zu den Triariern zählender großwüchsiger Bauernjunge gelaufen, sah erstaunt in dieser frühen Morgenstunde den Schulgewaltigen vor sich stehen und trat respektvoll an ihn mit der Bitte heran, daß der Alleswissende ihn darüber unterrichte, wo sich in Poppenrode der Herr Doktor Hermann Greifenhain aufhalte, an den er vom Herrn Pastor einen Brief zu überbringen habe. Dazu schüttelte indes Daniel Ulfilas mit ziemlich nichtachtender Geringschätzung den Kopf, er kenne keinen Doktor Hermann Greifenhain und wisse nicht, wo sich ein solcher befinde. Doch hatte der Zufall gewollt, daß noch ein Ohr außer dem seinigen die Frage vernommen, und zwar dasjenige der unweit entfernt stehenden und dem rasch verbleichenden Mond nachschauenden Franziska Langensfeld. Mit ein paar schnellen Schritten begab sie sich auf den jungen Boten zu, sagte: „Für Herrn Doktor Greifenhain?“ nahm jenem den Brief aus der Hand und betrachtete sich beim schon ausreichend angewachsenen Frühlichte mit eiligem Interesse die Handschrift der Adresse. Dann äußerte sie: „Wenn der Brief hier abgegeben werden soll, so wird der Herr vermutlich wohl auch hier in der Nähe sein; rufe doch seinen Namen einmal, mein Junge!“ Das that der Aufgeförderte, und zu Daniel Ulfilas Bewunderung antwortete, um die Hausecke des Dreiangels her auftauchend, Erich Hainfeld, sein Schußgast in der

Poppenroder Burgkammerlady: „Wer ruft nach mir?“ Nun trat Franziska Langenfeld hurtig ihm entgegen, und die Blutsorte Nr. 2 gewann noch einmal wieder einen Augenblick in ihr so weit die Oberhand, daß sie ihren Lippen die Ansprache abnöthigte: „Ei, Herr Doktor Greifenhain, wenn ich nicht irre? Welch' unerwartetes Vergnügen, Ihnen hier zu begegnen!“ Allein unmittelbar darauf gebot Nr. 1 dem Munde Franziskas peremptorisch, leise nachzufügen: „Da ist ein Brief Ljuba's für Sie; wenn ich Ihnen beiden etwa behilflich sein kann, so können Sie sich ganz auf mich verlassen.“

Hastig ergriff Hermann Greifenhain die an ihn eingetroffene Zuschrift seiner Braut, las, und die Blutwellen schlugen ihm mit außerordentlicher Plötzlichkeit ins Gesicht. Einen Moment stand er wie ungläubig, oder als ob er seine Vorstellung halb betäubt auf etwas Unmögliches richte, dann fiel sein suchend umherirrender Blick auf Daniel Ufilas, er trat rasch zu diesem hinan und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Die Augen des Angesprochenen erweiterten sich dabei zum Umfang und zur Rundung zweier Zehngroschenstücke, und er erwiderte, sichtlich bejahend, mit einer seinen Körper in der Mitte rechtwinklig zusammenlegenden Verbeugung. Doch kam kein Laut von seinem Munde; er war eines großen Ereignisses, einer ihm vorbehaltenen weltgeschichtlichen Aufgabe gewärtig gewesen, und er war bereit.

Der Brief Ljuba Hortleder's schien es Hermann Greifenhain wünschenswert zu machen, gleichfalls mit Hanne-Soffe und Christoph Dissenkop noch eine Rücksprache zu nehmen, denn er wandte sich an die wohlgeschützte Stelle zurück, wo er die beiden noch in der nämlichen dankbaren Beschäftigung vorfand, bei der er sie zuvor angetroffen. Nun gaben sie dieselbe jedoch auf, da Franziska Langenfeld ebenfalls mit folgte; dagegen hörten die Tochter Peter Sötebier's und Stoffel mit ganz ausnehmendem, auf's lebhafteste sich in allen ihren Zügen kundgebendem Interesse den ihnen von Hermann Greifenhain gemachten Mitteilungen zu, während Franziska denselben anfangs mit einem Ausdruck verdutzter Überraschung, dann mit bedenklicher Miene, doch schließlich Einverständnis nickend ihr Ohr lieh.

Der Bankier Kasimir Hortleder und der Staatsanwalt Freiherr von Landschade verspürten gleichfalls keine Neigung mehr, sich in die nach ihrer Voraussetzung jedenfalls sehr fragwürdigen Betten des Dreiangels zu verfügen, sondern mit möglichster Schnelligkeit dem Zweck, der sie hierhergeführt, nachzugehen. Sie wurden darin durch Franziska Langenfeld bestärkt, welche sich mit der Nachricht bei ihnen einstellte, sie hoffe in wenigen Stunden zu erfahren, wohin Ljuba für die Nacht verschwunden sei, und dieselbe zur Rückkunft in den Dreiangel zu veranlassen, so daß alsdann die Abfahrt mit ihr baldigst wieder ins Werk gesetzt werden könne. Zugleich erbot sich Franziska liebenswürdig, mit eigenen Händen, soweit es die ländlichen Umstände verstatteten, ein genießbares Frühstück für die beiden Herren herzurichten, und diese begaben sich, von der Aussicht auf die baldige Abreisemöglichkeit etwas an ihrer nüchternen Mißlaune verringert, in die Herrensaststube hinein.

* * *

Da Hermann Greifenhain und Christoph Offenkop in der Nacht nicht geschlafen hatten, so lag eigentlich nichts Unnatürliches darin, daß es auch Ujuba Hortleder in ihrer ungewohnten Kammer nicht gelungen war, die Augen für längere Andauer zuzumachen und daß der Mond an ihr einen gleicherweise botmäßigfolgsamen Gegenstand für seinen nächtlichen Spaßbetrieb mit liebebehafteten Menschenkindern gefunden hatte. Das heißt, es enthielt nicht gerade ein Verdienst von ihr, nicht schlafen zu können; daß aber der Pastor Wolfgang Schaffenrath dies ebenfalls nicht konnte, stand ihm billiger Weise als etwas Besonderes anzurechnen, da der Herzschlag sich durch Gewöhnung eines halben Jahrhunderts doch allmählich dem Unterthanenverhältnis zum Monde — leider — ziemlich zu entfremden pflegt. Außerdem bildete der Pfarrer von Altenhagen, was immer der nächste Tag zur Ausführung bringen mochte, unter allen Umständen keine Haupt- sondern nur eine Nebenperson der Handlung, die lediglich zu nützlicher Mitwirkung, doch keineswegs zu eigenem Gewinnanteil bei dem Ausgang berufen sein konnte. Aber das Herz Wolfgang Schaffenrath's hatte sich trotz seiner fünfzigjährigen Thätigkeit doch ein Weilchen mit einer gewissen traumhaft-freudigen Hingabe in die Rolle eines zeitweiligen Stellvertreters desjenigen hineingelebt gehabt, von dem er fühlte, daß derselbe als der wirkliche Held oder „Liebhaber“ — wie die Bühnensprache sich ausdrückt — des Stückes ein- und auftreten müsse. Nun war dies letztere geschehen und der Pastor wieder an seinen Platz als einfacher Mitförderer der Hauptaktion zu erfreulichem Schluß gerückt, doch auch diese Nebenrolle erhielt ihm die Brust noch mit so lebendiger Anteilnahme an dem glücklichen Verlauf des Liebeschauspiels vor seinen Augen erfüllt, daß sein Kopf gleichfalls die Nacht hindurch nicht zur Schlafruhe gekommen war, sondern unablässig sich an der Ausfindung eines Mittels zur Lösung des Knotens fortbemüht hatte. Und so fand Ujuba Hortleder ihn, als das Mondlicht sie wieder aus ihrer Kammer herabtrieb, noch drunten hin und her wandernd, seine Meerschampauffeife rauchend und nachsinnend, in der Stube, jedoch zu einem Ergebnis vorgeschritten, das in ihm zur Reise und zum Entschluß gediehen war. Ujuba erschrak zwar anfänglich etwas bei der Eröffnung desselben, doch ward nun auch Katharina Hollerbusch geweckt und zur Beratschlagung herbeigezogen. Sie bekundete durch Reiben ihrer Augen, daß sie allein wirklich geschlafen habe, wie man es ihr nach der vorausgegangenen abendlichen Aufregung wohl vergönnen durfte. Aber sie faßte ungeachtet dessen mit schnell bereitem weiblichem Verständnis auf, daß aus dem ihr zur Begutachtung mitgetheilten Vorhaben die beste Aussicht auf baldige Erfüllung ihres unausgesprochenen Wunsches in bezug auf die Andauer des jungen Besuches im Pfarrhause entspringe. So stimmte sie dem Entwurf ihres „lieben Wolfgang“ vollständig zu, obwohl derselbe vielleicht bei genauerer Betrachtung ein wenig mit den Obliegenheiten des geistlichen Amtes in Kollision geriet — Katharina erklärte sich in gleichem zur Übernahme der ihr zufallenden Beteiligung an der Handlung auf's willigste bereit — und infolge des nunmehr allseitig gefaßten Beschlusses schrieb Ujuba Hortleder eilfertig, freilich mit etwas vor Aufregung zitternder Hand, den Brief, welchen Hermann

Greifenhain nicht, wie gedacht, in Poppenrode, sondern durch die nützliche Vermittlung Klas Schleesack's bereits im Dreiangel erhielt.

So waren mit dem Anbruch des Tages alle Rollen eines beabsichtigten absonderlichen Stückes oder vielmehr der Schlußzene desselben ausgeteilt, soweit sich eine Kostümierung dazu erforderlich machte, auch diese besorgt, und die Darstellung nahm ihren Beginn damit, daß ungefähr um die siebente Frühstunde der Pastor Wolfgang Schaffenrath in Begleitung von Katharina Hollerbusch auf dem breiten Sandweg von Altenhagen zum Dreiangel daher gewandert kam. Er hatte von dem nächtlichen Vorfall hier Kunde erhalten und wollte sich mit eigenen Augen überzeugen, ob wirklich eine derartige, in dieser Gegend noch niemals erhörte Ausschreitung stattgefunden habe. Davon überzeugte er sich nun in der That, stellte sich in der Herrengaststube dem Bankier Kasimir Hortleder und dem Staatsanwalt Freiherrn von Landschade vor — obwohl dies kaum nötig fiel, denn der Summar, den er angelegt, „weil ihn eine Amtshandlung noch nach Poppenrode berief,“ kennzeichnete sofort seinen Stand — und erging sich mit den beiden Herren, sowie mit dem gleichfalls anwesenden Professor Schabacker und Fräulein Nikasia Rosenbach in einem Gespräch über die mancherlei Abnormitäten, welche dieses aus der Bahn der Ordnung gelenkte Jahr 1848 mit sich gebracht und wohl auch des weiteren noch mit sich führen werde. Dann trat einmal Franziska Langenfeld mit der Benachrichtigung ein, man beabsichtige jetzt, die gebundenen Strolche auf einige Leiterwagen zu verladen und unter sicherer Obhut nach der Amtsstadt davonzuschaffen. Es erregte begreiflich ein Interesse aller, welche von den nächtlichen Einbrechern derartig in Schreck versetzt worden, die Übelthäter sich noch einmal bei ihrem Abzug im Tageslicht zu betrachten, und sämtliche Insassen der Herrenstube folgten Franziska Langenfeld auf die Heerstraße hinaus. Auch andre Zuschauer hatten sich hier noch eingefunden, unter ihnen Hamme-Soffe und Christoph Ossenkop, und als Massentruppen rückten gerade aus allen drei Wegrichtungen die Triarier und Tritikarierinnen von Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen zur Einnahme ihrer vormittägigen Geistesnahrung heran. Doch wurden sie durch eine abwehrend hoch in die Luft aufgestreckte Hand Daniel Alfilas' in respektwürdige Ferne zurückgestaut und drängten sich mit begierig vorgerichteten Gesichtern zu einem dichten Bogenhalbkreis umher.

Die Sonne sah lachend von wolkenlosem Himmel herunter, als ob es nie Gewitterwolken an diesem gegeben; nur wie ein blaßes Flöckchen stand der Mond westwärts im Blau, wie wenn er befriedigt das Seinige gethan und das Weitere nun vertrauensvoll seiner über mächtigere Mittel verfügenden goldenen Erzeugerin anheimgebe; ungefähr als habe er die Schalksrolle des Amor auf sich genommen gehabt und weise ihr nun die der Venus zu. Vor der Thür der Schulstube standen die beiden Leiterwagen angespannt, doch ließ sich noch nichts von der Abführung der Gefangenen erblicken.

Das bildete die Beleuchtung und die szenische Einrichtung der Bühne, die als Hintergrund der Dreiangel abschloß. Auf ihr bewegten sich die heranschreitenden Gäste des letzteren, während Wolfgang Schaffenrath ein wenig nach

seitwärts ausbog, so daß er von jenen durch einen freien Zwischenraum abgetrennt wurde. Nur näherten sich ihm von links und rechts jetzt Daniel Ulfilas und Katharina Hollerbusch heran und hielten sich gleichmäßig wie ein paar etwas nach hinten zurückgezogene Flügel auf einige Fußlängen Entfernung an seiner Seite.

So nahm sich die augenblickliche Aufstellung der Personen auf der Bühne aus, und mutmaßlich kam in diesem Moment Franziska Langenfeld einer von ihr übernommenen Aufgabe, die Regie zu führen, nach. Denn gleichzeitig mit einer Armbewegung, vermitteltst welcher sie ihr Taschentuch an die Nase emporhob, traten hurtig um die Hausecke her, Hand in Hand, ein junger Mann und ein in bäuerliche Tracht gekleidetes Mädchen mit schleierverhülltem Kopf, schritten blitzgeschwind auf Wolfgang Schaffenrath zu, bogen ein Knie vor diesem zu Boden und sprachen laut-vernehmlich zugleich, wie aus einem Munde:

„Herr Pastor, wir erklären vor Ihnen, als dem Amtswalter der Kirche, und vor diesen beiden Zeugen, daß wir, — Doktor Hermann Greifenhain — Ljuba Hortleder — hiermit einen nach ältester kirchlicher Satzung rechtsgültigen Ehebund eingehen und unzertrennlich abgeschlossen haben.“

„Wie?“ äußerte sich jetzt der Pastor von Altenhagen, mit einer Miene des Erstaunens einen Schritt zurücktretend. „Das ist eine Überraschung!“

„Ich habe es als Zeuge gehört,“ sagte Daniel Ulfilas mit der bebenden Stimme tiefsten, erschütternden Ernstes, und Katharina Hollerbusch sprach das Nämliche.

Doch nun rief der Bankier Kasimir Hortleder, der sich von seiner ersten sekundenkurzen Sprachlosigkeit erholte: „Dummes Zeug! Ein kostbarer Tollhäuslereinfall! Komm hierher, Ljuba, wir fahren ab.“ Und der Staatsanwalt von Landschade flocht mit dünnlippigem Stimmton die Bemerkung an: „Eine ganz sinnlose Komödie, wertester Herr; ehegesetzlich ohne jegliche Bedeutung, wie ich Ihnen als Rechtskundiger zu Ihrer väterlichen Beruhigung versichern kann.“

Mit stummen Augen einer weltgeschichtlichen Spannung blickte Daniel Ulfilas atemanhaltend zu den beiden Sprechern hinüber, während Wolfgang Schaffenrath nun an diese herantrat und ein wenig zögernd vorbrachte:

„Das junge Paar hat mich allerdings überrascht — sonst hätte ich — aber wie es nunmehr geschehen ist, muß ich zugeben, daß ihre Erklärung vor mir und den beiden angerufenen Zeugen in der That nach den Bestimmungen der christlichen Kirche wohl eine Rechtsgültigkeit in sich trägt.“

„Bah, dummes Zeug, — excusez, Herr Pastor!“ fiel der Bankier ein. „Hat mir aber Spaß gemacht! War nicht übel ausgedacht.“ Und der Staatsanwalt von Landschade ergänzte abermals, doch diesmal in schärfer juristischem, den Verdacht des dolus bei dem Angeklagten oder vielmehr Angeredeten nicht völlig unterdrückendem Tone: „Daß eine solche *declaratio consensus coram paroko et testibus* in allen deutschen Ländern mit lutherischer Kirchenverfassung durch das *jus reformandi* des Staates aufgehoben und außer aller Rechtswirksamkeit gesetzt ist, dürfte Ihrer Kenntnis, Herr Pastor, doch eigentlich, der Verpflichtung Ihres Amtes gemäß, kaum entgangen sein.“

Das traf in der That nicht gerade das Unrichtige, und der Pfarrer wußte darauf nicht viel mehr zu erwidern, als daß er mit einigen umhersuchenden Redewendungen die Ungewöhnlichkeit des Jahres und die Unsicherheit der allgemeinen Zustände hervorhob, daß man nicht wissen könne, ob nicht binnen kurzem alte Einrichtungen und Rechte wieder an die Stelle der gegenwärtigen gelangen möchten. Darüber beruhigte ihn indes der Bankier mit den Worten: „Nun, das, denke ich, wollen wir erst einmal abwarten, Herr Pastor, und uns einstweilen ohne solche Sorge mit meiner Tochter auf die Abfahrt machen.“

„Bedenken Sie denn nicht,“ wandte Wolfgang Schaffenrath, fast etwas mit der Zunge stammelnd, ein, „daß Sie dadurch die schwere Verantwortung auf sich laden, die Liebe zweier junger Menschenherzen zu zertrennen, Herr Hortleder?“

Allein auch von diesem Bedenken legte das Gesicht des letzteren nichts an Tag, und ratlos wanderte der Blick des Pastors wie nach irgend einem zur Hilfe herbeizuholenden Beistande umher. Er wiederholte nur mechanisch mit dem Munde noch: „Herr Hortleder —“

Doch gleichzeitig blieb sein Auge auf einem der umherbefindlichen Zuschauer gesichter haften und zwar auf demjenigen Christoph Ossenkop's, und plötzlich ging es gleich einem köstlichen, sanft lächelnden Lichte zwischen den Lidern Wolfgang Schaffenrath's auf. Er fuhr fort: „Würden Sie mir vielleicht vergönnen, noch ein paar der Worte ohne die Anwesenheit dieser corona mit Ihnen auszuwechseln?“ und zugleich nahm er den Arm des verwunderten Bankiers, diesen einige Duzend Schritte auf der Heerstraße mit sich davonführend. So gelangten sie aus der Hörweite der Zurückbleibenden, und der Pastor äußerte nun in fragender Art:

„Ich irre mich nicht in Ihrem werten Namen? Herr Hortleder?“

„Kasimir Hortleder,“ bestätigte dieser. „Warum?“

„Es kommt mir in Erinnerung, daß ich denselben schon vernommen habe. Kasimir fügten Sie hinzu? Auch dessen entsinne ich mich als eines nicht besonders bei uns bräuchlichen Vornamens. Ich hörte ihn — es mögen etwa zwanzig Jahre oder einiges mehr darüber vergangen sein — ein junges Mägdlein war etwa um dieselbige Zeit von der Stadt Berlin in meine Pfarre nach dem Dorfe Helbertshusen gelangt. Es erschien von besonders wohlgebildeten Zügen und Gestalt und hieß, wenn mich das Gedächtnis nicht heirrt, Margareta Ossenkop, ein Name, der mir auch wohl durch seine nicht oftmalige Vorkommnis in der Erinnerung verblieben.“

„Wie? Was — weshalb?“ — erwiderte der Bankier Kasimir Hortleder.

„Eigentlich war sie nicht ein Mädchen zu benennen, obwohl man sie auch nicht als im Stande einer Frau befindlich bezeichnen konnte,“ fuhr Wolfgang Schaffenrath gleichmäßigen Tones fort, „denn sie hinterließ ein Knäblein, dessen Geburt sie nicht lange darauf mit ihrem eigenen Abscheiden aus unsrer Zeitlichkeit entgelten mußte. Des Waisenkindchens mußte die Gemeinde sich annehmen, da es keinen Vater besaß oder vielmehr die Margareta Ossenkop nicht von einem

solchen redete. Erst auf ihrem Sterbebette machte sie denselben namhaft — so zu sagen in fidei pastoralis — doch ich weiß, daß ich in anbetracht möglicher Vorkommnisse des Lebens, als ich nachhause zurückkehrte, es als meine Pflicht erachtete, den Namen mit dem Vermerk aufzuzeichnen, daß ich ihn aus dem Munde der Abgeschiedenen vernommen, und die Richtigkeit dieser Niederschrift durch den Beidruck des Kirchenriegels zu beglaubigen.“

„So — ja — sehr interessant,“ räusperte sich Kasimir Hortleder, aus augenscheinlicher Anteilnahme an der Erzählung die Weiterpromenade auf der Heerstraße noch fortsetzend. „Solche Fälle ereignen sich ja — leider — zuweilen. Und der — Sie sagten, der — Knabe —“

„Nun ja, wo Menschen sich befinden, kann es wohl geschehen, daß sich menschliches zuträgt, denn sie haben nach solcher Richtung von der Natur die Veranlagung zur Mitleidigkeit erhalten,“ bestätigte Wolfgang Schaffenrath, mit sanfter Gelassenheit sich jedes abfälligen Urteils über derartige irdische Unvollkommenheit enthaltend. „Der Knabe, welcher nach seiner Mutter Christoph Dffenkop benannt worden, ist zum Glücke wohlgediehen und von der Gemeinde gegenwärtig mit dem Amte ihres Herdenmasters betraut. Wie ich gesehen, befindet er sich drüben mit vor dem Dreiangel und läßt sich durch eine feinere Gesichtsbildung sogleich leichtlich von den übrigen Söhnen der dörflichen Bevölkerung vorteilhaft unterscheiden. Ja, es will mich bedünken, wie es mir jetzt erst in die Erkenntnis gelangt, daß man bei physiognomischer Betrachtung seiner Züge unschwer eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihnen —“

„Wirklich eine — eine höchst lächerliche — ich meine, sehr unterhaltende Geschichte,“ fiel Kasimir Hortleder ein, sich unwillkürlich umdrehend und nach der Ansammlung von Köpfen zurückblickend, unter denen sich Toffel ohne jegliche Ahnung befand, daß er der Gegenstand einer so interessanten Unterhaltung sein könne. Er stand, wie alle vor dem Dreiangel Zurückverbliebenen, gespannt wartend, welchen Abschluß die auf dieser Naturbühne inszenierte eigentümliche Morgenaufführung nehmen werde. Die Gesichter besagten, daß ihnen die Prognose jedenfalls als eine sehr ungünstige erscheine; in den Mienen der beiden Hauptpersonen der Handlung sprach sich entschiedenste Niedergeschlagenheit, wenn nicht Hoffnungslosigkeit aus, und nur der Freiherr von Landschade sah mit der Gemütsruhe des Staatsanwalts, welcher auf Grund der einschlägigen Paragraphen die Urteilsfällung im voraus kennt, der richterlichen Entscheidung entgegen.

Da kehrten die beiden Lustwandler auf der Heerstraße, gewissermaßen wie ein Richterkollegium, das sich zur Beratung entfernt gehabt, zurück; der Pastor Wolfgang Schaffenrath mit ruhig-freundlich gelassenem Ausdruck, während die schon recht warme Morgensonne dem Bankier Kasimir Hortleder einige helle Tropfen auf die Stirn gelockt hatte. Er trat, beim Herankommen seinen Blick kurz nach dem Standplatz Christoph Dffenkop's hinüberechtend, auf seine Tochter zu und sagte:

„Liebe Ljuba - Sie wissen, lieber Herr Doktor, daß ich Sie immer mit großem Vergnügen und mit Hochachtung vor Ihren trefflichen Eigenschaften in meinem Hause begrüßt habe — es wird mir höchst angenehm sein, Sie durch meine Tochter wieder in dasselbe zurückgeführt zu sehen. Ich habe mich doch überzeugt, lieber Herr Staatsanwalt, daß die Erklärung der beiden jungen Leute in einer von der Kirche als rechtsgültig betrachteten Form stattgefunden hat, nicht anzufechten ist, und daß mir deshalb als Vater nichts übrig bleibt, als nachträglich meine Einwilligung zu erteilen.“

„Was erteilen Sie?“ stieß der Staatsanwalt von Landschade aus weitgeöffnetem Munde hervor, und von der augenblicklichen Beleuchtung offenbar in eine merkwürdige, etwas grünliche Färbung getaucht. „Ich glaube, Herr Bankier, Sie sind —“

Wes Glaubens er in bezug auf den letzteren sei, behielt er entweder hinter den Zähnen zurück, oder es verschwand unter dem Dankesausruf, mit dem Ljuba die Hand Hortleder's ergriff und noch fast sprachunfähig vor Überraschung ausstieß:

„Verzeih' mir, lieber Vater — wenn ich an dir zweifelte — und deshalb —“

„Ja, das thatest du mit Unrecht, mein liebes Kind; du weißt, daß mein Leben nicht andern Zweck und Inhalt mehr besitzt, als für dein Glück bedacht zu sein,“ fiel Kasimir Hortleder ein, seine Kühlung unter einem Kuß auf die Stirn seiner Tochter verbergend.

„Toll!“ brachte der Staatsanwalt jetzt halb verständlich heraus. Und er fügte ebenfalls unverblümt nach: „Glauben Sie, daß Ihnen eine solche Verbindung Ihrer Tochter und die Beleidigung, die Sie mir dadurch zufügen, zum Vorteil gereichen wird?“

„Nun“, antwortete statt des Bankiers Wolfgang Schaffenrath, „es kommt immer darauf an, dem Wichtigsten im Leben nachzutrachten und sich um das Nebensächliche dabei möglichst wenig zu bekümmern.“

Ljuba hatte sich jetzt soweit von ihrem Staunen erholt, daß sie auf Franziska Langensfeld zutrat und sagte:

„Liebe Franziska — du mußt mir auch verzeihen —“

„Was sollte ich dir?“ —

„Daß ich — als ich dich, gestern schon, zuerst sah — nicht glaubte, du kämst hierher, um mir behilflich zu sein —“

„Wozu denn? Ich dachte gleich nach deinem Briefe, du würdest dich nicht völlig allein hier aufhalten, und dann hatte ich immer gedacht, du und der Herr Doktor Greifenhain, ihr seid von der Natur für einander geschaffen, und euch auf den rechten Weg zu verhelfen, eine Aufgabe für meine Freundschaft. Wenn du etwas Andres geglaubt, war es schlecht — von dir.“ Und Franziska Langensfeld beendete den letzten Vorwurf und verbarg eine Röte, mit der die Blutsorte Nr. 1 ihre Kollegin Nr. 2 ihr ins Gesicht trieb, indem sie Ljuba Hortleder glückwünschend um den Hals fiel und sie gleichfalls küßte.

Die übrigen Zuschauer umher hatten dem unerwarteten Ausgang des Stückes mit mehr oder minder lebhaft sich kundgebender Teilnahme beigewohnt, in dem philosophisch-gereiften Kopfe Hanne-Soffes war jedoch augenscheinlich dadurch außerdem noch ein besonderer Gedanke zur Welt gediehen. Denn sie tuschelte gegenwärtig rasch dem neben ihr stehenden Christoph Offenkop ins Ohr, und danach schritten beide plötzlich vor, knieten vor dem Pastor Wolfgang Schaffensrath hin und sprachen:

„Wir erklären auch, daß wir hiermit ebenso einen rechtsgültigen Ehebund eingehen und unzertrennlich abgeschlossen haben.“

Das machte der klugen und hurtigen Entschlossenheit Hanne-Soffes, eine glückliche Gelegenheit beim Stirnschopf zu fassen, alle Ehre, nur befand sie sich in einem kleinen Irrtum über die Hilfsmittel, welche dem vorherigen jungen Paare bei seiner Erklärung zur Seite gestanden, und gab sich der verzeihlichen Täuschung hin, es sei mit dieser nämlichen Willenskundgabe alles in Richtigkeit gebracht. Doch zeigte sich ihr darin die philosophische Auffassung Peter Sötebier's überlegen, denn trotz seiner ersten ungläubigen Überraschung trat er alsbald hinzu, streckte einfach die Hand nach dem Arm seiner Tochter und äußerte, sie vom Boden aufziehend: „Den Schafsmaster ohne Kling und Klang im Beutel wollt'st du mir in den Dreiangel schaffen? Bist verdreht im Kopf; komm herein, ich werd' ihn dir zurechtsetzen.“

Vom Munde Daniel Alfilas' war ein dumpfstarrer Ausruf: „Johanna Sophia!“ entflohen; der Pastor von Altenhagen dagegen blickte mit bedauerlichem Wohlgefallen aus seiner ebenfalls naturgemäßen Überraschung auf die beiden Deklaranten und sprach: „Mich bedünkt, als sei dieses junge Paar wohl zu einer Lebensgemeinschaft erschaffen; Sie sollten das doch noch reiflicher in Erwägung ziehen, lieber Sötebier.“ Und sich mit einem sanften Lächeln gegen den Bankier Kasimir Hortleder wendend, fügte er nach: „Wie er sich meinen Augen darstellt, ein ungewöhnlich hübscher und, wie ich weiß, auch braver, junger Mann, von dem man wohl begreift, daß sich die Liebe eines artigen Mädchens ihm zuwendet und dem man die Erfüllung ihres beiderseitigen Wunsches vergönnen möchte.“

„In der That,“ erwiderte der zuletzt Angesprochene, ein bißchen mit der Zungenspitze anstoßend, „in der That, wie Sie sagen, Herr Pastor, ein junger Mann von sehr einnehmender Erscheinung — mich deucht auch, es liegt etwas Feines in seinen Zügen — und nur um seines mangelnden Besitztums willen, mein lieber Dreiangelwirt, sind Sie nicht mit seiner Bewerbung um Ihre Tochter einverstanden? Dem ließe sich ja vielleicht abhelfen — ich bin Ihrem Hause sehr verpflichtet, daß es derartig zu dem Glücke meiner Tochter beigetragen hat — und es scheint mir wie eine Bestimmung, daß gleichzeitig mit ihr dies junge Paar den Wunsch seiner Vereinigung kundgegeben. So berührt es mich fast, als ob der Himmel mir einen Wink erteilte, eine Schuld abzutragen — mit einem Kapital von zehntausend Thalern würdest du wohl in die Lage versetzt sein, dir einen eigenen Hausstand zu begründen, mein Sohn. Die bitte ich dich

als ein Zeichen meiner Dankbarkeit für dasjenige, was ich hier erlebt habe, entgegenzunehmen — auch meines Wohlgefallens an dir — ich werde dir die Anweisung darauf sogleich ausstellen. Ich bitte — keinen derartigen Dank — es befriedigt mich selbst am meisten.“

Christoph Dffenkop hatte in sprachlos stauender Glücksverstummung die Hand des freigebigen Bankiers ergriffen, während Peter Sötebier, allerdings gleichfalls noch etwas an der Richtigkeit seines Gehörs zweifelnd, doch mit einem raschen, praktischen Überschlag ausrief: „Zehntausend Thaler — wenn Toffel die hat, dafür kann er die Hanne-Soffe samt dem ganzen Dreiangel kriegen.“ Wolfgang Schaffenrath streckte die Hand nach der nicht von Christoph Dffenkop gehaltenen Hortleder's aus: „Lassen Sie auch mich Ihnen für diese wahrhaft väterliche Fürsorge danken, mit der Sie das Lebensglück des meiner Gemeinde angehörigen jungen Paares gesichert haben.“ Abseits aber murmelte Daniel Wilfas, von seiner innersten Erfassung des eben Geschehenen im Moment über seine herbe, menschliche Enttäuschung durch Johanna Sophia hinausgehoben: „Die Belohnung eines Königs für die Dienste, welche das Weltgeschick einem Schafhirten seinem Hause zu leisten verstattete.“

Bis hierher hatte Fräulein Nikasia Rosenbach als stumme Zuschauerin der wechselnden Vorgänge gestanden. Nun aber blitzte in ihrem Innern ein jähes Licht des Verständnisses für die gewichtige Bedeutung des Augenblicks auch bezüglich ihrer eigenen Lebenszukunft auf. Sie faßte schnell und sicher die Hand Anton Schabacker's, zog ihn willenlos mit sich auf den Pastor von Altenhagen zu und sagte so lautstimmig, als sie vermochte:

„Ich erkläre vor allen Anwesenden diesen für meinen rechtsgültig und unlöslich mit mir verbundenen Ehemann!“

Das entsprang der gewiß richtigen Voraussetzung Nikasias, daß man zur Sicherstellung eines so heiligen und verdienstlichen Standes, wie derjenige der Ehe ihn bietet, nichts in Kräften Stehendes unterlassen solle. So sehr aber der Pastor Wolfgang Schaffenrath sich im allgemeinen die Förderung desselben angelegen sein ließ, schien er sich in diesem Falle doch nicht so von der Ersprießlichkeit seines Mitwirkens überzeugt zu halten, um der etwas veralteten und außerdem ein bißchen einseitig abgegebene „Erklärung der Vereinigung vor dem Pfarrer und Zeugen“ nochmals zu ihrem früheren Ansehen zu verhelfen. Sondern er bemerkte höflich mit einem Lächeln gegen die vorsorgliche Braut, daß die von ihr gewählte Form nicht der kirchlichen Vorschrift entspreche und sie in ihrem Interesse unter allen Umständen am ratsamsten handeln werde, unter Innehaltung aller gesetzlichen Anforderungen am zuständigen Orte die Gültigkeit des von ihr angestrebten Ehebündnisses sichern zu lassen. Dieser bedachtsamen Anschauung pflichtete mit einer kühn sich hervorstreckenden Lippenanstrengung auch Anton Schabacker bei, indem er stotternd der Befürchtung Worte lieh: „Ja — liebe Nikasia — wenn unsre Ehe nachher nicht die rechtliche Gültigkeit besäße — es wäre — schrecklich.“ — Wofür es schrecklich sein würde, geriet ihm im Augenblick noch nicht klar in die Vorstellung; er suchte danach umher, fand jedoch in

der Hast seines Bedenkens nichts Andres, als den Satz durch die Schlußbeifügung: „Für unsre Kinder,“ zu vervollständigen. „Aber Anton!“ brachte Nikasia Rosenbach in einem Gemisch errötender bräutlicher Verwirrung und sich bei ihr einstellender eigener richtiger Bemessung der Sachlage hervor: „Aber, Anton, vor diesen jungen —!“ Und in der Erkenntnis des zur Zeit zweckdienlichst Einschlägigen setzte sie hinzu: „Wir haben für alle Fälle in Gegenwart dieser Zeugen die bindende Erklärung unsrer unzertrennlichen Zusammengehörigkeit abgegeben,“ und zum weiteren öffentlichen Zeugnis dafür ergriff sie als einen rechtlich ihr zugefallenen Besitz den Arm Anton Schabacker's mit unverkennbarer Entschlußstärke des Willens, sich desselben bis zur Erfüllung der gesetzlichen Formalitäten am zuständigen Orte unter keinen Umständen mehr zu entäußern.

Nicht ohne einen Anflug humoristischen Tones aber sagte jetzt Wolfgang Schaffenrath umherblickend:

„Ist vielleicht sonst noch jemand hier anwesend, welcher den gegenwärtigen Zeitpunkt zur Vorbringung eines ehelichen Anliegens benutzen möchte?“

Da indes auf diese nicht ganz unbegründet zu nennende Vorfrage niemand mehr das Wort nahm, so behielt der letzte Sprecher es noch fort, indem er sich gewissermaßen aus einem bisherigen passiven Zustand in einen aktiven versetzte. Das heißt, er war seit einem halben Stündchen mehrfach, sei es scheinbar oder wirklich, überrascht worden und fand gegenwärtig eine befriedigende Genugthuung darin, nun auch einmal seinerseits zu überraschen. Und zwar vollbrachte er dies in der Weise, daß er die Hand seiner alten Hausgenossin Katharina Hollerbusch faßte und mit freudig gehobener Stimme dazu sprach:

„So will auch ich diese schöne Morgenstunde nicht vorüberentschwinden lassen, ohne den hier anwesenden Zugehörigen unsrer Gemeinde die Mitteilung zu machen, daß meine liebe Braut Katharina und ich, nachdem wir bald dreißig Jahre im Stande des Verlöbnißes miteinander verbracht, erachtet haben, nunmehr durch die Zeit in die Umstände versetzt worden zu sein, um unsern Brautstand durch die Abschließung unsres Ehebundes zu beendigen. Und so gedenken wir denn, die Verkündigung bereits am nächsten Sonntag von der Kanzel ausgehen zu lassen.“

Wolfgang Schaffenrath hatte diese Kundgabe, als er von „den Umständen, in die sie nunmehr durch die Zeit versetzt worden,“ gesprochen, doch nicht ohne hörbare, innerliche, tiefe Bewegung hervorzubringen vermocht. Katharina Hollerbusch aber stand, ihrer Sinne und ihrer Körperkräfte nicht recht mächtig, hielt sich zur Stütze der letzteren ein wenig schwankend an dem Arm ihres alten Lebensgefährten und war außer stande, etwas Weiteres zu denken und zu sagen, als: „O lieber Wolfgang — ich danke dir, lieber Wolfgang —“

„Nein, meine liebe Käthe — ich danke dir, daß du so getreulich mit mir gewartet hast — bis — bis unsre Verhältnisse es erlaubten,“ antwortete Wolfgang Schaffenrath, und er legte sein Gesicht einen Augenblick auf das grau ge-

wordene Haar seiner nun bald zukünftigen Frau, um zu verbergen, daß ihm eine Thräne von der Wimper herunterfiel.

Da beförderten die handfesten Dörfler die Strolche aus der Schulstube zu den harrenden Leiterwagen heraus, nach Gebühr als Vordersten ihren Anführer Klas Schleesack, der aus ziemlich vorquellenden Rümmelaugen stierend, vor sich hin brummte: „Nu wird's Zeit — ins Loch, sagen sie — Brot und Wasser, sagen sie — man nicht bammeln, sag' ich, Schleesack.“ Ujuba Hortleder war zu Hanne-Soffe getreten, umarmte und küßte diese dankbar und sagte schelmisch-glücklich lächelnd: „Das Kleid muß ich noch für ein Weilchen weiter bis Berlin leihen, denn ich fürchte, wenn ich das wieder anzöge, in dem ich hierhergekommen, daß ich von Mademoiselle dafür ein Strafpensum diktiert bekäme.“

Sie reichte auch Toffel freundschaftlich die Hand: „Leb' wohl und hab' Dank, Christoph — ich spreche noch zu dir, wie ich's in der Dämmerung auf der Heide gethan, Hanne-Soffe wird's wohl erlauben —“

„Sie wird auch erlauben, mein Kind,“ ergänzte jetzt der neben seiner Tochter stehende Bankier Kasimir Hortleder, „daß du mit einem freundlichen Kuß von deinem jungen Abendgesellschaftler Abschied nimmst, denn wie ich gehört, hat er solchen Dankesbeweis wohl um das Zustandekommen deines Glücks verdient.“

Der Sprecher hatte in der letzten Stunde merkbar etwas seine Natur verändert; auf einen so merkwürdigen Einfall wäre er unfraglich vorher ebensowenig geraten wie auf den Gedanken, einem Heidschnuckenmaster zehntausend Thaler zu schenken, um ihm das Heiraten seiner Liebsten zu ermöglichen. Mit einiger Verwunderung hörte deshalb Ujuba die fremdartig aus dem Munde ihres Vaters klingende Aufforderung, doch in ihr selbst sträubte sich nichts dagegen — auch Hanne-Soffe wandte offenbar nichts ein — und sie legte rasch den Arm um den Hals Christoph Dissenkop's, küßte ihn und sagte: „Mein Vater hat recht, du hast mir geholfen wie ein Bruder; so denk' an mich, als ob ich deine Schwester wäre, und versprich mir, du besuchst mich bald einmal mit deiner Frau in Berlin.“

Bis hierher hatte Daniel Wfilas stumm als alles umfassender und erfassender Augen- und Ohrenzeuge gestanden, doch nun überwältigte ihn der Sturm übermächtig in ihm empordrängender weltgeschichtlicher Empfindung, daß er lauthallend in die köstliche frische Sommerluft rief:

„Der große Sieg ist errungen; sei es meiner Zunge für das schweigende Verdienst, das ich an ihm getragen, vergönnt, ihn dem Ohr der Welt zuerst zu verkünden! Zerschmettert, des Gerichtes harrend, liegen die Mächte des Umsturzes, vereint ruht die Zwietracht der hohen Gegner, und wir rufen: Lang lebe für allbeglückende Zukunft das erhabene junge Paar, dem es vom Schicksal bestimmt war, auf dieser geweihten Stätte der Vergangenheit — darf ich hinzusetzen, nicht ohne meine berufene Mitwirkung — durch menschliche Vereinigung die Wohlfahrt der Mit- und Nachwelt zu begründen!“

Das begriff allerdings die Mehrzahl der Hörer im einzelnen nicht recht, dankte indes für den offenbar im allgemeinen kundgegebenen Glückwunsch, und nur Peter Sötebier's Munde entfloß unwillkürlich die Äußerung: „Der Schulmeister ist ganz toll geworden.“ Doch ward diese respektwidrige Annahme durch den gleichzeitigen Erfolg einer gebieterischen Armaufreckung Daniel Alfilas' dem Gehör entzogen, denn auf dies Zeichen fielen sämtliche im Halbkreis umhergestauten Triarier und Tritikarierinnen mit endlos begeistertem Gebrüll in das „Hoch! Hoch! Hoch!“ ihres Geistesmasters ein.

Ein wenig verlegen bewegte sich nun Kasimir Hortleder auf den Staatsanwalt Freiherrn von Landschade zu und sagte: „Durch die Mitbeteiligung meiner Tochter und meines zukünftigen Schwiegersohnes an unserm Fuhrwerk sind wir jetzt in etwas andre, beengtere Sitzumstände geraten als auf der Heerfahrt. Ich weiß nicht, Herr Staatsanwalt, ob Sie —“

Doch der Angeredete würdigte den Sprecher keiner Erwiderung, sondern rief jetzt mit fröhender, vor Verdrossenheit halb überschnappender Stimme den Wächtern der Gefangenen zu: „Halt! Führt die Kerle wieder zurück! Ich bleibe hier, um noch das erste Verhör mit ihnen anzustellen.“ Dann drehte er sich gegen Daniel Alfilas und fügte hingeworfen nach: „Er ist ja der Dorfschulmeister und kann ja wohl soviel schreiben, daß er im stande ist, ein Protokoll aufzunehmen.“

Das war ein jäher Niedersturz, in gleichem auch wie ein Niedersturz kalten Wassers auf das Haupt des Poppenroder Gelehrten nach dem höchsten Aufflug, den eben zuvor sein Geist in die Erkenntnis- und Erfüllungsbahnen des waltenden Schicksals gewonnen. Aber er fühlte, daß auch hierin noch eine weltgeschichtliche Forderung an ihn herantrete, als Mitwirkender an der Aburteilung der zu Boden gebrochenen Anarchie thätig zu sein. Nur hatte diese Berufung ihn mit einem menschlichen Gedenken seines eigenen Daseins in Zeit und Zukunft zurückversetzt, und an der Tochter Peter Sötebier's vorüberschreitend, sprach er, ihr einen Blick tiefherben Vorwurfs zuwendend: „Sohanna Sophia, Ihr seid die Tochter Eures Vaters!“

„Das will ich hoffen,“ meinte der Dreiangelwirt.

„So hat denn ein Jeglicher seinen Schatz hier gefunden und auch ich den meinigen mir erst zu wirklichem Eigentum heute erworben,“ sagte der Pastor Wolfgang Schaffenrath. „Lasset uns alle ihn denn wohl behüten und uns seiner erfreuen, wie wir es als den Zweck und das Wichtigste dieses irdischen Wandels betrachten dürfen.“

„Ach, Wolfgang,“ seufzte Katharina Hollerbusch ganz leise, „wenn es ein bisschen eher hätte sein können! Es ist wohl schön, daß wir es noch erlebt haben, aber für uns beide doch nicht mehr allzuweit bis zum Rande des Lebens — und dann —“

„Nun ja, nun ja, meine liebe Käthe, das sind Dinge, welche man der Zukunft überlassen muß, und so warten wir hier noch ein wenig miteinander, was nachher sein wird.“

Aus den Worten des Pastors hatte eines das Ohr Daniel Alfilas' getroffen und in diesem das Gedächtnis an etwas in ihm von der gewaltigen Erregung der letzten Stunde Überdrängtes machtvoll aufgeweckt. „Der Schatz —“, murmelte er — „der große Löwe wird in der Nacht zu mir zurückkommen, um mir seinen Fundort zu deuten, und ich halte dafür, daß ich durch den Treubruch Johanna Sophias befugt worden bin, was sich neben der Krone an Kleinodien vorfindet, als den weltgeschichtlichen Lohn eines in der Stille sich bergenden Verdienstes zu betrachten.“

Und seiner nächsten hohen Verpflichtung zur letzten Niederschmetterung der vom Schicksal gerichteten Umsturzaabsichten des Jahres 1848 gehorchend, folgte er dem ingrimig, wie mit Galgen und Rad dreinblickenden Staatsanwalt von Landschade in die Schulstube des Dreiangels nach.



Litterarische Berichte.

Weltmorgen. Ein Gedicht von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart 1891. Verlag von J. G. Cotta.

In den Lorbeerfranz, der des Dichters Schläfe schmückt, hat Graf Schack einen neuen Zweig geflochten mit seinem jüngsten Werke: Weltmorgen. Der Sturm der Jahre hat wohl des Sängers Haar gebleicht; sein Herz aber ist jung geblieben, schlägt noch für die Ideale seiner Jugendzeit, und der Geistesquell, aus dem so viele und herauschende Schönheit geflossen ist, strömt noch in alter Kraft und Fülle. „Weltmorgen!“ ist ein Epos mit großartiger Perspektive und herrlich wie des Dichters Plejaden. Der Held der Dichtung, Egon, ein Johanniterritter, ist hineingestellt in eine der merkwürdigsten Zeitperioden, in die Uebergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit. Verblaßte Ideale sinken, neue steigen empor. Orient und Occident sind im Aufruhr. Ueber ersterem leuchtet hell der Halbmond, und die Fahne des Propheten rauscht siegreich über Meere und Länder dahin, bis sie auch endlich nach heißem Kampfe, den uns der Dichter mit wunderbarer Plastik darstellt, auf der Johanniskirche des eroberten Rhodos flattert. Auch im Occident gehen tiefeingreifende Veränderungen vor sich. Aus den Pergamenten alter Archive blüht der Zauberfrühling der Renaissance empor. In Deutschland kündigt sich die neue Aera in den Donnerworten Luther's an. Aus Spanien zieht Ignacio von Loyola heran und stellt seine Phalanx gegen den neuen Glauben auf. Der Scheiterhaufen flammt, der Nordstahl blitzt. Und während vor den Augen des psuchenden Genuesen aus der Atlantis ein neues

Land auftaucht, von dem märchenhafte Kunde in die alte Welt dringt, gebiert der Himmel dem forschenden Blick stets neue und neue Welten. Alle diese Ereignisse und dann wieder ihre Wirkung auf die Seele Egons und die seiner Zeitgenossen hat Schack mit gewohnter Meisterhaftigkeit dargestellt. Wer Herz und Gemüt wieder einmal an echter Schönheit laben will, der greife zu „Weltmorgen.“ R.

Die häusliche Erziehung in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. G. Stephan, Direktor der Bürgerschule in Neßschau im Sächsl. Voigtlande. Mit einem Vorwort von Dr. Karl Biedermann, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Wiesbaden 1891. Verlag von J. F. Bergmann.

Das Bild von dem Kulturzustande einer Zeit bleibt lückenhaft, so lange wir neben der Kenntnis anderer wichtiger Punkte, die uns durch die Forschung klar geworden sind, das wichtige Kapitel der häuslichen Erziehung und ihres Verhältnisses zur öffentlichen Schule und zum Leben vermissen, da in diesem Zweige das Volksleben besonders deutlich sich zeigt und auf ihm die Anbahnung einer weiteren Entwicklung beruht. Diese Lücke machte sich für uns in Beziehung auf das vorige Jahrhundert gerade deshalb recht fühlbar, weil wir über die Zustände desselben sonst nach allen Seiten hin so eingehend unterrichtet sind und daher um so mehr fragen, ob und inwieweit die eigentümlichen Erscheinungen dieser Zeit, die so maßgebend für weitere Zustände ge-

worden sind, von der häuslichen Erziehung, besonders von der Gestaltung des häuslichen Unterrichts herzuleiten sind. Hierüber empfangen wir nun eine auf gründlichen und umfassenden Studien beruhende Belehrung in dem vorliegenden Buche, welches von der häuslichen Erziehung im allgemeinen, von der körperlichen Erziehung, von der Bildung des Verstandes, des Gemütes und Willens und schließlich von dem Verhältnis zwischen Privat- und Schulerziehung im achtzehnten Jahrhundert handelt. Im allgemeinen machen wir die interessante Wahrnehmung, daß ebenso wie heute auch vor hundert Jahren neben den edelsten und verständigsten Erziehungsmaßregeln die verkehrtesten Grundsätze aufgestellt und erfüllt worden sind, wenn auch natürlich manches, den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend, ganz anders war als in unsern Tagen. Wir hören weiter, wie manche heute als selbstverständlich geltende und längst erfüllte Forderungen damals als schüchtern geäußerte Wünsche auftraten, wie z. B. die Sehnsucht nach Spielplätzen, nach Seminarien für Lehrer u. a. und vernehmen als viel erörterten Hinderungsgrund für die Verheiratung der Mädchen die mangelhafte wissenschaftliche Bildung und das Uebermaß der rein wirtschaftlichen Fertigkeiten, im Gegensatz zu der heut so vielfach angefeindeten und beklagten Ueberbildung und dem Mangel an hausmütterlichen Kenntnissen. Besonders eingehend ist das Kapitel über die Stellung und Bildung der Hauslehrer und der Gouvernanten behandelt, und auch hierin wie in allen andern Punkten lassen sich interessante Vergleiche mit der Gegenwart anstellen. Aus alledem wird der Wert des Buches ersichtlich, aber auch das klar sein, daß dasselbe, eben weil es seine Bedeutung in sich trägt, des empfehlenden Vorworts nicht bedurfte; ein solches fällt bei einem unbedeutenden Werke als *captatio benevolentiae* auf, die unangenehm berührt, und ist völlig überflüssig bei einem guten Buche, wie wir dieses entschieden bezeichnen müssen.

C. S.

Erzherzog Johann v. Oesterreich im Feldzuge von 1809. Mit Benutzung der von ihm hinterlassenen Akten und Aufzeichnungen, amtlichen und Privat-Korrespondenzen, dargestellt von Hans v. Zwiédinek-Südenhorst. Mit drei Planskizzen. Graz 1892. Verlags-Buchhandlung Styria.

Vor einiger Zeit hatten wir Gelegenheit, an diesem Orte dem Buche des Herrn von Kroneß „Tirol 1812—1816“ besonders nachzurühmen, daß es sich auf ein sehr wertvolles Material gründet, insofern es dem Verfasser vergönnt war, die Tagebücher und tagebuchartigen Aufzeichnungen und eingeschalteten Briefsammlungen des Erzherzogs Johann zu benutzen. Da das Buch dem damals noch lebenden Grafen Franz von Meran, dem Sohne

des Erzherzogs, gewidmet war, so durfte geschlossen werden, daß die Anregung dazu von dem pietätvollen Sohne gegeben war, dem es darauf ankam, die vielfach angefochtene und folgenreichen Mißdeutungen ausgefetzt gewesene Verwaltung Tirols in den ersten Restaurationsjahren geklärt und den populären Ruhm seines Vaters wieder hergestellt und befestigt zu wissen. Auffällig war nur das völlige Schweigen über den viel stärkern Vorwurf, welcher der Kriegsführung des Erzherzogs im Feldzug von 1809 gemeinhin gemacht wird und insbesondere über die Nachrede, daß sein verzögertes Erscheinen auf dem Schlachtfelde von Wagram den Verlust der Schlacht herbeigeführt habe. Der von Kroneß ins Auge gefaßte Gegenstand schloß allerdings den Rückblick auf diese Kontroverse aus, aber in seiner Gesamtgeschichte Oesterreichs ist dieser Historiker (IV, 596) doch eher noch geneigt, sich der Beurteilung des Fürsten, den er übrigens ungemein hoch stellt, anzuschließen. Noch härter und abfälliger ist das Urteil Wertheimer's in seiner Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert ausgefallen, und zwar derart, daß der Graf von Meran sich von den Rücksichten zu befreien suchte, die bis dahin einer Preisgebung der Aufzeichnungen und Sammlungen seines Vaters entgegenstanden, und den Verfasser des vorliegenden Buches, der sich durch eine Reihe gut aufgenommener historischer Werke einen Namen gemacht hatte, zu einer umfassenden Darstellung des ganzen Feldzuges und des Anteils, den Erzherzog Johann daran hatte, veranlaßte. Das Buch ist also eine „Rettung“ und von den Tendenzen solcher Werke nicht ganz frei geblieben. Am kräftigsten verteidigt sich der Erzherzog selbst, denn seine Aufzeichnungen, begleitet von beleuchtenden Korrespondenzen, machen den Eindruck der Klarheit, Aufrichtigkeit und sittlichen Würde. Ob aber dennoch damit die auf militärisch-technischer Ansicht beruhenden Vorwürfe aus der Welt gebracht sein werden, ist noch immer zu bezweifeln. Auch der begleitende Umstand, der in den Beurteilungen des Erzherzogs eine Rolle spielt, daß nämlich zwischen ihm und seinen Brüdern, namentlich dem Erzherzog Karl, ein zwar vorübergehendes, aber verhängnisvolles Zerwürfniß geherrscht habe, wird hier widerlegt. Das Anziehendste bilden die eingestreuten Briefstücke, die mit ihrer lebendigen Unmittelbarkeit den furchtbaren Eindruck der für Oesterreich und die ganze europäische Welt so bedeutungsvollen Vorgänge kennzeichnen und die Personen des Kaiserhofes uns menschlich näher bringen. Die von dem Verfasser aber gegebene Darstellung ist klar, gewandt und eindrucksvoll, und mit lebendigem Interesse folgt man den feinen Ausführungen. Ein trauriges Schicksal hat aber den pietätvollen Sohn des Erzherzogs Johann, den Grafen von Meran, diese Reinigung des Ehrenschildes seines Vaters nicht erleben lassen. Der Tod raffte ihn hin, bevor

das Buch in die Oeffentlichkeit treten konnte, das nun so zu einem schönen Denkmal eines feinsinnig gebildeten und edlen Fürsten geworden ist und als Ehrenkranz auf dem Grabe der beiden Habsburger niedergelegt wird. C.

König Oedipus, Trauerspiel des Sophokles, übersetzt von Dr. Rudolf Meyer-Kaemer. Berlin 1891. Verlag von Winkelmann und Söhne.

Daß uns zum vollen Verständnis des Wertes, welchen die Sophokleischen Tragödien für die Alten gehabt haben und die sie auch heute noch für uns haben können, eine genügende Uebersetzung fehlt, ist unleugbar; denn die vorhandenen leiden sämtlich daran, daß sie sich in der Form viel zu eng an den Urtext anschließen und darum eben für uns nichts weiter als eine ziemlich form- und wortgetreue Uebersetzung, nicht aber ein Kunstwerk sind, welches uns die Größe des Originals darstellen könnte. Es ist unbedingt zu fordern, daß, um hier von andern Werken abzusehen, eine Uebersetzung der griechischen Tragödie sich im Ausdruck viel freier bewege und sich viel weniger ängstlich an den Wortlaut des Urtextes anschließe, als es meistens geschieht; vor allem aber ist es notwendig, daß wir in der Form entschieden vom sechsfüßigen jambischen Verse und von der Beibehaltung der antiken Strophenform für die Chorlieder absehen. Was sollen denn solche Uebersetzungen leisten? Sie sollen uns darstellen, wie ein solches Werk auf die Geister der damaligen Zeit gewirkt, wodurch und wie es sie ergriffen und begeistert hat. Wenn dies durch eine dem griechischen Zuhörer geläufige, ihn ansprechende Form geschah, so muß ebendasselbe auch vom deutschen Text verlangt, es muß durchaus das uns Fremde und ungeläufig Klingende vermieden, kurz, es muß die sophokleische Tragödie in dem durch unsre großen Dichter uns anmutig und vertraut gewordenen Bau uns gegeben werden. Wir verlangen daher einerseits den fünfzüßigen jambischen Vers mit teilweise angewendetem Reim, wie er sich besonders bei Schiller so wirkungsvoll zeigt, vor allem aber eine vollständige Umarbeitung der Chorlieder, wofür wir wieder in der „Braut von Messina“ ein vortreffliches Muster haben. Der Verfasser der uns vorliegenden Uebersetzung von „König Oedipus“ scheint diese Notwendigkeit zum Teil ebenfalls gefühlt zu haben, da er die Chorlieder freier gestaltet und in ihnen sich des Reimes bedient hat, aber von dieser Freiheit hat er einen viel zu zaghaften Gebrauch gemacht; denn der Vers- und besonders der Satzbau dieser Lieder ist viel zu wenig deutsch, um uns beim Lesen angenehm zu berühren oder gar zu begeistern. Ist aber wenigstens dieser Versuch anzuerkennen,

so müssen wir die Uebersetzung der Dialoge als vollständig verfehlt bezeichnen und zwar nicht bloß wegen des vorher schon als ungeläufig verworfenen sechsfüßigen jambischen Verses, sondern wegen der geradezu entsetzlichen Struktur dieser Verse selbst. Man muß oft ganze Perioden mehrmals lesen, um überhaupt die einzelnen Sätze und dadurch erst den Sinn zu finden; die Metrik selbst ist geradezu entstellt, denn nicht einige, sondern die überwiegende Mehrzahl der Verse sind kaum als jambisch zu erkennen und sind als solche oft gar nicht lesbar, selbst bei weitgehendster Anwendung der sogenannten schwebenden Betonung. Wer, wenigstens der Form nach, so wenig dichterisch beanlagt ist, daß er solche Verse zu bauen vermag, der darf auf keinen Fall an die Uebersetzung eines Dichterwerkes herantreten, dessen Schönheit er seinem Volke vorführen will. Wer nur eine Seite aufmerksam liest, wird diese allerdings harte Kritik gewiß nicht als ungerecht oder übelwollend bezeichnen, sondern ohne Zweifel zugeben, daß diese Uebersetzung eine verfehlt ist. C. S.

Die Kunst, wie man recht trincken soll nit daß man Tag und Nacht werd voll. Die bieber Vincentii Obsopei: Bonn der Kunst zu trincken | auß dem Latein in vnser Teutsch sprach transferiert | durch Gregorium Wickgramm, Gerichtschreiber zu Colmar. Getruckt zu Freyburg im Breysgaw im Jare 1537. Köln a. Rh. 1891. Verlag von Franz Teubner.

„Und ist zu erbarmen die weil meniglich sich des weins mißpraucht dz niemandts bißher eynliche Kunst und leer dauon hatte beschriben, damit die menschen sich sitlicher und vernunftiger hierin wisten zu halten,“ klagt der wein- und trinkkundige Verfasser des beachtenswerten Büchleins in seiner Vorrede, und wenn er heute der Trinker Reihen musterte, er würde auch jetzt noch über „des weins mißpraucht“ genug Klage führen können. Dürfte es sich aus diesem Grunde schon empfehlen, die Lehre von der Kunst zu trinken zur Lektüre weiteren Kreisen ans Herz zu legen, so werden des „Vincentii Obsopei bieber“ auch den Freunden deutscher Litteratur als eigenartiges Produkt unserer Sprache nicht unwillkommen sein. Daß der Verfasser ein recht vielerfahrener und lebenskluger Mann gewesen ist, beweisen seine wohlgemeinten Ratschläge zumal im ersten der drei Bücher. L.

Mit Bezug auf die Besprechung des Werkes: „Goethe's Tasso und Runo Fischer von Franz Kern“ im Februarheft der Deutschen Revue weisen wir auf die Verteidigung Runo Fischer's in der „Münchener Allg. Zeitung“ hin.

Die Redaktion der Deutschen Revue.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Aus fremden Zungen.** 2. Jahrg. Heft 1/2. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)
- Bibliothek des Humors.** 5. Bd. Juristischer Humor. (Fr. Pfeilstücker, Berlin.)
- Biedermann, Dr. Karl,** Deutsche Volks- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (S. F. Bergmann, Wiesbaden.)
- Binder-Kriegelstein, Karl Freiherr von,** Realismus und Naturalismus in der Dichtung. (Duncker & Humblot, Leipzig.)
- Brücke, Dr. Ernst,** Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder? (Wilh. Braumüller, Wien.)
- Brenning, Emil,** Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. (M. Heinjens Nachf., Bremen.)
- Cerro, E. Del.,** Misteri di Polizia. (Adriano Salani, Firenze.)
- Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst,** herausgegeben von Eugen Wolff. Der Naturalismus v. Veit Valentin. (1. Reihe S. 4.) — Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor v. Alfred Biese. (4. Reihe. S. 5.) — Zola und die Grenzen von Poesie und Wissenschaft von Eugen Wolff. (1. Reihe. S. 6.) (Lipsius & Tischer, Kiel.)
- Deutsche Schriften für nationales Leben,** herausgegeben von Eugen Wolff. — Die Ideale der Sozialdemokratie u. v. G. Glogau. (1. Reihe, S. 5.) — Die Stellung der Frauen im Leben. (1. Reihe, S. 6.) (Lipsius & Tischer, Kiel.)
- Eisner, Kurt,** Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Lex. 8. — Zweite Abtheilung, Lieferung 68 enthält Handwörterbuch der Chemie, 48. Lieferung. — Dritte Abtheilung, Lieferung 11 enthält Handbuch der Physik. 11. Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Ganghofer, Ludw.,** Die Falle. Lustspiel. (A. Bonz & Co., Stuttgart.)
- Gebhardt, Bruno,** Handbuch der deutschen Geschichte. 2 Bde. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.)
- Gamerling, Robert,** Der König von Sion. Illustr. Ausgabe. (Verlagsanstalt u. Druckerei Act.-Ges. Hamburg.)
- Geferstein, Dr. Horst,** Religionsunterricht und Erziehung zur Religion. (Verlagsanstalt u. Druckerei Act.-Ges. Hamburg.)
- Konversations-Lexikon, Illustriertes.** Bd. VIII. (Otto Spamer, Leipzig.)
- Krummacker, M.,** Wörterbuch der englischen und deutschen Umgangssprache. (Emil Goldschmidt, Berlin.)
- Lubbock, Sir John,** Die Freuden des Lebens. 3. Aufl. (Fr. Pfeilstücker, Berlin.)
- Meynert, Prof. Th.,** Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen über den Bau und die Leistungen des Gehirns. (Wilh. Braumüller, Wien.)
- Nagel von Brawe, Hans,** Mausfall-Marie. Eine Künstlergeschichte. (Carl Flemming, Glogau.)
- Ollivier, Emile,** Michel-Ange. (Garnier Frères, Paris.)
- Ritschl, Otto,** Albrecht Ritschl's Leben. Bd. I. 1822—1864. (S. C. B. Mohr, Freiburg i. Br.)
- Roberts, Alexander Baron von,** Aus Mitleid und andre Novellen. (Verein der Bücherfreunde, Berlin.)
- Saar, Ferdinand von,** Frauenbilder. (Georg Weiß, Heidelberg.)
- Schaper, J. L. J.,** Die Auferstehung des Deutschen Reiches. (S. C. Hinrichs'sche Buchh., Leipzig.)
- Scheffler, L. von,** Michelangelo. (Stephan Geibel, Altenburg.)
- Schmidt, J. von,** Die vormalig kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. (Max Brunnemann, Kassel.)
- Oskar Schubin,** Ein müdes Herz. Erzählung. 2. Aufl. (Deutsche Verl.-Anstalt, Stuttgart.)
- Stegemann, H.,** Dorfdämmerung. Roman (Verlags-Magazin, Zürich.)
- The Tauchnitz Magazine,** 5., 6., 7. (Bernhard Tauchnitz, Leipzig.)
- Berdy du Bernois, J. von,** Studien über den Krieg. Erster Teil, 2. Heft. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)
- Ward, Herbert,** Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo-Staates. Deutsch von H. von Bobeser. (E. F. Amelang's Verlag, Leipzig.)
- Wichert, Ernst,** Der jüngste Bruder. 2 Bde. Roman. (Carl Reißner, Leipzig.)
- — Tileman vom Wege. Hist. Roman. 2 Bde. (Carl Reißner, Leipzig.)
- Winter, J. und Aug. Wünsche,** Die jüdische Litteratur seit Abschluß des Kanons. 1/3. (Sigmund Mayer, Trier.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Eph. lit.

